EGON ERWIN KISCH

Gesammelte Werke in Einzelausgaben

Herausgegeben von Bodo Uhse und Gisela Kisch

IV

EGON ERWIN KISCH

Paradies Amerika

Landung in Australien



Aufbau-Verlag Berlin und Weimar

1973

2. Auflage

Lizenz-Nr. 301. 120/80/73
Einband und Schutzumschlag: Erich Rohde
Karl-Marx-Werk Pößneck V 15/30
Best.-Nr. 611 264 9
EVP 11,10

PARADIES AMERIKA

DER DOKTOR BECKER VOR DEN PFORTEN DES PARADIESES

Der Doktor Becker, so sei unser Mann genannt, ist mit schwankenden Gefühlen an Bord des englischen Passagierdampfers.

Nicht deshalb schwanken seine Gefühle, weil das Schiff stampft und stößt, nicht deshalb, weil des Doktor Becker Schlafstelle gerade über der Schraubenwelle liegt, und nicht deshalb, weil das Speise- sowie das Rauchzimmer seiner Klasse infolge der Maschinenbewegung widerlich vibrieren.

Mittschiffs wohnend, spüren die Passagiere der zweiten und gar die der ersten Klasse das Stampfen und Stoßen des Dampfers bedeutend weniger, den Gang der Schraube überhaupt nicht. Überdies sind sie abgelenkt durch Spaziergänge auf einem hundert Meter langen gebohnerten Promenadendeck und durch Darbietungen von Jazzband und Sängern, deren klangliche Reize ein Lautsprecher zu den Passagieren der minderbemittelten Klassen leutselig weiterleitet.

Die minderbemittelten Klassen, zu denen der Doktor Becker gehört, hausen im Zwischendeck, aber sie heißen beileibe nicht „Zwischendeckpassagiere"; wenn eine Institution öffentlich kompromittiert ist, ändert man kurzerhand ihren Namen. Das Zwischendeck ist also abgeschafft worden, indem man es halbierte und jeder Hälfte eine andere Benennung gab: „Touristenklasse" hinten und „Dritte Klasse" vorne. Diese beiden Subspezies unterscheiden sich voneinander hauptsächlich durch den Fahrpreis, durch den Reisezweck der Passagiere (die der dritten Klasse sind zumeist Auswanderer mit vielen Kindern) und durch die Behandlung. So zum Beispiel tragen die Aborte der Touristenklasse die Aufschriften „Gentlemen's Lavatory" und „Ladies' Lavatory", während auf jenen der dritten Klasse nur „For Men" beziehungsweise „For Women" steht, noch dazu in allen europäischen Sprachen, weil man bei solch armseligem Pack die Kenntnis des Englischen nicht voraussetzt.

Der Doktor Becker hätte auf die Tafel „Gentlemen's Lavatory" gern verzichtet, wenn er dafür seine zwischen eiserne Wanten und Träger gedrängte Kabine nicht mit drei Schlafgenossen teilen müßte, obwohl er von ihnen etwas lernen könnte: von dem einen, wie man vor dem Schlafengehen seine Hämorrhoiden kunstgerecht behandelt, von dem anderen, wie man sich die Nägel der Zehen schneidet, ohne dabei die Strümpfe auszuziehen.

Wiederholt blickt der Doktor Becker in die Gefilde der oberen Klassen, wo weniger Begabte seiner Berufsgenossen oftmals die Fahrt über den Großen Teich unternehmen, solche, die in den ruhigen Wogen einer genehmen Weltanschauung, ohne zu stampfen und zu stoßen, erstklassig die Welt durchstreifen dürfen. Er beneidet sie nicht um ihre eigene Kajüte, obwohl der Doktor Becker sich mit der schwarzäugigen ungarischen Tischnachbarin zweifellos besser angefreundet hätte, wenn er nicht zu viert in seiner Kabine und sie nicht zu viert in ihrer Kabine steckte. Der Doktor Becker beneidet seine begünstigten Vorfahren und Nachfahren auch nicht darum, daß auf dem Promenadendeck die Felder des „Shuffleboard"-Spieles mit Lack für immer aufgemalt sind, dieweil sie auf dem Zwischendeck täglich mit Kreide aufgezeichnet werden müssen. Er beneidet sie auch nicht darum, daß ihnen der Anschauungsunterricht erspart wird, wie man vor dem Zubettgehen seine Hämorrhoiden kunstgerecht behandelt und wie man sich die Nägel der Zehen schneidet, ohne die (allerdings in einer dazu geeigneten Weise zerrissenen) Strümpfe auszuziehen.

Nein. Er beneidet sie – wenn anders er sie überhaupt beneidet – nur darum, daß sie die weite Fahrt nicht mit so gemischten Gefühlen zurücklegen müssen wie er.

Warum aber, sag an, sind diese Gefühle des Doktor Becker gemischt? Die Gefühle des Doktor Becker sind gemischt aus Freude und Befürchtung.

Die Freude des Doktor Becker, allgemeiner Natur und leicht erklärlich, ist die Freude, einen neuen Weltteil zu sehen, Amerika, das Land, das unvorstellbare, am unvorstellbarsten nach den Reiseschilderungen. Seine Freude wird von der sicheren Erwartung bestimmt, daß Amerika, das kein Altertum und kein Mittelalter besitzt, sozusagen der

Kaspar Hauser unter den Weltteilen, sich unmöglich in seiner Entwicklung darauf beschränkt haben kann, die Entwicklung der Alten Welt einzuholen oder zu überholen, also Krawatten und Westen und Hosenträger und Religionen und Schminken und Bankhäuser und Polizeispitzel und Börsengeschäfte und Kitschfilme zu erfinden und zu vervollkommnen.

Was aber die Befürchtung unseres Freundes anlangt, so ist sie schon mehr persönlicher Natur. Sie lautet: Werde ich, der Doktor Becker, denn überhaupt dieses Amerika zu sehen bekommen? Werden sich die für die Reise verausgabten Geld- und Zeitmittel nicht als herausgeworfen erweisen, indem man mich, den Doktor Becker, gar nicht das Land betreten läßt, sondern entweder zum nächsten nach Europa zurückfahrenden Schiff bringt oder aber auf der Auswandererstation Ellis Island zurückbehält, bis sich mein, des Doktor Becker, Charakter als Schwindler und Fälscher herausgestellt hat und meine, des Doktor Becker, Transportierung nach Sing Sing gewiß ist?

Ja, unser Freund – sollen wir ihn denn überhaupt noch so nennen? – ist in amerikanischem Sinne durchaus übel. Bereits dreimal hat man ihm das Einreisevisum verweigert. Einmal, weil sein Paß durch russische Sichtvermerke stigmatisiert war, wegen welch verdächtigen Umstandes man erklärte, erst im Pressedepartement Erkundigungen einholen zu müssen; darauf ließ es der Doktor Becker nicht erst ankommen. Und als er ein anderes Mal, in einer anderen Stadt mit einem anderen Paß, um Einreisebewilligung vorstellig wurde, bedurfte es keiner Erkundigung beim Pressedepartement mehr, um ihm zu sagen, daß er sich durch die öffentliche Behauptung, an Sacco und Vanzetti werde ein barbarischer Justizmord verübt, für jetzt und ewige Zeiten das Recht verscherzt habe, Gottes eigenes Land zu betreten. Das drittemal, als der Doktor Becker über seine Schuld Gras gewachsen glaubte, erging es ihm ebenso.

Seine Freunde rieten ihm nun, er möge bei der amerikanischen Konsularbehörde eines anderen Landes sein Glück versuchen oder sich ein gefälschtes Visum besorgen oder durch Bestechung ein echtes Visum oder mit fremden Papieren reisen und dergleichen. Alle diese Vorschläge wies

der Doktor Becker weit von sich und nahm nur einen einzigen an.

Mit Hilfe desselben befand er sich also an Bord des englischen Dampfers und auf der Fahrt nach Amerika, worüber er Freude empfand, während er gleichzeitig die Befürchtung hegte, drüben zumindest nicht an Land gelassen zu werden.

Schriftlich erklärt und ehrenwörtlich bekräftigt hatte der Doktor Becker, daß er die amerikanische Verfassung durchaus anerkenne, daß er den gewaltsamen Sturz von Regierungen mitnichten gutheiße, daß er weder Anarchist sei noch Kommunist.

Im übrigen gab sich der Doktor Becker der Beobachtung des Lebens und Treibens hin, das sich auf dem Schiff entfaltete.

Im Hafen von Southampton, noch auf der Fahrt längs der englischen Küste und bis hinüber nach Cherbourg, wo die kontinentalen Passagiere das Schiff betraten, hatte sich besagtes Leben und Treiben fröhlich angelassen. Muntere Mädchen, anscheinend fünfzehn bis siebzehn Jahre alt, hüpften über alles Schiffsgerät und turnten auf der Reling, die Röcke wehen und die Höschen sehen lassend. Ernste Männer würfelten im Rauchzimmer bei Gin, Brandy, Whisky und Cocktails. Damen spielten im Aufenthaltsraum Klavier, daß es eine Art hatte, manchmal sang jemand dazu oder tanzte gar. Jüngere Leute schrieben in ihr Tagebuch die Stunde der Abfahrt ein und notierten vor einer Tafel, daß das Schiff heute 487 englische Meilen zurückgelegt habe. Am Mittagstisch unterhielt man sich und wußte alsbald von jedem Mitreisenden, ob er nach St. Louis oder nach Philadelphia fahre und die wievielte seiner Seereisen es sei.

Im Nebenzimmer war für kinderreiche Familien gedeckt, und dort saß auch, allein an einem Tisch, ein Neger, ein älterer, anscheinend studierter Mann mit Brille, und verzehrte seine Mahlzeiten. Darüber wunderten sich einige Europäer und erfuhren, kein Amerikaner würde mit einem colored man, einem Farbigen, an einem Tisch sitzen. Wunderten sich die einigen Europäer weiterhin, so erhielten sie die überlegene Antwort: „Sie werden anders über die Niggers denken, wenn Sie erst ein paar Wochen in Amerika gewesen sind!“

Kann sein, kann sein, vielleicht sind nur wir Europäer so närrische „sentimentalists", die Neger auch für Menschen zu halten. Warten wir's ab, um anders über die Niggers zu denken, wenn wir erst ein paar Wochen in Amerika gewesen sind.

Kurzum, anfangs war es an Bord kurzweilig und belehrend. Aber allzubald machte sich der Atlantische Ozean, den man beinahe übersehen hätte, bemerkbar. Er schlug Wellen, das Schlingern und Stoßen und Stampfen begann. Die Maschinen ratterten in die Gehirne und Magenmuskeln, es war zum Kotzen, und man tat dies auch.

Auf Deck wurde es sehr öde, in den Aufenthaltsräumen und im Restaurant desgleichen. Nachts lag man auf schmalem Bett, doch schützten zwei Bretter vor dem Herausfallen. Es war weniger ein Bett als ein Sarg, ein Armesündersarg, ein Nasenquetscher. Am Kopfende brachte der Steward ein Körbchen mit Papiereinlage an, die, wenn sie zum Brechen voll war, durch eine neue ersetzt wurde. Außerdem waren für vier Personen zwei Wassergläser zum Trinken und Gurgeln, ein Waschbecken und zwei Nachttöpfe vorhanden. Die Luft da unten war – ohne Übertreibung – demgemäß.

Nach zwei bis drei Tagen trieben diese Luft und der Hunger die Menschen wieder nach oben, obwohl es kaum leicht war, sich in diesem Zustand anzukleiden, seine Hämorrhoiden in Ordnung zu bringen und die Stiegen emporzutaumeln, emporzuwanken.

So versammelten sich auf dem Deck einige Frauen von etwa vierzig Jahren, die sich gebrochen auf die Liegestühle warfen, wobei eine Brise die Röcke wehen und die Höschen sehen ließ und solcherart der Beschauer verblüfft erkannte, daß die ältlichen Damen mit den hüpfenden, turnenden Backfischen vom Reisebeginn identisch seien.

Langsam kamen Männer ins Rauchzimmer, sie waren blaß geworden, und es dauerte geraum, bevor ihnen der Brandy wieder schmeckte, den sie vorerst nur zur Stärkung zu sich nahmen, und dann der Whisky, der Gin, der Porter und die Cocktails.

Am raschesten waren die klavierspielenden Ladies auf ihren Posten und die Kinder, die zu diesen Klängen hopsten. Auf Deck wurde Schiffstennis gespielt, als Ball diente

ein Kautschukring, den man mit der Hand fangen und wieder übers Netz schleudern muß. Andere Vergnügungen bestehen darin, Gummischeiben auf numerierte Felder eines Brettes zu werfen oder Ringe über eine Stange. Hauptsport ist „Shuffleboard", das Schieben von Holzscheiben in eine mit Nummern markierte, etwa vier Meter entfernte Fläche.

Gespräche kommen in Fluß, und viele äußern Angst, bei der Landung Schwierigkeiten zu begegnen. Manchmal verlange das amerikanische Arbeitsamt eine Kaution von fünfhundert Dollar von denen, die nur ein Besuchsvisum haben, damit sie das Einwanderungsgesetz nicht umgehen und keine Arbeit im Lande annehmen; manchmal lehne der vom Einreisenden als Bürge angegebene amerikanische Bürger die Bürgschaft ab, und dergleichen.

Erfahrene Amerikafahrer verscheuchen diese Sorgen. Es sei längst nicht mehr so streng mit der Einwanderungskontrolle. Niemand werde zurückgeschickt, der das Visum hat. Nur mit den Bolschewisten mache man keine Geschichten, da sei man unerbittlich. Es gäbe solche, die sich das Visum erschleichen, aber man komme immer darauf, die Passagierlisten werden ja vorher nach New York gesandt, und dort habe die Polizei die genauesten illustrierten Verzeichnisse von allen politisch Anrüchigen der ganzen Welt.

Was dem Doktor Becker ferner mißfällt, ist: von Zeit zu Zeit taucht im Bereich der minderbemittelten Passagierklasse ein stämmiger junger Mann mit unlogischer Hornbrille auf, der zwar angibt, zum erstenmal nach USA zu fahren, sich aber kundig durch die verbotensten Türen des Dampfers bewegt. Er hat, von der bevorstehenden Präsidentenwahl ausgehend, den Doktor Becker in ein politisches Gespräch gezogen. Wie gern wären wir hinzugetreten und hätten dem Doktor Becker zugeraunt, auf keinen Fall etwas zu antworten! Zu spät, der Doktor Becker entwickelte dem Fremden bereits seine politische Meinung, bekannte sich mutig und offen zur Jaroslav Hašekschen „Partei eines gemäßigten Fortschritts im Rahmen der Gesetze"; er sei zwar Republikaner und Demokrat, sagte der Doktor Becker, lehne es jedoch entschieden ab, in den Chorus derer einzustimmen, die den entthronten Fürsten einen Eselstritt versetzen, da diese doch allesamt entsagungsvoll nur dem Wohle ihrer

Untertanen gedient haben und niemand an ihre Wiederkehr denke.

In diesem Augenblick kam eine Sturzwelle, die schwarzäugige ungarische Dame, zufällig daneben stehend, übergab sich, und die politische Debatte war somit in adäquater Weise beendet.

Weiter geht die Fahrt, und es scheint, als ob die Turbinen sich allmählich von der Seekrankheit erholen. Die Karte im Rauchraum zeigt Tagesleistungen von 535 Meilen.

Einige junge Amerikanerinnen lassen sich von Doktor Becker die Grundbegriffe der deutschen Sprache beibringen und lachen sich schief darüber, daß „Kind" sächlichen Geschlechtes sei, unbeschadet, ob es einen Knaben oder ein Mädchen bedeute. Kichernd suchen sie unter dem Tisch dessen männliches Geschlechtsmerkmal, da sie hören, man sage: „Der Tisch". Als aber „Fräulein" und „Mädchen" als Neutra bezeichnet werden, prusten sie heraus und rennen davon.

Zwischen der verschämten dritten Klasse und der unverschämten kann man, obwohl es nicht erlaubt ist, einen Spaziergang wagen, tief unter den privilegierten Wegen. Dieser submarine Weg vom Heck zum Bug führt an den Maschinenräumen vorbei, aus denen heftig wie Fausthiebe die Hitze emporschlägt. Auf der anderen Seite des Korridors: Schlafstätten und Aufenthaltsräume der Bemannung; nackte Menschen sitzen da, vom Öldampf und der Glut sich erholend. An den Wänden hängen die Vorschriften für den Fall von Alarm, Schiffszusammenstoß, Feuersbrunst oder Nebel. Die Mannschaft hat auszuharren auf ihrem Posten, bis die Passagiere gerettet sind. Ein Plakat verbietet, Morphium, Kokain, Heroin und Ecgomanin zu schmuggeln. Strafe bis zu tausend Pfund Sterling und bis zu zehn Jahren Zwangsarbeit wird angedroht.

Am vorletzten Tag, während die Fahrgäste beim Abendbrot sitzen, findet ein Seemannsbegräbnis statt. Ein Arbeiter, der die Paketsendungen für das morgen aus dem New Yorker Hafen kommende Postschiff vorbereitete, stürzte einen dreißig Meter tiefen Schacht hinab und blieb zerschmettert liegen. Er war dreiundzwanzig Jahre alt, Frau und Kind leben in Amerika und werden morgen wahrscheinlich glück-

strahlend auf dem Pier seiner warten. Die Leichenteile wurden in ein mit Bleistücken beschwertes Stück Stoff genäht, das englische Banner darübergebreitet, der Kapitän liest ein Gebet, und auf zwei Seilen läßt man den Toten hinab.

Die Arbeiter kehren von der Totenfeier zu den Maschinen zurück, an den Passagieren vorbei, die vom Abendbrot zum Schiffsfest in den Loungeroom gehen und so von dem Unfall erfahren.

Da der Vorsitzende des Festkomitees ein mitreisender Reverend ist, gedenkt er einleitend des „in Ausübung seiner Pflicht" gestorbenen Seemanns und spricht ein Gebet, bei dessen Beginn alle englischen Damen automatisch die Hand an die Augen legen, um sie inbrünstig zu verdecken.

„Nun aber", sagt der Pastor, „wollen wir uns fröhlicheren Gedanken zuwenden!"

Ein Jüngling rezitiert (schlecht) ein Kapitel der „Pickwickier", eine Dame singt mit schiefgezogener Nase (schlecht) eine Arie aus „Traviata", zwei Kinder tanzen (schlecht) Charleston, und ein Kaufmann aus Chicago erzählt (schlecht) drei Witze über Irländer.

Während dieses letzten Vortrages rief ein New Yorker Kaufmann einem anderen New Yorker Kaufmann, der ein überlegen-ablehnendes Gesicht machte, die Worte zu: „What did you expect from Chicago?!" Und dem Doktor Becker schien es, als hätte er den Sprecher bereits einmal bei einer Hochzeit in Brünn gesehen, wo er mit Bezug auf einen Vortragenden aus Iglau in dem gleichen Tonfall äußerte: „Haben Sie etwas Besseres aus Iglau erwartet?"

Und dann kommt die Preisverteilung des Bridge-Turniers, und zum Schluß singt man „God save the King". Bei ähnlichen Anlässen war der Doktor Becker verprügelt worden, weil er sich nicht von seinem Stuhl erhoben hatte, diesmal aber steht er patriotisch auf. „New York vaut bien une messe", mag er kalkulieren.

Der nächste Tag ist der letzte der Fahrt – aber nur für Erste-Klasse-Passagiere mit amerikanischem Bürgerrecht der letzte Tag an Bord.

Allerhand grellrote Bojen werden passiert, sie haben die Form von Schiffen und tragen auch Schiffsnamen: „Nantucket", „Fire Island". Überhaupt belebt sich das sonst nur

an sich belebte Meer, Schiffe tauchen auf, ein Torpedobootzerstörer scheint direkt Kurs auf uns zu nehmen. An einem Schalter wechseln alle ihr letztes englisches Geld gegen amerikanisches ein. Die Decken, unter denen man auf den Liegestühlen geruht, bringt man dem Decksteward zurück, der den daran wie eine Preisangabe baumelnden Namenszettel abnimmt.

Die Damen erscheinen toilettiert und geschminkt, die älteren Ladies erkennt man jetzt, ohne daß der Wind weht, als die Backfische aus Southampton wieder.

Viel zu tun hat der Friseur in seinem kleinen Laden, wo man bisher Kragenknöpfe und Mundwasser kaufte. Heute läßt man sich rasieren und frisieren. Jener Kabinengenosse des Doktor Becker, der ihn gelehrt, in Strümpfen die Zehennägel zu schneiden, steckt zwei Brillantringe und eine Perlennadel an: „Wegen der Immigrationsbeamten", bemerkt er, „sie beurteilen einen ganz anders."

Der Abend sinkt. Leuchtschiffe und Leuchttürme grüßen zwinkernd, von Swinburne Island her kommt ein Boot mit dem Amtsarzt. Nun müssen alle Passagiere den Hammelsprung machen. Mit der Zähluhr in der Hand kontrolliert er, ob kein Stück der Herde fehlt. Um halb sieben wird die Bar im Rauchzimmer geschlossen. Bis zur letzten Sekunde verproviantieren die Männer ihren Magen mit soviel Whisky, als er verträgt, und etwas darüber.

Rechter Hand eine Lichterreihe: Coney Island, wie man erfährt, linker Hand Staten Island. Kaugummi-Reklame grüßt elektrisch, bewegt und eindringlich: „Wrigley's here, Wrigley's there, Wrigley's everywhere".

Ebenso die „Statue der die Welt erleuchtenden Freiheit". Man sieht sie zuerst im Profil, die Fackel weit von sich gestreckt, vom Sockel aus fällt ein Scheinwerfer auf ihre lückenlos durch ein faltiges Gewand verhüllte Gestalt. Vor nicht allzu langer Zeit fuhr ganz New York hierher, wenn jemand gehängt wurde. Der Galgen ist abgeschafft, der Elektrische Stuhl steht in Sing Sing und auf Bedloe Island die Freiheitsstatue.

Und schon: steuerbords die Südspitze des Eilands Manhattan mit den Wolkenkratzern!

Mit diesen Wolkenkuckucksheimen der amerikanischen

Realität! Um von den Fäusten und Ellenbogen der City nicht in den Hudson gestoßen zu werden, stülpen sich noch am äußersten Rand der Insel die Geschäfte und Kontore übereinander, vierzig, fünfzig, vierundfünfzig Stockwerke hoch.

Die berühmte „Skyline", die Kontur der New Yorker Häusergiganten, hebt sich vom abendlichen Himmel ab.

Auf den Fassaden leuchten Rechtecke, viele Reihen, viele Etagen also. Darüber strahlen Kuppeln oder Türme. Die Vergleichsmöglichkeit fehlt – sieht man denn, daß das winzige Spielzeug, das achtlos auf der Erde liegt, acht- bis zehnstöckige Bauten sind?

Erdrückt wird man nicht von einer spätabendlichen Begegnung mit den Wolkenkratzern. Nur bezaubert. Da steht das Ganze als ein einziger Block, ein Montsalwatsch auf senkrechtem Felsen, seine Zinnen glühen und seine Wachttürme flammen.

Hart an der Stadt den Hudson aufwärts, an fünfzig stattlichen Häfen vorbei, die keine Häfen sind, sondern nur Anlegestellen des Hafens von New York.

Lichter und Lichtreklamen überall.

Unser Dampfer ist zu groß, um selbst in sein Landungsbassin zu manövrieren. So bugsieren ihn acht Schlepper. Zwei dieser „tugs" sind Vorspann, und zwei zerren seitlich das Schiff, zwei rennen mit verbundener Nase steuerbords und backbords unseren Rumpf an; wäre ihr Kiel nicht mit Hanf umwickelt, sie und wir würden Schaden nehmen.

Indes sich dieses possierliche Schubsen begibt, stehen auf dem Pier, tief unter uns, Menschen, viele Hunderte, tücherschwenkend, hüteschwenkend, schreiend.

Nur zwei Landungsbrücken werden vom britischen Steamer zum amerikanischen Land gespannt, die eine für die Passagiere der ersten Klasse, die andere für – das Gepäck der Erste-Klasse-Passagiere.

Alles drängt sich an Stellen zusammen, wo Blick und Schall eine Verbindung herstellen können zwischen Wartenden und Erwarteten. Erkennungsszenen, Wiedersehensszenen, Empfangsszenen par distance.

Noch eine Nacht an Bord, und eine schlimme. Es stellt sich heraus, daß der Lärm der Maschinen seine Vorteile hatte: heute, da sie verstummt sind, hört man nicht nur das

Schnarchen und Rülpsen der Kabinenkollegen, sondern auch alles aus den angrenzenden Kajüten. Und an das Rattern der Dynamos, das Schaukeln des Schiffes gewöhnt, wird man seekrank und schwindlig vom jähen Gleichgewicht.

Die Prozeduren der Paßkontrolle und die Überprüfung der Personalien durch die Einwanderungskommission dauern stundenlang, von sechs Uhr morgens bis über den Mittag hinaus.

Der Doktor Becker, der als Beruf „author" angegeben, wird gefragt, was er denn für ein Schriftsteller sei.

„Novellen und Romane schreibe ich."

„Und Politik?"

„Not at all!" erwidert er lächelnd.

So darf er hinunter in die Landungshalle, hinein nach Amerika.

VORABEND,
TAG UND NACHT DER PRÄSIDENTENWAHL

Jimmie Walker, Bürgermeister und the bestdressed man of New York (gut angezogen zu sein, gilt im Staate der Gleichheit ebensoviel wie in einem Korps deutscher Studenten), Jimmie Walker steht auf dem Times Square und spricht mit weithin tönender Stimme, mit eindrucksvollen Gesten und mit schön gewundenen Phrasen zugunsten des demokratischen Präsidentschaftskandidaten Al Smith.

Berittene Polizisten halten die Ordnung aufrecht, Tausende drängen sich, um den Redner zu sehen, die Rede zu hören, sie durch Zwischenrufe zu beleben oder zu stören.

Jimmie Walker reagiert nicht auf diese Einwendungen und nicht auf den Beifall, er spricht seinen Speech, und wenn er zu Ende ist, fängt er von neuem an, mit unvermindert weithin tönender Stimme, mit genau den gleichen eindrucksvollen Gesten und mit ganz denselben schön gewundenen Phrasen.

Das tut er die ganze Nacht, ohne müde zu werden, denn er steht nicht in persona auf dem Times Square, er steht nur in effigie auf dem Times Square, er ist gefilmt und vitaphoniert worden, als er diese Rede hielt, und nun wird sein Bild durch den Projektionsapparat auf die Leinwand und seine Stimme durch den Lautsprecher über den abendlichen Platz geworfen.

Mittags hält der demokratische Kandidat eine „Parade" ab, indem er durch die Stadt fährt. Zuerst eine Reihe von Polizisten auf Motorrädern, dann Polizisten zu Pferd; auf den Dächern zweier leerer Autobusse spielen Musikkapellen; die gentlemen of the press und die gentlemen of the film mit ihren Apparaten stehen auf dem Deck der nachfolgenden Autobusse.

Dann: ein offenes Auto, auf dessen erhöhtem Hintersitz der Kandidat thront. Er trägt den hellbraunen Derby-Hut, der ihn so populär gemacht hat und den er so populär ge-

macht hat, daß die Schaufenster der Hutläden mit hellbraunen harten Hüten von gerader Krempe angefüllt sind. Al Smith rollt vorbei, winkt abwechselnd mit der rechten und linken Hand, unbeschadet, ob die Menge jubelt oder pfeift. Nach ihm die Suite bezahlter und unbezahlter Wahlmänner in Autos mit großen Plakaten.

Das ist die große Parade. Vorher haben die Zeitungen spaltenlang darüber geschrieben, am Abend werden sie spaltenlang darüber berichten. Was war denn los? Ein Kandidat fuhr mit Musikbegleitung durch die Straßen von New York.

„... durch die Straßen von New York." *Das* war los. Die fünfzigstöckigen, dreitausendfenstrigen Häuserpyramiden mitsamt ihren flachen Dächern und ihren Türmen und mitsamt ihren in schwindelnder Höhe ungeschützten Gesimsen sind besetzt von Menschen, die glücklich sind, für einige Minuten vom Verkaufsstand, von der Additionsmaschine, vom Arbeitstisch entfernt zu sein, hinabgucken und schreien zu dürfen und echt amerikanische Papierschlangen, echt amerikanisches Konfetti auf die Straße zu werfen.

Diese Papierschlangen sind die endlosen Streifen der beiden in jedem Büro aufgestellten Empfangsapparate für Börsenkurse und Wirtschaftsnachrichten. Das Konfetti aber entstand aus den vorjährigen Telefonbüchern von New York City, von Brooklyn und New York Suburban; vorschriftswidrigerweise wurden sie nicht an die Telefongesellschaft abgeliefert, sondern aufgehoben, damit man sie bei der Einholung einer Kanalschwimmerin, eines Ozeanfliegers oder mindestens eines Präsidentschaftskandidaten zerstückeln und die Fetzen mit vollen Händen verstreuen könne. Da hängt, schwebt, weht dieses Lametta aus Druckpapier von den strengen Fassaden hinab in die wüsten Straßenschluchten, die sich – während der Anwärter auf dem Weg zur Macht und zum Ruhm weiterzufahren glaubt – im Nu fußhoch bedecken mit überholten Börsenkursen und Telefonadressen des Vorjahrs.

Quer über die Straßen sind Banner mit den Namen der Prätendenten gespannt, auf manchen Giebeln Fahnen mit dem Bild eines von ihnen gehißt, grellbunte Glühbirnen formieren sich an den Klubhäusern zu flammenden Losungen, an allen Straßenecken werden Flugblätter verteilt, in eng-

lischer, italienischer, französischer, russischer, deutscher, jiddischer, polnischer und griechischer Sprache. (Dies die Reihenfolge.) Die Plakate sind nur in einer Sprache verfaßt, freilich ist das in jedem Bezirk eine andere.

In Harlem tobt abends eine Parade zugunsten Hoovers, des „Parteigenossen von Abraham Lincoln". (Eine gute Parole, denn Lincoln, der Sklavenbefreier, ist im Negerbezirk heilig.) An den hundert Kinos, den Singspielhallen, den Speak-easies, den Musikläden und Lombardgeschäften von Lenox Avenue vorbei rollt der Umzug mit den schreiend behängten Autos, in deren Fonds feingekleidete Negerherren und feingekleidete Negerdamen sitzen und auf deren Trittbrettern arme schwarze Teufel das Banner schwingen und „Stimmt für Hoover", „Stimmt für Hoover" brüllen. Zwischen den Personenautos ein Lastwagen mit der Musikkapelle. Seltsam oder selbstverständlich? – es ist eine Musikkapelle ohne Saxophon, ohne Banjo, kein einziges Werkzeug der Jazzband, nur Geigen, Bratschen, Waldhorn und Tschinellen, und die von den Negern engagierten Musikanten sind allesamt Weiße!

Ein großer Eckladen auf dem Broadway trägt Affichen an den Fenstern: „Wenn ihr bezweifelt, daß es der Ku-Klux-Klan ist, der die Hetze gegen Smith führt, so tretet ein und sehet die Beweise." Wir treten ein und sehen die Beweise. Zeitungsblätter, die Smith wegen seines Katholizismus verspotten. Karikaturen: auf Smiths Schultern reitet der Papst in Amerika ein, aus dem Fenster des Weißen Hauses ruft Smith den Rattenzug der Jesuiten zu sich. Devisen an den Wänden polemisieren, niemand dürfe wegen seiner Religion angegriffen werden.

Sie filmen um die Wette, die beiden Prätendenten. Zwischen den Großfilmen, zwischen den Szenen der Music Halls sieht man sie wie Wrigleys Kaugummi: here, there, everywhere, zu Hause, auf der Straße, auf der Tribüne.

Auch bemühen sie sich, in jedem einzelnen Hause von Amerika vorzusprechen. Per Radio. Von Herbert Hoovers Rede in Madison Square Garden bekommen die Rundfunkteilnehmer ein eine Stunde langes Stück, nachher von Al Smith's Speech in Brooklyn ein ebenso langes Stück. Jeder Zwischenruf, jeder Beifall und jeder Pfiff ist in jedem radio-

gesegneten Haus zu hören. Wenn der Lärm nach einem markanten Satz zu lange dauert, äußert der Präsidentschaftskandidat: „Freunde! Vertrödeln wir die Radiozeit nicht mit Kundgebungen der Versammlung!"

Er hat recht. Die Radiozeit ist teuer, 30 000 Dollar die Stunde. Und allabendlich sprechen nicht nur die Kandidaten, sondern auch Parteimänner für sie.

Heute jedoch ist Wahltag, St. Electionday, und da herrscht tagsüber die Ruhe einer modernen Schlacht. Alles schreitet zur Urne – aber der New Yorker schreitet nicht, und statt der Urne gibt es Abstimmungsmaschinen, drei oder vier in jedem Wahllokal. Die Schlangen der vor ihnen angestellten Wähler winden sich ineinander und durcheinander. Vertrauensleute der beiden Parteien, an Abzeichen kenntlich, gehen mit Modellen der Maschine auf und ab und erklären jedem, wie er's machen muß, daß seine Kandidaten gewählt werden. (Seine Kandidaten. Plural! Denn es wird nicht nur der Präsident gewählt, sondern auch der Vizepräsident, der Gouverneur, ein Senator, der Oberrichter, der Oberstaatsanwalt und ein Kongreßmitglied.)

Ist der Wähler an der Reihe, sein Papier überprüft, dann tritt er in das „closet" und verschiebt einen Hebel, wodurch ein Vorhang zugezogen wird. Abgeschlossen von aller Welt, kann er nun das verbriefte Recht des freien amerikanischen Bürgers ausüben: alle paar Jahre auf sechs Knöpfe zu drükken und heimzukehren.

Erst abends, erst abends geht's los. Der Times Square, die Ausbuchtung des Broadway, auch an normalen Abenden der tobsüchtigste Rummelplatz, Tummelplatz und Bummelplatz der Erdoberfläche, sieht heute buchstäblich Hunderttausende, die das Resultat erfahren wollen. New Yorks Polizei, verstärkt durch die von Brooklyn, von Bronx und von Staten Island, ist aufgeboten, um in der Siebenten Avenue und von der 40. bis zur 59. Straße den Verkehr wenigstens einigermaßen aufrechtzuerhalten. Als ob die Kehle von hunterttausend Gleichgesinnten nicht genügte, hat jeder noch eine Trillerpfeife oder eine Trompete oder eine Klapper mit sich, Kinder schlagen Tschinellen mit Zinntellern und Pauke auf Waschschüsseln, Chauffeure vermieten das Deck ihres Autos, kein Fenster der Bürohäuser, die

Feiertag und auch sonst um diese Zeit längst Geschäftsschluß haben, ist unbesetzt, keine Lücke zeigt sich an der Brüstung der Dachgärten.

Im 8. Stockwerk des „Times"-Gebäudes leuchten die Meldungen auf. Jede löst Gebrüll aus und geht solcherart auf akustischem Wege um die Straßenecken zu jenen Menschenkeilen, die nichts sehen können.

Zwölf Uhr eine Minute nachts ist alles aus. Denn es erscheint mit Flammenschrift an der Wand das Telegramm aus Ardmore, Oklahoma:

„Hoover hat in Missouri die Mehrheit erlangt und somit die 266. Stimme im Wählerkollegium."

Da das Kollegium der Wahlmänner aus 531 Personen besteht, bedeutet die Meldung aus dem Nest in Oklahoma Mehrheit und Entscheidung.

Heulend und pfeifend oder jubelnd und trompetend oder still und enttäuscht lockern sich die Massen, entfernen sich. Am nächsten Tag sind die täglichen Folianten ausschließlich gefüllt mit Hoover und seiner Familie, mit Wahlresultaten und Wahlberichten, zweiundzwanzig Millionen haben für Hoover gestimmt, siebzehn Millionen für Smith, auf vierzig Sternen der amerikanischen Gösch ist die Mehrheit für Hoover, nur auf den restlichen acht für Smith. Wetten werden ausbezahlt, Vermögen in Wetten gewonnen, Vermögen in Wetten verloren, auf Wall Street fünf Millionen Aktien umgesetzt.

Was ist geschehen?

Der Kandidat der republikanischen Partei hat gegen den Kandidaten der demokratischen Partei gesiegt. Nun ist aber die demokratische Partei natürlich durchaus republikanisch, und die republikanische Partei würde es sich sehr verbitten, für weniger demokratisch angesehen zu werden als die demokratische. Der genetische Unterschied, daß die Demokraten einmal die Vertretung der Plantagenbesitzer in den Südstaaten und des Kleinbürgertums in den Städten waren, tritt ebensowenig in Erscheinung wie der politisch-historische Unterschied, daß die Republikaner seinerzeit den Hochschutzzoll bekämpften.

Persönlich traten die beiden Stellungsuchenden mit besonderen politischen Ködern auf. Jedoch Hoover, der das

Rennen mit drei „P" bestritt (Prosperity, Protestantism und Prohibition), betonte seinen Protestantismus wohlweislich nicht. Und für Wohlstand war sein Gegner ebenso. Auch Smith war für die Aufrechterhaltung der Prohibition, nur wollte er die Grenze des Alkoholgehalts für den Begriff „berauschendes Getränk" etwas hinaufsetzen; er erklärte aber, dies bedeute eine Änderung der Verfassung, zu der kein Präsident Macht und Möglichkeit besitze. Bedingt trat er dafür ein, die Verwertung der Wasserkräfte von der Privatspekulation fernzuhalten, während wiederum Hoover diese im Sinne der größtmöglichen Prosperität verwendet zu sehen wünschte.

Kein Unterschied in den Programmen, kaum ein Unterschied in den Wahlparolen. Und auch keine Personenfrage – da niemand bei solchen Wahlen entscheiden kann, da niemand bei solchen Wahlen voraussagen kann, wie sich der Kandidat als Präsident gegenüber diesem oder jenem Einfluß verhalten wird. Der einzige, der je mit festem Programm auftrat, war der Demokrat Wilson: „Kein amerikanischer Staatsmann darf so ehrlos und charakterschwach sein, unter irgendeinem Vorwand USA zur Teilnahme am Weltkrieg zu bringen." Trotz der Riesenagitation der Entente wurde er dafür unter der Parole „He kept us out of the war" wiedergewählt und – erklärte den Krieg.

Also auch keine Personenfrage! Eine reine Machtfrage der Parteien, deren beide Bundesleitungen achteinhalb Millionen Dollar für Agitationszwecke ausgeworfen haben, abgesehen von den Millionen der Landesorganisationen. Eine Machtfrage zu Geschäftszwecken.

Die vierzig Millionen Wähler macht das nicht stutzig.

„Was ändert sich denn", fragte der Doktor Becker am Wahlabend auf dem Times Square einen aufgeregten Nachbarn, „was ändert sich eigentlich dadurch, ob Smith oder Hoover gewählt wird?"

„Oh, es ändert sich ebensoviel, wie wenn Tunney statt Dempsey Weltmeister im Boxen wird."

KÄFIGE IN KÄFIGEN, DIE IN KÄFIGEN STECKEN

Zeit meines Lebens habe ich so etwas noch nicht gesehen wie die Tombs, das berühmte City-Gefängnis von New York. Der ursprüngliche Kerker stellte eine Kopie der ägyptischen Königsgräber (tombs) dar, was komisch war und dem Zweck des Gebäudes nicht entsprach, weshalb man den notwendig gewordenen Neubau im Stile der englischen Königsschlösser aufführte.

Nun ist es eine Tudor-Festung mit einem Fabrikschornstein, die Eisentore im Wall sind kunstvoll beschlagen, und obwohl das Kastell keinen Turm hat, ist jeder Ecke eine große Kegelkappe aufgestülpt, als ob. Auch Zinnen und ähnliche Zierate fehlen nicht, und nach dem Strafgerichtsgebäude führt über die Straße ein Verbindungsgang, der venezianisch gewölbt ist und demgemäß Bridge of Sighs heißt, die Seufzerbrücke. Es würde uns nicht überraschen, wenn demnächst ein Rockefeller etliche Millionen stiftete, um hier auch Bleikammern zu errichten, weil Venedig solche besaß.

Das Gefängnis sieht also von außen geradezu hui aus. Im Innern hingegen – zeit meines Lebens habe ich so etwas noch nicht gesehen!

Den ersten Eindruck vermitteln die Sheriffs, die eben vom General Court hereinkommen und gefesselt sind. Vielleicht könnte jemand einwenden, nicht *sie* seien gefesselt, sondern der Gefangene, den jeder Sheriff bringt. Aber die Nickelspangen schließen sich mit der gleichen Festigkeit um die Handgelenke beider – daß es das rechte Handgelenk des anderen und das linke Handgelenk des einen ist, macht nicht viel aus. Wichtiger ist: der Eskorteur hat den Schlüssel der Spange und einen Revolver in der Tasche, der Eskortierte aber bestenfalls nur einen Revolver.

Man trifft auch Sheriffs, die gerade abgeliefert haben und ein ganzes Warenlager von vernickelten Stahlarmbändern in der Hand tragen.

An zwei Zimmern vorbei, hinter deren Eisengestängen der Gefangene mit seinem Rechtsanwalt verhandeln kann, geht es nach innen: den Zellen zu. Keine ist durch eine Tür verschlossen, alle nur durch Gitterstäbe, so daß der Insasse nicht eine Stunde des Tages und nicht eine Stunde der Nacht allein ist; er sitzt im Käfig, jederzeit zur Schau für die vorbeigehenden Wächter, und ist doch immer verschlossen.

Und wie verschlossen! Der Korridor, man kennt diese eisernen Viadukte aus jeder Strafanstalt, ist hier kaum einen halben Meter breit und läuft nur zehn Zellen entlang, vier solcher Galerien per Stockwerk. Aber nicht nur die Zellen sind einzeln versperrt, sondern auch jede Galerie zugeklappt und jeder Eingang zu jedem Stockwerk verschlossen. Zeit meines Lebens habe ich so etwas noch nicht gesehen: ein Gefängnis, wo man oben und unten, rechts und links keinesfalls mehr als acht Schritte machen kann, ohne auf ein versperrtes Gestänge zu stoßen.

Zur Menagestunde sind manche Türen offen: die in die Küche, die, aus denen die Kalfaktoren kommen, um auszufegen oder Brot zu holen. Wenn nun irgendwo eine Unruhe ausbricht, so genügt ein Druck auf die Alarmvorrichtung, um alle Räume zu schließen und jede Kommunikation der Abteilungen zu verhindern. Ganz eng die Mitte des Stockwerks, wo die vier Zellengänge zusammenlaufen, so eng, daß man sich nicht bewegen kann: auf diesem Raum wird die Bewegungsstunde abgehalten, der Spaziergang.

Ein Waschbecken mit fließendem Wasser ist in der Zelle und eine Klosettschüssel, dazwischen ein kleiner Tisch mit Seife für das erstere und mit Papier für das letztere. Dieses Tischchen füllt die Querwand aus, darüber brennt eine Glühbirne ohne Schalter, rechts an der Wand sind zwei übereinander angeordnete Klappbetten für die Nacht und ein Schemel für den Tag und noch ein Tischchen. Das ist gleichermaßen die Wohnung für den, der wegen Überschreitung von Verkehrsvorschriften zu einem Tag verurteilt (vom Verkehrsgericht erhält der Chauffeur das erstemal einen Tag oder 2 Dollar Strafe, das zweitemal zwei Tage oder 25 Dollar, das drittemal 50 Dollar oder fünf Tage und Entziehung des Führerscheins), wie für den, der unter dem Verdacht mehrerer Raubmorde hierhergebracht worden ist und nun

eventuell sechzehn Monate darauf warten kann, bis er über die Seufzerbrücke zur Verhandlung geführt wird.

Denn das City-Prison of Manhattan beherbergt Untersuchungshäftlinge (trial cases) und Leute, die bereits verurteilt (sentenced) sind, und zwar zu einer Haft von höchstens sechs Monaten. Die allerdings haben einen gemeinsamen Schlafsaal hinter Gitterstäben.

Gesondert untergebracht sind auch die zum erstenmal rückfälligen Jugendlichen (second offenders) im Alter von 16 bis 20 Jahren und die bisher unbescholtenen Jugendlichen. Sie wohnen im alten Teil des Tudor-Schlosses, unter der Seufzerbrücke, an der Stelle, wo bis zum Jahre 1888 der Galgen von New York stand. Der Galgen ist dann verlegt und schließlich die barbarische Strafe des Henkens abgeschafft worden und durch den „humanen" elektrischen Stuhl ersetzt.

Für Kokainschnupfer und Morphiumesser, die gewöhnlich gleichzeitig Schmuggler dieser Toxine sind, hat man eine dritte Sonderabteilung reserviert, nicht etwa zu dem Behufe, damit sie einander kennenlernen und sich zu gemeinsamen Geschäftsverbindungen zusammenschließen, sondern weil die Behandlung dieser Fälle die gleiche ist.

Zeit meines Lebens habe ich so etwas noch nicht gesehen, ein Kerkerhaus, in dem sich – zweimal täglich, um zehn Uhr morgens und um halb drei Uhr nachmittags – die stählernen Klapptüren der Galerien vor einem Zeitungsjungen öffnen, der die Zellen entlang läuft und Tagesblätter und Magazine verschleißt. Das ist gut. Und gut ist auch, daß hier, wie in jedem amerikanischen Gefängnis (sogar im Frauenzuchthaus) jedermann so viel rauchen darf, wie er lustig ist. (Wann wird endlich in den deutschen Polizeigefangenenhäusern und Strafanstalten die Quälerei des Tabakverbotes aufhören!)

Der Häftling kann täglich einmal unentgeltlich telefonieren lassen und hat für jeden weiteren Anruf, der für ihn besorgt wird, nur fünf Cents zu bezahlen. Ein Geschäft ist hier, wo man vielerlei erhält: nicht nur Pfeifen samt Tabak und Putzern, Zigarren, Zigaretten und Streichhölzer (Deutschland, höre: Streichhölzer im Gefängnis!), Kaugummi, Pralinen(!), Selterswasser, Ingwerbier, Kuchen, Mar-

melade, Ölsardinen, Spaghetti, Kondensmilch, Räucherhering, Äpfel und Orangen, Bleistifte, Schreibpapier, Briefmarken, Rasiercreme, Rasierbürste, Rasierpulver und Zahnpasta, sondern auch Unterhemden, Unterhosen, Hemden, Socken, Taschentücher in allen Farben, Stiefelwichse und Wollhandschuhe. In den Frauengefängnissen auch Blusen, Strümpfe, Miederleibchen, Nadeln, Haarnetze, Taschenkämme und Sicherheitsnadeln.

Restaurant im Hause. Der Kellner geht von Zelle zu Zelle, nimmt Bestellungen entgegen und serviert denen, die Geld haben und mit der Anstaltskost nicht zufrieden sind. Das wirkt merkwürdig. Aber die Methode des europäischen Strafvollzugs, nur dadurch die Unterschiede zwischen reich und arm aufzuheben, indem man beide auf jämmerliche Gefangenenkost setzt, führt ebensowenig einen richtigen Zustand herbei. Ein solcher wäre: anständige, die Gasthausverpflegung überflüssig machende Kost. Oh, über das Bedenken der Spießer, daß es dem Verbrecher im Kerker „zu gut gehen" könnte! Das Gefängnis wird immer eine schreckliche, gefürchtete Örtlichkeit bleiben, auch wenn man dort anständig essen, mit seiner Frau verkehren, nach Belieben rauchen, Briefe schreiben und Briefe und Besuche empfangen dürfte.

Gezahlt werden die Gasthausspeisen mit Gefängnismünzen, die Waren aus dem Laden mit einem Scheck, der vom Häftling und einem Zeugen unterschrieben ist.

Es gibt ferner eine Patentkirche. Ein schöner Altar, tief gegliedert, ist dazu da, daß der evangelische Pastor zum Heiland bete, dessen Bildnis über dem Kreuz hängt. Aber, husch, hast du nicht gesehn, wird der Altarraum zugeklappt, nichts mehr von ihm ist übrig, nichts mehr vom Kruzifix und nichts mehr von Jesus, die Klappe ist eine Bundeslade und die Kirche eine Synagoge. Das heiß ich mir smart, ein Griff – ein Tempel; weshalb aber, um Jehovas, beziehungsweise um Christi willen, genügt das nicht, warum müssen, heilige Maria, die Katholiken im unteren Stockwerk eine eigene Kapelle haben und sogar die Gesundbeter, die Christian Science, eine eigene? (Apropos: „Jewish Science" heißt in Amerika die Psychoanalyse.)

Bevor wir eintraten in die Tombs, sahen wir auf der

Straße eine Gruppe von Menschen; sie warteten vor einem Türchen im Wall, auf dem „Visitors' Entrance" stand, und wir glaubten in ihren Gesichtern jene trübe Mischung von Wiedersehenserwartung und Sorge zu erkennen, die bei Kerkerbesuchen vorherrscht. Im eisigen Dezember mußten sie draußen harren, den Blicken der Passanten ausgesetzt.

Wir ahnten nicht, von welch grauenvoller Art der Besuch hier ist.

Die Leute schieben sich in einen Stollen, der in das Haus eingeschnitten und nach wenigen Schritten zu Ende ist. Links ist dieser Gang von numerierten schmalen Schränken eingesäumt, in denen je ein Stuhl steht. Eine Wand des Schranks ist ein ganz engmaschiges Drahtnetz.

Jedem Besucher ein Schrank. Jedem Schrank gegenüber, nach einem Zwischenraum von einem halben Meter, ein anderer, die gleiche Nummer tragender und ebenso dicht verdrahteter Schrank. Darin, besuchsbereit abgeschlossen, der Gefangene.

So sitzen, einander fast unsichtbar, unbeweglich und distanziert, Mutter und Sohn sich gegenüber, Vater und Tochter, Gatte und Gattin; vielleicht Mütter nebeneinander, vielleicht Gattinnen nebeneinander, vielleicht Söhne nebeneinander, eine gespenstische Reihe angesichts einer ebenso gespenstischen. Wärter stehen am Ende des Zwischenraumes und überblicken ihn.

„Damit die Besucher den Gefangenen nichts zustecken, keine Feilen, keine Kassiber, keinen Alkohol, keine Waffe und kein Narkotikum." So wird dieses System erklärt.

In Europa ist man ja auch auf derlei Dinge bedacht, ohne daß – nein, zeit meines Lebens habe ich ein solches Gefängnis nicht gesehen.

KAPITOL UND KAPITALE

Gewohnt, seine Vorstellung von etwas Bevorstehendem zu fixieren, um sie hernach mit der Wirklichkeit konfrontieren zu können, hatte sich der Doktor Becker die Stadt Washington als eine Art Haag ausgemalt, einen Balkon Amerikas. Ein Balkon ist etwas, was mit dem übrigen Haus nichts zu tun hat. Man wohnt nicht dort, aber man sitzt dort und genießt.

Wie dachte sich also der Doktor Becker die Stadt Washington?

So: Regierungspaläste, stille Plätze umsäumend, pensionierte Ministerialräte in den Anlagen spazierend, aktive Staatssekretäre in großen Autos umherfahrend, Gesandtschaftshotels, Kaffeehäuser auf dem Bürgersteig mit Senatoren, Deputierten, Parlamentsjournalisten, politisierenden Damen und käuflichen Dingen.

Bei der Konfrontation erwies sich das Phantasieprodukt als falsch. All das wäre zu europäisch gewesen. Aber auch amerikanisch ist Washington nicht – außer in einer Hinsicht, und in dieser ist es sogar die Hauptstadt Amerikas. Nämlich als Sammelsurium aller nichtamerikanischen Stilarten, die an falscher Stelle angewendet sind. Das Finanzamt erhebt sich, ein mächtiger attischer Tempel, daß man glauben könnte, es sei für Gläubige bestimmt und nicht für die Gläubiger Wall Streets in der ganzen Welt. Im Schatten des Finanztempels birgt sich, von Bäumen und Rankenwerk umhüllt, ein Tuskulum, das Weiße Haus, wie geschaffen für die Liebesspiele eines lockigen Römerjünglings mit seiner Lavinia. (Hoover, mach mir keine Zicken!)

Der Reichstag heißt nicht Reichstag und nicht Parlament, sondern er heißt „Capitol" und ist deshalb auf dem Umwege über die Londoner Pauls-Kathedrale der Peterskirche nachgebildet, die auch nicht auf dem kapitolinischen Hügel steht.

Als Modell für den Hauptbahnhof, die Union Station,

haben die Thermen des Diocletian gedient, und dem Andenken George Washingtons hat man einen täuschend ähnlichen ägyptischen Obelisk am Ufer des Potomac aufgerichtet.

Ob Wilson als Grabmal eine Sphinx bekommt, steht noch dahin. Das Mausoleum Lincolns ist ein Tempel, und demgemäß der Tempel der Freimaurer ein Mausoleum – genau nach dem von Halikarnaß in Kleinasien kopiert.

Und noch etwas ist echt amerikanisch: daß es auch in Washington „Burlesk Shows" gibt. Es gibt sie überall, vom Times Square in New York über die Main Streets der kleinen Städte bis tief hinein in den Westen. Aber in Washington, wo sich immerhin der Amerikanismus nicht in so mörderischer Gier austobt, überraschen sie, diese tiefsten Erniedrigungen der Frau, die Kehrseite der Frauenverhimmelung und der Girlherrschaft und vor allem jener Grandezza, mit der zehn Männer im Fahrstuhl ihre Hüte abnehmen, da ein rotznäsiger Backfisch einsteigt – ausgenommen natürlich im Bürohaus oder in der Fabrik, wo die Dame vielleicht gar keine Dame ist, sondern eine arbeitende Frau.

In den Burlesks also, um ein Charakteristikum des amerikanischen Lebens bei dieser Gelegenheit abzutun, besteht der Hauptwitz darin, daß jede der halbnackt auf der Bühne „tanzenden" oder „singenden" Frauen nach beendetem Auftritt auf Beifallsäußerungen hin immer wieder aus der Kulisse zurückkehrt, gewöhnlich auf einem über den Zuschauerraum gelegten Steg, und sich jedesmal weiter entblößt, bis nichts mehr da ist als ein dünner Schamgürtel, den sie dann unter keuchender Stille des Auditoriums abknöpft. Es ist ein zweiter darunter. Hört die klatschende Nötigung noch immer nicht auf – die nach ihr auftretenden Kollegen haben ihren Vortrag unterbrochen und stehen auf der Bühne herum –, so muß sie einige Wackelbewegungen mit dem Bauch oder dem Gegenteil vollführen.

Kein Wort gegen eine ehrliche Schweinerei! Aber tausend Worte Englisch gegen den Puritanismus, der den indianischen Holzschnitzereien in den Museen die Organe abschneidet und Kunstwerke verhüllt, gegen die Prüderie, die sich überall äußert, gegen die Galanterie, mit der man die Damen überschüttet, um im Zuschauerraum der Burlesks

seine wahre Natur zu enthüllen, die Frau tierisch herabzuwürdigen, sie öffentlich – im Ursinn des Wortes – bloßzustellen.

Aber wir wollten doch von Washington reden, der Hauptstadt der Vereinigten Staaten von Nordamerika. Es ist außer in besagten architektonischen und sexuellen Kleinigkeiten vollkommen unamerikanisch. So zwar, daß es hier überaus viele Geschäfte mit Reiseandenken gibt, genau wie in Mariazell. (Vornehme Reiseschriftsteller würden die Wendung „wie in San Jago di Compostella" verwenden.) Man kann also emaillierte Löffel mit dem Capitol kaufen, Medaillen mit dem Konterfei Benjamin Franklins, Teller, auf denen das Weiße Haus und der Obelisk und die Treasury und die dem Andenken Abraham Lincolns errichtete Akropolis zu einem Stilleben vereinigt sind. Auch Alben und Ansichtskartenserien selbstverständlich; aber merkwürdigerweise gibt es in Washington, wo die Staatsdruckerei und die Dollarlithographie wohnen, ebensowenig eine gute Ansichtskarte wie sonstwo in Amerika.

Ein Kreuzungspunkt der Korridore im Capitol heißt „Hall of Fame", und jeder der achtundvierzig Bundesstaaten hat das Recht, die überlebensgroßen Statuen seiner beiden berühmtesten Söhne hier zu deponieren, weshalb es aussieht, als ob jemand die Berliner Siegesallee gekauft und in der Diele seiner Villa untergebracht hätte; wenn wir noch registrieren, daß der Vizepräsident der Vereinigten Staaten, Dawes, während beider vom Doktor Becker besuchten Sitzungen des Senates den Vorsitz führte, so ist alles erledigt, was sich gegen Washington vorbringen läßt.

Im übrigen ist es eine schöne Stadt, vor allem, weil man beinahe gar keine Polizisten zu Gesicht bekommt. Philadelphia, mit dem es einen gewissen Sinn für Geschichte und Tradition gemeinsam hat, ist Washington durch eine größere Reinlichkeit voraus, den Wolkenkratzerstädten durch Gelassenheit. Nach Theaterschluß vermag man eine Stunde lang durch die Straßen zu gehen, ohne Menschen zu begegnen.

Die Library of Congress, mit Recht weltberühmt, spielt alle Stückeln, die man von einer Bibliothek verlangen kann. Das Haus ist seine 6 032 000 Dollar unter Brüdern wert,

und zweitausend Fenster ermöglichen in Lese-, Bücher- und Ausstellungssälen fast die ganze Tagesarbeit bei natürlichem Licht. In der Manuskriptesammlung sieht man in einem offenen Altarschrein aus schierem Gold die Unabhängigkeitserklärung Amerikas; unter den ausgestellten Handschriften der Präsidenten fehlen keineswegs die von Andrew Johnson, der wegen Korruption und Finanzschwindeleien in Anklagezustand erhoben wurde, oder von Harding, dessen Selbstmord wegen seiner Teilnahme am Ölschwindel ein öffentliches Geheimnis ist.

Obwohl in der Library of Congress ungefähr zehn Bücher mehr von Doktor Beckers Lieblingsautor vorhanden sind als in der New Yorker Public Library (dort haben sie nur den „Fall des Generalstabschefs Redl", den „Soldat im Prager Korps" und den „Klassischen Journalismus"), muß der Doktor Becker dennoch der New Yorker den Preis zuerkennen. Denn sie dient wirklich dem Volk. Jeder Passant der Fifth Avenue, der eine Viertelstunde Zeit hat, jedes Kind, das ein Abenteuerbuch (es gibt einen Kinderlesesaal), und jeder Fremde, der eine Zeitung seiner Heimat lesen, jeder Kaufmann, der eine Handelsvorschrift nachschlagen will, kann im Winterrock hinaufgehen, einen (unentgeltlichen!) Zettel (einmal!) ausfüllen; nach fünf Minuten leuchtet seine Nummer am Schalter rot auf, und er bekommt sein Buch; hat er sich einen Stuhl genommen und dessen Nummer auf das Formular geschrieben, so werden ihm die Bände direkt auf seinen Platz zugestellt.

Es bedarf keiner Eintrittskarte, keiner Legitimation, keiner Gebühr und keiner Bürgschaft, und die doppelte „eigenhändige Unterschrift" auf den deutschen Scheinen, die bewirkt, daß der Ausgabebeamte den Namen niemals lesen kann, wird hier nicht verlangt; im Gegenteil, wer in dieser Präsenzbibliothek ständig arbeitet, stempelt eine Anzahl von Zetteln mit seinem Namen und braucht nur die Buchnummer daraufzuschreiben. (Wie, fragt der Deutsche, keine Auflage, kein Erscheinungsjahr? Nein.) Die Arbeitsräume für die verschiedenen Fächer haben eigene Handkataloge, feuersichere Schränke für die Notizen jedes Benützers und Schreibmaschinentische und Waschbecken mit Heißlufttrockner.

Das Herrlichste aber ist der Zettelkatalog, in dem jedes der drei Millionen Bücher drei- oder viermal vorzufinden ist, einmal unter dem Namen des Autors, einmal unter dem Hauptwort des Titels, ein- oder zweimal in den Wissensgebieten, zu denen es gehört. Und die zu einer prinzipiellen Frage gehörenden Zeitschriften- und sogar Zeitungsartikel sind gleichfalls eingereiht.

In Washington ist freilich der Lesesaal kein Teil der Straße, hier arbeiten unter der farbenfroh-himmelnahen Kuppel die finsteren Männer, die ein noch so leises Schneuzen aus der Erkenntnis der ewigen Wahrheit reißt. Es sollen eine Million Bände mehr hier sein als in New York, der Rekord des British Museum fast erreicht. (Jedes Werk, irgendwo in der Welt erscheinend und aufs Copyright reflektierend, muß in einem Pflichtexemplar an die Kongreßbücherei gesandt werden.)

Wer sich langweilt in Washington, wer keinen Bekannten hier hat oder wer aus sonst einem Grunde die Sache mitmachen will, geht um ein Viertel eins zum Präsidenten der Vereinigten Staaten und schüttelt ihm die Hand. Man braucht sich nur im Vorzimmer des Executive Office einzuschreiben, wird von dem Beamten mit dem bewußten fragenden Blick gestreift, „sieht so ein Mörder aus?", und darf sich einreihen in den Zug, der sich langsam gegen den Cabinet Room vorwärts bewegt. Nahe der Tür sind außen zwei handfeste Männer und innen der Mister Coolidge postiert. Der dürre Alte mit dem Vogelgesicht streckt jedem die Hand entgegen und stellt abwechselnd eine Frage und eine Behauptung auf. Die Frage lautet: „Wie geht's Ihnen?", die Behauptung: „Ich bin froh, Sie zu sehen." Hierauf macht man fünf Schritte. Dort ist die Tür!

Ist es eine Abordnung, die da hereinkommt (der Doktor Becker hatte sich in eine solche eingeschlichen), fragt er: „Wollen wir ein Bild haben?", dann gruppiert man sich draußen auf dem Rasen, die zwanzig Pressephotographen stellen die Kamera ein, man ruft den Präsidenten der Vereinigten Staaten, sofort kommt Mr. Coolidge heraus, knips, knips, wir haben ein Bild, und er geht wieder hinein.

Das Ganze heißt Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit, und jeder Amerikaner, einschließlich der ärmsten Einwanderer

vom Balkan, ist stolz darauf und glücklich darüber, daß er das Recht hat, zum Präsidenten ins Weiße Haus zu gehen und mit ihm shakezuhanden. „Ist das in England möglich? Na also!"

Der Doktor Becker sah in Washington sehr viele Dinge, die er auch anderswo in den Staaten sehen konnte, zum Beispiel die Gemäldegalerien. Einige enthielten nur amerikanische Meister und bedeuteten wenig; eine Ausnahme machte die Whistler-Sammlung in der Freer Gallery. Interessant sind die Sammlungen der „Smithsonian Institution for the increase and diffusion of knowledge among men", die einen internationalen wissenschaftlichen Auskunftsverkehr mit sechzigtausend Korrespondenten unterhält.

In der technologischen Abteilung werden alle amerikanischen Erfindungen von ihren primitiven Anfängen bis zu ihrer heutigen Form gezeigt, Edisons erste Versuche, Orville Wrights erstes Flugzeug und „The Spirit of St. Louis", auf dem Lindbergh, Columbus der Lüfte, den Ozean überflog. Amüsant die Glasschränke mit den Wachsfiguren der „Ersten Ladies", der Gattinnen aller Präsidenten, in ihren Originalkleidern. Mrs. Washington eröffnet den Reigen, und im letzten Schrank stehen Mrs. Wilson, Mrs. Taft und Mrs. Coolidge herum, die alle drei noch am Leben sind; Mrs. Hoover wird erst im März panoptikumsreif.

Das wichtigste Museum freilich ist keines. Es heißt Bureau of Standards, ist in neun fabrikartigen Gebäuden außerhalb der Stadt untergebracht, zählt viele hundert Ingenieure zu seinem Personal und dient der Rationalisierung, der Materialprüfung und vor allem jener Standardisierung der Produkte, der neben dem Weltkrieg die Prosperity Amerikas zu danken ist.

Der Doktor Becker ging durch die Laboratorien und Werkstätten und Kanzleien, wo errechnet wird, welche Buchformate und welche Brillengläser und welche Koffergröße und welche Radioapparate und welche Autofarbe und welche Tischgläser einheitlich zu erzeugen sind, das Material für künftige Vorschriften zum Tragen von Hüten und Verwendung von Polstern ad majorem dei prosperitatem. (Wobei der Deus natürlich der Fabrikant oder der Kaufmann ist.)

Vergeblich durchforschte der Doktor Becker die neun Gebäude, die zehn Hauptabteilungen, die Hunderte von Sälen. Nicht fand er, was er suchte.

Nicht fand der Doktor Becker die Werkstätte, wo der Standard hergestellt wird des kreuzworträtsellösenden und baseballzusehenden und dollarverdienenden Amerikaners und der nach einer Gibsonschen Zeichnung modellierten Amerikanerin mit dem ewig gleichen Kirschenmündchen und den ewig gleichen Phrasen.

TAGEBUCH VOM NEW YORKER HAFEN

I. Eisenbahnen auf dem Wasser

Orangerot oder golden sind die grauen Wolkenkratzer, wenn in der Glasverkleidung der Fähren die eben aufgegangene Sonne blitzt.

Nicht nur diese schwimmenden Straßenbahnen, auch Fernzüge fahren unausgesetzt auf dem Wasser hinüber und herüber; auf ungedeckter Zille zwei oder drei Geleise mit je achtzehn Waggons; als Lokomotive dient ein Remorqueur. Aber dieser Schleppdampfer schwimmt nicht etwa voran, sondern seitlich des mit Eisenbahnen beladenen Kahnes.

Manchmal sogar zwischen zwei solchen Zillen. Dann sieht er wie ein Schutzmann aus, der mit jedem Arm einen Arrestanten vorwärtsstößt. Die beiden Häftlinge sind mit Seilen gefesselt. Damit sie den Polizisten nicht unversehens in die Presse nehmen und ramponieren, hat er sich geschützt: Holzklötze mit Büffelfell umwickelt, altes Tauwerk und ausgediente Pneumatiks baumeln an seiner Seite, und überdies ist er auswattiert mit Schamfiel und Fender. Das Ziehen am Schlepptau wäre eine zu lange Formation für den dichten Verkehr, die anderen Schiffe würden die Trosse erbarmungslos zerschneiden, statt zu warten. Jetzt kann der Transport selbst ausweichen.

Alle in New York ankommenden und für den amerikanischen Kontinent bestimmten Schiffsladungen müssen auf Waggons über das Wasser fortgesandt werden; und die Eisenbahnladungen, die vom amerikanischen Kontinent für einen anderen oder für New York bestimmt sind, langen gleichfalls auf Waggons über das Wasser ein. Brücken und Unterwassertunnels reichen nicht aus für den Eisenbahnverkehr von New York City, der einzigen Insel-Weltstadt des Erdballs.

Fünfundvierzig Millionen Tonnen werden jährlich in ihrem Hafen auf die Eisenbahn geladen oder von der Eisen-

bahn gelöscht, fast doppelt soviel wie auf den Schiffen. Die innerhalb eines Jahres einrollenden Lastwaggons würden quer über den Kontinent von New York bis San Francisco acht Eisenbahngeleise füllen. Da wir aber den Schiffsverkehr nicht auf Kosten der Eisenbahnen herabsetzen wollen und ohnedies schon bei der Statistik sind, so bemerken wir, daß durchschnittlich alle zwanzig Minuten ein Ozeandampfer aus- oder einfährt, daß die Wasserfront des Hafens 771 Meilen lang ist, mit den Becken der 700 Anlegeplätze sogar 994, und seine Wasserfläche 175 Quadratmeilen umfaßt. Waren für elf Millionen Dollar werden täglich im Überseeverkehr umgeschlagen.

II. Hafenarbeiter

In Hoboken am Hollandpier harren einige hundert Menschen in drei Gruppen; einen Halbkreis bilden die Deckleute, auf der Rampe sitzen die vom „Hold gang", der Kolonne, die im Schiffsraum arbeiten wird, hinten an der Böschung die Kaiarbeiter.

Die „Volendam" ist am Abend eingelaufen, und die Arbeiter waren schon gestern da, um anzuheuern. Heute haben sie auf den Beginn ihrer Arbeit zu warten. Es kommt der Schauerboß, pfeift das Signal und ruft die Nummern der Leute auf. Neben ihm der Agent der Gewerkschaft achtet darauf, daß nur Mitglieder, den blauen Knopf der Union auf der Mütze, durch das Tor des Anlegeplatzes zum Dampfer gehen. Einige sind nicht aufgerufen worden. Die drehen sich um, einen stummen Fluch auf den Lippen. Verloren ist für sie der Lohn eines Vormittags. Jetzt gilt's, die anderen Piers abzulaufen, vielleicht ist wenigstens für den Nachmittag eine Arbeit ausfindig zu machen.

Achtzig Cents werden für die Stunde bezahlt, von acht Uhr morgens bis fünf Uhr nachmittags, ausschließlich der Mittagspause von zwölf bis eins; für jede Überstunde bekommt man einen Dollar zwanzig.

Dreißigtausend organisierte Schauerleute sind im New Yorker Hafen tätig, dreißigtausend standen 1919 im Streik. Der ging verloren, aber die Organisation ist durch ihn straffer geworden. Bis 1919 betrachtete man all das, was man

zum Löschen und Laden brauchte, die Schauerleute und Kaiarbeiter, die Kohlenschipper und Lagerhausarbeiter, die Schiffsreiniger und Kesselputzer, die Speicherarbeiter und Ewerführer als Lumpenpack, das auf den Piers herumlungerte und mit dem man umspringen konnte, wie man wollte.

Noch jetzt arbeiten sie unter ungünstigen Bedingungen. Laut amtlichem Eingeständnis stehen die technischen Einrichtungen zur Abfertigung der Schiffe weit hinter denen der europäischen Häfen zurück. Vorkehrungen gegen Unfallgefahren, regelmäßige Untersuchung des Ladegeschirrs und behördliche Inspektionen für Arbeiterschutz sind in der Neuen Welt unbekannt. Die von den Versicherungsgesellschaften erlassenen Vorschriften gelten nur dem Schutz der Frachtgüter, der Schiffe und Hafenanlagen gegen Beschädigung, Verlust oder Feuersgefahr, beziehen sich aber nicht auf Menschen.

Die Schiffe haben Eile: außerordentlich hoch sind die Hafenabgaben, das Dock- und Liegegeld, noch höher die Unterhaltungskosten der Ozeanriesen mit ihrer in Dollarvaluta entlohnten Bemannung, und die Abreise muß fahrplanmäßig erfolgen, auch wenn die Landung durch widriges Wetter um Tage verspätet war.

Da treibt man denn die Transportarbeiter an, stellt mehr Kolonnen ein, als auf Deck und Kai und unter der Lukenöffnung Platz haben, unbeschadet darum, ob die eine Gruppe die Lasten über die Köpfe der andern hantiert, und unbeschadet darum, ob einem Mann der Seilhaken gegen den Kopf saust, eine Kiste auf die Beine fliegt. Der Prozentsatz der Unfälle ist unter den amerikanischen Hafenarbeitern größer als unter den Bergleuten, und die Versicherungsgesellschaften fordern von Longshoremen die höchsten Prämien.

Durch die Unbegrenztheit der Überstunden ist der vertraglich normierte achtstündige Arbeitstag, die Vierundvierzig-Stunden-Woche, vollständig illusorisch gemacht. Hat der Schauermann „frei", muß er dennoch in ständiger Arbeitsbereitschaft sein. Diese Wartezeit bezahlt ihm niemand, er kann um acht Uhr morgens zu einer Arbeit gerufen und nach ein paar Stunden abgelegt werden, er kann bis zum Spätabend und die ganze Nacht bei der Arbeit bleiben, ja manchmal sogar zwei Tage und zwei Nächte ohne

andere Pausen als die, die zu einer in der Nähe eingenommenen Mahlzeit nötig sind. Die Vormeister sehen es nicht gern, wenn ein Schauermann, durch die schwere Tagesarbeit erschöpft, sich von der Nachtschicht fernhält – wer nicht durchzuhalten vermag, hat wenig Aussicht, das nächste Mal eingestellt zu werden.

Nun, auch ohne Antreibung wäre der New Yorker Longshoreman immer bereit, Überzeitarbeiten mitzumachen, denn erstens ist die Überstunde um fünfzig Prozent besser bezahlt als die normale, und zweitens weiß er doch nie, wann er wieder Beschäftigung finden wird. Um „eine gute Woche herauszuschlagen", und wieder „eine gute Woche", rackert sich jeder und altert frühzeitig, so daß die Stevedores ihn bald mißtrauisch mustern, ob sie ihn noch brauchen können.

III. Die Katastrophe des Schwesterschiffs

Auf dem Pier von „Lamport & Holt" in Brooklyn, wo noch vor vierzehn Tagen der große Dampfer „Vestris" lag, ist jetzt ihr Schwesterschiff vertäut, die „Vauban". Die Nachrichten der Morgenblätter über den grauenhaften Untergang der „Vestris" finden auf der „Vauban" sofort Widerhall. Vorgestern hockten die Offiziere und Arbeiter an den Davits der Rettungsboote, gestern am Bugspriet, heute morgen wurden die Sirenen ausprobiert. Mittags kam eine Kommission des Schiffsamtes an Bord, und jetzt spielt man ein Drama: „Untergang der Vestris". Alarmglocken läuten, Matrosen klettern auf Seilen, Boote werden herabgelassen. Alles wird protokolliert. Den Ertrunkenen hilft's nicht mehr.

„L. & H." heißt die Abbreviatur der Company; im Jargon des New Yorker Hafens ward das längst zu „lousy and hungry" erweitert, weil die Firma lausige Hungerlöhne zahle.

IV. Las señoras invitadas

Im Brooklyner Hafen ist das Zentrum der spanischen Seeleute. Wie in anglo-amerikanische Gastwirtschaften darf auch hier keine Frau eintreten, wenn dies nicht ausdrücklich

vermerkt ist. Abends geht man an Kneipen vorbei, aus denen eben ein Frauenzimmer in gefährlichem Bogen aufs Pflaster der Furman Street geschleudert wird. Gerade diese Lokale haben die pompöse Aufschrift: „Las señoras invitadas".

An Tattooing Saloons ist in den amerikanischen Häfen wahrhaftig kein Mangel. Aber der beste Tätowierer aller außerchinesischen Häfen ist, man mag sagen, was man will, doch Lewis Alberts, 87 Sands Street, Brooklyn. Seine Werke, die nicht tot in Galerien hängen, sondern, aus allen Poren atmend, die sieben Meere durchfahren, müssen Bewunderung wecken, er hat originelle Sujets, und selbst den abgebrauchtesten gibt er einen individuellen Zug: ein Sternenbanner, von Alberts gestochen, erkennt man unfehlbar unter Zehntausenden von Sternenbannern.

V. *Heller Tag vor Weihnachten*

Heute nacht fiel Schnee, feucht und klar ist die Luft, und ein Blick aus dem Fenster zeigt, daß Manhattan von Brooklyn nur einen Steinwurf weit entfernt ist. Die Landungsplätze sehen wie Badeanstalten aus, mit Kabinen rund ums Bassin, und in fünf Minuten könnte ein Mensch hinüberschwimmen, nicht?

Ein Panzerkreuzer fährt unter der Brooklyn Bridge durch. Ungefähr kennt man die Größe von Panzerkreuzern und wundert sich: wie kann er es wagen, einen so schmalen Wasserstreifen zur Passage zu benutzen. Gleich wird es einen Zusammenstoß mit der ihm entgegenkommenden Fähre geben!

Es gibt keinen Zusammenstoß, wohl aber eine Überraschung: die Fähre, Tragfähigkeit tausend Personen und vierzig Fahrzeuge, stellt sich als winzig heraus, da sie der Blick gleichzeitig mit dem Kreuzer erfaßt. Oh, der East River ist breiter, als er uns heute scheint. Die Häuser am andern Ufer haben die Täuschung hervorgerufen. Sie sehen aus wie nahe kleine Häuser, aber sie sind ferne große Wolkenkratzer, scharf hinüberlugend erkennt man auch Würfelchen, zu ihren Füßen hingeworfen: normale Häuser von acht bis zehn Stockwerken.

Eisenbahnzüge schwimmen seit gestern barhäuptig zur City, obwohl Schnee gefallen ist. Fast ausschließlich offene Waggons. Sie haben Weihnachtsbäume geladen. Auf Manhattan beginnt heute das Engros-Geschäft, die Saison um Christi Geburtstag. Man spekuliert auf Baisse – Hoovers Prosperity hat durch den Börsensturz der letzten Tage ein scharfes Dementi erfahren. Die armen Christbäumchen werden nicht in den Himmel wachsen. Immerhin: sie, die jetzt tonnenweise nach Manhattan schwimmen, werden tüchtig verteuert sein, bevor der Einzelhändler sie wieder nach Brooklyn oder nach New Jersey oder gar der Käufer nach Hause bringt.

Die „Nourmahal", Astors prunkvolle Jacht, muß – die Schmach! – einem mit grauen Bergen beladenen Müllkahn ausweichen. Morgens wird der Abfall der Wirtschaften und Werkstätten vom Mistbauer auf offene und primitive Wagen solcherart geschüttet, daß tagsüber Staubwolken über der Stadt lagern. Der Wagen geht zum Pier, wo man seinen Inhalt auf Abfuhrkähne umschlägt, wie jener ist, dem just ein Multimillionär begegnen muß!

Astor wird, in den Abendblättern steht es zu lesen, die Weihnachtstage in Kalifornien verbringen.

VI. Der westliche Rand des Hafens

In den Schaufenstern und in der Architektonik der vielbeschriebenen Fifth Avenue gibt es kaum etwas anderes als das, was wir auf dem Kurfürstendamm oder in der Rue de la Paix antreffen. Die überwältigendste Straße von New-York und vielleicht der Welt ist West Street. Sie ist die Hauptstraße des Hafens, die Avenue der Arbeit, der Weg der Ware.

Dieser Straße fehlt der Passant und das Väterlein-leih-mir-die-Scher'-Spiel, das sonst an allen Ecken beim Überqueren des Fahrdamms geübt werden muß. Nur um zu den Fähren nach Hoboken und nach Weehawken zu gelangen, kreuzt die Infanterie der Bevölkerung die Kolonnen von Pferdefuhren, Lastautos und Eisenbahnzügen. Jawohl, Eisenbahnzügen: der größte Teil von West Street ist mit Schienen belegt, auf denen endlose Güterzüge rollen.

An der Uferseite: die Fassaden der Piers mit den riesigen Bogen für die Einfahrt der Wagen. Was dahinter ist, den Hudson, eingesäumt von dem Mäander der Anlegebauten, sieht man nicht.

Auf der andern Seite sind – mit Ausnahme des Telephone Building, des künstlerisch wertvollsten Wolkenkratzers von New York – nur winzige rote Häuschen. Es lohnte sich nicht, sie abzureißen, da war's noch billiger, die eisernen Feuertreppen an der Außenfront anzumachen, die von der Brandpolizei verlangt werden und die man auf allen alten Häusern sieht. Aufschriften aus den achtziger Jahren, wenngleich abgebröckelt, stehen noch über den erblindeten und zerbrochenen Fensterscheiben: Segeltuchflickerei, Kupferschmied, Bleigießerei, Steamfitting. Aber diese Gewerbe gibt's nicht mehr, und in den Häusern lagern warenlose Kisten und kistenlose Waren.

Im Erdgeschoß und vor dem Erdgeschoß, den Bürgersteig verstellend, ist der Kontinent der Nahrungsmittel, ganze Staaten von Sellerie, von Tomaten, von Blumenkohl, von Radieschen (obwohl wir Dezember schreiben), von Kartoffeln, ganze Städte von Geflügel, ganze Provinzen von Früchten und (weil wir Dezember schreiben) von Mistel- und Lorbeerzweigen für Xmas.

Die anliegenden Straßen verlaufen entlang von Speichern mit Aufzügen und Rampen. Ihnen schließen sich die Markthallen an.

So geht es von Manhattans Südspitze meilenweit nach Norden. Dann hört West Street auf, West Street zu heißen und die Avenue der Arbeit zu sein, es gibt keine Lastwagen mehr und keine Eisenbahnen und keine roten Häuschen mit Aufschriften überholter Gewerbe, der Reichtum beginnt, und „Riverside Drive" liest man auf den Straßentafeln. Hier wohnen Menschen.

Nicht aber auf dem Oberlauf, wo man die Luxusgüter mühselig verfrachtet. Für die Arbeit der Menschen ist auf West Street Raum genug, keineswegs für die Menschen selbst. Der Unterschlupf der Hafenleute liegt auf der entgegengesetzten Seite der City, im Osten.

West Street hat keine Seemannskneipen. Nur Lunch-Waggons stehen inmitten der Fahrbahn, stabile Häuschen

in der Form von Eisenbahnwagen, weil einst die Trapper des wilden Westens in solchen nächtigten. Gegenüber den Landungsbrücken der Passagierdampfer können einige Automatenbüfetts die Mieten erschwingen, die von den Nahrungsmittelhändlern in die Höhe getrieben wurden; Taxichauffeure, auf die Ankommenden wartend, machen hier beträchtliche Zechen.

VII. Das Ufer im Osten

Auf der Ostseite hingegen, am Ufer des East River, geht es wild zu. Von Waren sind es merkwürdigerweise nur die Fische, denen man in diesem Bezirk Platz gewährt. Im übrigen gibt ihm der Mensch das Gepräge. Flüsterkneipe an Flüsterkneipe, tief im Keller oder in stockdunklen Gängen zerfallener Häuser. Nicht aus Vorsicht sind sie so versteckt – die Inhaber haben Gewähr dafür, daß die Polizei all ihren Scharfsinn aufbietet, um nichts von den verbotenen Lokalen zu wissen, die in einer Nacht bis zu tausend Gäste zählen.

Hinter der Bar werden immerfort Batterien von Schnapsflaschen herangeschleppt, kanadischer Kornbrand, schottischer Whisky, Asbach Uralt und – hauptsächlich legal erzeugter amerikanischer Alkohol, der „ausschließlich medizinischen Zwecken zu dienen hat".

Die Preise für ein kleines Glas Bier schwanken zwischen zwanzig und dreißig Cent, dafür aber kann jeder Gast am Büfett so viel Schweinskopf, Muscheln mitsamt Muschelbrühe, Wurst „Bologna", saure Bohnen, Salami, Gurken, Rohzwiebeln, Brezeln und Austern unentgeltlich zu sich nehmen, wie er mag. Und jeder mag viel, denn er ist hungrig, und es ist gute Ware, obwohl sie infernalisch versalzen ist, damit man mehr trinke. Ein einziger Löffel und eine einzige Gabel für alle Gäste; nach Benutzung legt man das Besteck in ein Glas mit Salzwasser.

Weh dem, der, betrunken, mit dem Rest seiner Löhnung allein an Bord zu torkeln versucht. Man kann während eines kaum halbstündigen nächtlichen Spaziergangs auf South Street Augenzeuge von durchschnittlich drei Raubüberfällen

sein, die sich allerdings in den urbansten Formen vollziehen. Zwei Burschen sprechen einen Taumelnden an, nehmen ihn in die Mitte, drängen ihn ulkend in den nächsten Hauseingang, stolpern über die direkt in das Tor führende Treppe und reißen den neuen Freund mit um. Sie leeren seine Hosentaschen, was er für einen schlechten Scherz hält. Er protestiert mit unwilligem Brummen.

Benutzen wir die Gelegenheit, der fast harmlosen Verübung eines der schwersten Kriminalverbrechen zuzusehen, so nähern sich uns zwei Burschen mit der rhetorischen Frage, was denn the matter mit uns sei ...

VIII. Seemannsheime

Am östlichen Rand der untersten Ostseite nimmt sich ein Palast seltsam aus. Auf seinem First leuchtet abends, wenn's hier unten dunkler wird, ein Kreuz elektrisch auf.

Dieses Kreuz, etwa so hoch wie zehn Stockwerke des Hauses, das sein Sockel ist, zeigt bei der Einfahrt in die Hudson-Bai der alte Seemann dem jungen: dort ist Seamen's Church Institute, das größte Seemannsheim der Welt. Ein Grandhotel, eines, dessen Lobbylife, das Leben in der Halle, anders aussieht als das des Hotels Astor oder des Ritz, wo die von den Gentlemen preferierten Blonden auf Anschluß warten.

Auch hier ist Menschenmarkt, jedoch nicht jeder Besucher kommt, um sich feilzubieten. Mancher will alte Schiffskameraden treffen und durch sie vom Schicksal der andern hören. Sich mit Berufsgenossen zu unterhalten ist ebenso triftig. Wer nicht auf dem Schiff wohnt, kann hier ein billiges Zimmerchen haben, wer hier kein billiges Zimmerchen mietet, kann sich die Post hierher senden lassen, wer sich keine Post hierher senden läßt, kann hier Kaffee trinken und Sandwiches essen oder erfahren, wo es Alkoholschenken gibt, oder auf dem Schwarzen Brett lesen, welche Matrosen vermißt sind, welchen Matrosen das Department of Commerce für ein Rettungswerk die goldene Medaille zugesprochen und wen das Seemannsgericht als Zeugen eines Unfalls sucht.

Vor der Halle stehen zwei Schutzleute und auf der Straße eine am grünen Lämpchen als Polizei-Institution kenntliche Signalhütte: direkter Draht zur nächsten Wachstube. Eine andere staatliche Institution ist im Innern des Seemannsheims: ein Postamt. Auch ein Notariat, ein Lesesaal, eine Bibliothek, eine Wechselstube und vor allem eine Kirche.

Eine Kirche. Ja, das ist eben die Hauptsache. Was für eine Kirche? Ja, das ist eben Nebensache.

Alle Glaubensbekenntnisse – Protestanten, Katholiken, Methodisten, Presbyterianer und Baptisten –, so heftig sie sich auch in Amerika bekämpfen und sosehr sie auch (zum Beispiel während der Präsidentenwahl) einander die übelsten Verbrechen vorzuwerfen pflegen, haben sich zur Errichtung dieser Anstalt vereinigt in der Erkenntnis, daß eine Spaltung nach Religionen es keiner Religion ermöglichen würde, einen Zentralpunkt für die Seeleute zu schaffen, die Konkurrenz gegen die privaten Seemannslogis, gegen die Hafenkneipen und vor allem gegen die von den Arbeiterorganisationen eingerichteten Klublokale aufzunehmen.

Einträchtig haben also sämtliche sonst alleinseligmachenden Kirchen die Mäzenaten ihres Sprengels dazu bewogen, je ein Stückchen des Hospizgebäudes zu bezahlen. Und jeder Spender hat sich eine Gedenktafel gesetzt, immer an dem von ihm subventionierten Teil.

Wer in Amerika durch Spekulation, Geldgier, Landesverrat (aus diesem stammen die großen Vermögen der Freiheitskriege), Betrug oder sonstwie reich geworden ist, läßt sich ein öffentliches Denkmal entweder durch seine Firma errichten oder durch seine Familie, die sich samt protzigem Stammbaum mit verewigt, wie zum Beispiel auf der Kolossalstatue des Alderman de Peyster vor dem New Yorker Zollgebäude.

In den Museen und in den Schulen und in den Geschäftshäusern wimmelt es von solchen Monumenten der Spender, in den Bahnhöfen steht der verstorbene Präsident des Verwaltungsrats in Bronze und in Lebensgröße da, manchmal aber auch – siehe Sam Sloan in Brooklyn – auf öffentlichen Plätzen. Zur gefälligen Nachahmung.

An jeder Pferdetränke prangt – Ehre, wem perennius gebührt – der Name der neuen Rahel, und jeder Anbau

eines Gefangenenhauses kündet künftigen Geschlechtern alle Farnese oder Borgia, die im Stadtrat saßen.

Das ist alles nichts gegen Seamen's Church Institute, das geradezu ein Mosaik aus Gedenktafeln ist. „Dieses Stiegenhaus ist durch die Munifizenz des Mr. So-and-so ...", „Diese Halle ist durch die Munifizenz der Mrs. So-and-so ..."

Damit können das holländische und das deutsche Seemannshospiz in Hoboken nicht wetteifern, und die Gewerkschaften erst recht nicht. Auf Coentis Slip haben die IWW (International Workers of the World) ihr Hafenlokal, ein langes Zimmer mit Büchern, Plakaten und Propagandaschriften, meist in englischer Sprache und in Esperanto. Kosmopolitischer und lebhafter, wie auf einem Diskussionsabend, geht es South Street 26 zu, im International Seamen's Club; hier sind auch Schwarze, die ihr revolutionäres Blatt „Negro Champion" lesen, hier sind auch Schauerleute und andere Transportarbeiter des Hafens, Chinesen und Europäer, hier ist mehr Jugend als in den kirchlichen und nationalen Heimen, und es scheint, daß die Politik einen stärkeren Anziehungspunkt bildet

als teure Treppengeländer
mitsamt den Namen der Spender.

IX. Gestrandete Seefahrer

Es gibt auch solche, die von den Seemannsheimen nichts wissen, die kein Geld für ein Zimmer oder keine Papiere haben oder so herabgekommen sind, daß sie sich nicht mehr unter ihre einstigen Berufskollegen trauen. Lumpenproletariat des Meeres.

Sie bewegen sich nachts in jenen unbeschreiblichen Elendsgruppen, von denen die Bowery wimmelt, gegenüber der Sparkasse, nahe den Bezirken, wo die Prosperity zu den Wolken strebt, wo Wall Street seine Hausse verzeichnet.

Wer die Mission in Mott Street besucht – und mag er auch Whitechapel schaudernd erlebt haben –, dem wird der Geschmack am Yankeeland, am amerikanischen Wirtschaftswunder, gründlich vergehen. Die Schlafsärge im feuchten Keller sind noch nicht das Schlimmste. Das

Schlimmste ist der Saal des Gottesdienstes im Erdgeschoß. Da sitzen, liegen und lehnen Hunderte von Menschen übereinander, und nach und nach erkennt man, daß unter ihnen, unter den Bänken, auf dem Fußboden, Hunderte noch Unglücklichere im Staub liegen, ineinander verkrümmt, ineinander verfitzt, stöhnend im Schlaf, sich werfend im Schlaf.

Niemand schaut zum Altar, wenn der Gottesdienst beginnt, das Schnarchen hört nicht auf, niemand kümmert sich um die Bibelsprüche, die die Wände schmücken.

Der Priester weiß, warum seine Gemeinde versammelt ist, und er hält seine Messe still, bemüht sich, den Bodensatz der Kirche nicht aufzuwirbeln.

Auch die Fremdenindustrie kennt diese Sehenswürdigkeit. Der Autobus, in dem die Engländerinnen (sie spielen die gleiche Rolle wie die Amerikanerinnen in Europa) die Rundfahrt durch Chinatown machen, hält hier, um das Gruseln zu lehren.

Es ist nur ein geringer Prozentsatz von Obdachlosen, der in dem alten Häuschen von Mott Street Platz findet. Der Dezember weht um welche, die vor der All-night-mission und vor dem Owl-Hotel in Zweierreihen darauf warten, bis die andern ihre Zeit abgeschlafen haben; nach sechs Stunden kommt die nächste Schicht auf die Lagerstätte.

An der Manhattan Bridge, mit der Schulter den Stein des Vorbaus reibend, um sich zu erwärmen, bilden einige hundert Menschen Queue, harrend auf die allmorgendliche Ausspeisung mit Kaffee und Brot.

X. *Warum fehlt hier der Ruf zur Marine?*

Kaum zwanzig Schritte von ihnen steht eine Plakattafel mitten im Weg: „Join the Army – Tritt ein ins Heer!"

Unter dieser Aufschrift sind lockende Photos von Manövern, Quartieren, Spielen, Reiterkünsten, Sportpreisen, Schulen, sind Auszeichnungen aufgehängt und empfehlend bemerkt, wie's den Soldaten geht: hoch fliegen sie, gut schießen sie, sind kühl gekleidet im Sommer, sind warm gekleidet im Winter, und ihre „evening quarters are attractive". „The

U. S. Army builds men." Tritt doch ein! „Travel – learn – earn!"

Und erst die Marine! Hier schau dir unsere blauen Jungs an auf dem Panzerkreuzer, „ihrem Heim für fünfzehn Millionen Dollar!" Gelegenheit, fremde Länder zu sehen! Freie Bewegung in frischer Luft! Folge den Zugvögeln, die nach dem Süden fliegen: die Marine gibt dir Gelegenheit dazu!!! Rekrutierungsstationen sind überall!

Das ist wahr. Überall an den Verkehrskreuzungen der amerikanischen Städte sieht man die Plakatstände der beiden Konkurrenzunternehmungen brüderlich vereint. „Join the Army" – „Join the Navy", und sie weisen den Weg zum nächsten Werbebüro, wenn nicht noch ein Sergeant dabeisteht, der den jungen Neugierigen belehrt.

Auch auf den Piers von Hoboken und von Hunter's Point, an den Ufern des Hudson und des East River, an den Landungsbrücken der Ozeanriesen und in den Jammerbezirken der unteren Ostseite, überall im Hafen sind diese illustrierten Standarten der Werbung aufgepflanzt: zum Heer.

Ja, nur zum Heer. Hier fehlt der Zwillingsbruder, hier gibt's kein „Join the Navy".

Hier könnte man keinem was erzählen von gesunder Arbeit auf dem Schiff. Die sehnsuchtweckende Erwähnung von fremden Ländern und der Hinweis auf die Vögel, die nach Süden ziehen, würden in diesem Distrikt ihre Wirkung verfehlen. Die im Hafen von New York Gestrandeten wissen zu gut, was es damit auf sich hat, was Schiffsarbeit ist und was ihr Lohn. Mit Marineromantik könnte man hier keinen Hund hinter dem Ofen hervorlocken ..., welch alberne Phrase! Kein Hund führt ein solches Leben, und „Ofen" ist ein Traum vom Paradies.

Eben fährt der Wagen einer Wohltätigkeitsanstalt vor und verteilt an die halberfrorene Menschenkette am Vorbau der Manhattan Bridge ein wenig Kaffee.

HARLEM – FEGEFEUER DER NEGER

Der weiße Mann hat die Neger zur Annahme des Christentums veranlaßt, indem er sie lehrte, alle Menschen seien Brüder und sollten einander lieben; der weiße Mann hat den Negern den Schnaps beigebracht, auf daß sie den lichten Söhnen der Kultur gleichen. Und als es soweit war, verwendete er die Neger als unbezahlte oder bezahlte Sklaven, wie er es vorher getan, stieß sie aus seinen Wohnbezirken und nahm ihnen sogar den mühsam beigebrachten Schnaps.

Selbst in den Ostbezirken New Yorks, wo Hunger und Schmutz ihre Residenzen haben, wo die Enttäuschten aller Erdenwinkel von neuem stranden, selbst dort würde es eine Revolution entfachen, wenn ein Neger eine Kammer mieten wollte.

Im mittleren Manhattan gibt es nur einen kleinen Block, in dem es einst den Negern gelang, sich einzunisten – im weiten Bogen huscht der rassenstolze Weiße an diesem Höllentor vorbei.

Die Masse der Schwarzen wohnt im Norden New Yorks, in Harlem. Keine volkreichere Stadt haben sie in ihrer afrikanischen Urheimat. Der Negerkral als Großstadt. Aber wirklich!

Flammen die Lichtreklamen auf, bricht der Abendlärm aus in der 125., in der 135. Straße und auf Lenox Avenue, dann lebt hier alles, Betrieb, Verkehr, Geschäft, Brunst, genauso wie es achtzig, neunzig Straßen weiter südlich ist, auf dem Broadway.

Wer viel reist, gewinnt eine sehr geringschätzige Meinung von der Phantasie der Schöpfung. Nur ihr Verteilungsapparat ist grandios: bei Belieferung einer Provinz wurde dafür gesorgt, daß sich die Landschaften nicht wiederholen, daß sich ein Berg oder ein Fluß nicht zweimal in der gleichen Ausführung präsentiere. Auch kommt der Mensch in einer Stadt nicht in zwei oder gar drei Exemplaren vor; wenn manche Typen einander ähneln, so hat die sich selbst

plagiierende Schöpfung wenigstens kleine Abweichungen angebracht, den Namen der Figur, den Geschäftszweig oder die Zahl der Kinder geändert. In andere Länder aber wird ungeniert die genaue Kopie geliefert. Der Reisemensch lernt alsbald, daß alles auf Erden nur Fabrikware ist.

Selbst für die Herstellung von Negern gibt es keine eigene Werkstätte, die üblichen Modelle werden einfach schwarz imprägniert. In Afrika fällt einem das nicht so auf, weil die Eingeborenen im Schurz oder in zerrissenen Lappen umherlaufen und man ihre europäischen Doppelgänger nackt oder in Wäsche gewöhnlich nicht kennt. Aber in Harlem stolziert alles in europäischer Kleidung, und man trifft auf Schritt und Tritt Bekannte.

Ein Abgeordneter des Deutschen Reichstags kreuzt den Fahrdamm, Hildchen G. aus der Landsberger Allee prägt sich den angeschlagenen Theaterzettel ein, Erich Ludendorff stößt hochmütig in die Passanten, der Prager Journalist Anton U. soll an einer Straßenkreuzung irgendwelchen Zimt als heilkräftig anpreisen, vergißt aber den Zimt und berauscht sich und einen dicken Portier an seinen Worten, der Stuttgarter Maler S. will ein vollbusiges Mädchen überreden, ihm Modell zu stehen, Margot J. aus dem Romanischen Café schlürft Eiscremesoda durch einen Strohhalm, der deutsche Schachmeister L. erzählt einen Witz, und der Schauspieler Alexander G. lacht dazu in dröhnendem Baß, daß die Lichter flackern und die Häuserwände beben. Alle natürlich in Schwarz!

Die Geschäfte sind bis Mitternacht geöffnet, die Sprichleise-Kaschemmen, die Nachtklubs und die Revuen beginnen erst um Mitternacht. Stehende Neger rasieren liegende, und da man den Scheitel nicht mit dem Kamm ziehen kann, so rasiert man ihn aus dem Kraushaar. Die Frau in Mount Vernon, die der Josephine Baker und einigen tausend anderen Negerdamen das Haar glättete, hat eine Million verdient – wer ein Mittel erfinden würde, das Pigment weiß zu färben, müßte eine Milliarde verdienen. Jeder gäbe seinen letzten Cent her, um über Nacht statt eines verachteten coon einer von den weißen Herren zu werden!

Nicht nur wegen der Karriere. Von der Ideologie der Machthaber angesteckt, verachten die Neger sich selbst um

ihrer Hautfarbe willen. Ein Spielwarenladen stellt Puppen aus, Negerpuppen selbstverständlich, aber nicht etwa mit pechschwarzen Gesichtern, wie man sie in der Weißenstadt bekommt, sondern mit einem zartdunklen Teint.

Alle farbigen Ladies verwenden weißen Puder. In den Varietétheatern von Harlem erscheint die Diva oder die Solotänzerin ganz hell geschminkt, hingegen hat der Groteskkomiker sein Gesicht berußt oder gar eine Negerlarve angelegt.

Ein brauner Neger mißachtet den schwarzen – nicht aus alter Stammesfeindschaft. Aus dem Grunde, aus dem die Weißen ihn verdammen, verdammt er den noch dunkleren. Im Verlauf eines solchen Farbenstreites wurde in einem Speak-easy in der 135. Straße der große Boxer Battling Sicky erschlagen.

Nach dem Untergang des Dampfers „Vestris", bei dem die Bemannung einige hundert Menschen gerettet hatte, ließen sich auf den Varietébühnen New Yorks die Retter sehen. Im „Lafayette", wo kein Weißer im Zuschauerraum ist, traten drei der schwarzen Helden auf, um in einigen Sätzen zu sagen, was sie Schreckliches erlebt. Vor ihrem Erscheinen bat der Conférencier das Publikum, den Vortrag nicht durch Lachen zu stören. Nicht durch Lachen ...? Was könnte bei der Schilderung einer eben geschehenen furchtbaren Katastrophe zum Lachen reizen? Nun, die drei Seeleute waren rabenschwarze, besonders schief gezahnte Neger von den Philippinen. Nur mit Mühe konnten die etwas helleren angesichts solchen Angesichts ihr Kichern unterdrücken.

Zwölf Kinos, vier Vaudevillebühnen, zwei Burlesk Shows und ein richtiges Theater, zusammen mit 39 332 Sitzplätzen, drängen sich in Harlem aneinander – außer am Kreuzungspunkt des Broadway mit der 42. Straße wird es wohl nirgends derart viele große Vergnügungsstätten in einem so kleinen Winkel geben. Allnächtlich werden in jedem Nachtklub von Harlem zweimal Revuen mit großem Personal von Steptänzern, Komikern, Sängern und exzentrischen Balletten heruntergepeitscht. Es gibt Eiscremebars, Restaurants, Billardsäle, Teehäuser, Spielhöllen und zahllose geheime Kellerkneipen.

Von den Inhabern der neunzehn Theater sind achtzehn Weiße. So wie die davon profitieren, daß der ausgebeutete und ausgestoßene Sklave wenigstens am Abend in seinem Lager ein fröhlicher Gentleman sein will, genauso ziehen die Hausbesitzer – durchweg Weiße – ihre Profitrate aus dem Zwangsghetto. Die Mieten sind hier bis zu hundert Prozent höher als an der Bowery und in den Oststraßen, wo die ostjüdischen, slowakischen und chinesischen Paupers in immerhin freiwilligem Ghetto leben.

Der Kaufmann der Negerstadt – auch er ist ein Weißer. Aber seine schwarzen Kunden bedient schwarzes Personal, das dem Chef die Losung abliefert. Er wohnt nicht hier. Der einzige Europäer, der die schwarze Nachbarschaft wagt, ist der Italiener; er steht selbst in seinem Fruchtladen oder in seinem Salon zur Reinigung von Hüten und zum Besohlen von Stiefeln und schläft im anstoßenden Kämmerchen.

Hinter seiner Wäscherolle schläft der Chinese. Ihm mag es nicht schmählicher erscheinen, im Bezirk der Schwarzen Teufel zu leben als in jenem der Weißen Teufel. Weiß er, daß ihn beide als Gelben Teufel ablehnen und daß sie allesamt Arme Teufel sind?

Unten in der Weißenstadt schuftet die Armee der zweimalhunderttausend Neger. Nach Arbeitsschluß müssen sie hinauf in ihre Zellen. Nicht einmal die Hausgehilfin nächtigt dort, wo sie dient. Die Wartung der Kinder obliegt ihr allein, und sie kocht für die Herrschaft. Wenn sie auch oft nur deshalb engagiert ist, weil in ganz Amerika Not an weißem Hauspersonal herrscht und weil sie der Herr des Hauses nicht einmal in den Popo zwickt (kein weißer Gentleman läßt sich mit einer Farbigen ein), so muß doch ihre Vertrauenswürdigkeit und ihre Reinlichkeit hoch eingeschätzt sein, da man ihr die Fürsorge für die beiden wichtigsten Dinge überläßt: das Kind und den Magen. Trotzdem darf sie nicht mit ihrer Herrschaft unter dem gleichen Dach schlafen.

New Yorker Neger sind erst die Urenkel jener Schiffsladungen, die, als „Schwarzes Elfenbein" deklariert, aus Afrika in die Plantagen der Südstaaten gingen, erst die vierte Generation jener übereinander und untereinander im

Verdeck verfrachteten Sklaven, von denen die Hälfte während des Transports starb und die andere Hälfte über und unter den Leichen liegenblieb. Das Meer war fünf Meilen im Umkreis der Sklavenschiffe verstunken und verpestet ... Seither sind sie Sklaven.

Bis vor kurzem waren sie nicht einmal von den Arbeitern als Arbeiter anerkannt; erst als die Kommunisten sie in ihre Organisationen aufnahmen, mußten die Gewerkschaften ihre Negersperre aufheben, um der kommunistischen Konkurrenz zu begegnen.

An den Kiosken Harlems kann man allerhand Blätter kaufen, die ihren Interessen dienen. „Opportunity" ist eine politisch-kulturelle Zeitschrift, „Harlem" ein literarisches Magazin, „The Afro-American" (aus Baltimore) eine Riesenzeitung mit Negernachrichten und Photos; das Wochenblatt „The Negro World" tritt für ein schwarzes Zion ein, ruft die Farbenbrüder in der Diaspora auf, das heilige Reich in Afrika wieder aufzurichten. Das wird wohl ein „Ugandaprojekt" bleiben.

Die Lautsprecher auf den Hauptstraßen Harlems locken hörbarer und deutlicher zu näheren Zielen. Zu den Geschäften mit Radioapparaten, Grammophonen, Musikinstrumenten und Noten. Und die armseligen Lastträger vom Hafen, die livrierten Gepäckträger der Bahnhöfe, die Elevator-men (zu deutsch: Liftboys) aus den Wohntürmen und Geschäftspyramiden der City, die Tellerwäscher und Botenjungen und Kindermädchen stauen sich davor.

Denn durch diese Pforte sehen sie, schwarze Schüler des Yankees, den Weg in das Reich von Erfolg und Geld, wo die Chocolate Kiddies und die Blackbirds Aufnahme fanden, wo Roland Hayes singt, wo die Plantation Orchestra spielt, wo Aida Ward und Josephine Baker tanzen und andere Schwarze in den Dancings von Paris und London jazzen und auf den großen Theatern steppen.

Aber: so viele Musikläden es gibt, so viele Pfandleihen. Die drei Goldkugeln, die in anderen Bezirken das Zeichen dieses Gewerbes sind, fehlen hier. Unverhüllt sagt das Firmenschild: „Pawnbroker". Auch nachts geöffnet. Noch jetzt könnt ihr verkaufen, versetzen, einlösen, kaufen oder mieten. Ein Frackanzug mit Lackschuhen kostet für einen

Abend einen Dollar Leihgebühr, um vier Dollar könnt ihr einen glänzenden Tuxedo (Smoking) kaufen.

Für wie wenige Cents mag er versetzt worden sein! Und selbst die konnte der Arme nicht aufbringen, um seinen alten Arbeitsanzug wieder einzulösen. Welche Not müssen die gehabt haben, die hier ihre Saxophone, Ukulelas und Banjos veräußerten, mit denen sie auszuziehen hofften aus der Hölle der Farbigen und spielend einzuziehen in das Himmelreich der Weißen.

ERSTES GESPRÄCH MIT UPTON SINCLAIR

– – – – – – – –

Ob ich nach New York gekommen bin, um hinüberzufahren? Jeder fragt mich das! Als ob New York nur eine Landungsbrücke für Europa wäre. Es ist doch ein feines Plätzchen, nicht? Möchte aber nicht da wohnen. Mir ist es zu teuer – hier kann man nur leben, wenn man hier verdient. Die armen Kleinbürger von New York gehen freilich durch die Straßen, sehen die Wolkenkratzer, freuen sich, daß es Amerika so gut geht, und sagen: *Wir* haben Prosperity ... Aber nur Wall Street prosperiert.

– – – – – – – –

Morgen oder übermorgen fahre ich nach Kalifornien zurück. Ich bin nur hier, um wegen der Dramatisierung von „Petroleum" zu verhandeln; es kommt im „Playhouse" noch während dieser Saison heraus. Das Stück schreibe ich nicht selbst, sondern ein Freund; er verfaßt es auf den Proben für die Proben – das wird hier so gemacht. Nur die Grundzüge haben wir gemeinsam besprochen. Die deutsche Übersetzung besorgt James Fuchs, ein Wiener Schriftsteller, der schon zwanzig Jahre in Amerika lebt. Nächste Woche werden im Princetown Theatre die „Singenden Galgenvögel" aufgeführt, aber ich bin leider nicht mehr hier. Möchten Sie eine Einleitungsrede im Theater dazu halten? Ja? Also abgemacht!

– – – – – – – –

... ja, mag sein. Aber das Stück ist hier genauso wichtig, wir haben politische Gefangene genug. Da sitzt zum Beispiel Tom Mooney seit zwölf Jahren im Kerker, obwohl jeder Mensch in Amerika weiß, daß er unschuldig ist. Dabei hing sein Leben nur an einem Faden, und er hat es dem russischen Proletariat zu verdanken, nicht gehängt worden zu sein. Eine geradezu tragikomische Geschichte: Tom Mooney wurde zum Tode durch den Strang verurteilt und sollte in San Quentin Prison gehängt werden, weil er (fälsch-

lich) beschuldigt war, in eine 1916 von der Handelskammer San Francisco veranstaltete und bezahlte Demonstration der Kriegsbereitschaft (Preparedness Parade) eine Bombe geworfen zu haben. Die Zeitungen sollten darüber nichts mitteilen, da man während des Krieges keine Bewegung des Proletariats zugunsten eines populären Führers entfesseln, diesen andererseits unbedingt auf den Galgen bringen wollte. Da kamen plötzlich alarmierende Nachrichten aus Petrograd, die Bolschewiken hätten dort antiamerikanische Demonstrationen abgehalten, im Gebäude der Gesandtschaft von USA habe man die Scheiben eingeschlagen, und zwar wegen eines in Kalifornien zum Tode verurteilten Mannes namens Tomuni, also wahrscheinlich ein Italiener. Alle amerikanischen Zeitungen, die Rußland noch immer für die Weiterführung des Krieges zu gewinnen hofften, fügten hinzu, von diesem Fall sei ihnen nichts bekannt; sie sandten Spezialkorrespondenten nach dem Westen, die sofort aufklärten, daß es sich nicht um einen Italiener Tomuni, sondern um den kalifornischen Arbeiterführer Tom Mooney handle. Nun wuchs die Erregung im Proletariat, und man „begnadigte" Mooney eilig zu lebenslänglichem Kerker, um den Burgfrieden mit der Arbeiterschaft nicht zu stören und um Rußland von der Demokratie Amerikas zu überzeugen.

– – – – – – –

Es ist oft schwer, diese Totschweige-Blockade der Blätter zu durchbrechen. 1914 bestand eine solche gegen den Ausstand der Seidenweber von Patterson. Damals hätten Sie John Reed sehen müssen und über ihn schreiben. Er hatte sich vorgenommen, der Öffentlichkeit unbedingt die Vorfälle zur Kenntnis zu bringen. Ohne einen Cent in der Tasche mietete er den größten Saal New Yorks, Madison Square Garden, und stellte mit mir ein Stück zusammen: „Pageant of the Patterson Strike". Tagsüber rannte er bei allen Bekannten umher, um das Geld zur Deckung der Unkosten aufzutreiben, am Abend und die ganze Nacht jagte er mit dem Megaphon hemdärmelig über die Bühne, den streikenden Seidenwebern, die in Massen aus Patterson gekommen waren, genau eintrichternd, wie sie die Szenen ihres täglichen Lebens unverlogen darzustellen hätten. Das war – ich habe das in meinem „Money Writes" bereits gesagt – das

erste Kollektivdrama überhaupt. Die aufklärende Wirkung der Vorführung war ungeheuer und äußerte sich auch alsbald in den Tarifverhandlungen. Allerdings, in Zeiten der kapitalistischen Stabilisierung nützt auch ein Protest der ganzen Welt nichts, siehe Sacco–Vanzetti ...

– – – – – – – –

Ja. Ich habe „Die Götter des Blitzes" gestern im Kleinen Theater gesehen. Kann aber das Drama wirklich nicht beurteilen, weil es eine Verquickung des Sacco-Vanzetti-Falles mit dichterischer Phantasie ist. Nun habe ich mich aber seit zwei Jahren derart intensiv mit Sacco und Vanzetti beschäftigt, daß meine Gedanken gestern im Theater aus einer dargestellten Episode der Wirklichkeit in die nächste Episode der Wirklichkeit sprangen, während auf der Bühne bereits etwas Erdachtes geschah. Das verwirrte mich. So muß es ungefähr sein, wenn jemand einen Teil seines Familienlebens auf der Bühne dargestellt sieht.

– – – – – – – –

Vorläufig kann ich nicht, ich habe zu tun. Besonders nach Rußland möchte ich gern, wenn ich Zeit hätte. In Deutschland war ich vor dem Kriege bei einem Freund, bei Erich Gutkind.

Er ist ein Dichter und hat unter dem Namen Volker einen Band „Seraphische Umarmungen" herausgegeben; jetzt treibt er Astronomie. Nach Berlin kam ich mit Frederic van Eeden und war mit vielen Sozialisten zusammen, zumeist bei Karl Kautsky draußen, bei der „Heiligen Familie"; auch bei Südekum war ich in der Wohnung – lebt er noch? – und traf auch Hermann Müller-Franken – ja, ich weiß, der lebt noch – und Fischer und viele andere.

Karl Liebknecht lernte ich kennen, den großen Menschen! Er führte mich im Reichstagsgebäude umher und zeigte mir, wo die Sozialdemokraten zu Mittag essen, und dann, von der Türe aus, den anderen Speisesaal, den der „anständigen Leute". So streng war die Trennung damals. Hat sich wohl jetzt geändert, wie?

Richtig, Walther Rathenau habe ich gleichfalls kennengelernt. Er hatte uns in den Kaiserlichen Automobilklub zum Diner eingeladen. Zuerst ließ er Kiebitzeier servieren. Ich habe damals zum erstenmal im Leben Kiebitzeier gegessen

(übrigens auch später nicht) und deshalb anderntags meinen Berliner Freunden erzählt: Rathenau hat uns mit Kiebitzeiern regaliert. Da haben alle schrecklich gelacht, und in unseren Briefen haben wir Rathenau nie anders genannt als „Herr Kiebitzei".

– – – – – – – –

Ich weiß. Aber gerade das liebe ich nicht. Sosehr ich mich freue, daß meine Bücher drüben so hohe Auflagen haben, so sehr bin ich ein Feind von Banketten und Händeklatschen. Da sitze ich lieber in Kalifornien und schreibe meine Sachen.

– – – – – – – –

O nein, nicht in der Einsamkeit, ich sehe sehr viele Freunde. Besonders Charlie Chaplin und Douglas Fairbanks. Chaplin ist ein wunderbarer Mensch, wenn er auch leider keine Briefe beantwortet. Er ist ein Sozialist und verkehrt mit Radikalen, worüber das Entsetzen in gewissen Kreisen sehr groß ist. Ich kenne die Geschichte seines Lebens und seiner Ehe – es war alles ganz anders, als man gelesen hat. Charlie hat die fixe Idee, daß es für jeden Menschen irgendwo in der Welt die vollkommene Frau gibt, und auch für ihn. Davon ist er nicht abzubringen – aber gründlich geheilt ist er von der Idee, daß man, bevor man die vollkommene Frau findet, eine unvollkommene heiraten kann ... Doug ist ganz anders, er ist gastfreundlich und sehr offen. Aber ich bringe Sie auch mit Chaplin zusammen, obwohl es schwer ist. Kommen Sie zu mir nach Long Beach, Sie und Charlie werden sich sicher anfreunden.

Im Vorjahr war ein deutscher Dichter bei mir, Klaus Mann, ein sehr freundlicher Herr. Seinen Vater schätze ich hoch. Der „Zauberberg" ist ein großartiges Buch. Mag sein, daß es privat ist, aber es wird zum Privatereignis jedes Lesers. Ich wenigstens habe mehrere Wochen lang, solange ich das Buch las, geglaubt, in Davos zu sein, im Sanatorium für Lungenkranke. Wenn mir meine Mitpatienten etwas zuviel sprachen, dann habe ich allerdings einige Blätter umgeschlagen ...

– – – – – – – –

Ich lese sehr viele deutsche Bücher. In meiner Jugend habe ich alle deutschen Klassiker gelesen, weil uns die Lehrer sagten, daß das sehr wichtig ist. Ich bin aber nur

bis zu Gustav Freytag gekommen. Dort habe ich aufgehört. Jetzt lese ich moderne Literatur.

— — — — — — —

Das lese ich nicht. Diese Reiseschilderer beschreiben immer dasselbe: ein Riesenhotel, die Niagarafälle und das Chinesenviertel von New York und die Fifth Avenue. Es gibt ein originelleres und wichtigeres Amerika: es gibt den Mississippi, das „schwarze Band", wo Baumwolle gebaut wird – es gibt ein Kalifornien, wo die Ranch Jack Londons ist und die Obstfarm von Luther Burbank, der die Früchte kreuzte, die Grapefruit erfand und Hunderte anderer Wunder erzielte – es gibt ein Colorado, wo sich noch Überbleibsel der „Pioniere des Westens" finden, Greise, die vor fünfzig Jahren, ihre Habe auf den Maulesel gepackt, in die Berge zogen, um Gold- und Silberminen zu entdecken, und jetzt in den Bergwerken arbeiten, um nachtsüber in den gambling dens ihren Lohn verspielen zu können – es gibt die Zauberküste von Florida, wo der boom, der Konjunkturrausch, und der Tornado, der Wirbelsturm, die Besitzungen der Kriegsgewinnler zerstört haben – es gibt...

— — — — — — —

In der amerikanischen Literatur scheinen sich die Verhältnisse etwas zu bessern. Die Periode der Selbstkritik hat einige gute Bücher hervorgebracht. Von Werken lebender Autoren scheinen mir der Tabakarbeiterroman „Weeds" von Edith S. Kellog, L. Lewisohns „Upstream", der grandiose Gedichtband „Two Lives" von W. E. Leonard, einem Professor in Wisconsin, Michael Golds „120 Millions", Edgar Lee Masters' „Spoon River Anthology" und „The Nuptial Flight" die wichtigsten zu sein. Man entdeckt die sozialen Strömungen Amerikas, kritisiert...

— — — — — — —

Das ist wahr: ich halte das Alkoholverbot für den größten Fortschritt Amerikas seit Aufhebung des Sklavenhandels.

Meine ganze Jugend ist durch die Trunksucht meines Vaters vernichtet gewesen – ich schreibe jetzt gerade eine Art Selbstbiographie und erlebe die Greuel jener Zeit von neuem –, und ich kann keine andere Stellungnahme zu dieser Frage finden.

— — — — — — —

Gewiß. Ich bin auch der einzige Sozialist Amerikas, der für die Prohibition ist, ich bekomme deshalb Angriffe aus unserem eigenen Lager, und man nennt mich noch mehr als früher einen Puritaner. Was eingewendet wird, weiß ich alles: die tagtäglichen Vergiftungsfälle, die kolossale Korruption, daß sich jeder reiche Amerikaner nach Belieben ganze Gallonen aller Schnapssorten verschaffen kann, das Emporwachsen eines riesenhaften neuen Verbrechertums, der Hunderttausende von Bootleggers. Und Sie mögen auch recht haben mit dem, was Sie „das Entstehen einer Alkohol-Sexualität" nennen, dieses geile Flüstern und Kichern über Abenteuer – nämlich von einem guten Whisky, den man irgendwo getrunken hat. Das alles gilt aber zumeist nur für die Großstädte, in den kleinen Städten kriegt man keinen Alkohol, und jene Unmasse von Kaschemmen, die sich früher überall wie Perlen einer Kette aneinanderreihten, die Riesenzahl von Alkoholleichen auf den Straßen gehören zu den Ausnahmen.

GEFÄNGNISSE AUF EINER INSEL IM EAST RIVER

Auf Wunsch bleibt die Straßenbahn mitten auf der Queensborough Bridge stehen.

Auch die Polizeiwagen halten am Mittelpunkt der kilometerlangen Brücke, und die Gefangenen müssen aussteigen.

Warum? Wirft man sie ins Wasser, oder springen sie selbst hinein?

Nein, man wirft sie nicht ins Wasser, und sie springen auch nicht selbst hinein!

Also führt hier ein Weg irgendwohin?

Ja, hier führt ein Weg irgendwohin. Abwärts führt ein Weg.

Man geht ihn nicht, sondern man fährt ihn – vorausgesetzt, daß man einen freiwilligen oder unfreiwilligen Ausweis hat – in dem Fahrstuhl, der sich tief, tief hinabsenkt zu einer schönen und großen Insel. Die hat früher „Blackwell Island" geheißen, aber jetzt den offiziellen Namen „Welfare Island", Wohlfahrtsinsel, angenommen.

Als eine schöne Insel muß sie bezeichnet werden, weil sie mitten in New York liegt, zwischen Manhattan und Long Island, und doch von dem huronischen Getöse und dem tödlichen Verkehr der Stadt nicht berührt ist, weil sie weite Rasenflächen hat und solide Bauten, denen zwischen den Beeten Raum zum Atmen gegeben ist, und vor allem, weil man von hier aus die buntbewegten Bilder des Märchenbuches „Der Hafen von New York" beschauen kann.

Groß aber muß Welfare Island genannt werden, weil: die 46. Straße, über den Uferrand verlängert, würde die Tangente zum Südende der Insel bilden, während die Nordspitze der Insel erst in der Höhe der 86. Straße liegt. Das ist eine Länge von etwa vier Kilometern! Wollte man so bauen, wie man drüben auf der Geschäfte-Insel baut, hier könnten alle Elendenküchen des Mr. Zéro, alle Tages-

asyle der Missionsgesellschaften, alle Nachtquartiere der Heilsarmee und alle anderen Wohltätigkeitsgesellschaften durch ausreichende Institutionen ersetzt werden und Tausende von Obdach- und Nahrungslosen Obdach und Nahrung bekommen. Das Eiland würde dadurch nicht schöner, die Welfare aber größer.

Das „Penitentiary", die Männerstrafanstalt, sieht imposant aus. Ein ebenerdiger, aber hoher Bau mit einer Reihe großer Fenster. Material: dunkler Granit.

Und vor diesem Sommerpalais eine Rasenfläche, durch ein Drahtnetz von der Straße geschieden. Der Wachtposten macht den einsamen Passanten darauf aufmerksam, daß er nur auf der gegenüberliegenden Seite der Straße gehen darf...

Reichen wir den vom Department of Correction ausgestellten Erlaubnisschein durch die Gitterstäbe, dann öffnet sich das Tor, und wir treten in eine Halle ein, in der auf langen Bankreihen etwa sechzig Menschen sitzen und darauf warten, wieviel Tage, Monate oder Jahre Haft ihnen zugemessen werden. Denn das Gericht sprach nur eine „Indeterminate sentence" aus, und im Gefängnis erst wird nach einigen Tagen das Strafausmaß festgesetzt. Unter den finster Harrenden viele Neger – sowohl in den „Tombs", dem Stadtgefängnis von Manhattan, wie in der Männerstrafanstalt und im Frauenzuchthaus auf Welfare Island sind die Hälfte der Insassen Farbige. Ihr Prozentsatz innerhalb der Gesamtbevölkerung ist weitaus geringer, so daß man eine sehr hohe Kriminalität der Neger annehmen müßte. Wer aber amerikanisches Polizei- und Gerichtswesen kennt, der weiß, daß man mit einem dumpfen „Nigger" noch weniger Geschichten macht als mit einem Armensünder von derselben Couleur in Weiß.

Im Kohlenhof schippen die Schwarzen, fast zusammenbrechend schaffen sie Kohle auf Karren fort. Fünfeinhalb Stunden beträgt die offizielle Arbeitszeit (von acht bis halb elf, von eins bis drei Viertel vier Uhr), da aber die Kohlenzufuhr nur für die Werkstätten eine beschränkte ist, keineswegs auch für die Licht- und Heizanlagen, so müssen Überstunden gemacht werden. Überstunden! Überstunden sind sonst eine vernichtende Arbeitsmethode, aber oft gut be-

zahlt. Hier werden sie nicht nur nicht gut, sondern überhaupt nicht bezahlt.

Die ganze Arbeit leisten die Gefangenen unentgeltlich. Der winzige Formallohn, der in Europa eingeführt ist – nicht einmal der wird im reichen Amerika gewährt. (In Rußland erhalten Sträflinge den gleichen Lohn wie die in Freiheit befindlichen Arbeiter, ohne daß dadurch das Gefängnis aufhört, ein Gefängnis zu sein, ohne daß jemand einen Aufenthalt im Gefängnis leichtnehmen oder gar anstreben würde.)

Im Hof des New Yorker Penitentiary sehen wir eine Garage im Bau, daneben ein Lagerhaus für Autobestandteile; in der Tischlerei werden Fensterrahmen und Möbel hergestellt, in der Maschinenschlosserei und in der alten Autohalle Wagen repariert und lackiert, Schlösser, Schlüssel und Eisenbeschläge angefertigt; in der weitläufigen Installationswerkstatt macht man Drähte und Sicherungen für die Elektrizitätsanlagen, setzt Heizungs- und Klosettröhren instand; in der Waschküche wird nicht nur gewaschen, sondern auch Seife erzeugt, und in der Bäckerei, in der durchweg Spanier, Italiener und Malaien beschäftigt sind, täglich fünftausend Laibe Brot aus zehntausend Pfund Mehl gebakken, in der Anstaltsküche Speisen für 1500 bis 2000 Personen zubereitet – und das alles von Leuten, die, weil sie ein Vergehen begangen haben, ihre Arbeit ununterbrochen unentgeltlich hergeben müssen!

Die Arbeit ihres Faches, die Arbeit, deren Kenntnis sie in ihrer Freiheit erworben haben!

Denn Schulwerkstätten, Unterweisung in irgendeinem Gewerbe gibt es in diesem Arbeitshaus nicht, wo Strafen von fünf Tagen bis zu drei Jahren abzubüßen sind, der Gefangene also dem Leben wieder zurückgegeben wird und als ein nützlicher Mensch zurückgegeben werden sollte.

Wer kein gelernter Arbeiter oder einer aus einem hier nicht angewandten Fach ist, wird bloß bei der Säuberung der Räume oder überhaupt nicht beschäftigt.

Wie also, fragt der Leser, wie also wird der Häftling entlassen, wenn ihm während der ganzen Jahre kein Lohn gutgeschrieben wurde? Man kann ihn doch nicht einfach ohne Geldmittel auf die Straße setzen?

Nein, das kann man nicht, und deshalb bekommt jeder

bei seiner Haftentlassung außer einem Anzug noch 25 Cent, in Worten: fünfundzwanzig Cent. Wie er es anstellen soll, um nichts anzustellen, wie er es vermeiden will, am Abend des glücklichen Tages verhaftet zu sein, ist ja nicht mehr Sache des Strafvollzugs!

Der Ausländer aber, mag er noch so fleißig gewesen sein, kriegt den Vierteldollar nicht, da er ja nach Abbüßung der Strafe deportiert wird und auf seiner oft monatelangen Heimreise kein Geld braucht...

Die eigenartige Belegschaft der Wäscherei, Plätterei und Seifensiederei sei erwähnt. Man glaubt zunächst, Frauen zu sehen. Aber es sind Burschen, sie arbeiten hier in fassonierten Schürzen, haben Dauerwellen im Haar, Beffchen an die Hemdkragen genäht und ausrasierte, auf der Stirn neugemalte Brauen und nachgedunkelte Wimpern über den Augen, die, meist groß und schön, vielleicht den Weg ihres Besitzers bestimmt haben. Die Wäscherei ist anerkannte Domäne der Homosexuellen, und sie wohnen auch alle im selben Trakt, wo sie ihre Zellen jungmädchenhaft ausstatten, wenngleich Männerakte an der Wand nicht gerade der übliche Schmuck eines Mädchenzimmers sind.

Auch Inhaber anderer Zellen haben sich individuell eingerichtet, eine weiße Decke mit aufgenähten Blumen über die Bettstatt gebreitet, das Bild einer Frau oder eines Kindes an die Wand gehängt, einen Lampenschirm über der Glühbirne befestigt, den Schemel am Kopfende der Pritsche durch ein darübergelegtes Linnen zu einem Nachttischchen umgewandelt. Der Eimer – ja, hier gibt es noch Eimer! – zerstört freilich das Idyll.

So eng sind die Kerkerkammern, daß dreißig Zentimeter vom Bettrand entfernt bereits die Wand beginnt und kein Platz für ein Tischchen oder ein Waschbecken vorhanden ist. Man wäscht sich außerhalb der Zelle, warum könnte nicht auch das Klosett draußen sein?

Die Zellen sind in Blocks von vier Stockwerken angeordnet, und ringsum über diese Raubtierkotter ist eine mit dunklem Granit ausgelegte, von hohen Fenstern durchbrochene Mauer aufgeführt, hinter der man einen edlen Landsitz vermuten müßte. Das Ganze ist ein Trickgebäude, eine Maskerade.

Von außen heißt es auch Penitentiary, im Innern heißt es Prison; im Old Prison sind eben 247 Leute untergebracht, im North Prison 556, im West Prison 221, im South Prison 213, im Schlafsaal des Arbeitshauses 237, im Isolator für Gewalttäter befinden sich 13 Menschen, zufälligerweise durchweg gutmütig aussehende junge Neger, im Hospital, wohin alle Gefangenen gerne möchten, weil es dort Radio zu hören (sonst nirgends) und besseres Essen gibt, liegen derzeit 47 Kranke.

Briefe schreiben darf der Gefangene, soviel er will. Innerhalb von vierzehn Tagen ist ein Besuch erlaubt, der an der Westwand der Kirche hinter Drahtgittern empfangen wird. Aber wenn man fragt, wieso außerdem in den Kirchenstühlen Gefangene neben Damen sitzen, erfährt man, daß diese sich eine Spezialerlaubnis verschafft haben. Durch Politiker.

Der Saal, in dem die Neuankömmlinge in Anstaltsanzug und Wäsche eingekleidet werden, bietet Bilder des Grauens. Greise Männer, die ihre Lumpen abstreifen, junge Männer, die sich ihrer guten Anzüge entledigen, nun nackt dastehen und vor sich die „neue" Kleidung haben, einen Klumpen alter, zerschlissener Stoffe und oft gestopfte und wieder zerrissene Wäsche!

Jeder Gefangene bekommt unentgeltlich und in beliebiger Menge Brot. Er kann sich auch im Gasthaus für 3 Dollar 20 Cent wöchentlich verpflegen. Außerdem gibt es die Anstaltskost, morgens Oatmeal und weißen Kaffee, mittags Suppe, Fleisch, Kartoffeln und Gemüse, abends dicke Bohnen und Tee. „Das Essen ist vollkommen ungenießbar, das Fleisch stinkt auf zehn Meter, niemand kann es essen." Das sagte uns der erste Gefangene, an dessen Käfig wir traten, in deutscher Sprache, von der er wußte, daß der Wärter sie nicht verstehe. Es war ein junger Student aus Köln; den Eltern entlaufen, hatte er in Amerika einer auf einen Dollar lautenden Anweisung eine Null hinzugefügt, welche Fälschung vom Gericht mit 4866 Punkten (marks) bewertet worden war. Da man mit jedem gutgeführten Tag der Haft 13 marks abstreicht, kann er nach Ablauf eines Jahres deportiert werden, was – zu seiner Freude – in den nächsten Tagen erfolgen wird.

Es schien uns unglaublich, daß im reichen New York, im

Amerika der Prosperity die Gefangenenkost ungenießbar sein, das Fleisch stinken sollte. Daher fragten wir noch einen Russen und einen Tschechen in deren Sprache: „Wie schmeckt euch das Fleisch?"

„Wir essen es nicht. Wir essen nur Brot, das ist gut. Das Gemüse und das Fleisch stinken."

In der Fleischkammer, die wir uns öffnen ließen, stank es bestialisch, und die dort arbeitenden Metzger sahen uns forschend an ...

Die Weiberstrafanstalt ist auf der anderen Seite der Insel. Frauengefängnisse sind besonders schrecklich – niemals geben sich Männer in frauenloser Umgebung einem solchen Zustand der Verwahrlosung hin wie Frauen in männerloser Umwelt. Am schlimmsten wirkt der Anblick beschäftigungsloser Prostituierter. Es wimmelt hier von Prostituierten, schwarzen und weißen, viele der Gefangenen sind luetisch, andere Morphinistinnen oder Kokainistinnen. Im Schlafsaal sahen wir Negermädchen, zehn oder zwölf Jahre alt.

„Dürfen denn Kinder hier aufgenommen werden?"

„Nein. Aber wenn sie sagen würden, daß sie minderjährig sind, so kämen sie auf drei Jahre nach Bedford, ins Reformatory for girls (Zwangsfürsorge). Bei uns aber hat man für das gleiche Verbrechen nur sechs Monate zu sitzen. Deshalb sagen sie, daß sie über sechzehn Jahre alt sind. Wer kann das kontrollieren?"

So sieht es auf Welfare Island aus, einer paradiesischen Insel mitten in New York.

ALS LEICHTMATROSE NACH KALIFORNIEN

Die ganze Geschichte, von der ich nicht weiß, wie sie ausgehen wird, ob sie überhaupt ausgehen wird und ob sie überhaupt eine Geschichte wird – denn ich beginne kurz nach ihrem Beginn ihren Beginn zu notieren, heute am 12. Januar 1929, und unsere Reise soll bis tief in den Februar hinein dauern! –

Die ganze Geschichte also begann im Internationalen Seemannsklub in New York.

Dort kam ich mit einem Burschen in ein Gespräch. Er hieß Harry Warwick, wie ich später erfuhr, aber voraussichtlich sind weder er noch sein Name von irgendwelcher Wichtigkeit für den weiteren Verlauf der Begebenheit, deren Anlaß und Ursprung er gewesen. Begierig fragte er mich über Deutschland aus, das sich in ihm zu einem Sehnsuchtsland entwickelt hatte, obwohl oder weil er noch niemals jemanden aus Deutschland gesehen oder gesprochen hatte und weil er so viel über Deutschland gehört. Gleich möchte er bei der United States Line anheuern, wenn er nicht schon morgen früh den verdammten Trip nach Oregon antreten müßte. Aber im April sei er wieder hier, und dann gehe es nach Bremen, koste es, was es wolle.

„Morgen segelst du?"

„Morgen um neun."

„Wie fahrt ihr da?" fragte ich, hatte ich doch keine rechte Ahnung, wo das liegt: Oregon.

„Die Küste entlang bei Pennsylvanien, Maryland und South Virginia. In Georgia stoppen wir, von dort geht's nach Florida und dann hinüber zum Panamakanal, durch, und hinauf nach Los Angeles und San Francisco und bis Portland, das ist schon Oregon."

„Teufel", sagte ich, „möcht ich da gerne mitfahren!"

Wer hätte denn etwas anderes gesagt? Wenn jemand eine besondere Reise antritt, muß er diesen Satz hören, oft mit humoristisch sein sollenden Beifügungen: „Können Sie mich

da nicht im Koffer mitnehmen?", „Brauchen Sie nicht einen Sekretär oder jemanden, der Ihnen die Stiefel putzt?"

Aber selten kriegt der Sehnsüchtige die Antwort, die mir der junge Matrose Harry Warwick gab: „Nun, so fahr doch mit."

„Wie?" fragte ich, denn ich glaubte, nicht richtig verstanden zu haben. Wie sagst du? sollte das etwa heißen. Aber er verstand: Wie mache ich es, um mitzufahren? Und erwiderte, ich möge ihn jetzt einfach begleiten, sein Schiff, die „Hiawatha" lichte morgen früh Anker, vielleicht nehme man mich mit.

„So schnell kann ich nicht weg."

„Nun, sobald du Zeit hast, meldest du dich im Sea Service Bureau und sagst: ich will als Seemann gehen. Da schickt dich der Clerk auf irgendein Schiff, das Leute angesprochen hat. Das muß dich aufnehmen."

„Ich bin doch kein Seemann!"

„Wen kümmert das etwas! Wenn du zur See fährst, bist du einer. Jeder, der zur See fährt, ist ein Seemann."

Da war etwas mehr oder etwas weniger darin als eine Behauptung des guten Harry: es war eine allgemeine amerikanische Banalität, „Are you a good sailor" ist nicht etwa die Frage, ob man ein guter Angehöriger der Marine ist, sondern ob man nicht seekrank wird. „My wife is a bad sailor" – nicht ein schlechter Matrose, sondern zu Seekrankheit neigend.

„Aber ich habe doch keine Papiere!"

„Du brauchst nur das erste!"

„Hab ich auch nicht."

Ganz groß sah mich Harry Warwick an, er hatte sieben Meere durchschifft und allerhand Menschen gesehen, heute sogar einen, der geradeswegs aus Deutschland kam – aber daß jemand, und gar dieser schon ohnedies Absonderliche, nicht einmal das Erste Bürgerpapier der Staaten habe, das war dem Seemann Harry Warwick denn doch noch nicht begegnet.

„Macht nichts. Wenn du auf die Löhnung verzichtest, kannst du überall mitfahren. Da steckt der boos'n deinen Lohn ein – das tun sie immer, wenn sie einen work-a-way haben ..."

„Wen . . .?"
„Einen Studenten oder einen Kaufmann, der anheuert, um seine Reise unentgeltlich zu haben."
„Wie hast du das genannt?"
„Einen work-a-way, einen, der sich seinen Weg erarbeitet, das kommt oft vor, meist so Burschen gegen zwanzig. Wie alt bist du denn?" – „Zweiundzwanzig." – „Na, das ist gerade noch gut. Kannst Mittwoch fahren mit der ‚Hannawah', das ist unser Schwesterschiff. Sie liegt neben uns, bei India Street in Brooklyn. Sie segelt schon am Mittwoch. Komm mit mir, du wirst Dave Dunge treffen – er ist boos'n auf der ‚Hannawah', du kannst es gleich ausmachen. Ich hole ihn ohnedies ab."
So gingen wir in ein Billardlokal, nachdem mir Harry noch eingeschärft, ich möge mit Dave Dunge nicht über Politik sprechen, er interessiere sich zwar nicht dafür, aber es sei besser so.
Dave Dunge spielte Billard oder das, was man hierzulande so nennt, ein Spiel für Amerikaner und Kinder, mit sechzehn verschiedenfarbigen und numerierten Kugeln, die durch Anspielen mit der weißen in sechs Seitentaschen des Bretts zu karambolieren sind. Nur zwei Regeln scheint es zu geben: daß man den Rock ablegen, aber Hut und Revolverfutteral anbehalten muß.
Dave Dunge war entzückt zu hören, daß ich als work-a-way anheuern möchte und ihm meine Löhnung zu überlassen geneigt sei, immerhin 42 Dollar im Monat, wie ich bedauernd vernahm. Er legte gleich das Queue nieder, zahlte der herbeischießenden Mulattin seinen Teil vom Billardgeld, und selbdritt wanderten wir zum Brooklyner Hafen, wo wir alle wohnten: Dave auf der „Hannawah", Harry auf der „Hiawatha" und ich am Ufer bei Mrs. Field, 104 Columbia Heights. Wir kehrten noch in eine Flüsterkneipe ein. Darauf bestand Dave Dunge, und ebenso darauf, unsere neun Glas Whisky zu bezahlen, mich dadurch sozusagen mit Handgeld verpflichtend.
Am liebsten hätte er es wohl gesehen, wäre ich gleich an Bord mitgekommen. Das tat ich um so weniger, als ich erfuhr, daß das Schiff fünf Tage in Baltimore vor Anker liegen werde. „Kann ich nicht erst in Baltimore an Bord kommen?"

fragte ich. „Bis zum 10. kann ich auf jeden Fall meine Angelegenheiten in Ordnung bringen. Ob das bis Mittwoch geht, weiß ich nicht so bestimmt."

„Alles recht. Wenn du bis Mittwoch nicht da bist, kommst du nach Baltimore. Ich nehme keinen anderen auf. Am 9. abends bist du an Bord, wir machen dann noch eine Nacht. Ich hab dort ein Mädel – Harry kennt sie. Auf Pier 9, Locus Point, Baltimore and Ohio Railroad liegen wir." (Er schrieb mir das auf.) „Hast du Arbeitsanzug und Stiefel? Alles recht, ich borg dir einen guten Overall und Stiefel."

„Ist es auch ganz sicher? Ich möchte die Bahnfahrt nach Baltimore nicht vergeblich machen."

„Perfekt sicher." Handschlag.

Die letzte Frage hatte ich nur gestellt, um seine Besorgnis zu zerstreuen, daß ich's nicht ernst meine.

Meinte ich's ernst?

Es war eine schwierige Sache. Einerseits: ich kann Florida sehen und Kalifornien mitsamt Los Angeles und Hollywood, und San Francisco, wozu ich sonst nicht käme; die Reise von New York dorthin und zurück kostet an 400 Dollar, die ich bei weitem nicht besitze.

Andererseits: fünf, sechs Wochen meiner für Amerika bewilligten Aufenthaltsdauer durch eine vielleicht langweilige, vielleicht stürmische Seereise auf einer alten Frachtkiste totzuschlagen, bei jämmerlicher Kost, in einem schmutzigen Bett (so fürchtete ich damals – oh, hätte ich doch wenigstens ein schmutziges Bett!) und bei achtstündiger Arbeitszeit!

Zweiundzwanzig Jahre! Dieses Alter hat mir Harry Warwick geglaubt. Das sei gerade noch recht!

Guter Harry! Ich bin doppelt so alt, und diese Zweiundzwanzig, die ich mehr zähle als zweiundzwanzig, sind nicht wie die ersten Zweiundzwanzig, worin ja Kindheit und Schule einbegriffen sind: nein, diese zweiten Zweiundzwanzig sind zweiundzwanzigmal 365 Tage und Nächte mit Arbeit und Affären und Aufregungen, mit Wünschen und Erfüllungen und Nichterfüllungen, mit Gasthauskost und fremden Betten und Frauen und einem Weltkrieg. Und jetzt soll ich da eine fremde Arbeit beginnen, auf fremdem Frachtkahn in eine fremde See?

Nein, ich meinte es doch nicht ernst.

Und ich zählte meine Barschaft. Sie reichte so ungefähr für eine Fahrkarte nach San Francisco und einen Aufenthalt von etwa vierzehn Tagen in San Francisco oder Chicago, vorausgesetzt, daß ich dort in der gleichen Preislage leben könnte wie in New York. Aber nicht mehr zur Rückreise, verflucht! Es wäre schade, die Amerikareise gemacht zu haben und nichts als New York und Chicago zu sehen. (Meine Rückreise-Schiffskarte nach Europa hatte ich schon in Berlin gelöst.)

Nach meiner Vorlesung in der New Yorker Volksbühne hatten mich die Veranstalter gefragt, ob ich nicht in ihren Ortsgruppen im Westen lesen wolle, dreißig Dollar für einen Abend. Das mußte ich ablehnen, denn das hätte kaum für die Spesen gereicht. Wenn ich nunmehr nach dem Westen unentgeltlich fahren kann, bleibt nur die Rückreise nach New York zu bezahlen, und diese ließe sich von den Vorträgen decken. Ich fragte telefonisch an: „Seid ihr noch bereit, die Tournee zu arrangieren?" Sie bejahten.

So, jetzt meinte ich es ernst!

Den Koffer ließ ich bei Mrs. Field, 104 Columbia Heights, Brooklyn, und fuhr nach Baltimore. Meine New Yorker Freunde, denen ich von diesem Reiseentschluß Mitteilung machte, konnten sich allesamt in Bekundungen aufrichtigen Neides nicht genugtun, bewunderten die „Kühnheit" meines Entschlusses und behaupteten, ich sei ein „Mordskerl".

Dies muß reproduziert werden, weil ich betonen will, daß ich von Anfang an meine Fahrt nicht im geringsten als beneidenswert empfand und nicht als beneidenswert empfinde, daß ich mir von ihr weder Abenteuer noch Sensation versprach, sie eher als Zeitvergeudung ansah, daß ich damit weder originell noch ein Kopist Jack Londons sein wollte; daß ich mir viel beneidenswerter erschienen wäre, hätte ich meinen Weg nach dem Westen im Pullmanwagen zurücklegen können, und daß mein Entschluß kein Entschluß, geschweige denn eine Kühnheit und noch weniger die Äußerung eines Mordskerls war, sondern nichts weiter als das traurige Ergebnis einer klaren Rechnung, einer Aufnahme des Vermögensstandes.

Über Washington fuhr ich nach Baltimore. Am 9. Januar um ein Viertel eins mittags war ich im Weißen Haus, am

Abend selbigen Tages kletterte ich, mein Ränzlein auf dem Rücken, von Pier 9, Locus Point, Baltimore, das Fallreep empor auf S. S. „Hannawah".

Dave Dunge begrüßte mich. Er sagte nicht, daß er sehr erfreut sei, mich zu sehen, wie Coolidge es heute mittags gesagt hatte, aber er war es. (Zweiundvierzig Dollar!) In seiner Kabine auf dem Poopdeck sollte ich mein Bündel ablegen und gleich mit ihm in die Stadt gehen, sein Mädchen warte auf ihn. Wenn wir wieder an Bord kämen, würde er mir einen Schlafplatz anweisen.

Die Nacht war mehr als wüst, ich weiß nicht, ob es wichtig ist, sie zu beschreiben, es scheint jedoch, sie werde auf mein Bordleben nicht ohne Folgen bleiben. In Hull Street pfiff er durch die Finger, einen langen und zwei kurze Pfiffe, und schon stand Deborah vor ihrem Haus. Sie war Anfang der Dreißig, nicht eben häßlich, obzwar sicherlich nur aus Höflichkeit oder Kameradschaftlichkeit der gute Harry Warwick in New York so verzückt bestätigt hatte, wie hübsch sie sei.

Und dann ein Saloon mit vier oder fünf kleinen besetzten Tischen und einer dicht umstandenen Bar, der Whisky, laut Etikett der Flaschen, „Old Kentucky", aber sicherlich nicht O. K. Wir tranken, ergatterten schließlich einen Tisch, aber Dave segelte zur Bar, um dort große Reden zu halten und schließlich zu würfeln. Als wir gegen Mitternacht mit dem Antrag, endlich aufzubrechen, zu Dave Dunge an die Theke kamen, lehnte er ab.

Unser Tisch war inzwischen besetzt. Dave würfelte und war so betrunken, daß er Deborahs nicht achtete. Wir wurden abgedrängt von ihm. „Komm mit mir weg", sagte Deborah. „Kann ich nicht machen", erwiderte ich, nicht nur, weil Dave mein Chef war. Sie war wütend, nun noch überzeugter, ich sei „etwas Besseres", und vermutete, ich wolle mich nicht zum besten halten lassen. „Komm", flüsterte sie mir zu, „wir sind gleich zurück. Ich warte auf dich, Hull Street 19." Sie ging.

Ich drängte mich zu Dave Dunge. „Hallo, Dave, ich glaube, Deborah ist nach Hause gegangen." – „Sei sicher, sie kommt zurück." – „Kann ich mitwürfeln?" – „Nein, das geht nicht mehr." Es waren sechs Spieler da, die mit ihm um ihren Einsatz kämpften. Er schob mich mit der Hand beiseite.

Noch immer spielte er mit den sechs, schaute nicht auf, als ich ins Lokal zurückkehrte. Dann kam Deborah, er gab ihr keinen Blick.

Aber als wir endlich gingen, fragte Dave Dunge: „Wo seid ihr gewesen?" – „Ich war zu Hause", sagte Deborah. – „Ich weiß." Das war alles. Er war schlecht gelaunt, obgleich er drei Dollar neunzig gewonnen hatte.

An Bord forderte er mich auf, sein Bett zu nehmen. Er werde sich in das des Lotsen legen.

Und so schlief ich den Rest der Nacht vom 9. auf den 10. Januar in der Koje des Bootsmanns. Das erste- und wohl auch das letztemal.

Als ich am Morgen erwachte, spät, benebelt und vergiftet von dem üblen Whisky, beängstigt aus mehreren Gründen, wimmelte es auf Deck von Schauerleuten, durchweg Polen. Sie löschten merkwürdigerweise, obwohl das Schiff aus New York kam, wo doch sicherlich keine Ladung für Baltimore genommen worden war. Später erfuhr ich, daß die „Hannawah" vor Monatsfrist in Oregon Kupferplatten für die Baltimore Copper Smelting and Rolling Co. geladen und wegen ihrer Schwere auf den Grund der Luken gebettet hatte. Nachdem man in New York den übrigen Kargo gelöscht, konnte man nun in Baltimore darangehen, den kupfernen Grund an seinem Bestimmungshafen auszugeben.

Wir luden übrigens ebenso schwere Dinge – Baltimore, Maryland, ist der Vorhafen Pennsylvaniens, des Stahl- und Eisenlandes –, Stahlröhren, Rundeisen, Zinnblech. Auch drei Lastautos schwebten vom Pier empor und in den Schiffsrumpf hinab.

Möwen schwirrten knapp über den polnischen Arbeitern. Der Hafen, riesenhaft, war voll von Schiffen. Die Fähren mit den Waggons sind stark gewölbt, sie sehen wie überschwemmte Eisenbahnbrücken aus, deren Pfeiler im Wasser stehen. Drüben in Hull Street, rechts zu ebener Erde, wohnt Deborah. Todsicher war der Whisky giftig, fast aller Alkohol ist hier giftig.

Dave kam mich holen, führte mich zum Steuermann und dieser zum Kapitän. Dort unterschrieb ich auf dem Umschlag die Bedingungen, die innen auf einem Bogen standen und mir gar nicht gezeigt wurden.

Nun wurde mir Arbeit zugewiesen; darüber zu schreiben werde ich später noch Zeit finden, ebenso über das Massenquartier, in dem ich nun allabendlich in meine Hängematte kletterte.

Am 11. waren wir in Norfolk – ich glaube, so schreibt sich das –, einem Hafen in Virginia, nahmen Erdnüsse, Zigaretten und Karbid. Nach Sonnenuntergang segelten wir zur Kohlenschütte, wo ein gigantisches Klistier in den Unterleib der „Hannawah" gesenkt wurde und siebenhundertfünfzig Tonnen hineinspritzte. Auf einem kreisrunden Geleise hoch über unseren Häuptern drehte sich donnernd ein Karussell von Kohlenwaggons.

Ein Lotse kam an Bord. Er lenkte uns vom Ozean in den Savannah River, und am 14. warfen wir im Hafen von Savannah Anker. Ich bekam den Auftrag, Briefe aufzugeben, und ging in die Stadt; am Abend privat ein zweites Mal. Im Kino hörte ich unter anderem einen Sprechfilm mit Eddie Kantor, dem Kurt Bois von Amerika. Man sieht ihn anfangs, wie er am Telefon das Engagement zu dem Sprechfilm abschließt. „Soll ich in englischer Sprache spielen", fragte er, „oder ist es ein Film für New York?" Man kann das Beifallsgetrampel des Publikums nicht schildern, minutenlang war kein weiterer Witz des kostspieligen Eddie zu vernehmen, so sehr freute sich die Provinz, daß die Metropole eins ausgewischt bekam für ihre Internationalität, ihr Kauderwelsch, ihr Gemauschel.

Der Weg vom Hafen nach Savannah führt durch den Bezirk der Schwarzen. Palmen, ungepflegt und verkümmert, stehen vor den Häuschen aus Lattenwerk, das grau ist wie das Baumaterial in ihrer Urheimat: Lehm mit Kamelmist gemischt. Viel anders sieht es hier zwischen India Street und Lumber Street nicht aus als am Nordrand der Sahara.

Dagegen ist die Kostümierung verschieden: gleich Affenjäckchen hängen die europäischen Kleider von vorgestern und urvorgestern auf ihren Leibern – die Bettler Afrikas in zerlumptem Leinenmantel und zerschlissenem Burnus, die nackten Kinder von den Oasen bei Sidi-bel-Abbès oder bei Tuggurt sehen königlich aus gegen ihre verschleppten und zivilisierten Vettern.

Tragigrotesk die weißbärtigen Neger mit harten Hüten,

die schwarzen Matronen mit den längst zerfallenen Heckenrosen auf schwarzem Strohhut. Noch immer, noch immer hocken sie vor Onkel Toms Hütte. Außerhalb der Stadt ist ein Hüttendorf, die Hermitage, aus der Sklavenzeit unverändert erhalten. Die Neger tun heute dasselbe wie damals, sie arbeiten hart in den Baumwollplantagen, tragen und laden die schweren Ballen. Saust ihnen auch die neunschwänzige Katze nicht mehr über den blutenden Rücken, Massa zahlt ihnen nur das, was gerade zum Essen und Wohnen reicht, das also, was sie damals bekamen.

Ich habe die schwarzen Schauerleute nach ihrem Lohn gefragt. Dreißig Cent die Stunde. Für 100 Pfund gepflückter Baumwolle – soviel kann eine Negerin mit ihren Kindern an einem Tage schaffen – bekommen sie einen Dollar, in der Baumwollmühle zwölf Cent für die Stunde.

Der Kai ist ein Hochgebirge von Ballen und Kisten mit wollener Ware. Auf Draisinen bewegen sich dunkle Fahrer von den Stapelplätzen zum Landungsplatz, wo Genossen die Last auf die Hebemasten haken und emporwinden.

Ein oder der andere Ballen platzt. Dann bücken sich die Farbigen und kehren mit den Händen die Watteflocken zusammen, und die schwarze Wolle ihrer Köpfe mischt sich auf der Erde mit der weißen, der teureren.

Auch Kisten mit „Snowdrift" (was so etwas wie Baumwollfett zu sein scheint), mit Harz, Terpentin und Kolophonium werden verfrachtet.

Der Barbier, bei dem ich mich rasieren lasse, erzählt mir, es seien vierzigtausend Neger in der Stadt ansässig, die neunzigtausend Einwohner hat. „Sie haben viel mehr Kinder als wir", seufzt er, „die Schulen sind voll von ihnen. Was soll werden, wenn sie die Mehrheit haben ..." – Vielleicht machen sie dann die Weißen zu Sklaven?

Diese kleinen Städte Amerikas haben mit New York nichts gemein, als daß man auch hier englisch spricht, einen weißen Hallenbau für die Saving Bank, die Sparkasse, aufgerichtet, einen Wolkenkratzer auf die Main Street gestellt hat und daß Woolworth eine Filiale besitzt; aber hier hat er Konkurrenz, alle lokalen Ramschgeschäfte benutzen sein ziegelrotes Schild mit den goldenen Buchstaben und der Aufschrift „5 and 10 Cents Store".

Den Drugstore gibt's auch, er dient mehr den Zusammenkünften, seine Bar vertritt den Stammtisch. Überhaupt, was der Drugstore, die angebliche Drogerie, alles ist! Vor allem: Überbleibsel des Blockhauses, in dem der Digger eine Handvoll Nuggets auf den Tisch warf und sich dafür einen guten Sattel aussuchen konnte, ein paar Pistolen, ein Hemd und einen mächtigen Bärenschinken. So vielseitig kann man auch heute noch darin einkaufen: Ansichtskarten, Schinkenbrot, Zahnbürste, Romane, Zigaretten, Eislimonade, Briefmarken, heißen Kaffee, Uhren und Kameras. Wenige Drogerien führen Drogen, ohne daß der Laden deshalb auf seinen Ehrentitel verzichtet – wer möchte, o du Land der Demokratie, wer möchte denn ein Gemischtwarenhändler sein, wenn er ein Drogist sein kann!

Ja, also, außer diesen Kleinigkeiten hat Amerikas Provinz nichts gemein mit Europas Brückenkopf an der Hudsonmündung. Untereinander ähneln sich die Kleinstädte viel mehr. Dafür sorgt vor allem der große Gleichmacher. In New York, wo das Volk gottlos ist, nicht so unbedingt an den alleinseligmachenden Himmelsvater der Standardisierung glaubt, wagt er sich nicht auf die Straße, aber in der Kleinstadt unterstützt „Sears, Roebuck & Co." den Text und die Bilder seines allumfassenden Versandkataloges durch die Schaufenster einer Filiale.

Jeder Staat Amerikas ist von einem aus England herübergekommenen Manne gegründet worden, der sich im Laufe der Jahrhunderte den Titel eines voraussehenden Staatsmannes, echten Philosophen und wahren Menschenfreundes samt zugehörigem Denkmal vor dem Rathaus der Hauptstadt erwarb und der seinerzeit mit einem edlen Indianerhäuptling Frieden schloß.

In Savannah, der Hauptstadt von Georgia, heißt besagter Vereiniger von staatsmännischer, philosophischer und philanthropischer Tugend James Oglethorpe, und sein Partner beim Friedensvertrag war Tomatschitschi, Häuptling der Yamacraws. Außerdem gibt es Helden aus den beiden Kriegen gegen die beiden Erbfeinde: England und die Nordstaaten. Die militärische Tradition hat sich erhalten, man sieht viele Kasernen, und Kinder in Uniformen der Armee.

Der Erfolg von „The Beggar's Opera" („Dreigroschen-

oper“) ist noch nicht bis hierher gedrungen, das Theater hält erst bei dem Reißer „Regen“ und kündigt ihn als „the most talked – of play of the century“ an. Wenn wir noch erwähnen, daß am 20. Mai 1819 der allerererste Überseedampfer „City of Savannah“ von hier seine Reise antrat und am 20. Juni des gleichen Jahres in Liverpool eintraf, so glauben wir alles gesagt zu haben, was sich einem schlichten, in den Straßen Savannahs promenierenden Leichtmatrosen an Tatsachen aus der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft dieser Stadt darbietet.

Als unser Schiff Anker gelichtet hatte, kaum zwei Meilen auf dem Fluß zurückgekommen war, dem Ozean zu, grüßte die Dampfpfeife – eine Frau. Sie stand auf einer Insel im Fluß, schwang ein großes weißes Tuch. Die Matrosen erwiderten diesen Gruß, sie kannten sie schon, „the waving girl of Savannah“, und der Lotse Captain MacKenzie wußte sogar, daß sie Flora Martin heiße, 65 Jahre alt sei und seit 1880 auf Elba Island stehe und jedem Schiff zuwinke, bei Tag mit dem großen weißen Tuch und bei Nacht mit einer Laterne.

Es soll ein Seemann gewesen sein, den sie geliebt und der sie verlassen hat vor fünfzig Jahren. Sie winkt, denn auf einem Schiff muß er doch einmal vorüberkommen, und er wird wissen: dieser hartnäckige, jahrzehntelange Gruß gilt *ihm*. Er wird an Land gehen, gerührt von solcher Treue, und wird bei ihr bleiben. Dann braucht sie nicht mehr bei Tag und Nacht Tuch und Laterne zu schwingen. Künftige Geschlechter, von Savannah südwärts steuernd, werden sich die Geschichte erzählen, „das winkende Mädchen von Savannah“.

Und da wir nun schon einmal bei Liebe und Romantik sind, so wollen wir auch erwähnen, daß alle Matrosen, die gestern an Land gewesen, sich aus prophylaktischen Gründen eine Einspritzung mit Protargol machten.

In der Nacht auf den 16. steuerten wir in den St. John's River und legten in Jacksonville an. Das ist die letzte Station auf unserer Fahrt nach Süd und West, das letztemal Ufer. Es wurden zehntausend Kisten Grapefruit an Bord genommen. Grapefruit ist die Lieblingsfrucht des Amerikaners, weil sie nicht ein Naturprodukt ist, sondern eine Er-

findung, ein Kreuzungsprodukt von Apfelsine und Zitrone, so daß sie nichts riskiert: ist sie sauer, was wollen Sie denn, wie soll sie denn sein, sie stammt doch aus der Zitrone! Ist sie dagegen süßlich und wässerig, so kommt das eben von der Orange her.

Etwa ein Kilometer war vom Landungsplatz zur Straßenbahn zu Fuß zu gehen, ein Weg, auf dem man kaum zu atmen vermochte. Schwefelgeruch von einer Kunstdüngerfabrik füllte die Atmosphäre; an gelben Hügeln arbeiteten Neger.

Eighth Street East stiegen wir in die Straßenbahn ein. Auf den Plätzen waren Aufschriften: „White" oder „Colored". Die Zurücksetzung des Negers war uns überall begegnet, sie schien traditionell und uneingestanden, aber daß ihm von Amts wegen ein anderer Platz als dem Weißen zugewiesen wird, hätte man doch nicht für möglich gehalten.

Die Tram führte uns in diese Stadt Jacksonville, deren Namen wir nie gehört hatten. Vom Winter und von der Arbeit kommend, sahen wir sie. Zuerst: geschnitzte Bretterhäuser, auf kurzen Pfählen stehend, von blühenden Beeten umduftet; auf den offenen Veranden saßen weißgekleidete Männer und Frauen auf Gartenstühlen oder auf Schaukeln. Das waren die „Whites". Die „Colored" bewegten vorsichtig leicht die Schaukeln oder reinigten die Wege zwischen den Beeten.

Dann begann das Straßenpflaster. Die Stadt öffnete sich, und wir erstaunten. Wunderbare Avenuen mit Alleen gepflegter Palmen verbreiterten sich zu Parkanlagen von tropischer Pracht. Mädchen in ganz hellen, ganz grellen, ganz durchsichtigen Sommerkleidern schritten uns, die wir unvorbereitet waren, entgegen. Andere saßen mit übergeschlagenen Beinen plaudernd an den Tischen der Drugstores und der Automatenrestaurants. Weißgekleidete Herren mit Spazierstöckchen machten ihnen Fensterpromenade – sind wir in Amerika oder in Spanien, schreiben wir Mittwoch, den 16. Januar?

Auf dem Dach des Y.M.C.A.-Gebäudes (Young Men's Christian Association) spielte man Handball, in den Geschäften wirbelte der „Elektrische Fächer", der Ventilator, über dem Kopf jedes Eiscreme-Essers oder Eislimonadentrinkers, in einem Laden, der dem Skee Ball, einem lustigen

Kegelspiel, dient, drängten sich die Leute, Männer mit Schutzbrillen gegen die Sonne verhandelten an den Straßenecken, das Logenhaus der „Shriner", eines Freimaurerordens, war geöffnet, man konnte eintreten durch ein ägyptisches Portal mit grünen Sphinxen und silberblauen Skarabäen und die Altarbrüder im Heiligtum hemdärmelig Billard spielen sehen. Blumen wurden überall verkauft, unwahrscheinlich hellfarbige Blumen, dünn wie aus Seidenpapier, aber dennoch echte Blumen. Ein Block aus Gold, so lag die Sonne zwischen den Häuserreihen.

Auf freiem Platz haltend, lädt ein Autobus zur Rundfahrt nach Fort San Augustin, dem ältesten von Europäern besiedelten Platz Amerikas. Einigen Damen, die unschlüssig sind, beteuert der Führer, dort sei noch eine Markthalle für den Sklavenhandel, wo bis zum Bürgerkrieg die schwarze Ware, männliche und weibliche gemeinsam!, unbekleidet!, öffentlich! feilgeboten wurde. Die Damen steigen ein.

Wir können nicht das gleiche tun, dürfen nicht länger unter Palmen wandeln, müssen an Bord, die Luken über den nunmehr eingelagerten zehntausend Grapefruit-Kisten schließen, die Taue lösen.

Im Augenblick der Ausfahrt bricht ein Platzregen nieder. Die Küste Floridas entlang schauen wir sehnsüchtig nach den Kastellen und Villen am Zauberufer.

Zwischen Palm Beach und Miami kommen wir nachts an einer riesigen Jacht vorbei. Ihre Masten und Kamine und Geländer sind mit Glühkörpern in den Farben des Regenbogens illuminiert, vom Deck tönt Jazzmusik. Lichte Paare tanzen, eine Dame in Lindengrün, den Fuß auf die Reling gestützt, winkt uns zu, die wir, ihr ewig fremd, vorüberfahren.

Noch ein Schiff überholen wir, einen merkwürdigen Bagger. Er ist zweistöckig, sieht wie ein Puppenhaus aus, die Kabinen sind außenbords offen. Es wird noch gearbeitet an den Pumpen, der emporgeförderte Schlamm geht durch eine kilometerlange Röhre ans Ufer, wo er Ackerland wird.

Da wir zurückschauen, überschneiden die flammenden bunten Konturen des Millionärschiffs die Lichter des Arbeitsdampfers, als ob sie brüderlich beieinanderlägen. In Wirklichkeit trennt sie ein Zwischenraum.

Uff! Das ist schon lange her, seit wir Jacksonville passiert haben, den letzten Hafen unserer Fahrt. Die „Hannawah" hat inzwischen drei Schritte gemacht, jeden Tag einen mit ihren 240-Meilen-Stiefeln, und jetzt schwimmt sie unter dem Kreuz des Südens, sechs Sternen, die abends ein Doppelkreuz bilden, dem Äquator zu.

Nicht leicht war es, das niederzuschreiben, und es wird täglich schwerer. Die Hitze, sie wälzt sich über das Deck, die Hitze, sie wärmt das Wasser der Dusche, die Hitze, sie drängt sich unter den Propeller der Ventilatoren. Nackt gehen wir umher, das Taschentuch, mit dem wir gestern noch bekleidet waren, ist heute gefallen, es klebte sich zu fest an die Haut. Ich habe Schwindelanfälle, die Nächte sind schlaflos, auch außer der Zeit, da ich auf dem Auslug stehe.

Wir fahren eben die Bahama-Inseln durch, Britisch-Westindien, an San Salvador vorbei, wo Kolumbus landete. Morgen geht es zwischen Kuba und Haiti in das Karibische Meer und in die Doldrums – etwas, was mit Windstille und heißen Luftströmungen zu tun hat und wahrscheinlich auch einen deutschen Namen besitzt.

In dieser Tropenglut der tropischesten Tropen wohne ich in einem engen Raum mit neun anderen. Es sind sechs Matrosen, „A. B." genannt (able-bodied seamen), und wir vier Leichtmatrosen, ordinary seamen. Acht haben Kojen, je zwei übereinander angeordnet. Nur ein alter Ordinary, der plattfüßig ist, stottert und als eine Art Narr behandelt wird, und ich hängen inmitten der Stube. Ist es geglückt, in die Hängematte zu klettern, so pendelt sie noch lange, wie wohl meine Wiege pendelte, die ich verlassen habe vor – ja, richtig, vor zweiundzwanzig Jahren. Zwei dicke Laken sind über das Netzwerk gelegt, doch sie verhindern keineswegs, daß ich am Morgen ein Muster von zusammenhängenden Rhomben auf meiner Haut trage.

Wir zehn sind es nicht allein, die den Raum, die „skants", füllen, sondern noch zehn kleine Blechschränke für die Arbeitskleider und die Arbeitswäsche und zwei große Schränke für die Ausgangskleider. Über ihnen ein dreifarbig nacktes, lächelndes Frauenzimmer – Wandkalender einer Firma für Seemannsartikel in Seattle, Washington. Vor jedem Zweibett eine Bank, auf die wirft man Stiefel und Kleider, wenn

man sich niederlegt, und unter ihr stehen die Koffer. Wir zwei Fledermäuse haben natürlich keine Bank; unser Gewand muß einfach auf der Erde bleiben, nachdem wir mit Hilfe eines Stuhls zur Ruhe gestiegen sind.

Die Tür ist offen, und die Ölmänner in der Kabine gegenüber lassen ihr Grammophon laufen bis Mitternacht, unterbrochen von Darbietungen auf zwei hawaiischen Geigen.

Man kann die Luft in unserem Schlafsaal nicht als gut bezeichnen, dieweil die Kleider, Wäschestücke und Stiefel, in denen alle tagsüber gearbeitet haben, sich nachts tiefatmend erholen. Auch ist es mitnichten angenehm, bruchstückweise Grammophonmusik zu hören und zu spüren, wie sich die Haut mit einem Muster zusammenhängender Rhomben imprägniert.

Immerhin hatte ich in den ersten Nächten geschlafen, denn die Arbeit ermüdet. Dave Dunge wies sie mir in reichlichem Maße zu; dennoch war ich mir bis zu der Geschichte mit den Briefen nicht klar darüber, ob er mir aufsässig sei. Davon später.

Von acht Uhr morgens bis vier Uhr nachmittags ist daywork. Auf dem Bootsmannstuhl sitzend, wird man den Mast emporgezogen, oben macht man sich das Brett mit einem Knoten fest; dem Knoten vertraute ich anfangs wenig und war allzeit bereit, wenn er sich lösen sollte, mich mit den Händen am Tau zu fangen und festzuhalten. Schließlich lernt man es aber, auch an den selbstgeschürzten Knoten zu glauben.

Der Mast wird mit einer Bürste abgerieben, der Kübel mit dem Seifenwasser ist unter dem Schwebesitz angebunden; Anfänger schaukeln bei der Arbeit, und das Seifenwasser spritzt hinab, worauf man von den Untenstehenden als Sohn einer Hündin bezeichnet wird.

Anders ist die Behandlung der Ladebäume. Sind die zu waschen oder zu streichen, so läßt man sie herunter. Man sitzt also nicht mehr, während der Mast steht, sondern man steht, während der Mast liegt, und zwar liegt er in Mannshöhe, festgehalten vom Sockelpflock. Der Inhalt der Eimer klatscht in rasantem Bogen überallhin, das Wasser fließt den Körper hinunter, wer Gummistiefel besitzt – sie reichen

bis zum Schritt und kosten vier Dollar –, zieht sie zu dieser Arbeit an.

Senkrecht bleiben die beiden Hauptmasten, wenn sie neues Schiffsgelb empfangen. Um den Kamin zu lackieren, wird man wieder auf dem Bootsmannstuhl hochgezogen, einen Topf mit schwarzer, später je einen solchen mit weißer und roter Farbe unter sich an das Sitzbrett gehängt. Der Kamin hat einen roten Ring und darin eine mächtige weiße Swastika, zu deutsch: Hakenkreuz, das schön und ordentlich zu streichen und dabei der Heimat zu gedenken ich mir nicht nehmen ließ.

Schwarz sind die Windfänge außen zu färben und viele andere Schiffsbestandteile, von deren Existenz ich jetzt scheuernd erfuhr. Vom Teeren aber wollen wir, bitte, nicht reden.

Portland, Heimathafen der „Hannawah", liegt auf der Pazifikseite Amerikas, wohin unser Kurs geht. Wir sind also „homeward bound", und das ist der Grund, weshalb das alles nicht schon auf der vorigen Fahrt, auf der von Portland nach New York, getan worden ist. Allmorgendlich schickt der Chefingenieur dem Bootsmann, unserem Dave Dunge, einen Zettel achtern, auf dem geschrieben steht, was heute zu leisten ist. Dave Dunge weist die Matrosen und uns Leichtmatrosen an, welchen Teil der Aufgabe jeder zu vollbringen hat.

Acht Stunden beträgt die Arbeitszeit. Ich mache nur vier Stunden daywork, vormittags von acht bis zwölf. Dafür muß ich von Mitternacht bis vier Uhr am Bug Wache halten. Ich luge aus. Sehe ich ein Schiff, einen Leuchtturm oder Land steuerbords auftauchen, ziehe ich den Strang der Glocke über der Ankerklüse einmal, kommt eines backbord, so gebe ich „zwei Glasen", ist eines geradeaus, lasse ich „drei Glasen" erklingen. Ist ein Schiff hinter uns, auch wenn es uns vorfährt, so geht mich das nichts an; auszuweichen ist die Sache jener.

Mein Glockenzeichen gilt den beiden Männern auf der Kommandobrücke, dem Navigationsoffizier und dem Rudergänger, einem A. B.-seaman. Sie haben in ihrem Häuschen nicht so feinen Ausblick und sind mit Kompaß, Steuerrad und Karte beschäftigt.

Der Kollege, der von acht bis zwölf Dienst hat, weckt mich zwanzig Minuten, bevor mein Dienst beginnt. Wenn die Glocke auf der Brücke Mitternacht schlägt, nur achtmal läutet sie, gehe ich auf meinen Platz. Nichts sehe ich stundenlang als ein riesenhaftes Lager von Staubkohle, durch das wir waten; ein wenig glitzert der pulverisierte Anthrazit unter unseren Schritten. Das ist das Meer, das sind meine Nächte.

Wir passierten die Bahama-Inseln, heute wanden wir uns durch zwischen Kuba und Haiti, zwischen Haiti und Jamaika – Inseln, wo Zauber wohnt und das Paradies noch lebt. Was waren sie für mich? Kuba: ein Glockenzeichen, Haiti: ein Glockenzeichen, Jamaika: zwei Glockenzeichen!

Mitten in die Seekarte sind die Verhaltungsmaßregeln gedruckt für Hurrikane, das heißt für Schiffe, die in einen Hurrikan geraten. Bis jetzt ist nichts von einem Herannahen des grausen Karussells zu merken, toi, toi, toi. Wir haben genug daran, daß sich die Sonne mit ihrer ganzen Last auf uns legt, als ob wir Hängematten wären, und daß unter uns das Meer nichts ist als rieselnder Kohlenstaub.

Zu Anfang amüsierten mich die fliegenden Fische. Sie fliegen nicht – vielleicht ist ihnen die Luft zu heiß –, sie schwirren aus dem Wasser empor und sausen die Oberfläche entlang wie flitzende, blitzende Kieselsteine, von kundiger Hand der Dorfjugend über das Wasser des Teiches geschnellt. Jetzt schaue ich ihnen nicht einmal mehr zu, obwohl sie leuchten bei Nacht.

Auf der Kommandobrücke wird auch geläutet, alle halben Stunden: um halb ein Uhr nachts: ein Glas, um eins: zwei Glasen und so fort bis zu den acht Glasen, die für den Offizier, den Rudergänger und mich das Ende des Dienstes bedeuten. Diese klingenden Zäsuren verlängern die Zeit des Wartens nur. Die Sterne schaukeln und springen, wenn sie wissen, jemand beobachtet sie von der Spitze eines Schiffes.

Zwanzig Minuten vor vier Uhr klopfe ich an die Kabinentür des Ersten Offiziers, so lange, bis er mir die Tatsache, daß er erwacht ist, mit der Formel bestätigt: „Go to hell, damned fool." Dann wecke ich den dritten Rudergänger, der sich hierfür mit den Worten: „Dry up, you son of a bitch" bedankt. Und schließlich versichert mir mein Kollege, den

ich auf den Beginn seines Dienstes aufmerksam mache: „I don't give a shit..."

Allmählich aber kommen sie alle vor, und ich darf wieder in mein Netz, mich bis halb acht Uhr morgens mit Rhomben imprägnieren lassen. Frühstück, hernach Tagesarbeit, Mittagessen im Meßraum, und nachmittags kann ich, kardanisch gehängt, schlafen, wenn ich's nicht vorziehe zu schreiben.

Das Karibische Meer, durch das wir jetzt schwimmen, ist die erste Landschaft, die die Gespräche der zehn Schlafgenossen beeinflußt. Jeder weiß – es scheint eine verbreitete Jugendlektüre in Amerika zu sein –, daß hier der Bukanier sein Handwerk trieb, der Seeräuber des siebzehnten Jahrhunderts, der Schrecken der spanischen Kauffahrtei in Westindien. Östlich von uns – so nah an Nikaragua und so fern von uns, daß ich nicht einmal den Glockenstrang ziehe – sind die Inseln der Piraten, Saint Andrew und Old Providence, Berge darauf. Steile Ufer, vorgelagerte Korallenriffe und ein Felsen, der die Züge des Korsarenhäuptlings Morgan trägt und „Morgan Head" heißt, ließen den Pfeffersäcken und ihrer Armada den Versuch nicht ratsam erscheinen, das Nest ihrer Peiniger auszuheben. Dennoch haben die ihre Beute, ungeheure Schätze von Gold und Edelgestein, anderswo aufbewahrt – all das liegt auf der Cocos-Insel vergraben. Viele hundert Schiffe haben sich aufgemacht, den Räuberhort zu finden, aber alle erlitten Schiffbruch, wenn sie sich dem Eiland näherten. Wie wär's, Jungens, wollen wir es einmal versuchen?

Die Matrosen und die Leichtmatrosen erzählen mir, der ich in der Mitte des Schlafraums schwebe, gleich Mohammeds Sarg in der Kaaba, mit Begeisterung von den Freibeutern und ihren Kaperschiffen. Ihre Begeisterung gilt den Piraten, nicht mir. Warum sollten sie für mich auch nur Sympathie empfinden? Ich bin der ungeschulteste Arbeiter, offenkundig ein Außenseiter, kenne die Personen und die Lokale nicht, um die die Gespräche gehen, und die Aufsässigkeit Dave Dunges (davon später) trägt nicht dazu bei, mich beliebt zu machen. Und doch werde ich als einer der Ihren angesehen, denn ich habe etwas mit ihnen gemeinsam: ich habe Jack London gelesen und liebe ihn, wie alle rings

um mich. Wir sprechen von dem Ende des Romans „Martin Eden", das dadurch nicht weniger unwahrscheinlich wird, daß der Autor später selbst dieses Ende nahm, und wir sprechen von der „Eisernen Ferse"... Darüber ist viel zu sprechen.

Heute wuschen wir das Bootsdeck, nachmittags war Feueralarm, abends stürmische See. Dazwischen ein Tag, eingeschnürt in eine Schlinge des Äquators, wir glaubten zu ersticken.

Wir sind nahe dem Panamakanal, von wo wir Post senden können. Verschiedene Dinge, Wäschestücke, Papier, zollfreie Zigarren, Parfüme usw. kann man beziehen, der Funker notiert die Bestellung und wird sie bei der Einfahrt dem Kommissionär übergeben. Auch ich habe Briefe aufzugeben und den Wunsch nach hundert ägyptischen Zigaretten und komme daher heute, 23. Januar, neun Uhr, zum Radiomann, dem „sparks", der sich, wie oft, mit mir unterhält, während die Kurzwellen einander Geschichten erzählen, von Weltmeer zu Weltmeer, schnurrige Geschichten und surrende Geschichten von Weltteil zu Weltteil.

Plötzlich wird er blaß und nimmt den Hörer.

Aber er würde ihn nicht brauchen, ich höre so wie er: ... – – – ... S – O – S.

Rettet unsere Seelen!

Es ist still geworden von Weltmeer zu Weltmeer, von Weltteil zu Weltteil; alle surrenden und schnurrigen Gespräche haben zu verstummen, wenn dieser Aufschrei ertönt: SOS.

Die Station Kuba ruft in den Äther: „Wo bist du? Gib uns deine Position."

Antwort: SOS.

Weiter nichts als der Hilferuf. Das Schiffsradio der Schiffbrüchigen hat zu hören aufgehört, wahrscheinlich ist der Empfänger schon vernichtet, der Funker drückt nur auf den Taster ... – – – ... mit einem neidischen Blick auf jene, die sich in die Rettungsboote schwingen und vom Hurrikan wieder emporgeschleudert werden. Sie hegen noch Hoffnung auf Rettung ihrer Seelen. Nicht mehr retten kann sich der Funker. Man sieht die Todesgedanken, man sieht diesen Todeskampf von Menschen über tausend Meilen hinweg, in

derselben Sekunde, gleichzeitig. Unheimlich ist das und beklemmend.

Irgend jemand irgendwo scheint von nichts zu wissen und funkt. Ganz schrill – denn sie ist uns besonders nahe – ruft die Station Colon im Panamakanal ihr „kusch" ins All: QRT.

Die Stille im Funkraum ist das Echo der Stille, die in der Unendlichkeit eingetreten ist – bis auf das Knacken der Luftelektrizität. Luft und Wasser sind Mordkomplicen. (Preist nur die Natur, ihr Naiven!)

Kuba fordert dringend Auskunft: „Deine Position! Deine Position!"

Niemand antwortet Kuba.

Nicht einmal das . . . – – – . . . ist mehr zu hören. Ungerettet blieben die Seelen.

Schon will das Gezwitscher und Gesurre wieder beginnen, da tönt eine neues SOS in den Raum. Unfern dem ersten ausgestoßen, aber von einer anderen Station: . . . – – – . . . Anschließend ein Radiogramm. Unser Funker, angeschnallt die Hörer, schreibt:

„SOS SOS SOS de KOPD KOPD KOPD: SS Dannedaiki sinking Lat. 37,56 north, Long. 59,37 west. Require immediate assistance. Any ships near position please report."

Zwei Minuten Totenstille. Dann eine Antwort an den Kapitän der sinkenden „Dannedaiki":

„KOPD de KDMQ Master KOPD. Our position about 75 west yours. We are coming your assistance at once. Please keep us informed your . . . . . . weather. Signed Master SS President Harrison."

Und fürchterlich und unglaublich: mitten in diese Antwort stößt ein drittes Schiff den dreifachen Todesschrei aus:

„SOS SOS SOS de IXB IXB IXB Lat. 38,05 north, Long. 60,12 west. SS Florida . . . and lost rudder . . . Wind west force 10, seas high . . . please . . . need help."

Auch ihr, der mindestens steuerlosen „Florida", wird zu helfen versprochen: „IXB de . . . 39,54 north . . . 4 west . . . you . . . changed course for your position . . . Signed Master SS America."

Unser Funker knüllt seine Radiogramme zusammen und wirft sie in den Papierkorb. Wir können nicht helfen,

sind viele Breitengrade südlicher und viele Längengrade westlicher. (Nachts, da ich von der Wache gehe, hole ich die Telegramme aus dem Korb.)

Märchenhaft die nächtliche Einfahrt in den Panamakanal, vor allem für uns, die wir die Lichtgirlanden der Städte lang entbehrt haben. Hier spiegeln sie sich golden in seichtem Gewässer, in das wir mit ein Drittel Dampf einfahren, ganz langsam, und dann den Anker rollen lassen. Rechts ist Dschungel, links eine weiße Stadt. Ihre Landungsplätze blitzen wie des Sultans Marmorpalast im Goldenen Horn.

Bei Tag sehen wir das alles viel deutlicher und schöner und haben Zeit, es zu betrachten, denn viele große Schiffe „sind im Begriffe, auf dem Kanale hier zu sein" (Goethe), und sie kommen vor uns dran; die deutsche „Isis", das französische Schlachtschiff „Edgar Quinet" mit vier Kaminen, das drüben am Kohlenhafen bunkert, Frachtkähne mit Brettern aus Kalifornien, ein Dampfer mit Eisenerz aus Chile, ein Kabelleger, die französische „Miriam", die Gefangene für das Bagno an Bord haben soll, vier Frachtschiffe der Luckenbach-Linie, „James Luckenbach", „Julia Luckenbach", „Edward Luckenbach" und „Paul Luckenbach", ei der Tausend, da muß doch schon die ganze Familie Luckenbach komplett sein, Ölschiffe, ein Postschiff „Mongolia" und nicht weniger als zwanzig Schiffe der Kriegsflotte, darunter ein Dreadnought.

Von Toro Point hinüber nach der Marinestation und dem Torpedohafen von Coco Solo Point verkehrt eine aus Zement gebaute Fähre. Hydroplane schwingen sich vom Wasserspiegel in die Lüfte.

Die weiße Stadt ist Colon, gehört zu Panama und soll gutes Bier, gute Schnäpse und gute Zigarren haben. Jenseits des Eisenbahngeleises hinter den Landungsbrücken liegt die Stadt Christobal. Das ist schon Kanalzone, also USA, Prohibition herrscht und amerikanisches Rauchzeug. Glücklicherweise ist's für Christobals Yankees nur drei Minuten weit zu den irdischen Genüssen.

Südlich von Christobal steht eine Druckerei am Ufer, das Trockendock, der Friedhof „Mount Hope" und eine Raffinerie. Das Trockendock und den Friedhof haben die Fran-

zosen angelegt und drei Kilometer „Kanal", einen schmalen, von den Amerikanern nicht verwendeten Durchstich, der niemals zum Transport der Schiffe, sondern nur der Spekulation dienen sollte: wurde ein neu vollendeter Kilometer gemeldet, so schnellten die Börsenkurse empor. Unzählige Familien Frankreichs wurden finanziell zugrunde gerichtet, weil sie dem Namen Lesseps und der Unfehlbarkeit der heimatlichen Ingenieure glaubten. Mehr als ihr Geld verloren Tausende, die hierher zogen, um an dem Sieg des französischen Unternehmungsgeistes und der französischen Technik mit eigener Hand mitzuarbeiten. Das gelbe Fieber hat sie geholt. Vom Deck unseres Schiffes sehen wir den Friedhof „Mount Hope" mit den Kreuzen und Hügeln über den wahren Opfern des Panamaskandals.

An Bord kommt der Agent der Schiffahrtsgesellschaft und bringt Zeitungen mit, „The Panama Tribune", „Panama-American" und „Star and Herald", die zweisprachig sind. („Pagina deportiva" heißt die Sportrubrik auf spanisch!)

Auf die vorgestrigen Schiffskatastrophen bezieht sich nur eine kurze Meldung in den Blättern. Das erste Schiff, dessen SOS wir vernahmen, war der britische Frachtdampfer „Tessbridge" mit 38 Mann Besatzung; ohne Zweifel ging er unter. Über das Schicksal der sinkenden „Dannedaiki", die ein amerikanischer Öltanker ist mit einer Bemannung von 33, und das der „Florida", italienisch, Bemannung: 35 und Passagiere, ist nichts bekannt.

Ausführliche Erläuterungen über die massenhafte Anwesenheit der amerikanischen Kriegsmarine finden wir in den Blättern. Nichts Geringeres hat sie zu verhindern als die Zerstörung des Panamakanals. Wann soll denn die Vernichtung erfolgen? Schon in der nächsten Woche! Und wer ist es, der dieses Zerstörungswerk beabsichtigt? Neun Schlachtschiffe, ein Flugzeugmutterschiff „Saratoga", viele kleinere Einheiten und 97 Flugzeuge. Und woher kommt diese Flotte? Vom Stillen Ozean, sie nähert sich bereits dem Orte Balboa. Und wer ist diese Kriegsmacht? Sie ist die „Black Fleet". Und welchem Staat gehört sie? Sie gehört den USA. Das Ganze ist das diesjährige große Flottenmanöver.

Keine Angst, die „Blaue Flotte" wird die schwarze schon zurückschlagen! Obwohl wir vom Angriff des bösen Feindes

überrascht worden sind und nur vier Schlachtschiffe und auch weniger Torpedoboote als er bei der Hand haben, nur 24 Aeroplane, den Flugzeugtender „Lexington" und 22 Wasserflugzeuge! Wir besiegen ihn, bevor wir Verstärkung durch die vom Norden des Atlantiks heransegelnde Hauptflotte bekommen! Gelingt es ihnen dennoch, den schwarzen Schurken, uns zu überrennen, dann sollen sie an unserer Festungsartillerie im Kanal ihre blauen Wunder erleben, und auch die Infanteriebesatzung an den Schleusen ist bis zum letzten Mann entschlossen, ihren angestammten Panamakanal vor Vernichtung zu schützen.

Ich gehöre zu der Bemannung des Frachtschiffes „Hannawah", das in diesem brudermörderischen Kampfe strengste Neutralität bewahrt. Pazifistisch und neutral, wünschen wir beide Parteien zum Teufel, denn wir müssen ihretwegen warten. Nacht, Tag und wieder Nacht. Wir werden ungeduldig.

Mit einer elektrischen Signallampe fragen wir über drei Meilen und viele Schiffe hinüber den Leuchtturmwächter, wann wir endlich in den Kanal dürfen: „When do we move?" Antwort: „I will find out." Schließlich buchstabiert er mit zuckenden Lichtern zu uns herüber: Morgen um sechs Uhr vormittags.

Und so geschieht es. Ein Lotse steigt ein und einige nonchalant zerrissene Eingeborene. Sie haben die Seile zu knüpfen, an denen wir durch die Schleusenkammern geschleppt werden. Große grüne Zitronen, Kokosnüsse, Bananen und Ansichtskarten bringen sie an Bord, wofür sie so viel Geld verlangen, daß niemand etwas kauft. Wahrscheinlich hat jemand diese Preise für die Passagierdampfer festgesetzt, und niemand kam auf den Gedanken, bei der Mannschaft der Frachtschiffe nach niedrigerem Tarif zu verkaufen. Für Alkohol bekämen sie freilich so viel, wie sie wollten. Aber sie dürfen keinen an Bord bringen, darauf steht eine Strafe von 200 Dollar oder zwei Monate Haft. Das Schmuggelgeschäft betreiben andere – größere und hellere Herren.

Übrigens machen sich die schwarzen Westindier nichts daraus, daß ihnen wenig abgekauft wird. Mit dem nackten Hintern, der aus den Resten ihres Hosenbodens lugt, setzen

sie sich im Kreis auf Platten glühenden Eisens, das Deck, und spielen Domino.

Die Lemon Bai durchfahrend, sehen wir noch einmal den „French Channel", wie aufgedämmt aus Straßenkot von planschenden Kinderhänden und doch das Corpus delicti eines Massenmordes.

Wir kommen durch die drei Schleusen der atlantischen Seite, die Gatun-Locks. Jeder dieser flüssigen Fahrstühle hebt uns etwa zwölf Meter empor, denn das Niveau der panamaischen Seen liegt 34 Meter über dem Meeresspiegel. Auf der pazifischen Seite, bei Pedro Miguel und Miraflores, werden wir drei ebenso hohe Stockwerke hinabsteigen müssen.

Was aber liegt dazwischen?

Dazwischen liegt das Weltwunder.

Dazwischen liegt der vollführte Entschluß, aus einem Weltteil zwei Weltteile zu machen. Dazwischen liegen 44 Meilen, die den Westen des Erdballs dem Osten um 8000 Meilen näher brachten, als er seit der Erschaffung der Welt war.

Dazwischen liegt eine Barauslage von 34 Milliarden Dollar. Die Kosten anderer Kanäle, des Suezkanals mit 127 Millionen, des Kieler Kanals von Nordsee zu Ostsee mit 40 Millionen und des Kronstadt-Leningrad-Kanals mit 10 Millionen Dollar Kosten, sind wohlfeile Anschaffungen dagegen.

Dazwischen liegt menschliche Arbeit.

Sie mußte zur Korrektur der Natur geleistet werden. Die wehrte sich verzweifelt. Sandte Erdrutsch auf Erdrutsch gegen das Werk. Schickte Armeen von Moskitos und Wolken des gelben Fiebers gegen die Arbeiter. Feuerte die heißesten Strahlen und hetzte Alligatoren und Krokodile gegen den, der vor der mordenden Sonne ins Wasser zu flüchten versuchte.

Wie unschuldig und verführerisch die Landschaft jetzt daliegt! Leicht gewellt dehnen sich die beiden Urwälder, die aus dem einen geworden sind, backbords und steuerbords dem Himmel zu. Farnkräuter, groß wie Palmen, und Palmen, ohne Stamm wie Farnkräuter. Ein ungeahntes Grün und ein ungeahntes Gelb sind die Komponenten dieses tropischen Dschungels, nur Gauguin hatte solche Farben auf

seiner Palette. Am Gipfel der flachen Hügelwellen, die der Horizont sind, vereinigt sich das Laubwerk zu Kegeln, als stünde dort ein Dorf von runden, geflochtenen Hütten.

Über dem totenstillen Wasser, durch das wir fahren, schaukeln blauschimmernde und hellviolette Schmetterlinge. Vögel stelzen oder springen am Ufer umher, samtene und seidene.

Hinter dem Gestrüpp sind Sümpfe und Schlamm versteckt. Von den Menschen, die hier jahrelang gearbeitet haben, durfte es niemand wagen, in den Schatten zu gehen. Auf beiden Seiten des dichtestbelebten Schiffahrtsweges ist jungfräuliches Gebiet.

Auch zwischen Felsen windet sich die Strecke zeitweise hindurch, sie ist hier eingleisig, man muß die Schiffssirenen schrillen lassen und an einer etwas verbreiterten Stelle warten, wenn über der Felsenspitze signalisiert wird, von der Pazifikseite komme ein Dampfer.

Gestein, Land und Schlamm wegzuschaffen, das war die erste Arbeit für den Panamakanal, der Durchstich; Dynamit, Schaufel und Bagger die ersten Hilfsmittel. Dann erst kam der Damm, das Land zwischen den Seen in Wasser zu verwandeln, indem man den Chagres River in einem Reservoir auffing. Und schließlich errichtete man die Maschinenanlagen, um die Schiffe von der Tiefe des Meeres zur Höhe des Kontinents zu heben und von der Höhe des Kontinents wieder zur Tiefe des Meeres zu senken, ihnen mit elektrischen Linealen den Weg von Kammer zu Kammer zu weisen.

Ein ausgeruhtes Köpfchen hat berechnet, daß ein Lastzug, beladen mit der diesem Isthmus entrissenen Erde, zweimal so lang sein müßte wie der Äquator, 165 Millionen Kubikmeter wurden bis zu zwölf Meilen weit weggeschafft.

Mehr als eine halbe Million Kilogramm Dynamit war der Monatsbedarf innerhalb des Jahres, in dem der Kanalbau zum Culebra Cut vorschritt. Hier wurde ein steinerner Riesenberg mit Luftkompressoren tief durchlöchert, in jedes der Löcher eine Tonne Dynamit gestopft und elektrisch entzündet, bis er gesprengt war, um Raum für den künstlichen Strom zu schaffen. Hatte sich der Urwald schleichend gerächt – das Felsenmonstrum rächte sich vehementar: urplötzlich, als die Menschenhand ihr Werk schon vollendet

glaubte, brach sich der gespaltene Leib nochmals selbst entzwei, stürzte hinab, alles zerschlagend und verlegend.

Je vier schmalspurige Lokomotiven, wie Tanks gebaut, ziehen das Schiff in die zementene Staukammer empor oder hinab; ihre Geleise krümmen sich schärfer aufwärts als die Berg- und Talbahn des Lunaparks.

Steht man am Bug des Schiffes, so sieht man das Wasser in die nächste Schleusenkammer strömen, sich aufbäumend und schäumend und tobend muß es von dorther, wo man es nicht mehr braucht, dorthin, wo man es braucht.

Nachdem wir die drei Treppenstufen auf der Atlantikseite erklommen haben, hören die elektrischen Kanalschlepper auf, uns zu ziehen, nur die Neger, die uns an die kleinen Lokomotiven gebunden und wieder losgebunden haben, bleiben an Bord und spielen vierzehn Stunden lang Domino.

Diese vierzehn Stunden lang fahren wir mit eigener Kraft ganz langsam, bis wir gegen Mitternacht auf einem anderen Weltmeer auftauchen.

Woran hat uns dieser Tag vorbeigeführt! An Flamingos und an Baggern, an Krokodilen und Leuchtbojen, an Kolibris und an den schwimmenden Demag-Drehkränen „Ajax" und „Herkules" mit je fünfzig Tonnen Hebekraft, an Port Miguel mit seinen glasgedeckten Veranden und seinen goldenen Palmengärten und an schwimmenden Gesteinsbohrern, an den Ruinen der französischen Maschinen aus der Zeit des ersten Panamatraums und an kobaltblauen Schmetterlingen, an fliegenden Fischen und einer schwimmenden Kraftstation.

Und an unerfreulichen Dingen. An Kasernen zum Beispiel, luftig gebaut wie Bungalows und anscheinend doch nicht bewohnbar, denn lange Reihen von Zelten stehen davor, der Eingang mit Gaze verhängt. Darin schlafen die, die sich von den Werbeplakaten an den Straßenecken locken ließen. Zwei Jungens, man weiß nicht, ob sie Pfadfinder oder Soldaten sind, sitzen am Schleusenkai. Wir fragen sie: „Hallo, guys, you belong to the army?" – „Sure, we stay in Camp Clayton." – „Have you been here a long time?" – „Two months, and jail looks good to us."

Sie meinen damit, jedes Zuchthaus scheine ihnen ein Paradies, seit sie hier in Garnison sind. Wir sehen aber auch das

Zuchthaus in concreto. Die schwarzen Westindier, vom Dominospiel aufstehend und scheu ans Ufer lugend, flüstern mir zu, wer abends die Drähte berühre, sei gleich tot. Canal Zone Penitentiary ist eine lückenlos geschlossene Holzhalle im Einschnitt des Gambo-Hügels: ein Glasturm mit Maschinengewehr für den Wächter; auf einer terrassenförmigen Erhöhung die Häuser der Beamten. Das ganze Tal: ein Käfig aus stählernem Draht.

Marine – die „Blaue Flotte" – fährt vor uns, neben uns und hinter uns, und überall gibt es Befestigungen und Geschütze.

Zwischen den Staukammern sind breite Dämme, und auf diesen spielt sich etwas ab, was wir längst vergessen haben: Leben. Festländisches Leben. Wir starren hinunter. Drei Mädchen – einander untergefaßt haltend – gehen spazieren. Ein weißgekleideter Herr zieht vor ihnen seinen mit Luftlöchern geschmückten Strohhut. Männer ohne Rock tragen dort, wo der Gentleman seinen Revolver trägt – ein Telefon, das heißt ein Hörrohr mitsamt Mikrophon und Draht; von Zeit zu Zeit gehen sie zu einem der Zementkandelaber, schalten sich ein und sprechen.

Ich habe – seit zehn Tagen zum erstenmal – Strümpfe und Schuhe angezogen, Hosen und ein Hemd mit Kragen und Krawatte. In Miraflores, der letzten Schleuse, frage ich vom Deck herab einen der Knaben, die auf dem Kai spielen, ob er mitkommen möchte. Der Kleine sagt nichts. „Ne sais-tu pas répondre?" schilt die Gouvernante. „Ah, Madame est française?" – „Non, Monsieur, je suis de la Suisse." – „De quelle ville, Madame?" – „De Berne." – Dütsch? Ja, dütsch. Reden wir deutsch. Von Berner Burgern und Bürgern. Sie hat schon lange nicht mehr Deutsch sprechen gehört. Freilich, freilich kennt sie Herrn Dr. W., er ist ein Freund ihres Vaters.

Wir stehen uns jetzt gegenüber, auf gleicher Plattform. Als das Gespräch begann, schrie ich von vier Meter Höhe hinab, jetzt bilden Deck und Kai eine Fläche. „Das ist ein sehr gelehrter Mann, der Herr Dr. W., und auch ein netter Mensch ist er, hier aber gibt's keine besonders netten Menschen, überhaupt keine Ansprache, ich möchte . . ."

Bei jedem Wort muß sie einen Schritt vorwärts gehen,

denn unser Schiff sinkt, sie ist schon nahe an dem Seil der Lokomotive, am liebsten möchte sie es überspringen.

„Bleiben Sie heute in Balboa?" fragt sie herunter

„Nein, wir fahren gleich weiter", rufe ich hinauf, dorthin, wo ich nur ihre Beine sehe. „Schade", ruft sie.

„Sehr schade", schreie ich, ich sehe auch ihre Beine nicht mehr. Das letzte Tor der letzten Schleuse öffnet sich, der Panamakanal entläßt uns, wir fahren in den Pazifischen Ozean hinaus.

Am Ende des Piers von Miraflores weist ein transparenter Pfeil nächtlichen Schiffen den Weg. Unter dem Lichtpfeil steht das Mädchen aus Bern. Sie winkt mit dem Taschentuch. Die drei Kinder, die sie zu betreuen hat, müssen auch winken, obwohl sie nicht wissen, warum. Hier spielt sich das Ende eines Romans ab, der nicht begonnen. Vielleicht wäre er von Claude Farrère.

Ein Motorboot kommt heran, macht an uns fest, der Lotse klettert die Strickleiter herab. Nach ihm die Neger, sie drängen sich am Heck des Kahns zusammen.

Beleuchtet sind die Straßen von Panama, Hauptstadt der Republik, beleuchtet die Fenster von Balboa, der Festung des Kanals, und ihrer auf den vorgelagerten Inseln zum Herstellungspreis von zwölf Millionen Dollar ausgebauten Forts. Sogar auf Palo Seco, einer Sammelstelle für die amerikanische Leprakolonie von Agua Bendita in Kolumbien, brennen Lichter. Achtern funkelt noch der Pfeil oberhalb der Schleuse von Miraflores. Aber darunter ist niemand mehr, der mir winkt.

Old Panama liegt im Dunkel, es ist eine Ruine. Vor dreihundert Jahren hat Morgan, der große Pirat, die Stadt eingeäschert.

Wir dampfen südwestlich bis Cap Mala und den siebenten Breitengrad entlang, ganz nahe dem Äquator. Bei der Insel Quileo, zur Republik Panama gehörig, wenden wir Nordwest. Es geht an vielen Staaten vorbei: Costarica, Nicaragua, Honduras, San Salvador, Guatemala, Mexiko.

Gewiß, auch die Anstreichearbeit hat ihre Nachteile. Die Befürchtung, daß die Strippe, mit der man seinen Schwebesitz in einer Höhe von sechs Metern befestigt hat, nicht

kunstgerecht-dauerhaft geknüpft ist, gehört nur örtlich zu den höchsten der Gefühle. Zu ebener Erde arbeitet man sicherer.

Ganz mechanisch läßt sich's allerdings auch unten nicht machen. Nach ehernem Brauch müssen bestimmte Teile des Schiffes in bestimmten Farben gestrichen werden, die Ankerspills und die Innenseite der Windfänge, die Alarmglocken, die Feuerlöschgeräte, die Hydranten und das Geländer der Kommandobrücke zinnoberrot, die Türen braun, die stählernen und die hölzernen Mastbäume ledergelb (buff), das ganze Deck, Reling, Davits, Funkenrahe, Maschinen und Winden zuerst mit roter Bleifarbe und dann schwarz, Rettungsboote und Wände oben weiß und unten mastgelb. („Finishing color" steht auf den Farbentöpfen – nie habe ich daran gedacht, daß das Wort „Firnis" vom lateinischen „finis" kommt.) Man muß achtgeben, daß der Pinsel mit einer Deckfarbe nicht ausrutscht, fährt er in den andersfarbigen Teil, so ist alles verdorben.

Die Lacke besudeln den Körper des Anstreichers, und die Tropensonne brennt diese Flecke ein. Für ewig? Mit heißem Wasser und Seife gehen sie nicht weg, am allerwenigsten unter der Seewasserdusche.

Schwellen und Türklinken sind aus Messing und werden mit „grease" poliert (weiß der Teufel, wie die Putzpasta, Schmiere und alle diese Dinge auf deutsch, geschweige denn auf seemannsdeutsch heißen).

Weitaus am schlimmsten ist es, die alte Farbe und den darunter befindlichen Rost von den Eisenplatten des Decks abzukratzen. Der steel scraper, den man mit beiden Händen festhält, macht keine Haarstriche. Man muß aufdrücken, sonst geht nichts weg, kein Stäubchen des tief eingefressenen Rostes. Wenn man aber aufdrückt – zuerst entsteht auf dem rechten Daumen eine Blase und auf beiden Handflächen Schwielen. Man will schlau sein, stützt den Kratzerstock nicht mehr auf den Daumen, sondern auf die anderen Finger. Auch hier bilden sich Blasen, und der Anfänger glaubt, dadurch, obwohl er noch nicht eine einzige Platte fertig hat, von weiterer Entrostungsarbeit befreit zu werden. Stellt sich als Irrtum heraus. Er kann Handschuhe anziehen, was ihm früher nicht eingefallen ist, da die anderen keine anhaben.

Im Personalstand unseres Schiffes sind zwei definitive und mehrfache gelegentliche Änderungen eingetreten; kurz nach Abfahrt von Jacksonville erkrankte ein Matrose und stöhnte nächtelang vor Unterleibsschmerzen, bis in Lemon Bai ein Arzt an Bord kam, Blinddarmentzündung konstatierte und den armen Kerl, dessen Zustand sich in den langen Tagen der Seefahrt sicherlich verschlimmert hat, nach Colon zur Operation nahm; er wurde auf der angeseilten Matratze in ein Spitalsboot hinabgesenkt.

Glücklicher war ein Heizer, der im Maschinenraum stürzte, sich den rechten Unterarm und den Beckenknochen brach. Er war deshalb glücklicher, weil sich der Unfall in Culebra Cut ereignete und er schon wenige Stunden später, bei Pedro Miguel, ärztliche Hilfe bekam; er humpelte vom Deck zu einem Wagen des nahen Ancon-Hospitals. Die anderen Fälle waren Fußverstauchungen und ein Durchfall mit Fieber.

Vertretungen mußten erfolgen, und so habe ich zwei Tage in der Mannschaftsmesse und vier Tage in der Offiziersmesse als Steward fungiert. In der Mannschaftsmesse ist der Zinnteller mit Suppe, dann der mit Fleisch und Gemüse und der mit Pudding aufzutragen und schließlich die Blechtassen mit Kaffee.

In der Offiziersmesse wird vor dem Essen der Tisch gedeckt, die Bestecke, Zucker- und Butterdosen und die Servietten in ihren Ringen angeordnet. Es gibt eine Speisekarte, und jeder Offizier kann eines von den beiden Fleischgerichten wählen; serviert wird hier in Porzellantellern und Porzellantassen. Die „steam table", worin die aus der Küche geholten Speisen warm gehalten werden, steht nicht wie bei der Mannschaft im Eßzimmer, sondern in einem Nebenraum, der Pantry. Zwei Mittagessen sind zurückzustellen: für den eben wachehabenden Offizier und den im Dienst befindlichen Ingenieur.

Nach dem Frühstück (½9), dem Dinner (½12) und dem Supper (½6 Uhr) sind in der Pantry die Schüsseln, Gläser, Teller und Tassen zu waschen, die Speisereste wegzuschütten und das Eßzimmer zu reinigen. Kaltes Fleisch und eisgekühlter Tee bleiben nach dem Abendbrot auf dem Tisch für die Offiziere, die in der Nacht von der Wache kommen.

Während ich auftrage oder, an die Anrichte gelehnt, darauf warte, bis der Gang vorbei ist, werde ich vom Kapitän oder von den Offizieren ins Gespräch gezogen, befragt, und man disputiert mit mir. Äußerliche Betonung eines Standesunterschiedes, das Distanzhalten und das Katzbuckeln, der Begriff des Respektverhältnisses, all das, was in Europa und insbesondere in Deutschland jeder Zigarrenfritze von seinem „Untergebenen" verlangt, existiert nicht. Man spricht mit dem Fabrikbesitzer, dem Präsidenten des Verwaltungsrats, dem Chef genauso wie mit dem Laufburschen; der Kapitän bittet den Öler um eine Zigarette, ein Leichtmatrose fragt den Ersten Ingenieur um Feuer. Sie sind durchaus nicht alle gleich, sie sind sogar viel ungleicher als in Europa, aber da sich jedermann nur nach dem Dollar bemißt und vom anderen weiß, „wieviel er wert ist" (dieser Wertbegriff wird auch in allen Biographien, Nekrologen, Handbüchern und Festreden ziffernmäßig angewendet), und da jedes Dollarplus ein Plus der Lebensform bedeutet, das durch keinerlei andere Eigenschaft ausgeglichen werden kann, so ist die Hervorhebung des Unterschiedes überflüssig.

Von Kaiser Franz I. wird erzählt, daß er beabsichtigte, allabendlich mit den Bauern seines Schloßdorfes Kegel zu spielen, diesen Wunsch jedoch aufgab, als ihn bei der ersten Partie ein Bauer fragte, wann er denn die Leibeigenschaft aufheben wolle.

Keiner der amerikanischen Kaiser hat eine solche Frage zu befürchten, denn Kaiser und Bauern denken über alles gleich und sind nicht nur für die Beibehaltung der allgemeinen Leibeigenschaft, sondern auch der allgemeinen Geisteigenschaft, Kaiser und Bauer lesen genau dieselben niveaulos aufgemachten Zeitungen, genau dieselben hirnverbrannten Magazine, dieselben phantasielos-abenteuerlichen Kurzgeschichten, alle sehen dieselben Kitschfilme, und alle hören das uniformierte Programm des Radios, des Grammophons und der Sonntagskirche. Ob sie nun für Hoover oder für Smith gestimmt haben, sie sind begeistert darüber, daß Hoover Präsident wurde, da er persönlich ein hochanständiger Mensch ist – wäre Smith gewählt worden, könnte *er* jetzt der hochanständige Mensch sein. (Das ist

übrigens überall so: vor drei Jahren habe ich in Warschau den Pilsudski-Putsch erlebt, die vier Tage, in denen sich auf den Straßen die Leichen häuften, bis am Morgen des 16. Mai 1926 Pilsudski in der allgemeinen Meinung ein „persönlich hochanständiger Mensch" geworden war.)

Außerdem sei Smith Katholik, und die Religion bleibe besser von der Politik fern. Wirft man bescheiden ein, daß Hoover Protestant sei, also die Religion auch bei ihm nicht von der Politik fernbleibe, bekommt man zu hören: das sei etwas ganz anderes, ein Protestant wird nie ..., aber bei den Katholiken, ha, „ich habe einen Katholiken gekannt ...", „in unserer Stadt war eine katholische Familie ..."

Über die Minderwertigkeit der Neger – über die Notwendigkeit der Todesstrafe – daß Sacco und Vanzetti vielleicht unschuldig gewesen seien, aber man durfte sich von Schreiern nicht einschüchtern lassen – darüber, daß es zum Teufelholen ist, kein Glas Bier trinken zu können, die Prohibition jedoch aufrechterhalten werden muß, „weil die Arbeiter am Samstag ihren Lohn vertrinken würden" – über Automobilmarken und Lebensfragen ist man sich vollkommen einig.

Die Gespräche und Ansichten und Ausdrücke, die mathematisch gleichen, die man von Kaufleuten auf Manhattan und von Beamten in Washington und von Arbeitern in Pennsylvanien gehört hat, hört man in der Offiziersmesse und auf dem Achterdeck wieder. Die Main Street der selbstbewußten Engstirnigkeit führt nicht nur, wie Sinclair Lewis meint, von jeder Kleinstadt des Ostens geradewegs zu jeder Kleinstadt des Westens, sie verläuft auch durch den Broadway New Yorks bis an die Landungsplätze und darüber hinaus auf beide Ozeane. Wir schwimmen auf Gopher Prairie durch den Meerbusen von Tehuantepec.

Was fragt man mich? Warum „the Kaiser" den Krieg „gestartet" hat. Ob er ein Sadist war. Ob die Deutschen froh sind, daß Amerika sie vom Kaiser befreit hat. Ich sehe mich in die spaßige Lage versetzt, Wilhelm II. verteidigen zu müssen, indem ich etwas über die Kriegsursachen sage. O weh! Ich erfahre erst hier, Kaiser Wilhelm habe den Mord in Sarajevo persönlich organisiert, um jedem seiner vielen Söhne einen Thron zu verschaffen.

„Und daß Captain Schweiger der Freund, der beste Freund des Kaisers war, wissen Sie auch nicht?" Nein, ich weiß nicht einmal, wer Captain Schweiger ist! „Der hat die ‚Lusitania' versenkt mit tausend Frauen und Kindern, mit hundert Amerikanern, und deshalb haben wir sofort den Krieg an Deutschland erklärt." So? Ich glaube, die Kriegserklärung kam mehr als ein Jahr später. Wir streiten, und schließlich wird der „World Almanac" geholt, ein Buch mit hohen Auflagen, weil es alle Wetten entscheidet und als Hilfsmittel für Kreuzworträtsel unentbehrlich ist.

Ich borge mir das Jahrbuch aus und lese es abends: die Gesetze der Bundesregierung und Gesetze einzelner Staaten, die Kerkerstrafen auf Ehebruch und Bruch des Eheversprechens, die Verbote des Theaterspielens und des Sports am Sonntag, des Unterrichts in der Entwicklungslehre; lebenslänglicher Kerker für jeden, der das viertemal verurteilt wird, auch wenn er nur eine Übertretung des Prohibitionsgesetzes begangen hat. Ich lese das projektierte Gesetz gegen die noch immer vorkommende Lynchjustiz an Negern.

Und ich lese, nicht ohne persönliche Anteilnahme, das Einwanderungsgesetz, besonders den Absatz 2 des Artikels: „Excluded classes", worin jenen die Einreise verboten wird, die der Idee eines gewaltsamen Umsturzes anhängen und Mitglieder oder Freunde von Organisationen sind, die Unglauben (disbelief) oder Opposition gegen die Regierung lehren; auf die Übertretung dieser Bolschewiken-Klausel steht die strengste Strafe des Einwanderungsgesetzes: fünf Jahre Kerker und Geldstrafe bis zu fünftausend Dollar.

Das lese ich vor dem Schlafengehen im Meßraum, nicht mehr in meiner Hängematte, denn keine Lampe bescheint sie. Wir liegen schon lange in freier Luft, auch zur Nachtzeit.

Tagsüber gehen wir nackt herum, nur mit dem Hut bekleidet, nicht von wegen „wenn doch jemand kommt", sondern weil Sonnenstich unangenehm ist. Man möchte sich auch die Haut vom Körper reißen, dieses enganliegende unbequeme Kleidungsstück. So ist uns eingeheizt. Brennenden Leibes fahren wir Mexikos Ufer entlang, und was sehen wir dort auf dem Festland, was winkt uns höhnisch herüber? Schnee! Es sind, wie ich der Karte entnehme, zwei feuerspeiende Berge, der Vulcano de Safa (14 118 Fuß

hoch), auf indianisch Pico Helada genannt, und der Vulcano Colima, 12 745 Fuß.

Cap San Lucas ist die Südspitze der kalifornischen Halbinsel, deren unterer Teil zu Mexiko gehört. Wir sind zum 24. Breitengrad emporgestiegen, und noch glühen wir nachts unter dem Kreuz des Südens, noch schlafen wir auf Deck. Aber wir haben wieder Hosen an, wenn wir arbeiten.

Dave Dunge. Kein Zweifel, er haßt mich. Das wußte ich schon in den ersten Wochen der Reise, obwohl er sich verzweifelt zusammennahm – er fürchtete, ich würde in einem der Häfen desertieren. Dann wäre er um sein, das heißt um mein Geld gekommen.

In Jacksonville sah ich den Agenten der Schiffahrtskompanie mit Post an Bord kommen. Wenige Minuten später standen oder saßen die Offiziere und einige Matrosen herum und lasen Briefe. Ich erhielt nichts. Das war mir unverständlich, denn ich hatte in New York gebeten, mir alles nachzusenden. Erst nachts lagen zwei Briefe auf meiner Hängematte, die vorher nicht dort gewesen waren. Uneröffnet. Dave Dunge hatte jedenfalls den Auftrag gegeben, meine Briefe aufzufangen und ihm einzuhändigen, wenn er aus der Stadt komme. Er wollte sich überzeugen, ob mir Deborah schreibe. Möglicherweise hat sie es getan – dann hat er eben den Brief. Bin nicht neugierig.

Ich schreibe diese Tagebuchnotizen entweder im Meßraum oder – bohrt sich die Sonne nicht allzutief in mein Fleisch – irgendwo auf dem Schutzblech sitzend, das befestigt ist über den vier durch das ganze Schiff führenden Röhrenleitungen für Dampf, Frischwasser, Wasserspülung und Wasser für die Feuerlöschschläuche.

In den ersten Tagen machte sich Sid, ein A. B.-seaman, der eine Kreatur Daves ist, an mich heran. „Was schreibst du da?" – „Einen Zeitungsartikel über unsere Reise." – „Zeig mir, was du schon geschrieben hast." Er versteht natürlich nicht deutsch, obwohl er auf einem Getreideschiff in Bremen war, von dort einen Abstecher nach Berlin gemacht hat und immer vor den anderen mit mir „deutsch" spricht: „Bringe Sie mir thwei Bier." Und dann, mit seinen Sprachkenntnissen genugsam imponiert habend, beteuert

er: „Oh, I like Berlin. The Köllnischer Fischmarkt – that's a wonderful place." Hab ich gar nicht bemerkt, es wird wohl in Berlin places geben, die more wonderful sind als ausgerechnet der Köllnische Fischmarkt, aber ich sage: „Oh, yes, it's really a fine place."

Er will also sehen, was ich geschrieben habe. Ich gebe ihm ein paar Seiten, in meinem so unbequem hingekritzelten Manuskript könnte kaum ich, geschweige denn Sid das finden, was er sucht, den Namen „Deborah". Daß es kein Brief an sie ist, hat er wohl gemerkt, denn es ist deutsch, und Deborah versteht nicht einmal die Worte „bringe Sie mir thwei Bier" und „Köllnischer Fischmarkt". Vielleicht aber ließe sich erkennen, wie weit meine Liebe zu Deborah gediehen ist oder ob ich Dave Dunge als gehörnten Liebhaber verhöhne.

„Was kann man denn so viel über unsere langweilige Reise schreiben? Übersetz mir etwas daraus." Ich lese ihm vor, was ich eben über den Panamakanal notiert habe, und er geht.

Dave Dunge hegt sicherlich keinen Zweifel an den deutschen Sprachkenntnissen seines Spitzels und weiß daher aus Sids Geheimbericht, daß meine Schriftstücke persönliche Mitteilungen nicht enthalten. Trotzdem hängt Dave mir die übelsten Arbeiten an: die Dampfsirene anzustreichen, die auf einer hohen Stange vor dem Rauchfang befestigt ist, oder die Brillen der Mannschaftsaborte zu lackieren. Das tue ich mit sichtlichem Vergnügen. Ich schimpfe nur über den nächtlichen Wachdienst am Vordeck, damit Dave mich auf diesem Posten belasse.

Offen darf er mir seinen Haß ja nicht zeigen, denn er hat meinen Lohn noch nicht in der Tasche. Mit schlechtgespielter Freundlichkeit unterhält er sich mit mir. Ich überlege, ob ich ihm das Geld nicht erst nach der Landung auf dem Ufer auszahlen soll, wo sicherer Boden ist. An Bord würde ich bei einer Rauferei den kürzeren ziehen. Er kann mir auch die Strickleiter wegziehen, wenn ich aussteige ...

Ohne viel raffinierte Gesprächsübergänge zeige ich eines Abends in der Messe meinen Browning. „Muß ihn immer bei mir haben, wohne in Berlin in gefährlicher Gegend, und wenn man so viele Reisen macht ..." – „Hast du ihn denn

schon gebraucht?" – „Leider", brumme ich. „War das Unglück meines Lebens." – „Weißt du, daß du furchtbar eingehst", sagt mir einer, „wenn man erfährt, du hast eine Schußwaffe an Bord genommen?" Nein, das wußte ich nicht, hab ich doch die Schiffsartikel unterschreiben müssen, ohne sie gelesen zu haben. Aber ich erwidere: „Hab dem Capt'n den Revolver gezeigt, er hat sich ihn erklären lassen und mir wiedergegeben."

Seit dieser öffentlichen Vorführung meiner Waffe trage ich sie wirklich in meiner Hosentasche. Nachts lege ich sie unter das Kissen der Hängematte. Sonst würde sie bald verschwinden.

Ich bin wieder Kellner in der Offiziersmesse. Die Gespräche kenne ich schon auswendig. Jeder der Offiziere hat einen anderen Bildungsgang, der eine die Ingenieurhochschule absolviert, der andere war noch beim vorigen Trip ein Öler; der eine hat Will Dunant gelesen, einen der zehn eben modernen Vulgärphilosophen Amerikas; der andere ist informiert über Sigmund Freud (sprich: Professor Fruhd), da seine Frau ganz „crazy" mit Psychoanalyse ist; der eine ist Quäker und hat Smith gewählt, der Captain – nach eigener vertraulicher Angabe – sogar Mitglied des Ku-Klux-Klan, der nationalistisch-amerikanisch-protestantischen Femeorganisation, und gleichzeitig – siehe sein Abzeichen – Mitglied der Freimaurer, die Menschenliebe und Weltverbrüderung zu propagieren glauben.

Sie sind über alles einig. „Der Kellogg-Pakt macht jeden Angriffskrieg in den nächsten dreißig Jahren unmöglich." – „Sure, die amerikanische Kriegsflotte (Nachrichten über die eben im Senat verhandelte Cruiser-Bill bringt der Funker) muß die stärkste der Welt sein, aber nur deshalb, weil wir die größte Küste der Welt zu schützen haben." Die militärische Besetzung von Nicaragua? „Die war notwendig, um dort endlich Ordnung zu schaffen, und man sollte es mit allen mittel- und südamerikanischen Staaten so machen. Und die Weiber und die Pazifisten sollte man einfach einsperren." Über Sozialisten und „radicals" wird überhaupt nicht mehr gesprochen; woran die aufgehängt gehören, darüber besteht keine Meinungsverschiedenheit. „Die Kerle wollen ja nur Geld machen." – Lenin? „Aber seien Sie nicht so naiv, der

Mann wird schon sein fettes Bankkonto gehabt haben wie alle anderen."

Nach dem Essen, den letzten Bissen noch im Mund, hasten alle davon – ich brauche nicht einmal die Aschenbecher hinzustellen. Meine Gäste gehören zum Volk derer, die allmorgendlich und allabendlich den gleichen Fraß im Automatenrestaurant herunterschlingen, die sich vor der Arbeit und nach der Arbeit von den Fußtritten des Schaffners in die kompakte Masse der Untergrundbahnfahrer hineinfetzen lassen, sie gehören zum Volk derer, die ihren Sporttrieb vor den telegrafisch bewegten Diagrammen der Baseballwettspiele, ihren gesellschaftlichen Ehrgeiz beim Lesen der Society news, ihren wirtschaftlichen Ehrgeiz bei Betrachtung der Wolkenkratzer und ihren sexuellen Ehrgeiz beim Besuch der Burlesks und anderer leg shows ausleben, ihre literarische Bildung aus ephemeren Kitschgeschichten der Magazine und der Filme beziehen, zur wissenschaftlichen Aufklärung im Gänsemarsch in den High Schools und Colleges antreten und politisch von der Schule und hernach von den klischierten Tageszeitungen ausgebildet werden.

Wohin kann man während der Mittagspause auf einem Schiff rennen? Zwei wollen gemeinsam mit dem diensthabenden Öler im Maschinenraum das Kreuzworträtsel der Zeitschrift „Individuality" lösen. Ein anderer die Biographie Henry Fords im Magazin „Personality" zu Ende lesen. Einige spielen Dame oder Halma in der Kajüte mittschiffs. Die meisten haben sich aus der Bücherkiste, die von der „American Merchant Marine Library Ass." zur Verfügung gestellt ist, einen der hanebüchenen, mit bunten Illustrationen versehenen Liebesromane ausgeborgt. Kapitän und Chefingenieur lassen kein Radioprogramm aus, obwohl manchmal alle 35 amerikanischen Broadcastingstationen nacheinander die gleichen, von Reklamen für die Zigarettensorte „Lucky Strike" unterbrochenen Musikstücke senden.

Eine Bäuerin auf dem Balkan hat selbständigere Gedanken, ein Eskimo interessiert sich mehr für Lebensfragen als der Americano. Es ist, als ob ein riesenhaftes Megaphon das in Reih und Glied angetretene Hundertzwanzigmillionenvolk zu streng einheitlichen Übungen in „individueller Betätigung" kommandierte. Jedes Wort, das sie sagen

werden, weiß man schon im voraus, es sind ja nicht so viele Worte. „All right" zum Beispiel. Das bedeutet: „Ganz richtig" – „ja, sehr gerne" – „nein, das macht nichts" – „schon recht" – „aber, bitte" – „das stimmt". Und wenn zwischen ihrem „sure" und „all right" etwas eingefügt werden muß, so kommt ein „damned" davor, damit sie Zeit gewinnen, dieses Wort aus ihrem Gehirnmagazin hervorzuholen.

Sie hasten vom Essen weg und stehen bei der Arbeit herum, sie sind das Volk, das in der Pause eilt und sich bei der Arbeit Zeit läßt. (Sklaven und Emigranten werden's schon erledigen.) Mit Vorliebe sprechen sie über den Krieg. Wieso ich denn bestreiten könne, daß die Deutschen die Gefangenen im Schützengraben gekreuzigt, ihnen den John Henry abgeschnitten und in den Mund gesteckt haben? „Well, Sie haben es nicht gesehen, die Front war viele tausend Meilen lang, aber bei uns stand es in den Zeitungen und wurde von der Kanzel herab verkündigt." Ich brülle, sie sollten sich schämen, zehn Jahre nach dem Krieg solchen Mist zu glauben, der 1914 bei uns auch zu lancieren versucht wurde gegen Belgier und Serben. Nun denken sie, mein Nationalgefühl sei empört, und das tut ihnen leid, sie haben ja nichts gegen die Deutschen, im Gegenteil, sie sind jetzt gegen England: „Wir wollen ja nicht sagen, daß es das deutsche Volk war – unter Millionen Soldaten finden sich auch ein paar sadistische, kriminelle Naturen, das ist doch selbstverständlich. Und die anderen machen es eben nach ..."

Von Rußland wissen sie auch nur solches Zeug, das scheinbar politisch ist, aber den gewünschten sexuellen Einschlag hat, von der Sozialisierung der Frau (Benützungsdauer: eine halbe Stunde) und von Millionen räubernder, schändender und geschlechtskranker Knaben. „In Moskau betteln doch nachts Menschen auf der Straße, auch Kinder." Ich halte ihnen entgegen, daß es im reichen Amerika ebensoviel Bettler gibt, unbefugte und „licensed", daß Kinderarbeit noch schlimmer als Kinderbettel ist und daß am Hallowe'en und am Thanksgiving Day die Straßen New Yorks voll armer Kleiner sind, von ihren Eltern oder von fremden Bosses kostümiert und zum Tanzen, Singen und Betteln angehalten. Und die Buben, die in den nächtlichen Waggons der Untergrundbahn ausrufend mit unbeschreiblich schweren Zei-

tungspaketen herumlaufen? Und in Wall Street die zerlumpten Zehnjährigen, den Börsenbesuchern die Stiefel putzend, statt zur Schule zu gehen? Und ... meine Diskussionsgegner lachen mich aus. „Das ist business, mein Lieber. Unsere größten Millionäre haben so angefangen!"

Es ist Februar geworden. Noch 1200 Meilen haben wir zu machen, und die Tagesration beträgt 240 Meilen. Jeder wäscht seine Taschentücher, Socken, Hemden und Unterhosen. Auch ich. Nicht sehr gut. Aber ein solch großartiges Kunststück, wie uns das die Frauen weismachen wollen, ist es nicht, das weiß zu machen.

Der Koch, ein schöner irländischer Bursche, gab mir gestern Adressen in Los Angeles an, Lokale, wo man tanzt und Whisky kriegt, wo auch Mädchen hinkommen, die in Filmen mitspielen, natürlich nur in kleinen Rollen, ein Hotel, wo man billig und ungestört wohnen kann, ein gutes Restaurant. Auf meine Frage, wieso er sich so gut auskenne: seine Braut sei in einem Modengeschäft von Los Angeles angestellt. Er zeigte mir auch ihr Bild, das über einem Paket Briefe liegt, sie schreibt ihm nach jedem Hafen und er ihr auch. „Da bist du ja glücklich, daß du übermorgen wieder in Los Angeles bist!" – „Ach was, hol's der Teufel!" Dann brummte er etwas von der verdammten Navy, und als ich fragte, was denn die Kriegsmarine mit seiner Freundin zu tun habe, erklärte er mir die tragikomische Situation einer Seemannsliebe:

„Jedes Schiff unserer Kompanie macht im Jahr viereinhalbmal den gleichen Trip, von Portland (Oregon) nach New York und wieder zurück. Es läuft also die Häfen neunmal an. Bei einem dieser neun Hafenurlaube in Los Angeles habe ich meine Braut vor drei Jahren kennengelernt und seither jedes Jahr neunmal gesehen. Ich war auf der ‚Hiawatha'. Wie's die verfluchte Hölle will, die ‚Hiawatha' macht immer am Zehnten eines Monats in Pedro (dem Hafen von Los Angeles) fest, manchmal auch einen Tag früher, manchmal einen Tag später, aber immer so um den Zehnten herum, und das ist gerade eine schlechte Zeit für mein Mädel, du verstehst. Zwei Jahre schon geht das so, da ist mir jetzt die Geduld gerissen, und in New York hab ich mit dem

Koch von der ‚Hannawah' getauscht. Der war natürlich froh, zwei Wochen früher in Portland bei seiner Familie zu sein. Die ‚Hiawatha' segelte also am 3. Dezember von New York, und wir sollten vierzehn Tage später los. Aber wie's die verfluchte Hölle will, kommt die Geschichte mit dem Untergang der ‚Vestris' dazwischen, die Schiffahrtsgesellschaft schickt eine Kommission zur Untersuchung der Rettungseinrichtungen, dann erscheint eine Kommission vom Hafenamt, und wir müssen Weihnachten in New York feiern. Ich dachte mir nichts dabei, daß wir acht Tage verlieren, denn ob ich am 24. Januar oder am 1. Februar bei meiner Freundin Anker werfe, kann mir egal sein. Da laden wir in Baltimore Kargo auf Kargo und bleiben vier Tage länger. Hol's der Teufel, denke ich, wenn's nur nicht noch ein Tag mehr wird! Das wäre verdammt! Nun, wir segeln am Elften von Baltimore, und ich freu mich, doch zurechtzukommen. Bums, da ist die ganze Kriegsmarine wegen ihrer verdammt blödsinnigen Manöver, und wir müssen zwei Tage in Lemon Bay sitzen, bevor wir durch den Panamakanal dürfen. Und übermorgen sind wir in Los Angeles – am Zehnten."

Er sah noch einmal den Kalender an, so wie Polikuschka voll hoffnungsloser Hoffnung noch einmal das Futter seiner Pelzkappe durchsucht, ehe er sich erhängt. Nein, das verlorene Geld ist nicht in Polikuschkas Mütze, und auf des Kochs Kalender steht der Zehner blutigrot.

Übermorgen werden wir in Los Angeles sein, und ich werde von Bord gehen. Seit drei Tagen schwimmen wir entlang der kalifornischen Halbinsel, die mexikanisch und feucht ist, morgen überschreiten wir die Alkoholgrenze. Tiajuana, einst nur berühmt durch Pferderennen, ist jetzt das Ziel allabendlicher Autorennen: die Herrschaften aus Hollywood fahren hinüber, um gut zu trinken.

Einen Wunsch an mich hat der Erste Maat, ein leidenschaftlicher Amateurphotograph: ich möge ihm einen Katalog von Zeiß-Jena schicken. Gern, und ich habe auch einen von Goerz zu Hause, den ich nicht brauche. „Ach, Sie werden sicherlich vergessen?!" Da fällt mir etwas ein: „Mate, machen wir einen Tausch: knipsen Sie mich, wenn ich im Hafen von Bord klettere, und schicken Sie mir das Bild. Be-

komme ich's, kriegen Sie beide Firmenkataloge." Er ist einverstanden, ich soll ihn holen, bevor ich aussteige.

Kaum mehr in Erinnerung haben wir die Tage, da wir mit heraushängender Zunge in der Sonnenglut lagen. Kalt ist es, niemand schläft mehr auf Deck. Heute zeigt das Thermometer 50 Grad Fahrenheit, und ein steifer Westwind stößt und rollt unser Boot. Rollt unser Boot dem Hafen zu.

Ich werde ausbezahlt und bringe Dave Dunge meine 42 Dollar 50 Cent aufs Vorderdeck, das von der Kommandobrücke aus einzusehen ist. Droben steht der Captain. Dave sagt kein Wort, während er meinen Lohn in die Blusentasche schiebt.

Nur noch dreißig Meilen nach San Pedro, dem Hafen von Los Angeles! Ein lokaler Wind, „Santa Ana" genannt, von Osten wehend, versucht noch im letzten Moment, uns abzudrängen. Wir schaukeln und dampfen vorwärts. Es ist die Zeit der Flut.

Zweiundzwanzig Meilen lang haben wir das Ufer von Santa Catalina an unserer Backbordseite, die Kaugummi-Insel. Ein vielgepriesenes Eiland, Theater und Kasino sind dort, ein Vogelhaus mit goldenen Pfauen, silbernen Schwänen und orangeroten Flamingos. Unterseegärten, über denen Schiffe mit gläsernem Boden schwimmen, so daß man Meeresgetier und Meeresgewächs beobachten kann. All diese Lustbarkeiten waren noch nicht da, als die spanischen Seefahrer hier landeten und die Insel der heiligen Katharina widmeten.

Der gehört sie nicht mehr, sie gehört dem Mr. Wrigley, dem Kaugummifabrikanten, der das Eiland für eine oder zwei Millionen kaufte, um einen Staat zu besitzen und Herrscher zu sein. Ein neuer Trieb war erfunden und der Menschheit aufgepfropft worden. Zähne und Kiefer der Amerikaner und solcher, die es scheinen wollen, wurden in unaufhaltsame Bewegung gesetzt, auf daß der Kaugummikönig ein wirkliches Königreich erwerben könne, eine große Insel nur für sich allein. – Mr. Wrigley meditierte wie der träumerische russische Hasenfellhändler: Wenn ich der Zar wäre, so wäre ich noch mehr als der Zar, denn ich würde ja außerdem mit Hasenfellen hausieren! Und so hat Mr. Wrigley sein stilles, privates und einsames Reich als öffentliche

Vergnügungsstätte jedem zahlenden Gast zugänglich gemacht. Santa Catalina di Chewing Gum!

An einem ähnlichen Unternehmen kommen wir vorbei, bevor wir den Leuchtturm von Fermin Point erreichen, die Südspitze von Los Angeles. Ein alter, zitronengelb angestrichener Schoner ankert seit Jahr und Tag mitten im Meer. Vor zehn Jahren hätte kein Mensch für den Kasten fünfhundert Dollar bezahlt, und jetzt bringt er seinen Besitzern mehr ein als der stattlichste Passagierdampfer. Er ist eine Spielhölle geworden mit Roulette und Bakkarat und Poker, ein Nachtlokal mit Damen und Jazzband und Tanz, eine Trinkstube mit schottischem Whisky und deutschem Bier und französischem Kognak. Regelmäßiger Bootsverkehr bringt allabendlich Gäste aus Los Angeles. Kein Puritanismus und keine Prohibition können dem Lasterschiff etwas anhaben, denn es ankert ja – wenn auch nur fünf Schritte – außerhalb der Küstengrenze. Geschäftsadresse: 35,35 Grad nördl. Breite, 118,15 Grad westl. Länge.

Der Lotse kommt an Bord und geleitet uns in den Hafen. Grün und golden leuchten die Hügel, grün und golden. Pinien hinter Long Beach, am Horizont sind die Bohrtürme von Signal Hill, berühmt durch den großen Petroleumskandal. Fast alles im Hafen dient dem Öl: Zisternenschiffe und Zisternenwaggons, die Ladeschläuche der Pumpstationen, die Schläuche, wie Därme aus den Tankdampfern hängend, die Raffinerien und die über alle Hügel verstreuten Reservoire, die Speicher, auf deren flachen Dächern hunderttausend Möwen sitzen – all das trägt rot und gelb die Aufschriften „Shell" oder „Standard Oil Company" oder „General Petroleum Corporation" oder „Pan-American Oil Co.".

Was nicht Öllager ist, ist Holzlager – ungeheure Waldungen Kaliforniens liegen, gefällt und zu Brettern zersägt, rechts und links unserer Fahrt. Die Kreosotstationen vereinigen beide Substanzen des Hafens von San Pedro, hier wird das Holz mit einem Ölprodukt konserviert.

Wir werfen die Leinen aus und vertäuen auf Berth 158. Die Schauerleute, die ausladen, sind nicht mehr Deutsche und Italiener wie in New York, nicht mehr Polen wie in Maryland, nicht mehr Neger wie in South Virginia und Florida, nicht mehr Westindier wie im Panamakanal, son-

dern bronzefarbene, glatthaarige Mexikaner. (Amerikaner sind es nirgends.)

Drei Beamte der Hafenbehörde erscheinen an Bord und stellen den hier losheuernden Matrosen die Zeugnisse aus. Auch ich bekomme ein mit dem amerikanischen Adler rundgestempeltes „Certificate of Discharge" eingehändigt, worin der U. S. Shipping Commissioner und der Captain unterschriftlich bestätigen, daß der Matrose E. E. K. ordnungsgemäß abgefertigt wurde und daß sein Charakter very good und seine Fähigkeiten gleichfalls very good sind. Nicht ohne Stolz steckt der Seemann ein solches Zeugnis in die Tasche.

Ich bin fertig. Ziehe meinen Zivilanzug an, Kragen, Krawatte und Hut, packe meine Siebensachen. (Mehr als sieben sind es wirklich nicht.) Der Landungssteg ist ausgeworfen – Dave Dunge steht dort, er hat eine Trosse in der Hand.

Ich gehe in die Kabine zum Ersten Maat. „Wollen Sie mich jetzt photographieren?" – „All right." Dave Dunge erschrickt, als er mich mit dem Vorgesetzten ankommen sieht. „Ich bin abergläubisch, Mate", sage ich zu meinem Begleiter, „ich spucke immer in die Hände, bevor ich aufnehme, dann wird das Photo gut." Lachend spuckt der Maat in die Hände. Dave Dunge wird es wohl als Drohung auffassen.

Das Gesicht rückwärts gewendet, die Hand an der Revolvertasche, steige ich von S. S. „Hannawah" hinab auf Berth 158. Nichts geschieht.

Erst als ich unten bin, schreit mir Dave Dunge den übelsten amerikanischen Fluch zu, den, mich selbst zu schänden: „. . . yourself, ye son of a bitch."

Die Matrosen neben ihm lachen. Ich rufe hinauf: „I don't need to do it, I have your girl for that. – Brauch ich nicht, dazu hab ich dein Mädel."

Er spuckt nach mir.

Aus harter Wirklichkeit gehe ich nun nach Hollywood.

FAULER ZAUBER

I. Wild-West

Hier waren wir schon einmal. Lang, lang ist's her. Mit Karl May zogen wir durch Kalifornien. Wir hatten Allan Marshall, den Goldgräber, zu retten, gegen den die beiden Schurken Morgan, Vater und Sohn, einen Raubmord planten. Mit uns waren außer Old Shatterhand und seinem roten Bruder Winnetou noch Bernard Marshall, der Bruder des bedrohten Allan, dann der Trapper Sam, genannt Sans-Ear, der immer „zum Beispiel" sagte und „hihihi" hinzufügte, und der Neger Bob.

Hier, in der Nähe des Cahunga-Passes, warfen wir das Lasso über einen Büffel, schlachteten ihn. Bernard Marshall wurde dafür von einem Gaucho der nahen Hazienda mit dem Lasso gefangen, auf dem Boden geschleift und wäre sicherlich dabei zu Tode gekommen, wenn Old Shatterhand nicht zum Beispiel mit seiner Silberbüchse den Mustang des Cowboys getötet und Bruder Marshall befreit hätte, hihihi. Auch Rothäute trafen wir, Shishis, Schlangenindianer auf dem Kriegspfad, aber es waren keine stinkenden Coyoten, keine Comanchen, sondern wackere rote Männer, Freunde der Apachen, wie uns Winnetou erklärte, und daher auch unsere Freunde.

Das alles kann uns heute noch passieren, wenn wir den Cahunga-Paß hinauffahren, mit der Straßenbahn zum Beispiel, hihihi, zum Filmatelier der Universal. Dort finden wir Prärie und eine Gruppe von Blockhäusern mit dem Store, in dem wir für eine Handvoll Nuggets Mokassins kaufen können, einen Sattel und Gewehrmunition.

Hollywood dreht hundertfünfzig bis zweihundert Western Pictures, das heißt Wildwestfilme, im Jahr, und braucht daher die Straße, die einmal in dieser Gegend keine Kulisse, sondern Wirklichkeit war. Freilich, wenn man den Raum dringend zu anderen Zwecken benötigt, so kalkuliert man,

daß sich das nächste Western Picture in einem fremden Atelier gegen hundert Dollar Miete aufnehmen ließe und die eigene Western Street beseitigt werden kann.

Wie wird eine Western Street am billigsten beseitigt? Indem man sie niederbrennt. Und wie rentiert sich der Brand einer Western Street am besten? Indem man bei dieser Gelegenheit ein Western Picture aufnimmt.

In jeder mittleren Stadt Amerikas wird vor dem Hauptfilm entweder ein Collegian Picture oder ein Western Picture gezeigt, die nicht nach Europa kommen, außer in der Karikatur eines großen Filmkomikers. Das Collegian Picture hat immer die gleiche Handlung: der ungeschickte Student, von den Kollegen verspottet, von der Angebeteten verschmäht, springt im letzten Augenblick in ein Wettspiel ein, verschafft seiner Mannschaft den Sieg und sich selbst Ruhm und Girl.

Da sind die Western Pictures reichhaltiger, die haben nicht alle ein und dieselbe Handlung, sondern es gibt zum Beispiel nicht weniger als zwei ganz verschiedene Handlungen, hihihi!

Entweder: der edle Cowboy liebt die schöne Farmerstochter, die von dem schurkischen Cowboy, dem heavy, geraubt wird.

Oder: der edle Cowboy liebt die schöne Farmerstochter, aber ihr Vater will sie unbedingt einem heavy aus der Stadt geben, der ihn sonst auf Grund der Hypotheken von Haus und Hof vertreiben oder den Menschen und dem Vieh des Ranchos das Wasser entziehen würde.

In beiden Fällen siegt, das ist eben im Leben schon nicht anders, der edle Cowboy, so wie ja auch der ungeschickte College boy schließlich den Preis erringt, und das allabendlich höchlichst überraschte Publikum Amerikas jubelt begeistert.

Neu ist in fast jedem dieser Filme der Darsteller des Helden. Alljährlich findet in einer Stadt Arizonas ein öffentlicher Wettkampf der amerikanischen Cowboys statt, das Rodeo: Zureiten wilder Mustangs – Einfangen von Büffeln – Lassowurf – Reiterkünste; der Sieger wird als Cowboy-Star von einer Filmgesellschaft engagiert, und so zieht der Kuhtreiber in eine Villa von Beverly Hills oder in einen

Bungalow von Maliboo Beach und gibt zum Beispiel Autogramme, hihihi. Tom Mix kam solchenwegs von der Hazienda ins Atelier und bezog dreitausend Dollar Wochenlohn, aber jetzt ist er ohne Engagement – Hoot Gibson und Ken Maynard haben seinen Ruhm verdunkelt, und Fred Thompson. Der war ein wirklicher Cowboy, denn er starb, kaum daß er aus dem freien Licht in das der Jupiterlampen kam; und sein Hengst, der „Silver King", steht unbeschäftigt im Atelier der „Famous Players", alle Cowboys, alle Sieger des Rodeo abwerfend, allen Lockungen von Zucker und Krippe hartnäckig trotzend – der einzige Charakter von Hollywood.

Die Rosse der anderen Reiterstars haben auch nicht viel zu tun. Während der Liebesszene mit der Farmerstochter grasen sie vor dem Blockhaus, im dritten reel (Western Pictures haben nur drei Akte) lassen sie sich's gefallen, daß auf ihren Pferderücken sich der heavy mit der geraubten Maid schwingt, beziehungsweise der edle Cowboy zwecks Verfolgung. Das sind Großaufnahmen.

Aber bei dieser Jagd sitzt der Verfolger nicht mehr auf dem Pferd, obwohl zum Beispiel ganz Amerika das glaubt, hihihi. Er sitzt bequem auf einem an das Aufnahmeauto montierten Sattel, der auf Sprungfedern schaukelt. Der Cowboy hält Zügel in der Hand, obwohl ja kein Pferd neben dem Auto angebracht ist, sondern nur ein Stück Pferdemähne – die Perücke eines Pferdes! So jagt er auf asphaltierter Straße kühn durch die Wildnis. Die Kamera ist derart auf ihn gerichtet, daß im fernen Hintergrund der verfolgte Reiter mitsamt seiner Sägespänepuppe im Bilde bleiben. Immer kleiner wird die Distanz, die Puppe ist keine Puppe mehr, sondern das Double, eine Ersatzperson der Hauptdarstellerin, und schließlich die Hauptdarstellerin selbst. Der Edle reißt sie vom Pferd des Schändlichen auf seinen neben dem Auto federnden Sattel, unter dem sich zum Beispiel ein Sofa befindet, damit alles bequem ist und nichts passieren kann, hihihi.

Die Aufnahmen der drei Akte leitet ein Anfängerregisseur, und sie dauern kaum drei Tage. Denn alles, was nicht Großaufnahme ist, die Verfolgung mit dem Sheriff zum Beispiel, das Dahinjagen der Mustangs, das Gefecht am Ufer,

hihihi – das alles, viele tausend Meter, wird aus früheren Western Pictures übernommen. Greift nur hinein in die stock shots, und wo ihr's packt, da ist es interessant.

Das Publikum merkt nicht, daß es die gleiche Handlung mit den gleichen Bildern wiedersieht, wenn nur der Cowboy der neueste Cowboy ist, Held aller alten und jungen Jungen. So wie's mit der Politik, dem Sport und dem Wagemut ist, ist's mit dem Cowboy in Amerika: eine vergessene Generation hat selbst noch aus Tollkühnheit oder Romantik diese Reiterkunststücke getrieben, die nächste begeisterte sich nur, indem sie von Buffalo Bill in den Büchern las, die dritte aber nimmt sich nicht einmal die Mühe des Lesens, sondern sitzt gummikauend im Lehnstuhl und schaut zum Beispiel den immer von neuem verwässerten Kitsch immer von neuem an, hihihi.

II. Die gute ehrliche Perspektive

Sieh mal an, auf ihre alten Tage macht sie plötzlich Zicken.

Viel tausend Jahre war sie da, und man mußte mit ihrer Existenz rechnen, manchmal fand man, daß sie komisch, manchmal, daß sie niedlich sei, aber nützlich, nein, nützlich fand sie keiner.

Sie selbst, vom Vergnügungswahn und Betätigungsdrang der Zeit erfaßt, ging zum Film und wurde anfangs nur als komische Alte verwendet. Aber jetzt, nach Jahren, ist sie als Hauptperson entdeckt worden, man hört die Filmbaumeister sie verfluchen, denn es gibt keine Riesenbauten mehr, man hört die Filmschauspieler sie verfluchen, denn es gibt keine Reisen zwecks Naturaufnahmen mehr, man hört die Filmdirektoren sie segnen, denn sie erspart Millionenausgaben.

In jedem Studio von Hollywood sind ihr zwei Tempel errichtet, die sich durch Anbauten immerfort vergrößern: die Miniaturenfabrik und das Trick Department.

Vor dem arbeitenden Aufnahmeapparat steht auf hohem Gerüst das winzige Modell einer Kirchenkuppel, der oberen Stockwerke eines Hauses mitsamt dem Dach, der Vertikalgliederung einer ganzen Straße. Und die Großbauten, in denen sich die Schauspieler bewegen, sind knapp über ihren

Köpfen zu Ende, alles ist ebenerdig, denn das nah an die Kamera gerückte Modell wirkt genau wie die lotrechte Fortsetzung der Realität.

Erstaunt erfahren wir im Miniatures shop, daß die vielen hundert auf einem Tisch aufgestellten, kaum dezimeterlangen Kanonen und Tanks die Kanonen und Tanks waren, mit denen die Armeen des Weltkrieges, die Statisten des Films „Rivalen" („What's Prize Glory") ins Feld zogen. Die Aeroplane, französische und solche mit dem Eisernen Kreuz, hängen als winziges Kinderspielzeug auf Drähten, sie, die wir riesenhaft über den Kolonnen schwirren sahen. Und das hat mit diesen Dingen die Perspektive getan.

Ein Schiffchen – wir möchten's gerne dem kleinen Peter mitbringen, es hätte gerade noch Platz in unserem Koffer – Millionen Kinobesucher, schaudernd und kreischend, sahen es mit einem Eisberg zusammenstoßen und mit lebendigen Menschen, Weibern und Kindern und Männern und Greisen im Weltmeer untergehen, mit wirklichen Schauspielern und Komparsen, die zu ihrem Glück nicht auf dem Dampfer, sondern so weit *hinter* dem Dampfer standen, bis ihre Größe der seinen entsprach.

Das Prater-Riesenrad aus „Karussell des Lebens" („Merry-go-round"), wo es sich als gigantische Himmelsuhr im Hintergrund drehte, da haben wir's nun: zwanzig Zentimeter Durchmesser das ganze Rad des Schicksals.

Dieser filigrane Eisenbahnzug ist der, dem die Leute bei „Sonnenaufgang" zuwinkten. Der Bahnsteig mit den Schauspielern war beträchtlich von der Kamera entfernt, damit das Größenverhältnis stimme.

Was da auf Brettern an der Wand aufbewahrt ist, Feuerwehrwagen, Autos, Luftpumpen für artesische Brunnen, Bäume, Telegrafenstangen, Schiffskessel, Windmühlen, des Henkers Haus und andere Gebäude (einige beschädigt vom Feuerbrand, der aus allen ihren Fenstern lohte und sichtbarlich das Dach verzehrte) – hei, wär das etwas für Peter zum Spielen!, ohne Hintergrund, ohne Perspektive und mit etwas mehr Phantasie, als der Film sie hat.

Nicht nur die Spielwarenfabrik des Ateliers ist darauf aus, den Kinobesucher für sein gutes Geld zu betrügen, sondern auch der Filmstreifen begeht jetzt Schwindeleien in

einem Ausmaß, von dem unsere Vorfahren keine Ahnung hatten.

Ein Liebespaar treibt auf einer bequemen Steinplatte sein Spiel. Der Operateur, der allgegenwärtige, dreht. Dergestalt aber, daß die Szene nur ein Sechstel der Filmfläche einnimmt. Den Rest des Objektivs verdeckt er, fünf Sechstel bleiben unbelichtet. Ein Maler des Trickateliers stellt nun den Hinter- beziehungsweise Vordergrund her, der, auch wenn er keine vergrößerte Photographie ist, „enlargement" heißt. Und was ist aus der bequemen Bühne geworden! In schwindelhafter Höhe ragt der Stein aus anderen Felsenzacken empor, schwebt er neben anderen Felsenzacken. Eine einzige Bewegung aus dem Sechstel, und die Liebenden sind zerschmettert. Zwischen ihnen klafft nun ein schmaler, aber tiefer Spalt. Drei Sechstel des Films nimmt diese grauenhaft gefährliche Landschaft ein, nachdem der Filmstreifen – das bereits belichtete Szenensechstel und noch zwei andere Sechstel verdeckt – vor dem enlargement abgerollt wurde.

Ein drittes Mal wird gedreht, abermals ohne Schauspieler: aus dem Magazin werden alte Aufnahmen von Blitzen oder Wolken geholt, und auf den restlichen zwei Sechsteln des Bildchens zucken und ballen sich die kosmischen Gefahren über dem Haupt der Liebenden zusammen. Bei dieser double exposure können auch zwei Spielhandlungen oder gar drei auf einem Filmblättchen aufgenommen werden, Verkehr unten in der Straße, Schneegestöber hoch oben im Berg, eine Liebesszene vor dem Haustor, aus den Fenstern dreier Stockwerke schauen Menschen und auf dem Rand des Daches kämpft der Detektiv mit dem Mörder den Todeskampf. Rauchen darf freilich keiner der Darsteller, sonst würde der Zigarettenrauch plötzlich haarscharf abschneiden.

Soll außer dem enlargement noch eine Aktion sichtbar sein, Riesenräder, Straßenleben oder Eisenbahnverkehr, so muß sie, auf Glas gemalt, vor den Miniaturen aufgestellt werden. Das alles bewegt sich lautlos, kein Regisseur ist bei dieser Aufnahme, niemand schreit durch das Megaphon, keine Schreibmaschinen klappern das Aufnahmeprotokoll und keine Scheinwerfer heben und senken sich schwer, keine

Schauspieler und keine Statisten werden wieder und wieder zurückgerufen.

Es ist totenstill in den Aufnahmeräumen des double print und der double exposure, wo sich der rollende Filmstreifen mit bewegten Handlungen füllt, niemand ist dabei als die, die Herrscherin geworden ist und alles regelt und entscheidet: die gute ehrliche Perspektive.

INDIVIDUALITÄT, ERZEUGT AM LAUFENDEN BAND

Klar, daß Mr. Sears seine gedruckte Biographie besitzt, denn er hat ein großes Geschäft gemacht und ist daher ein Herrlicher, ein Nachahmenswerter.

Hören wir, wie das Genie in Mr. Sears erwachte: „Er war 1886 Bahnhofsbediensteter in North Redwood, Minnesota, wo zwei Züge täglich durchkommen. Eines Tages hatte er ein Paket Uhren zu expedieren, dessen Annahme vom Adressaten, dem Geschäftsmann des Ortes, abgelehnt worden war. Sears verkaufte die Uhren an seine Bekannten, und da diese mehr verlangten, als im Paket waren, kam er auf die kühne Idee, bei Bezahlung der ersten Sendung gleich eine zweite zu bestellen ..."

Nun, er übersiedelte nach Chicago, nahm einen Uhrmacher für Reparaturen als Sozius auf, Mr. Roebuck (der Herrliche Nr. 2), und vollzog nach kurzem Zwischenspiel in Minneapolis, 1895 n. Chr., die Rückkehr nach Chicago. „Sears, Roebuck & Co." versandten nun nicht bloß Uhren, sondern alles.

Heute hat die Firma acht Millionen Kundschaften, viele Filialen, 32 000 Angestellte und begnügt sich keineswegs damit, die Fabrikanten nach dem Warenpreis zu fragen und zu dem einzelnen Stück das Porto zu addieren, sondern unterhält eigene Werkstätten, eigenen Bahnhof, eigenes Postamt, eigene Bank und ist natürlich Aktiengesellschaft mit einem General als Präsidenten.

Das Geheimnis des Erfolges ist – außer der Gottverlassenheit der amerikanischen Provinz und des hundertprozentigen Herdeninstinkts von Onkel Sams sämtlichen Neffen – der Katalog. In den muß man hineingetreten sein.

Es ist wohl das verbreitetste Buch aller Jahrhunderte. Alljährlich erscheint es zweimal in einer Auflage von je zehn Millionen Exemplaren. Obwohl der Satz und die Klischees nur wenig geändert werden, die Massenauflage das Papier verbilligt, die Heftmaschine 1500 Exemplare per

Stunde bindet, die Versendung als Drucksache erfolgt, kostet das Warenverzeichnis die Firma einen Dollar pro Stück.

Ein dickes Buch, dieses Wunschbuch des Kleinbürgers. Man erzählt von einem Mann, der bei Sears, Roebuck zwölf Rollen Toilettepapier bestellte und rückgefragt wurde, ob er Sorte Nr. 1160 oder 1161 laut Katalog wünsche. „Hätte ich Ihren Katalog", antwortete er, „brauchte ich doch die Bestellung nicht zu machen!"

Die tausend Seiten Katalogpapier werden gratis und franko verschickt. Das „franko" versteht sich übrigens von selbst, bei Sears, Roebuck ist alles franko, in die Warenpreise immer das Porto einbegriffen. Der Kunde hat auf der dem Katalog beigelegten Bestellkarte nur die Nummer der gewünschten Ware auszufüllen und in den gleichfalls beigelegten Briefumschlag einen Scheck zu stecken. (Manche senden Dollarscheine oder Briefmarken.) Binnen vierundzwanzig Stunden rollt ihm die Ware zu.

Station 1 ist das Postamt der einlaufenden Briefe. Sie werden gewogen, damit man die Mindestzahl der Pakete abschätze, die heute zu expedieren sein werden. Vierzig Bestellungskarten gehen auf ein Pfund.

Freilich weiß man noch nicht, ob es ein Siebenzimmerhaus im Kolonialstil (Nr. C 3255) oder ein Fläschchen Tinte (3 R 3452) ist, was in einem der Briefe verlangt wird, ob der jeweils beigelegte Scheck auf 6000 Dollar oder ob er auf 27 Cent lautet.

Nun, das stellt sich schnell heraus. Neben der Waage arbeitet der Brieföffner, der mit elektrischen Armen 4600 Kuverts allminutlich aufschneidet. Am Brieföffner sitzen Mädchen mit mehr als elektrischen Armen. Innerhalb einer Minute weiden sie je 400 Umschläge aus, werfen mit der linken Hand Geld oder Geldanweisung aufs linke laufende Band, notieren mit der rechten Hand den beigelegten Betrag auf dem Bestellschein und schnellen ihn aufs rechte laufende Band. In siebzehn Minuten sind zwanzig Postkörbe mit Orders als Einlauf erledigt.

Das Geld jagt mit begreiflicher Hast in den vergitterten Teil des Saales, der Auftrag in die Manipulationsräume, wo er numeriert und kopiert wird. Von dort verständigt man per Rohrpost die betroffenen der 45 Warendepots, welchen

Beitrag sie für das Schlußpaket dieses Adressaten zu leisten haben. Eine Zwanzig-Kilo-Hantel kommt mit einem Damenhut ins gleiche Paket, ein Bruchband zu einem Paar Eheringen.

Inzwischen sind die Karten nach den Bestimmungspostämtern geordnet und auf Grund der Fahrpläne die Anweisung gegeben, was zuerst versandt werden muß und bis zu welcher Minute. Achtundfünfzig Güterwagen warten im Bahnhof des Hauses, hundertsechzig Lastautos in der Kellergarage.

Eine dritte Amtshandlung erfahren die Aufträge, während man sie in anderen Gegenden des Hauses effektuiert. In der Kartothek wird nachgesehen, ob Name und Adresse des Bestellers schon eingetragen sind. Wenn nicht, muß das rasch erfolgen, denn von morgen an hat er auf lebenslängliche Zustellung des Katalogs Anrecht.

USA hat keine Einwohnermeldeämter, wo man die Adresse eines Übersiedelten, eines Verschollenen erheben könnte. Aber Sears, Roebuck & Co. besitzen den Namenskataster der Nation.

Wie, auch hier finden wir nicht den, den wir suchen? Sollte er bettelarm geworden sein oder gestorben? Sonst wär's doch unmöglich, daß er niemals die Bücher bestellte: „Rote Asche" (Katalog Nr. 3 R 526) oder „Rebecca of Sunnybroke Farm" (3 R 742), ja, nicht einmal „Die Frau, die er sich wünschte" (3 R 947)!

Wäre er nicht gestorben oder verdorben, hätte er sich unbedingt einen Öldruck angeschafft, „Alt-Venedig" (8 R 5714) oder „Das Gartentor" (8 R 5716) oder gar „Einsamer Wolf im Schnee" (8 R 5712) („this popular picture is still the best seller; noted for simplicity and depth of coloring").

Wenn er noch am Leben wäre – nimmer könnte er so verhärtet sein, in einem Zimmer zu wohnen, das nicht eines der gedruckten und gerahmten Gedichte (Nr. 8 R 5761 bis 5772) schmückt und die der Preiscourant mit Fug und Recht also empfiehlt: „Jedes Heim hat einen Winkel oder eine Wand für eines dieser wohlbekannten Mottos. Verse über die Mutter, die Geliebte oder den Geliebten" (wer möchte nicht ein sweetheart sein? Anm. d. Übers.) „oder über die Freundschaft sind sorgfältig ausgewählt und für das ge-

wünschte Gefühl ausgezeichnet geeignet. Zierliche Umrahmungen schmücken jedes Bild."

Auch das hat er nicht bezogen. Also ist er tot? Nein, auch tot ist er nicht. Sonst müßte doch hier sein Grabstein bestellt worden sein.

Uns bleibt noch eine Hoffnung: er kann bei Montgomery, Ward & Co., dem anderen Postversandhaus, einkaufen. Und wenn man uns auch dort mitteilen sollte, daß er nicht zu den Beziehern des Katalogs gehört, dann, dann ist er unweigerlich verloren.

Dann läßt er sein Haus vom Baumeister bauen und nicht vom Postversandhaus, dann kauft er seine Bücher beim Buchhändler und seine Bilder beim Bilderhändler ... dann ist er also ein Bolschewik geworden, einer von jenen öden Gleichmachern, dann hat er aufgehört, ein freier Amerikaner, ein Individualist zu sein, wie es alle anderen mit derselben Individualität sind.

Wir wollen nichts mehr von ihm wissen, und wenn er stirbt, werden wir nicht einmal einen Immortellenkranz (3 C 127) für sein Gittergrab (9 J 2928) bestellen.

HILFE!
GRUNDSTÜCKE SIND VERRÜCKT GEWORDEN

Das ist das Erstaunlichste, Überraschendste, unvorbereitet sind wir, da es niederprasselt.

Und doch: deckt es sich nicht am ehesten mit dem Begriff „Amerika", den wir knabenweise empfingen, als wir lasen von Prärie und Sierra Nevada und Grand Cañon und Colorado, von Indianern und Goldgräbern und Trappern?

Fieber, Rausch, Abenteuer, Urwald, Wildnis, Jagd dringt auf uns ein ...

Wo? Auf den gutgepflasterten, von Straßenbahnen durchfahrenen Straßen der zivilisierten Stadt Los Angeles, Cal.

Vor jedem Hauseingang auf Main Street steht eine ältere Dame oder ein elegant gekleideter Herr, der mit einem Krayon spielt. Sie halten einen Stoß Papier in der Hand und winken, reden, rufen, schreien allen halbwegs kreditfähig aussehenden Passanten zu, einen Zettel von ihnen anzunehmen.

Wozu verpflichtet die so eindringlich erbetene Annahme eines Zettels? Sie verpflichtet zu nichts, sie berechtigt, berechtigt zu einem ganztägigen unentgeltlichen Ausflug in wunderbare, wilde Gegenden Kaliforniens mit silbernen, goldenen, diamantenen, paradiesischen, rivierischen, miramarischen, venezianischen Namen.

Und wozu verpflichtet die Teilnahme an dieser unentgeltlichen, romantischen Fahrt in den Autobussen, die an der Straßenecke bereitstehen? Sie verpflichtet zu nichts, sie berechtigt zu einem guten Mittagessen und einem guten Abendbrot und zum Anhören von Vorträgen.

Das Ganze ist Propaganda für irgendeine subdivision, ein von subdividers gekauftes Gebiet, dessen Parzellen, „lots", sie nun einzeln verkaufen wollen. Sie haben viel dafür getan, das Grundstück vielleicht schon als Stadt angemeldet (entweder als town, wozu es der durchgeführten Kanalisierung, Beleuchtung und Straßeneinteilung bedarf,

oder als city mit Wasserwerk), vielleicht aber sogar als county.

Die Spekulanten haben den Alderman gewählt oder einen Stadtrat konstituiert, mit einem Mayor an der Spitze; sie haben natürlich auf dem Grundstück die zehn Familien ansässig gemacht, ohne die sie die behördliche Bewilligung zur Gründung des Ortes nicht bekämen; sie haben ihre künftige Großstadt in Bezirke eingeteilt: in diesem Bezirk des Bezirks wird Handel getrieben werden, in jenem die Industrie blühen, in jenem jedermann in seinem Heim glücklich sein, dort die internationalen Fußballmeisterschaften ausgefochten werden, hier der Prachtbau der Oper stehen, und dort kann man sich begraben lassen.

Es ist alles da, die Straßen sind asphaltiert und tragen Straßentafeln, Kandelaber des elektrischen Lichts erheben sich, Rinnsteine säumen das Gebiet ein – es fehlen nur die Häuser.

Ein einziges Haus erhebt sich bereits, eine Farm, auf der Hühner gezüchtet werden. Gleichzeitig dient es als Tract Office, man kriegt Auskünfte oder Grundstücke darin, und hier hält auch der besagte Autobus, auf das seine Insassen die Mahlzeit mitsamt lobpreisendem Vortrag einnehmen können.

Das Spießrutenlaufen durch das dichte, lückenlose Spalier der Schlepper und die Werbung durch Landpartien, das ist nur ein geringfügiger Teil der Grundstückspropaganda, die den ahnungslosen Besucher von Los Angeles mit trommelfeuerartiger Vehemenz überfällt. Die subdividers unterhalten in der Stadt riesige Läden, in deren Schaufenstern Fische schwimmen, Affen ihre Akrobatenkunststücke treiben, Goldfasane umherhuschen, Ameisenbären einen Ausgang durch die Glasscheibe finden möchten, Biberratten in einem Rad vorwärts zu laufen versuchen, ohne andere Wirkung, als daß das Rad kreist und sie selbst immerfort an der gleichen Stelle bleiben... Im Innern des Ladens: plastische Karten der morgigen Weltstadt, an den Wänden hängen Lagepläne, Preistabellen nach acre und lot, und es besagen Ankündigungstafeln: „Wir veräußern dieses Paradies als rohe Wüste" oder „Verschlaft nicht wieder eure Chance! Jetzt ist's an der Zeit."

Exzesse führt das Radio auf. In Amerika gehören die Sendestationen (ebenso wie Telegraf und Eisenbahn) privaten Firmen, der Empfänger zahlt nichts fürs Abhören. Die gesprochene Annonce gestaltet das Broadcasting zu einem lukrativen Unternehmen, und überall hört man – zwischen den Sätzen einer Symphonie – Gebrauchsartikel anpreisen, von Zigarettensorten bis zu Staubsaugern.

Nur in Kalifornien ist dafür fast gar kein Raum. Vierzig Prozent der Reklamesprüche sind von der Automobilindustrie gepachtet und vierzig Prozent von der Terrainspekulation. Da wird stundenlang für Zukunftsland animiert, dieses geschildert, bis sich der Äther biegt. Nun ist es zwar strafbar, in einem Privatbrief zu lügen (Mißbrauch der Post, also einer staatlichen Institution), nicht aber ist es strafbar, durchs Radio zu lügen, Millionen von Menschen irreführend und betrügend. Von diesem amerikanischen Recht macht die Realitätenvermittlung des Südwestens einen derartig ausgiebigen Gebrauch, daß von Kalifornien aus die Bewegung für ein Gesetz gegen Verbreitung falscher Nachrichten durch den Rundfunk eingesetzt hat.

Das alles, diesen ganzen Wirbel erzeugen die subdividers, die Unternehmergesellschaften, die Eigner der Grundstücke. Aber die Agenturen, die den persönlichen Kontakt mit dem Käufer suchen und am Geschäft nur prozentweise beteiligt sind, die machen noch viel, viel mehr.

Kalifornien allein hat zweiundsechzigtausend Licensed Real Estate Brokers, behördlich zugelassene Grundstücksmakler, von denen wiederum viele ein stattliches Personal haben.

In winzigen Bungalows und in pompösen Eckläden hausen sie; proklamieren, daß sie Käufe, Verkäufe, Mieten, Pachten, Anleihen, Investitionen, Hypotheken, Eintragungen, Kündigungen, Beaufsichtigungen, Abschätzungen, Steuerfatierungen und Zulagenkontrolle durchführen; mit Kreide auf schwarzen Tafeln zeigen sie an, was sie an „stuccos“, Kalkhäusern, an „frames“, Holzhäusern, und an „acres“ von unbebautem Terrain zu verkaufen haben; City Hall und Hall of Records sind Sehenswürdigkeiten von Los Angeles, dort drängen sich in einem unbeschreiblichen Chaos die Heerscharen der Real Estators um die Grund-

bücher; man kann mit keinem Menschen ins Gespräch kommen, ohne ein lot angepriesen zu bekommen, gehört er auch nicht selbst zum Real Estate-Business, so gehören doch mindestens zwei seiner Schwestern oder zwei seiner Väter dazu.

Mit einem der Agenten in sein Spezialrevier zu fahren ist äußerst lohnend. (Wenn auch nicht für den Agenten.) Er fühlt sich als Städtegründer, gegen ihn ist Peter der Große ein kleiner Realitätenmakler, er liebt seine Heimat mit ihren wunderbaren Parks und ihren Wolkenkratzern, unbeschadet der Tatsache, daß sie noch nicht vorhanden sind. Wohlweislich lenkt er sein Kleinauto zunächst durch andere Bezirke im Süden von Los Angeles, durch Huntington Park, Bell, Maywood und Southgate, wo wirklich schon Haus an Haus steht und Straßenbahnen verkehren, obwohl das alles vor fünf, sechs Jahren Brachland war und man einen acre, der heute 1500 Dollar kostet, für achtzig Dollar kaufen konnte. Dann erst fährt er in seine Residenz.

So öde und leer sie ist – das Wichtigste ist bereits getan. Jawohl, das Wichtigste: die Chinesen, die noch im vorigen Jahr hier Gemüse anbauten, sind vertrieben, haha! Wir haben nämlich ein Gesetz, das die Pachtung von Grund und Boden durch Ausländer verbietet, und ein Chinese kann ja nicht Staatsbürger werden, haha! Und da drüben, jenseits des Feldes, haben Mexikaner gewohnt, die haben wir auch glücklich weggeekelt, haha! Sie wissen doch, wo Farbige leben, siedelt sich kein Weißer an, und die ganze Gegend wäre nichts wert...!

Das Reich des Maklers beginnt. Über die Straße ist ein Banner gespannt: „*Hier* lebe!" Auf den Feldern sprossen bunte Fähnchen und Reklametafeln. Die größte besagt: „Hier ist der Rathausplatz." Und ein Pfeil weist zu einem Fabrikneubau außerhalb des Komplexes: „Dort! Dreitausend Menschen beschäftigt."

Ja. Die Fabrik. Die ist das große Aktivum, und deshalb wird hier wirklich die Stadt erstehen, die der kleine Makler von seinem Fordwagen aus gründet. Er erzählt mir:

„Das Grundstück hat der Fabrikant von der Grundstücksgesellschaft unentgeltlich bekommen. Zu bauen hat er nicht viel, denn es gibt weder Frost noch Wind. Holz ist billig, und die elektrische Leitung wird ihm von uns gelegt. Das

macht sich bezahlt. Die Arbeiter müssen Häuschen beziehen oder Wohnungen mieten, wo Leute leben, entstehen Geschäfte und Gasthäuser – kaufen Sie, ich rate Ihnen gut, in einem Jahr können Sie zu dreifachem Preis verkaufen!"

Welch eine Lektion! Die Preistreiberei der Spekulanten fordert als Opfer den Fabrikarbeiter, der hierherverlegt wird. Von seiner Miete wird das Grundstück der Fabrik bezahlt, mit seinem Lohn bauen Realitätengesellschaften und Makler, auf seine Lohntüte hin etablieren sich Geschäftshäuser und Gastwirtschaften.

Das (von hemmungsloser Propaganda unterstützte) Klima ist es, das den Zug nach dem Westen befehligt, wie früher das Gold und später das Öl die Welt in Scharen nach Kalifornien trieb. Wird auch dieses ungeheure Grundstücksgeschäft als „boom" enden, als Spekulationsmanöver mit nachfolgendem Riesenkrach?

Bisher ist die Stadt um so größer geworden, je kleiner ihr Name wurde: das zwerghafte Pueblo de Nuestra Señora la Reina de Los Angeles de Porciuncula ist zur riesigen Stadt Los Angeles emporgewachsen. Aber von dem Namen Los Angeles ist nicht mehr viel zu kürzen.

Außer dem Massengeschäft mit Häuserparzellen und Wohnstätten gibt es noch ein anderes, ein noch ungeheureres, eines, das das flache Land ergriffen hat und mit einem Regierungsprojekt zusammenhängt.

Gesperrt gedruckt seien die beiden Worte „Boulder Dam", die schon während der Präsidentenwahl Anlaß zu Kontroversen der beiden Kandidaten gaben und die man um so intensiver nennen hört, je weiter man nach dem Westen kommt.

Das vom Kongreß genehmigte Projekt, den Colorado River einzudämmen und ein gigantisches Reservoir anzulegen, wird einerseits Besiedlungsmöglichkeiten im bisherigen Überschwemmungsgebiet dieses Stromes, anderseits Bewässerung weiter Landstrecken in Arizona, Nevada und Kalifornien, dritterseits Wasserkräfte von einer Million PS schaffen; der zu erbauende Colorado-River-Aquädukt hat etwa siebeneinhalb Millionen Menschen des Südwestens mit Nutzwasser zu versorgen.

Damit soll das vierhundertjährige Bemühen um die Be-

siedlung Amerikas beendet, der Westen endgültig erobert werden. Die Romanze lockt, tu es den Pionieren gleich, versuche dich als Gründer einer neuen Generation von Millionären! Take a chance!

Es war einmal ein Ire in New York, der kündigte an, er werde von der Brooklyn-Brücke in den Strom springen, um für seine Wirtsstube Reklame zu machen. Er hielt sein Wort und ertrank im East River. So nimmt der große Südwesten seine Chance wahr. Ein Rausch, der Rausch des Boulder Dam hat alles erfaßt, jeder Hausdiener, jeder Pikkolo spekuliert.

Man vergleicht das Projekt mit dem Panamakanal, und mit dem Börsenrausch der ersten Panama-Unternehmung, der Lessepsschen, hat die Stimmung wirklich manche Ähnlichkeit. Die Regierung warnt, aber sie warnt, indem sie animiert: die besten Grundstücke, die am Ufer des Lower Colorado River, seien den Kriegsveteranen vorbehalten. Was kann denn das anderes heißen, als daß die neuen Ländereien, von denen man einige Parzellen den Helden des Vaterlands überläßt, das reine Paradies seien! Auf diese „Warnung" des Department of Water and Power schoß die Flut der Spekulation so hoch empor, daß es schwer sein wird, einen genügend hohen und langen Damm dagegen aufzurichten.

SECHSTAUSENDMAL: „NOTHING IN!"

Eines Tages hatte der liebe Gott schlecht geschlafen, und sich übellaunig im Bette wälzend, vernahm er die Gebete der Menschen.

„Eigentlich ein verteufelt komisches Gefühl, sich da lobpreisen zu lassen für etwas, was man vor vielen tausend Jahren geschaffen und an das man sich gar nicht mehr erinnert."

Er klingelte dem Petrus: „Sag mal, was hab ich denn damals, du weißt schon, in der historischen Woche, an den beiden letzten Tagen getrieben?"

Petrus sah seinen Chef mißbilligend an und begann die Schöpfungsgeschichte zu zitieren: „... und Gott segnete sie und sprach, seid fruchtbar und erfüllet das Wasser auf dem Meer, das Gewürm mehre sich unter der Erde und das Gevögel in den Lüften ... und Gott schuf den Menschen sich zum Ebenbild ... Und er sahe, daß es gut war."

„Sahe, sahe", unterbrach der Meister ungnädig, „was heißt: ‚sahe'! Was ich damals ‚sahe', daß es gut war, kann der größte Bockmist gewesen sein. Man ist schnell zufrieden, wenn man ein Erstlingswerk fertig hat. Ich möchte mir das wieder anschauen, was ich damals sahe, diese Sachen vom fünften und sechsten Tag ... Wo kann man das sehen, aber alles, verstehst du ...?"

Petrus nickte, reichte dem Herrn, der bei den letzten Worten aus der Wolke geschlüpft war, den Sommeranzug und sagte: „Hollywood."

So fuhr der liebe Gott das kurze Stückchen zur Erde hinab und dann das lange Stück im Fahrstuhl des Hollywood Western Building (Ecke Hollywood Boulevard und Western Boulevard) wieder hinauf. „Central Casting Corporation" stand auf dem Milchglas der Türe, die er öffnete.

Er mußte lange warten (was hab ich denn am siebenten Tag getan, fiel ihm unwillkürlich ein), aber schließlich trat ein Mann, nicht allzu wirsch (wann hab ich eigentlich das

Wort „wirsch" geschaffen? fragte sich Gott), auf ihn zu: „Welche Spezialität haben Sie?" – „Ich bin der liebe Gott", stellte sich dieser bescheiden vor. „Du lieber Gott", lachte Mister Allan, „Sie sind wohl nicht ganz recht im Kopf? Erstens ist der liebe Gott ein ganz anderer Typ, und zweitens haben wir hier schon zweiundzwanzig bessere liebe Gotte. Unser Bedarf an lieber Gott ist gedeckt."

Mr. Allan wandte sich zum Gehen und dann wieder um. „Sie können hier nicht registriert werden." – „Ich möchte gar nicht registriert werden, ich wollte nur inspizieren..." – „Ach so", sagte Mr. Allan erschreckt und devot, denn er glaubte nun nichts Geringeres, als daß der alte Herr ein Mitglied der Association of Motion Pictures Producers sei, jemand von den Aufsichtsräten der CCC.

So durfte Gott durch ein Türchen in der Holzbarriere eintreten in das Büro. „Ich möchte mal sehen, was Sie an Lebewesen hier haben", wünschte er.

„Wir haben alles hier, was es an Lebewesen gibt."

„Alles?"

„Alles. Ohne Ausnahme. Bitte sich auszusuchen", sagte Mr. Allan, „drüben in den Fächern ist die Kartothek mitsamt den Photos. Und hier das Register nach Typen geordnet."

Er legte auf einen übermäßig langen Tisch, dessen Bestimmung dem lieben Gott vorläufig nicht klar war, den Folianten. „Hier sind die Heerscharen."

Nicht ohne Scheu, um es ehrlich zu sagen, schaute der alte Gott auf das Buch, das ihm der neue Herr der Heerscharen vorlegte. Darin also stand alles, was aus dem Männlein und dem Fräulein geworden war, die ER einst gesegnet hatte, fruchtbar zu sein und sich zu mehren. Wie haben sie sich gemehrt, in was haben sie sich gemehrt? Was gibt's? Was gibt es auf der Welt? Und Gott der Allmächtige, er griff nach dem Buch.

Weitaus an erster Stelle bewegten sich Frackherren und Damen, für Abendtoiletten geeignet, junge, alte und solche in mittleren Jahren, dann kamen Europäer (latin dress) und Amerikaner (american dress), und nun, fast von jeder Gruppe je eine ganze Seite, der Rest der Welt, männlich und weiblich:

Glatzköpfe. Polizisten. Herrenreiter. Alte Jungfern. Offiziere (eigene Uniform mit Orden vorhanden). Kammerdiener mit Mutton Chop (Backenbart) und glattrasierte. Jünglinge von 18 Jahren, von 17 Jahren, von 16 Jahren. Hexen. Morphinisten. Vollbärte. Aviatiker. Schminker. Riesen (elegante und gewöhnliche). Tänzer. Hotelpagen. Akrobaten. Dickbäuche. Cowboys. Zwerge. Underworld (Verbrecher und Dirnen, hu). Zahnlose. Kellner. Schwimmer. Exzentriks. Blonde. Kartenspieler. Langhaarige Frauen. Stabhochspringer. Schwertschlucker. Kindermädchen. Kapellmeister (mit Mähne und normale). Aktmodelle. Jockeis. Mädchen mit brünetten Zöpfen. Musiker. Lassowerfer. Eisläufer. Golfspieler. Fechter. Boxer. Ringer. Skifahrer. Tennisspieler. Bogenschützen. Bumerangschleuderer. Stierkämpfer. Äquilibristen. Motorfahrer. Diskuswerfer.

„Allerhand, allerhand", flüsterte der liebe Gott und wischte sich den Schweiß von der Stirne, aber das Register der Welt war noch lange nicht zu Ende, und vor seinem allwissenden Auge tanzten vorüber:

Blinde (auch Kinder). Bärtige Frauen. Krüppel. College Cheer-leaders (die Beifallsorganisatoren bei den Wettspielen der Hochschulen). Masseusen. Feuerfresser. Erste-Hilfe-Leister. Steifbeinige. Schielende Frauen. (Auch ein schielender Greis.) Schlangenmenschen. Tambourmajore. Schiedsrichter für Boxkämpfe. Zauberer. Ein Pianist ohne Finger. Puppenspieler. Im Kanu über Wasserfälle fahren Könnende. Silhouettenschneider. Entfesselungskünstler. Fassadenkletterer (auch für Türme verwendbar). Tätowierer und Tätowierte. Bauchredner. Seiltänzer. Peitschenkünstler. Jiu-Jitsu. Damenimitatoren. Herrenimitatorinnen.

„Wenn ich nur wüßte, was das alles ist", sagte der Allwissende leise zu sich, aber Mr. Allan schien es doch gehört zu haben, denn er erwiderte: „Wir müssen natürlich auch die uninteressanten Sachen führen, ganz gewöhnliche Arbeiter zum Beispiel, Zimmerleute, Pflasterer, Dachdecker, Telegrafisten, Anstreicher, Schmiede, Heizer, Bergleute, Elektriker, Schildermaler und solche Sachen. Die nehmen wir meist von den Arbeitern aus den Ateliers heraus. Aber Spezialisten halten wir gleichfalls: Teppichknüpferinnen, Handweber, Spinnerinnen – Sie sehen ja."

„Hier die technicians zum Beispiel", bemerkte der liebe Gott höflich, um zu zeigen, daß er das Buch verstehe.

„Nein", lächelte der Herr der Heerscharen, „das sind keineswegs Techniker, das sind Fachleute. Es steht ja immer dabei, welche Art von Technik er versteht. Catholic technician – das ist einer, der den katholischen Gottesdienst organisieren kann. Wir haben Techniker von Etikette, Hofzeremoniell, neapolitanischem Straßenleben, persischen Karawanen. Vor allem aber drill-men, gewesene Offiziere und Unteroffiziere, die Soldaten und Matrosen nach den Exerzierreglements aller Staaten auszubilden imstande sind ..."

„Da bin ich sehr beruhigt", wollte der liebe Gott unterbrechen, aber der andere ließ sich nicht.

„... wir können Menschen abrichten und Tiere, soviel wir wollen. Schlagen Sie mal Seite 420 nach, da finden Sie die Löwenbändiger, die Schulreiter, Leute, die, auf einem Pferde stehend, sechs andere Pferde lenken können, die Hundekarrenfahrer, die Kameltreiber, die Affendresseure, die Straußenreiter, die Schlangenbeschwörer, die Krokodilbändiger, alle mit ihren Haustieren. Hunde und Katzen haben eine selbständige Registratur, ebenso die Nationalitäten: Hindus, Neger, Mexikaner, Chinesen, Japaner, Spanier, Italiener, Holländer, Perser, Araber und Juden."

„Nein, Ihnen fehlt wirklich nichts", sagte der liebe Gott in seiner unendlichen Güte und fügte – nicht ohne Selbstgefälligkeit – hinzu: „Wo doch die Schöpfung *so* reichhaltig ist."

„So reichhaltig?" Ein verächtliches Lächeln verschönte die ohnedies edlen Züge des Mannes von Hollywood. „Reichhaltig? Immerfort dasselbe! Glauben Sie mir: *das Universum wird stark überschätzt!* Gar keine Phantasie darin, gar keine Abwechslung, alles wiederholt sich. Von jedem Typus können wir so viel Exemplare haben, wie wir wollen. Schauen Sie sich nur einmal unsere Doubles an."

„Wen?"

„Unsere Doubles. Die stellvertretenden Darsteller. Solche, die mit Stars oder mit anderen Berühmtheiten Ähnlichkeit haben. Da haben wir zum Beispiel vier Napoleon Bonapartes, ein Stück George Washington, drei Stück Abraham Lincoln, ein Stück Mussolini ..."

„Lenin haben Sie auch hier?"

„Nein, den überlassen wir den Herren Russen für ihre Filmchen. Aber den Zaren können Sie fünfmal haben – wir brauchen mehr davon, weil er gleichzeitig König Georg V. von England ist –, Queen Victoria ein Stück, Edward VII. zwei Stück, General Pershing zwei Stück, Herzog von Wellington ein Stück, Kaiser Franz Joseph zwei Stück, Theodore Roosevelt zwei Stück, Wilson zwei Stück, McKinley ein Stück... Nur Coolidge haben wir nicht, der scheint selten zu sein. Neulich haben wir einen Coolidge gebraucht für einen Inaugurationsball im Weißen Haus. Da mußten wir für die paar Meter eigens einen Automobilhändler aus Texas kommen lassen, der ihm ähnlich sieht. Er hat sich ganz schön bezahlen lassen... Aber einen Ludwig XVI. besitzen wir – ich kenne ja das Original nicht, aber die Herren aus Europa sagen, daß er ihm kolossal ähnlich sieht. Sogar Phantasiefiguren haben wir lebend: Uncle Sam, John Bull und so weiter. Die Mehrheit aber bilden die Doubles für unsere Stars."

„Wozu? Die spielen doch selbst!"

„Haha, sie spielen doch nicht alles selbst. Hat der oder die Große mit dem Rücken gegen das Publikum zu stehen, über eine Wiese zu laufen oder so, da springt die Stellvertretung ein. Besonders bei den Präliminarien, wenn drei bis vier Stunden lang die Lage einer Darstellerin und die Einstellungen des Objektivs geprüft werden müssen, wird ein Double verwendet. Der Star muß vor Energieverschwendung und vor den Schäden der Lichtbestrahlung geschützt werden. Außerdem vor Gefahren. Das Springen, das Tauchen, das Boxen, das Stürzen, das Raufen – das wird keineswegs von den 4000-Dollar-per-Woche-Gliedmaßen eines Fairbanks ausgeführt! Dazu ist der Extra da, der kriegt das gleiche Kostüm, wenn auch natürlich in billigerer Ausführung..."

„Die Gage aber..."

„Statistenlöhnung natürlich, zwischen fünf und fünfzehn Dollar pro Tag."

„Und der Star?"

„Manchmal achthundert Dollar pro Tag. Das sind ja die großen Lieblinge des Publikums, und sie sind es, die den Erfolg machen. Übrigens lassen sich die weiblichen Stars

nicht nur bei gefährlichen Szenen vertreten, sondern auch bei geringfügigen Dingen, beim Staubwischen oder Aufräumen einer Wohnung, beim Schreibmaschinentippen, beim Herabreichen einer Ware vom Regal – das können sie eben nicht, weil sie aus vornehmen Häusern stammen."

„Aufgewachsen hinter grünen Jalousien", glaubte der liebe Gott.

„Gewiß, und deshalb sind eben die Doubles vorrätig, die ihnen ähnlich sehen. Wir führen Mädchen auf Lager, hübscher und talentierter als die von ihnen vertretenen Frauen."

„Ja, warum läßt man sie dann nicht die ganzen Rollen spielen?"

„Du lieber Gott, sie sind ja gar nicht engagiert, gehören zu keinem Ensemble einer Filmgesellschaft, sie sind nur hier in der Statisterie registriert, als Extras im Casting Office!"

„Aber man könnte sie doch engagieren?"

„Warum sollte man? Wer hat denn ein Interesse daran? Wir haben doch Stars mit attraktiven Namen, herrlichen Toiletten, Routine und einflußreichen Gatten oder Freunden."

„Und deshalb kriegt das neue Talent keine große Rolle?"

„Im Gegenteil. Oft kriegt das neue Talent gerade deshalb eine große Rolle. Wir haben kleinere Firmen, ‚Independent Producers', die können sich keine Berühmtheit für einige Monate engagieren, also verpflichten sie diese nur für eine Woche, zahlen dreitausend Dollar und nehmen mit ihr nichts als die Großaufnahmen und die Mitteleinstellungen auf. Und den Rest des Parts, alle Außenaufnahmen und Langschüsse spielt monatelang der Double. Da hat er doch seine große Rolle. Die Gage des Reichen kriegt der Arme freilich nicht, sondern höchstens fünfzehn Dollar pro Tag."

So also sieht meine Welt aus, die ich als gut sahe, dachte der liebe Gott. Aber er sagte es nicht laut, und wenn er es auch gesagt hätte, so hätte es niemand gehört, denn es war inzwischen fünf Uhr geworden, und unaufhörlich wurde gerufen: „Nothing in." – „Nothing in."

An dem übermäßig langen Tisch saßen neun Männer vor neun Telefonen mit neun gläsernen Mikrophonen. Vor ihnen lagen Listen mit Namen, zusammengestellt nach den heute eingetroffenen Anforderungen der Filmateliers. Auf jedem

„requisition sheet" hatte der Hilfsregisseur aufgeschrieben, welche Typen er morgen um neun Uhr bei Regen oder Sonnenschein – so lautet die Formel noch aus der Zeit, da es Glashäuser und Aufnahmen bei natürlichem Licht gab – zum „atmosphere work" dieser und dieser Art zu haben wünsche. Auch war angegeben, ob ein bestimmter „bit" zu leisten sei (kleine Gelegenheit zu individueller Leistung) oder gar ein „part" (eine Rolle, für einen engagierten Schauspieler zu winzig, für einen Extra ein unerhörter Glücksfall).

Die Leute vom Casting Office, die neun Herren an den neun Tischtelefonen mit den neun Glasmikrophonen, hatten für die geforderten Typen Namen eingesetzt und warteten nur darauf, den Betreffenden Bescheid zu sagen.

Auf erhöhtem Podium, vor einer Schalttafel, saßen zwei Telefonistinnen mit angeschnallten Kopfhörern, und während die Kontaktstifte wanderten, nannten sie einen Namen, fügten „nothing in" hinzu, einen anderen Namen und wieder „nothing in".

Nicht konnte sich der liebe Gott erinnern, dieses erschaffen zu haben, und da er weder die Funktion der neun Herren noch die der beiden Damen verstand, so mußte der Allwissende wohl oder übel um Aufklärung ersuchen.

Er erhielt sie.

Von den nach Hollywood kommenden Leuten, die kein Engagement bei einer Filmgesellschaft finden, melden sich fast alle bei der Central Casting, um wenigstens als „Extra Talent", das heißt als Statist, Gelegenheitsarbeit zu erhalten. Sechsundneunzig Prozent dieser Ankömmlinge werden abgewiesen, da ihre Typen entweder filmisch nicht gebraucht werden oder genug andere Vertreter dieses Faches vorhanden sind.

Die übrigen vier Prozent haben das Glück, als „Extras" offiziell registriert zu sein, gegenwärtig fünftausend Männer, sechstausend Frauen und zweitausend bis dreitausend Kinder. Jeder Registrierte muß täglich nach fünf Uhr eines der sechsundvierzig Staatstelefone des Casting Office anrufen und seinen Namen nennen, nichts als den Namen. Das Telefonfräulein wiederholt ihn, so daß ihn die Beamten hören können, die die Liste der zu Verwendenden vor sich

haben. Steht der Name darin, so gibt der Beamte ein Zeichen und wird mit dem Anrufer verbunden. Andernfalls erwidert das Fräulein die verhängnisvollen Worte „nothing in", was ins Deutsche übersetzt bedeutet: „Morgen gibt es keine Arbeit, keinen Verdienst und daher drei bis vier Tage für einen Menschen oder eine Familie nichts zu essen."

Der liebe Gott, der sich die katastrophale Wirkung dieser zwei Worte ausmalte, sich diese Heime mit nothing in vorstellte, sie mit den Luftschlössern ihrer von fern her nach Hollywood gezogenen Besitzer konfrontierte, saß eine Stunde lang da und hörte achthundertfünfzigmal die Verdammung.

„Jawohl", rühmte sich Mr. Allan, „einen solchen Betrieb haben wir. Sechstausend Anrufe pro Tag. Nur siebenhundertfünfzig Personen werden durchschnittlich täglich gebraucht von den dreizehntausend. Von den fünftausend Männern können nur hundertfünfunddreißig eine Beschäftigung für drei Tage in der Woche erlangen, von sechstausend Frauen nur dreiundvierzig. Und die Durchschnittsgage für den Tag einer Anstellung beträgt 8 Dollar 94. Das ist die Statistik der Statisterie."

„Ich habe genug", schrie der liebe Gott, denn seine unerschöpfliche Geduld war erschöpft. Nothing in, nothing in.

„Das ist noch gar nichts", fuhr der andere unbeirrt fort, „Sie müssen am Vormittag kommen, wenn uns die Leute aufsuchen. Zweimal in der Woche haben die Männer, zweimal die Frauen und einmal die Kinder Interviewing Day. Da erzählen sie, daß sie oder ihr Tier ein neues Kunststück gelernt haben, ein neues Kleidungsstück erstanden und so. Wenn sie hören, irgendwo soll ein persischer Massenfilm gedreht werden, erscheinen sie mit persisch zugeschnittenen Bärten; wird ein Großfilm aus dem englischen Militärleben geplant, so sind ihre Schnurrbartspitzen pomadisiert. Meistens wollen sie unser Mitleid erregen. Aber wir sind doch kein Wohltätigkeitsverein. Wenn wir einen Savoyardenknaben brauchen, und der eine hat das possierlichere Äffchen, so kann nicht der andere Savoyardenknabe den job kriegen, obwohl er hungernde Enkel hat. Und der Frau, die nach Monaten endlich einmal bestellt wird und sofort wieder weggeschickt werden muß, können wir nicht helfen, auch

wenn sie noch so herzzerreißend weint: eine schwangere Frau ist eben unverwendbar für den Film. Uns kümmert nur der Sinn des Films ..."

– – – – – – – –

„Nothing in – nothing in", rief das Fräulein zum sechstausendstenmal.

Der liebe Gott stürzte hinaus und stöhnte noch auf der Straße: „Das also ist meine berühmte Welt! Ich habe es nicht gewollt, nein, ich habe es nicht gewollt."

„Sehen Sie den?" fragte der Filmregisseur, mit dem der Doktor Becker eben vorbeiging. „Ein typischer Hollywooder Extra. Kommt aus Gott weiß was für einer Himmelsgegend hierher, glaubt, alles Glück der Menschheit hier zu finden, und wenn er das ‚nothing in' kriegt, wird er verrückt und beteuert, er habe es nicht gewollt."

BAGGERMASCHINEN BAGGERN GOLD

Auf die Frage eines San Franciscoer Interviewers, was dem Doktor Becker in Kalifornien mißfallen habe, gab dieser zur Antwort: die Tätigkeit der Goldbagger. Zwei Tage nach der Veröffentlichung des Interviews wurden Zuschriften abgedruckt: Einheimische gaben dem Doktor Becker recht und fanden es „geradezu verblüffend", daß ein Fremder als erster den Finger auf diese schwärende Wunde gelegt...

Ob weitere Briefe an die Redaktion erschienen, erfuhr der Doktor Becker nicht mehr. Sicherlich aber ist die Behandlung dieser Wunde alsbald durch einen anderen Finger beendet worden, durch den an den Mund gelegten Finger der betroffenen Kapitalistengruppe: schweigen!

An den Ufern des Sacramento und an den Hängen dahinter, wohin vor achtzig Jahren die Abenteurer aller Länder zogen, wo einer den anderen belauerte und einer den anderen umbrachte, in diesem Bezirk wird noch immer nach Gold gegraben und um des Goldes willen getötet – ach, wie biedermeierisch war jene wilde Zeit des Schürfens und Grabens und Erschlagens gegen den heutigen Massenraubmord. Meilenweite, meilenbreite Landstrecken, von denen Mensch und Vieh leben, tötet man. Die Leichname der Opfer kann man überall sehen, wenn man kreuz und quer die Täler des Sacramento durchzieht. An den Mörder selbst kommt man nicht leicht heran. Er hat sich mit Felsenwällen und Wassergräben umgeben, und vom Söller der Feste lugt ein bewaffneter Wächter über Land.

Inmitten all dieser mittelalterlichen Vorkehrungen haust das Ungetüm der Neuzeit, ein Lindwurm mit Krallen aus Pittsburghstahl, mit einem von Elektromotoren bewegten Gebiß, mit einem elektrolytischen Greifer...

Das ist der Bagger.

Man kennt Baggerschiffe in den Seen, in den Hafenbecken, in den Strömen. Auf dem Festland kann sich ein

Schiff unmöglich bewegen – o doch, es kann. Wo es sich um Gold handelt, gibt es kein Unmöglich, die Baggerschiffe Kaliforniens schwimmen auf dem Land.

Vom Strom, von den Deichen wird das Wasser hierhergeleitet, anderthalb Meter hoch ringsum das Erdreich überschwemmt, anderthalb Meter hebt sich der Ponton. Und schon schwimmt das Ungeheuer los auf seine Beute.

Stählerne Eimer, an eine ohrenbetäubend rasselnde Raupenkette gefesselt, zerren sich und den Bagger vorwärts. Beißen das Erdreich auf. Schlucken es. Rollen zurück in den Kotter. Speien es aus. Stürzen zum nächsten Bissen. Endlos ist die Kette und hemmungslos und unersättlich.

Auf dem Dach des Baggers sind Winden und Maschinen und ein Wächter, bereit, Alarm zu blasen, wenn eine Bande käme, die Goldsucher zu berauben.

Das Stockwerk darunter ist der „mud floor", wohin die Eimer ihre Beute kotzen. Hier werden die Steine losgelöst vom Erdreich und hinter den Bagger in sein Kielwasser gestürzt.

Vom Schlamm aber, vom kostbaren Schlamm geht kein Klümpchen mit über Bord, alles wird durch Sandsiebe und Konzentratoren gepreßt, auf Tischen geschüttelt, bis sich das letzte Körnchen eines darin enthaltenen schweren Metalls hinabgesenkt hat in die Stahlretorten, in denen Quecksilber es beleckt und als das bloßlegt, um was es geht: Gold.

Vorwärts frißt sich der Bagger mit seinem Gebiß aus Eimern, seiner Magensäure aus Quecksilber und seinem Darm aus Stahl, der Schütte für das Gestein. Verschlingt die blühenden Wiesen, die Felder, die Obstgärten, die Weinberge von Sacramento County mit Haut und Haar, mit Stumpf und Stiel, mit Halm und Acker.

Die Farmer, denen der Landstrich gehört, verkaufen ihn an Natomas Consolidated Gold Dredging Company, eine englische Gesellschaft. Die gibt ihnen als Abfindung so viel, wie das Land in zehn Jahren tragen könnte. Bezahlt werden also zehn Jahre, vernichtet wird auf Ewigkeit. Das, was wir die Leichname der Opfer nannten, ist das steinerne, kahle Gerölle hinter dem Bagger, Kieselhaufen, zwischen denen tausend Jahre lang kein Grashälmchen sprießen wird.

Wirklicher Wert, geopfert um eines fiktiven Wertes willen, um Gold.

Gold für nahezu zwölf Millionen Dollar wird in Kalifornien jährlich von den englischen Konzessionären gefördert. Überall im Distrikt von Sacramento, in Mother Love, El Dorado, Placer County, Sierra, Butte, Nevada, Shasta, Siskiyou, Trinity, stehen auf unzugänglich gewordenem Boden, umgeben von Hügelwellen hervorgezerrter Ziegel und von unheimlich blutroten Pfützen, die „dredgers", die Baggermaschinen.

Und auf jeder von ihnen arbeiten – lehmbeschmiert, verstohlen hüstelnd und von verleugnetem Rheumatismus geplagt – in drei Schichten je zwanzig Menschen für fünf Dollar Tagelohn.

Im Sommer, wenn das Fahrwasser stinkend verdunstet, im Winter, wenn der Boden dem stählernen Kiefer des Baggers trotzt.

Nicht nur bei Tag. In dreihundertfünfundsechzig Nächten des Jahres beugt sich gierig und geizig und geil der Reflektor über die Wackeltische, ob nicht ein Stäubchen metallisch aufblinkt.

Nachtarbeit wird sogar in USA nur dort geleistet, wo sich's um lebenswichtige Betriebe handelt oder wo (bei Bauten) die Verkehrsstörung rasch beseitigt werden soll. Die Gewinnung von Gold für England ist ein so lebenswichtiger Betrieb, daß seit Jahrzehnten die Nacht zum Tag gemacht wird.

Schon 1885, nach dem Zusammenbruch der privaten Goldgräberei, begannen Gesellschaften auf hydraulischem Weg das Unterste zuoberst zu kehren. Was in weitem Umkreis strömte, rieselte und tropfte, wurde in Schläuche gezwungen und gegen Hänge gespritzt, die des Goldgehalts verdächtig waren. Die armdicken Strahlen wühlten sich ins Erdreich, zermalmten und zermanschten pflanzigen Boden, rissen Minerale los, ganze Gesteinsblöcke aus ihrem Grund und wälzten in trübem Strom Lehm, Sand, Erde, Kies und Geröll zu tiefer gelegenen Rinnen.

Dort wurden an engmaschigen Sieben die großen Steine ausgeklaubt, um dem Wasser Abfluß zu schaffen, und der Schwemmsand in Pfannen nach funkelndem Gelb durch-

sucht. Das trug man zu den Aufsichtspersonen der Unternehmergesellschaft.

Die Arbeiter, die jahraus, jahrein mit nackten Füßen gebeugt im Wasser standen, waren die Söhne der Goldgräber von 1848.

Auch heute arbeiten an den Elektroturbinen und Konzentratoren des Baggers für fünf Dollar bei Tag oder bei Nacht nur Leute aus der Umgebung von Sacramento: nicht mehr Söhne, sondern bereits Enkel der Goldgräber, Enkel derer, die aus unendlichen Fernen unter unsäglichen Mühen hierherkamen, um ergiebige Stellen zu finden und den Ihren Reichtum zu hinterlassen, Gold!

Wenig Verkehrsschutzmänner gibt es, und das Polizeipräsidium macht nicht soviel von sich reden wie das von New York oder gar das von Chicago, weder in Reklameabsicht noch als Gegenstand der Angriffe. Hier, in der Hauptstadt, handelt es sich um keine Sensationen für das Publikum, hier geht's dem Staat um sich selbst.

Wer – wie zum Beispiel der Doktor Becker – viele Bekannte hat in der Welt, darunter solche, die zwar bürgerlich sind, aber bürgerlich nicht ganz verankert, etwa während des Krieges in Genf tätig oder nachher in einen Dokumentenprozeß verwickelt gewesene Leute, tut gut daran, wenn er einem von ihnen hier begegnet, nicht freudig auf ihn zuzustürzen. Der Doktor Becker begrüßte auf so spontane Weise in Washington einen alten Wiener Freund, und nun stellte sich heraus: der alte Wiener Freund war gar nicht der alte Wiener Freund, sondern ein barscher Uramerikaner, der nur englisch zu antworten wußte. An dieser Tatsache änderte es nichts, daß der Doktor Becker am nächsten Tag im Ritz-Carlton den barschen Uramerikaner fließend wienerisch konversieren hörte.

Die Teilnehmer am Big Game lieben Anonymität und verzichten – darin der Washingtoner Polizei ähnlich – auf Ruhm.

Das Ministerium des Äußern ist einer von den Bankhaltern des Großen Spiels und opfert dafür jährlich den Betrag von hunderttausend Dollar, die es niemandem verrechnet. Aber wir wollen hoffen, daß dieser Fonds in wichtigen Fällen erhöht oder überschritten wird, denn sein Zweck ist wichtig: „The contingent fund is used for the purpose of enabling the Department of State to keep a close watch on affairs in other nations, in order that the United States may at all times be apprised of any foreign developments which might affect its interests."

Da von den Einnahmen der Vereinigten Staaten mehr als

ein Drittel in Armee und Flotte investiert werden, kann man sich ausmalen, was hier für Spionage – Verzeihung, für Evidenzhaltung von Nachrichten ausgegeben wird.

Der Doktor Becker sprach auf der Pennsylvania Avenue mit einem einstigen Kriegskameraden, der sich nicht verleugnete wie jener alte Wiener Freund. Am Abend empfing der Doktor Becker den Besuch eines Detektivs. Der wollte wissen, was der Doktor Becker in Washington treibe, ob er einen militärischen Grad bekleide, und so nebenbei fragte er, ob der Doktor Becker Bekannte in Washington, ob er jemanden getroffen und wo er die Bekanntschaft dieses Jemand geschlossen habe.

Hinter jedem dorischen oder korinthischen Portikus, hinter dem eine Zentralbehörde amtiert, ist auch eine Geheimabteilung tätig. So ungeschützt, wie es aussieht, ist der Präsident nicht, wenn er im Weißen Haus nachmittags von zwölf Uhr fünfzehn bis zwei Uhr den Untertanen die Hand schüttelt – zwei lebende Karyatiden stehen näher beim Besucher als dieser beim Präsidenten, handfest und bereit zu verhindern, daß sich zu den zwei in Washington getöteten Präsidenten ein dritter geselle.

Noch besser gehütet ist freilich der wahre Herr Amerikas: Mister Dollar. Der wird nicht gewählt auf ein paar Jahre, kommt nicht als Fremder hierher und geht nicht als Fremder von dannen. In Washington wird er geboren und in Washington stirbt er. Der Doktor Becker durfte Se. Majestät den Dollar begleiten auf hochdero Lebensweg...

Im Bureau of Engraving werden alljährlich zweieinhalb Milliarden Dollarnoten, zehn Milliarden Staatspapiere, um achthundertvierundfünfzig Milliarden Marken, außerdem Zertifikate und Garantiescheine gedruckt, im Macerator des Schatzamtes an einem Tag bis zu hunderteinundfünfzig Millionen alte Dollarnoten rückstandslos vernichtet.

Die Schauplätze dieser Maßnahmen sind ziemlich gesichert; Wälle und Gräben ringsum, ein Heer von Wächtern, Meilen von Stahlplatten und Gittern, ein Glockenspiel von Alarmuhren, ein Zeughaus von Waffen in den Amtsräumen, eine Telefonzentrale mit direkten Leitungen zur Polizei, zu den Infanterie- und Kavalleriekasernen, zur Feldartillerie des Arsenals und sogar zur Festungsartillerie von Fort Meyer.

Auf vergitterten Schwebegalerien werden die Besucher durch einige Räume geleitet. Von dort aus sah der Doktor Becker weiße und schwarze Arbeiter, junge und alte Frauen an den Pressen, an den Walzen, an den Perforierungs- und Schneideapparaten, an den Farbeneimern, am laufenden Band. Immer wieder, immer wieder bringt der Conveyor neues Material, welches die Arbeiter mit maschinellen Bewegungen beider Hände einlegen, falzen, kontrollieren, verpacken, Milliarden und aber Milliarden von Dollars. Bei Fehlleistungen werden die Unkosten vom Lohn abgezogen. „Nach Hause nehmen dürfen sie die Arbeit nicht?" fragte der Doktor Becker. „Nein, Herr", antwortete die bebrillte Führerin, die keine Ironie verstand.

Abgesehen von den strategischen und fortifikatorischen Maßnahmen gegen eine Eroberung der Dollarfabrik (wer die in Besitz bekäme, hätte ganz Amerika und alle Amerikaner in der Hand) gibt es erstaunliche Vorkehrungen gegen Falschmünzerei und Diebstahl.

Sogar die Nachahmung des mit Seidenfäden durchflochtenen, unbedruckten Papiers wird als Verbrechen der Münzfälschung geahndet. Zur Kontrolle und unausgesetzten Beobachtung der Druckbogen während ihres Behandlungsprozesses ist ein System eingerichtet, das nicht weniger als anderthalb Cent per Banknote kostet. Obwohl über eine Million Dollarnoten täglich gedruckt werden, fehlte innerhalb der letzten fünfzehn Jahre nur einmal ein Druckbogen; die Beamten gaben zu, daß ein Zählungsfehler vorzuliegen scheine, dennoch mußten die Arbeiter des Raumes, in dem der Verlust entdeckt worden war, den Fehlbetrag in vollem Währungswert bezahlen.

Von je drei Milliarden, die das Schatzamt passieren, sind durchschnittlich zwölftausend Dollar Falschgeld. Dessen Ursprung nachzuforschen ist Aufgabe der Division of Secret Service; kriminologische Laboratorien und eine Brigade von Detektiven verfolgen rückläufig den Weg des Falsifikats. Zu ihren Resultaten gehört die Aufdeckung einer Geldfabrik in St. Louis, von deren Fortbestand der Staat eigentlich Nutzen gehabt hätte. Denn die Münzfälscher hatten echte Goldstücke ausgehöhlt und mit Platin ausgefüllt, das ähnlichen Klang und das gleiche Gewicht wie Gold hat, da-

mals aber viel weniger kostete. Bevor die ersten sechzigtausend Stücke dieser Privatmünze in Umlauf kamen, war der Preis des Platins enorm gestiegen, es war weit mehr wert als Prägegold, und der Staat machte an den beschlagnahmten Goldstücken ein glänzendes Geschäft.

Die Darstellung von Falschmünzerwerkstätten im Film, auch wenn sie ganz primitiv und unrichtig ist, erlaubt der Secret Service nicht – man soll niemanden auf eine solche Idee bringen; sind nicht andere, harmlosere Verbrechen genug da für den Film: Raubüberfälle, Giftmorde, Einbrüche? Es gibt keinen Dollar außer dem meinen, und du sollst dir kein Abbild machen ...

Nicht nur daraufhin werden die Dollars untersucht, ob sie falsch sind, oft bedarf es auch kriminologischer Methoden, um ihre Echtheit zu beweisen und zu beglaubigen. Eine Kuh hatte das im Heu versteckte Papiergeld eines Farmers aufgefressen. Nachdem die Exkremente dieser echt amerikanischen Kuh in der Treasury mikroskopiert worden waren, erhielt der Bauer den halben Wert des verschlungenen Vermögens zurück. Nach dem Erdbeben von San Francisco kamen immense Mengen eingeschmolzener Münzen und verbrannter Scheine zur Agnoszierung nach Washington.

Dem Schmuggel zu begegnen ist ein stattlicher Menschenapparat vonnöten. Überall, wo ein schmuggelndes Schiff landen könnte, muß ein Zollhaus stehen; aber wo ein Zollhaus steht, landet kein schmuggelndes Schiff. Weshalb in Beaufort, North Carolina, die Erhebung von 1 Dollar 55 Cent Zoll den Staat 1500 Dollar kostet; und im Hafen von Maryland betragen die Spesen des Staates zur Kassierung von je 61 Cent Zollgebühr nicht weniger als 1000 Dollar!

Bei der Verhinderung der Alkoholeinfuhr haben die Polizeibehörden mitzuwirken, und sie tun dies mehr oder weniger, je nachdem, wie der betreffende Bundesstaat zum Volstead Act eingestellt oder wie hoch der „graft" ist, Tarif und Niveau der ortsüblichen Korruption. Beim Schmuggel anderer Waren aber, insbesondere von Juwelen, führen die Zollbehörden den Kampf allein, einen Kleinkrieg um winzige Dinge.

Bereits am Weesper Plein in Amsterdam oder auf Hotton

Garden, dem Londoner Brillantenmarkt, sind amerikanische Detektive tätig. Jede des Juwelenschmuggels verdächtige Person wird vom Washingtoner Geheimdienst in Evidenz gehalten, alle großen Brillantenkäufe werden aus Europa gemeldet und in die Kartothek eingetragen. Der Käufer kommt in Hoboken an. „Wo hast du die Ware, die du vor acht Tagen im Antwerpener Diamantenklub gekauft hast?"

Unaufgefädelte Perlen gelten nach dem Zolltarif als Edelsteine. Der Einfuhrzoll für Edelsteine beträgt zehn Prozent des Wertes. Perlenschnüre aber sind als Fertigschmuck mit sechzig Prozent zollpflichtig. Natürlich ziehen die Händler einfach den Seidenfaden heraus. Die Zollbehörde stellte sich nun auf den Standpunkt: nicht das Vorhandensein des Fadens entscheide den Begriff „Perlenschnur", sondern ob die Stücke zur gemeinsamen Auffädelung ausgesucht und geeignet seien. Auf Grund dieser Ansicht wurde der Importeur einer solchen Garnitur mit einem Zoll von hundertundzehntausend Dollar belegt. Dem Einspruch gab der Oberste Gerichtshof statt und entschied, nur achtzehntausend Dollar seien zu zahlen, so daß sich das fehlende Schnürchen als eine Kostbarkeit von zweiundneunzigtausend Dollar entpuppte.

Eine beträchtlichere detektivistische Apparatur als Postbehörden anderer Staaten braucht das Post Office Department of the U. S. Government, denn hier gilt es nicht nur verschwundenen Sendungen nachzuspüren. Vor allem sind die Postillone der Prärie und wildwestlich gebliebener Bezirke vor Überfällen zu schützen, und außerdem ist es in diesen Regionen der Staaten noch immer beliebt, Lebewesen als Höllenmaschinen zu verwenden: in einem Paket schickt man dem Feind eine Giftschlange mit dem Weihnachtswunsch zu: „I hope this puts an end to you."

In Amerika werden bestimmte Handlungen nur dadurch zum Verbrechen gestempelt, daß man sich zu ihrer Durchführung der Post bedient. So wird Pornographie erst dann mit Zuchthaus bestraft, wenn die Handschrift oder Druckschrift nicht persönlich eingehändigt, sondern frankiert zugesandt wird; ähnlich verhält es sich mit Mitteln zur Empfängnisverhütung, Aufforderungen zu Glücksspielen und

sogar mit Wildbret, das außerhalb der Jagdsaison geschossen wurde.

Daß das Statistische Amt (Census Bureau) einen polizeilichen Überwachungsdienst unterhält, um die Angaben seiner Mitarbeiter und Korrespondenten zu überprüfen, muß jedem verwunderlich erscheinen, der Uncle Sam nicht kennt, seine Reklamesucht und seinen Rekordwahnsinn nicht kennt. Wer ihn aber kennt, dem wird es verdächtig vorkommen, daß die Bewohnerschaften von Seattle und von San Francisco seit der letzten Volkszählung gigantisch zugenommen haben. Und alsbald eruiert man: beide Städte haben gemogelt, jede, um nach Los Angeles die größte Stadt der Westküste zu sein. Auch Amerika hat seine Tschitschikows: Gemeindefunktionäre, die in die Zählungslisten tote Seelen eintragen und auf Grund der erhöhten Bevölkerungsziffern ein erhöhtes Gehalt beanspruchen.

An achtzigtausend Erfindungen zum Schutz des Eigentums wurden seit Kriegsende beim Patent Office in Washington angemeldet, Panzerplatten, Einbruchsalarm, Sicherheitsschlösser und ein künstlicher Wächterhund mit gefletschten Zähnen, rotfunkelnden Augen und drohendem Bellen.

Vieles von dem, was durch die Geheimorganisationen Washingtons an außergewöhnlichen Steuerhinterziehungen, Schmuggel, Bestechungsaffären, Postschwindel, Münzfälschungen und Finanzbetrug, allzu plumper Übertretung des Anti-Trustgesetzes, ausländischer Handels- und Militärspionage auf amerikanischem Gebiet, Schwarzbrennerei im entlegensten Winkel aufgedeckt wird, kommt als großer Gerichtsfall wieder nach Washington zurück, wo Justizministerium, Verwaltungsgericht oder Handelsgericht darüber urteilen oder unter der Kuppel des Capitols der Oberste Gerichtshof das Wort der letzten Entscheidung spricht.

Jeder Deputierte oder Senator oder Beamte von Washington ist mit einer der großen Kriminalaffären befaßt, und jeder gilt, wie dem Doktor Becker im Lauf seiner Kreuz- und Querfahrten durch USA übereinstimmend versichert wurde, in solchen Dingen als Fachmann.

SEINE MAJESTÄT DER KAUGUMMI

Die Kaugummifabrikanten behaupten: Zentralamerikas Ureinwohner hätten die harzartige Absonderung des Sapotillbaumes (achras sapota) auf ihren Jagdzügen im Munde gehalten, um die Speichelbildung zu fördern und solcherart den Durst zu überwinden.

Diese Behauptung ist unwahr. Wahr ist vielmehr, daß in keinem Bericht der spanischen Konquistadoren eine ähnliche Beobachtung vermerkt wird und daß gerade in jenen Gegenden, wo diese Kiefer wächst, die kauende Seuche bis zum heutigen Tage kein Opfer gefunden hat.

Wahrscheinlicher ist die andere Entstehungsgeschichte: einem Kaufmann in New York war aus Mexiko eine Schiffsladung dieses „Chicle"-Harzes mit der Bestimmung zugekommen, es zu Gummi verarbeiten zu lassen. Dies erwies sich als unmöglich, das Material war nichts weniger als widerstandsfähig. Was aber sollte nun mit der Sendung geschehen? Der Empfänger – wohl jener Mr. Thomas Adams, den die Kaugummi-Industrie zum größten Wohltäter der Nation zu stempeln bestrebt ist – war Anhänger der amerikanisch-teleologischen Naturbetrachtung: nicht deshalb, kalkulierte der Yankee, wächst in China der Reis, weil ihn die Chinesen gerne essen, sondern weil in China der Reis wächst, ist er Nahrungsmittel der Chinesen; nicht deshalb kommen Eisbär und Seehund in der Arktis vor, weil sich die Eskimos gern mit einem weißen Fell bekleiden und mit Tran salben, sondern umgekehrt. Also, schloß Mr. Thomas Adams messerscharf, also werden die Amerikaner mein „Chicle"-Harz einfach aus dem Grunde fressen müssen, weil es da ist! Müssen! Wozu haben wir die Reklame.

Mitte des vorigen Jahrhunderts begannen die Plakate zu schreien:

> Tabak zu priemen ist giftig und unhygienisch.
> Kaut Chiclegummi!

Kaugummi reinigt die Zähne!!
Kaugummi desinfiziert die Mundhöhle und den Gaumen!!!
Kaugummi macht die Zähne blitzblank!!!!
Wer Chicle kaut, bekommt sofort einen wohlriechenden Atem!!!!!
Kaugummi befördert die Verdauung – daher nach jeder Mahlzeit ein Kaugummi!!!!!!
Wollen Sie gesund und schön sein? Dann müssen Sie Gummi kauen!!!!!!!

Wer wollte nicht gesund und schön sein? Das erwachsene Amerika kehrte zum Gummilutscher zurück.

Bei den besonders intimen Beziehungen, die zwischen Unternehmern und Behörden in Amerika bestehen, ist durchaus anzunehmen, daß die Rauchverbote in der Straßenbahn und in der Untergrundbahn (ja, ähnlich wie in Berlin ist sogar in einigen Kinos und Bibliotheken das Rauchen verboten!) von der Kaugummi-Industrie angeordnet wurden. Automaten sind da: Einwurf ein Cent, Auswurf ein Kaugummi. Solch ein Stückel Chicle reicht bis zur zwanzigsten Haltestelle. Alles kaut.

In den neunziger Jahren, als die Allgegenwart der Bazillen entdeckt und gleichzeitig der Glaube an die Heilwirkung von Pfefferminze und Krauseminze Mode wurde, setzte der große Aufschwung ein. Eilig wurden den Kaugummiplätzchen diese Ingredienzien beigemengt, und sie gingen nun als Bazillentöter reißend ab.

Der Hauptgrund für den Erfolg lag im amerikanischen Volkscharakter, der zu rasend geschäftigem Müßiggang neigt. Immerfort wird etwas getan und nichts geschieht, fleißig ist man beschäftigt und nichts wird gearbeitet, große Bewegungen werden entfesselt, auf daß alles beim alten bleibe, die „headline", die Riesenüberschrift aller Zeitungen, wird heute leidenschaftlich diskutiert, um morgen total vergessen zu sein. Der Mann in der Subway oder auf der Fähre spricht mit dem Freund von irgend etwas, liest dabei in der Zeitung irgend etwas anderes, denkt wahrscheinlich an irgend etwas drittes, es sei denn, daß er das Kreuzworträtsel löst, streckt dem Schuhputzer die Beine hin, und damit auch

Zähne und Zunge auf ähnliche Weise vom Faulenzen abgehalten werden, kaut er Gummi.

Im Automatenrestaurant verschlingen die New Yorker binnen fünf Minuten ihre Mahlzeit, um dann stundenlang die Wälder von Mexiko zu zerbeißen und zu zerlutschen.

Beim Raspeln von Süßholz, beim Kauen der Betelnuß, beim Priemen von Tabak, beim Zermalmen der Sonnenblumenkerne erntet man einen Geschmack. Der des Kaugummis geht jedoch nach einer Minute verloren, und für den Rest der Stunde bleibt ein klebriger Klumpen im Mund.

Die Kaugummi-Erzeugung ist die nationalste Industrie von USA. Seit dem Weltkrieg ist sie besonders gewachsen; als Soldat auf den Märschen und auf den Wachen hat sich jeder Amerikaner das Kauen angewöhnt und ganze Landstriche Europas für diese Tätigkeit erobert. Während vor dem Kriege nur 74 Fabriken mit einer Belegschaft von 2689 Personen und 1 648 000 Dollar Jahreslohn ein Rohmaterial von 322 000 Dollar zu einem Produkt von 17 159 000 Dollar verarbeiteten, zahlt heute der Konsument bereits 150 Millionen Dollar jährlich, ohne daß sich die Zahl der Fabriken und der Belegschaften auch nur in annähernder Relation erhöht hätte, da alles maschinell erzeugt wird.

In riesigen Fabrikhallen der American Chicle Company auf Long Island bekommt man wenig Menschen zu Gesicht, und nur in den Versandräumen und in den Sälen der Fehlerkontrolle funktioniert ein Heer von Frauen, die immer noch billiger sind als die billigste Maschine, in weißen Kitteln und mit weißen Hauben zu Hunderten am laufenden Band.

Die Laboratorien kann man nicht besichtigen. Wie man den Geschmack von Ananas, Zitrone, Orange und Nelkenwurzelöl erzeugt, bleibt sekret, und ebenso die Farben.

Und außerdem wird dort um das Geheimnis gerungen, den Rohstoff synthetisch zu fabrizieren. Hat doch 1914 der kriegerische Konflikt mit Mexiko die furchtbare Gefahr heraufbeschworen, Nordamerika könnte eines Tages ohne Kaugummi dastehen. Ein Versuch mit dem aus Borneo eingeführten „Pontianac"-Harz hat sich ebensowenig bewährt wie die Versuche, den Chicle künstlich herzustellen. Daher ist die Behauptung eines sozialistischen Kongreßmitgliedes

glaubhaft, daß die imperialistischen Gelüste der Vereinigten Staaten auf Mexiko geschürt werden von Mr. Wrigley und den übrigen Kaugummifabrikanten.

Vorläufig sind die Lieferanten des Rohstoffs noch Ausländer, heißen „Chicleros" und leben in den mexikanischen Kiefernforsten davon, mit Riesenmessern die Baumrinde zu ritzen, das Harz, das zur Heilung der Wunde herausquillt, zu sammeln und, in Jute verpackt, auf Schiffe zu verfrachten.

Da liegt nun der zukünftige Kaugummi auf Long Island City, jedes Stück sieht einem Baumstrunk gleich und enthält genausoviel schweren Unrat, als man in gerinnendes Harz hineinzustecken vermag, um das Maximum an Gewichtserhöhung zu erzielen ...

Davon und überhaupt gereinigt, in handliche Stücke zerschnitten, geknetet, in Platten gegossen und filtriert, tropft die Materie ein Stockwerk tiefer hinab, wo die Mischmaschinen stehen; verblüffenderweise nicht amerikanischen Ursprungs, sondern von „Werner Pfleiderer, Cannstatt-Stuttgart".

Dick und süß von Zuckerstaub ist die Luft in dieser Mischhalle. Dem Chicle wird hier der feingemahlene Zucker zugesellt, die Salben für die unterschiedlichen Geschmäcke und die Öle für die unterschiedlichen Gerüche der einzelnen Sorten. Die Arbeit an den glühend fauchenden Pfannen, das Losreißen der Klumpen von den Walzen und die neuerliche Behandlung der Masse ist die schwerste; kein Amerikaner leistet sie, nur Italiener und Juden sind in der Kesselstraße am Werk.

Das Resultat: Teig. Der geht nun automatisch weiter, durch Räume mit künstlicher Luft von besonderer Temperatur und besonderer Konsistenz, durch Schneidemaschinen, Ausroll- und Formapparate, worin er zu Prismen, Stangen und Kugeln wird.

Zweihundert schräggestellte Kupferpfannen rotieren im coating department, welches in einer deutschen Kaugummifabrik „Dragier-Abteilung" heißen würde (der Verfasser weiß es aus der Pralinenindustrie). An der Wand hängen Tafeln mit den „Rekorden" einzelner Arbeiter – die Fabrikanten sind bemüht, die zu ihren Gunsten vollbrachte Höchstleistung als Sport hinzustellen.

In den bewegten Pfannen rattern rauhe Kugeln, in manchen rauhe Prismen. Sie reiben sich aneinander, sie schmiegen sich zueinander, sie stoßen sich durcheinander, bis sie glatt sind, poliert, und blitzblank leuchten.

Selbige höchst symmetrischen Körperchen mit den bunt strahlenden Reflexen sind also identisch mit den dreckbeschwerten Klötzen, die wir aus Mexiko ankommen sahen, und bald werden sie auch identisch sein mit dem schleimigen Klümpchen, das irgendein Bursche unter seinen Stuhl pickt, nachdem er es stundenlang im Mund hin und her gewälzt hat.

So freundlich und unschuldig und verlockend sehen die kaubaren Kügelchen, Würfelchen und Plätzchen aus, sie sind fertig und rollen schnurstracks in die Kartonierungs-, Expeditions- und Verladeräume, wo die Maschinen individuell und vielseitig arbeiten, die Menschen aber mechanisch und eintönig.

„Mir scheint, Sie sind noch jetzt betrunken."
„Ich trinke niemals, Sir."
„Sagen Sie: Konstantinopel."
„Kolstantip – Konstaltinkopel."
„Sind Sie vorbestraft?"
„Nein, Sir."
„Ich spreche Sie schuldig."

– – – – – – – –

„Ich habe in der Lexington Avenue gestanden, da kommt der Polizist da mit dieser Dame und führt mich ab."
„Bitte, er verfolgt ein Mädchen aus unserem Geschäft mit seinen Liebesanträgen. Den ganzen Tag hängt er herum vor dem Laden, wir haben Damenkonfektion, bitte, und lugt ins Schaufenster. Unsere Kundschaften sind dadurch geniert."
„Wenn Sie sich noch einmal vor dem Geschäft blicken lassen, bekommen Sie dreißig Tage."

– – – – – – – –

„Hab den Mann arretiert, weil er auf Madison Square immerfort die Passanten angerempelt hat."
„Sind Sie schon vorbestraft?"
„Nein, Euer Ehren."
„Ich spreche Sie schuldig."

– – – – – – – –

„Ich habe einen Bäckerladen in Walker Street. Heute um fünf Uhr nachmittags fliegen zwei Steine gegen meine beiden Ladenfenster und zertrümmern sie. Ich stürze hinaus und sehe Burschen, die davonlaufen. Der eine – dieser da – bleibt stehen und geht mir ruhig entgegen. Ich habe ihn festgehalten, und meine Frau hat den Polizisten geholt."
„Wie alt bist du?"
„Sechzehn Jahre."
„Warum hast du die Scheibe eingeschlagen?"
„Hab mit der Sache gar nichts zu tun, kenn die Jungs gar

nicht, was da an mir vorübergerannt sind. Wollt für mein' Vater Pfeifentabak holen."

„Willst du Zeugenschaft für dich ablegen?"

„Ja, Herr."

„Stell dich herauf, heb die Hand und sprich mir den Schwur nach."

„... so help me God."

„Ist dein Vater hier?"

„Ich, Euer Ehren. Es ist so, wie mein Sohn sagt."

„Hören Sie, wenn der Junge das nächste Mal auch nur in den Verdacht kommt, eine Scheibe eingeschlagen zu haben, kommt er auf drei Jahre in die Fürsorge." (Zum Angeklagten:) „Ich spreche dich frei."

– – – – – – – –

„Hat Spielzeug verkauft auf dem Grand Central-Bahnhof. Hab ihn nach der Lizenz gefragt, sagt er, Weihnachten braucht man keine Lizenz."

„Ich spreche Sie schuldig."

– – – – – – – –

„Kommt vor einer Stunde betrunken nach Haus und schmeißt das Blechgeschirr nach mir. Hab ich meine Tochter nach der Polizei geschickt."

„Nein, Sir. Komm gerade von der Arbeit nach Haus ..."

„Von der Arbeit, du Lügner!"

„Schweigen Sie!"

„... sagt mir die da, die meine Frau ist, ich bin der Sohn einer Hündin und so. Hab ich ihr etwas zugeworfen."

„Ich spreche Sie schuldig."

– – – – – – – –

„Dieser Mann (ein blinder Neger) bettelt täglich in der Untergrundbahn zwischen Bowling Green und South Ferry."

Magistratsvertreter: „Ist 41mal vorbestraft."

„Dreißig Tage."

– – – – – – – –

So und in diesem Tempo, guilty, not guilty, geht es die ganze Nacht, fünfzig bis dreihundert Fälle, am Sonnabend noch mehr, größte Ziffer: 495 in einer Nacht, 33 000 Fälle im Jahr. Wer schuldig gesprochen wird, muß in die daktyloskopische Abteilung, wo man nach der Kartothek feststellt, ob und wie oft er vorbestraft ist. Dann führt man

ihn wieder dem Richter vor, der ihm nunmehr die Strafdauer zumißt.

Draußen, in einem mächtigen Käfig, warten die Verhafteten, noch erregt von dem Delikt und schon erregt wegen Verhandlung und Verurteilung, während die Zeugen mit nervösen Gesichtern im Zuschauerraum sitzen.

Immerfort liefern Schutzleute neue Arrestanten ein, vor dem Haus parken die „Grünen Minnas", hierzulande „Black Maria" genannt. Sie haben Angeklagte gebracht und führen Verurteilte weg. Die, die weniger als fünf Tage bekommen haben, nach dem Seventh District Prison auf der Westhälfte der 53. Straße. Die, die auf unbestimmte Dauer oder bis zu sechs Monaten oder zu fünf Monaten neunundzwanzig Tagen (was mehr ist als das „Höchstmaß" von sechs Monaten, weil dabei der für gutes Verhalten ausgesetzte Strafnachlaß von fünf Tagen im Monat wegfällt), hinab auf die Teufelsinsel der Wohlfahrt, die Unmündigen nach dem Reformatory Prison auf Hart's Island.

In Brooklyn tagt ein Nachtgericht nur gegen Frauen, up town werden Frauen und Männer gerichtet, die am gleichen Tage nach vier Uhr nachmittags eines dem Inferior Criminal Court unterstehenden Bagatellvergehens verdächtig geworden sind. Dessen Nachtschicht heißt Night Court und hat eine reiche Klientel: Trunkene und Prostituierte; Handwerker, die sich der Anwendung von Kinderarbeit schuldig gemacht haben; Theaterdirektoren, deren Vorstellung einen Besucher aus sittlicher Entrüstung vom Zuschauerraum zur Polizeiwachstube trieb (die Direktorin May West bekam nächtlicherweile für das Stück „Sex" zehn Tage aufgedonnert); Hauswirte, in deren Haus Prostitution ausgeübt wurde; Burschen, die in einen Raufhandel gerieten; Kaufleute wegen unlauteren Wettbewerbs; Eltern, die ihre Kinder nicht zur Schule schickten; Leute, die die Verkehrsvorschriften übertreten, die in der Hochbahn ausgespuckt, die einen Diebstahl unter hundert Dollar verübt, ohne Lizenz gebettelt oder ohne Lizenz Straßenhandel getrieben, eine leichte Körperverletzung oder sonst etwas begangen haben, was kleine Leute tun, die sich's nicht richten können und daher gerichtet werden.

Jeder Angeklagte kann den Zeugeneid ablegen oder sich

der Zeugenaussage entschlagen, wenn sie für ihn belastend wäre. Ein Magistratsbeamter ist da, der „bridgeman", um in leierndem Ton den Angeschuldigten die Rechtsbelehrung zu erteilen, daß sie Zeugen benennen und sofort holen lassen können, sich einen Rechtsbeistand nehmen oder Vertagung verlangen.

Wer freigesprochen wird, verliert dank dem schnellen Nachtgericht keinen Arbeitstag und hat keine Unannehmlichkeiten bei dem Unternehmer, wer schuldig gesprochen wird, kann dank dem Nachtgericht seine Unbescholtenheit, ein Jahr seines Lebens und vielleicht die ganze Bahn seines Lebens verlieren. (Die mitternächtig jagende Justiz sollte nur Freisprüche, Geldstrafen und Verwarnungen aussprechen dürfen und alle anderen Fälle den ordentlichen Gerichten überweisen – dann hätte sie einen sozialen Zweck.)

Unten, neben und gegenüber dem Gerichtsgebäude sind erleuchtete Geschäfte: die Läden der Rechtsanwälte. Mit Lichtreklamen zeigen sie an, daß sie die zu einer Haftentlassung erforderliche Kaution jedermann vorstrecken. Ihre Angestellten – oft ist es die Advokatengattin – nähern sich den Leuten, die das Gericht betreten. Zwecks Kundenfangs, den man in ihrer polnischen Urheimat „Chappen" nannte.

„Somebody in trouble – hat jemand Ungelegenheiten?" fragen sie, um das Gespräch zu beginnen.

Reporter sind im Saal. Aber wenn es ihnen auch gelingen würde, am rollenden Band der Justizmaschine eine Besonderheit abzupassen – für den „editor" in der Redaktionsstube ist eine Sensation vom Nachtgericht noch lange keine Sensation von New York, und er schmeißt den Bericht in den Papierkorb.

Kleine Leute, die Anwälte hier, die Reporter hier, die Angeklagten hier und der Richter hier, der allmächtig ist.

MUTTERSEELENALLEIN IN PHILADELPHIA

Der Doktor Becker befindet sich zum erstenmal in einer Stadt mit Millionen Menschen, von denen er keinen einzigen kennt, keiner ihn kennt, ja, von denen er keinen einzigen aufzusuchen und sich auf irgendwen oder irgendwas zu berufen imstande wäre.

Das mag nicht vorteilhaft sein, aber es erfüllt den Doktor Becker mit dem eigentlichen Gefühl von Reise und Fremde.

Um sich nun mit dieser Stadt Philadelphia, von der er nichts und niemanden weiß, bekannt zu machen, liest er auf den Straßenbahnen die Namen der Endstationen und besieht Ansichtskarten. Den ersteren entnimmt er eine Haltestelle des Namens „Delaware River Bridge", woraus er schließt, die Stadt liege am Delaware. Die letzteren belehren, beziehungsweise erinnern ihn, daß Philadelphia mitsamt Pennsylvanien von William Penn gegründet worden ist, daß hier die Unabhängigkeitserklärung Amerikas erfolgte und daß außer dem verehrtesten Manne Amerikas, nämlich George Washington, auch der zweitverehrteste, nämlich Benjamin Franklin, hierorts gewirkt hat. Sie besitzen ihre auf Postkarten reproduzierten Denkmäler, das des William Penn steht sogar auf dem Dach des Rathauses.

Die Independence Hall ist gleichfalls ansichtskartengemäß vorhanden, und der Doktor Becker, froh, einen Punkt zu haben, nach dem er fragen kann, begibt sich dorthin. Von seinem Hotel in Chestnut Street (er verdankt es einem schwarzen Gepäckträger) sind nur wenige Schritte zu dem für die Weltgeschichte und den Doktor Becker bedeutsamen Gebäude.

Aber unterwegs wird er durch eine Tafel verlockt, seinen Weg zu unterbrechen. Sie sagt: „The Drs. La Grange & Jordan, European Museum; established in Philadelphia in 1858, open daily, except Sunday, for gentlemen only." Der Doktor Becker tritt ein und sieht sich in einem Panoptikum.

Auf einen Mann, der, wie einleitend bemerkt, in der

Millionenstadt keinen Bekannten vermutete, muß die Überraschung mächtig wirken, urplötzlich Venus und Cupido gegenüberzustehen, den siamesischen Zwillingen und vielen anderen alten Freunden aus Castanschen Tagen.

Besonders bewegt betrachtet der Doktor Becker die Nr. 206, die ihn an ein in Deutschland verübtes Verbrechen erinnert, an den zwecks Erlangung einer Versicherungssumme verübten Bombenanschlag von Bremerhaven; auf den Gedanken, die Büste von J. J. Thomas habe hier nur Aufstellung gefunden, weil er ein Engländer gewesen, kommt der Doktor Becker nicht. Erst nach und nach merkt er, beim Vergleich des Katalogs mit der wächsernen Wirklichkeit, daß – wohl seit dem Eintritt Amerikas in den Krieg – alle deutschen Gestalten beseitigt sind aus diesem European Museum.

Nur Bismarck findet er – doch wo findet er ihn! Er findet ihn verbannt in die äußerste Ecke der Abteilung für Geschlechtskrankheiten. Solches schmerzt den Doktor Becker, und daher leistet er dem Museumskustos keine Folge, der sich ihm gerade in diesem Augenblick mit Bart und Brille naht, als Spezialist für Männerleiden vorstellt und angelegentlich empfiehlt.

Auch der Doktor Becker empfiehlt sich. Er geht in die Independence- und die anliegende Congress-Hall. Außer einigen Reliquien befindet sich daselbst die Geschichte Amerikas in gemalten Romanzen, in Genrebildern. Der Doktor Becker staunt, wie idyllisch sich die Geschichte Amerikas vollzogen hat. Alles ging glatt von jenem zehnten Oktoberabend des Jahres 1492 an, da Christoph Kolumbus besonders inbrünstig das Salve Regina betete, worauf ihn promptest eine Brise zur lang ersehnten Küste der Vereinigten Staaten trieb, bis zu dem Tage, da Washingtons Mutter sich von ihrem Sohn verabschiedet, nicht ohne ihrem George den Rat zu geben, die Engländer auf Long Island zu schlagen und 42 000 Gefangene zu machen. Ferner haben die farbenfrohen Maler des achtzehnten Jahrhunderts festliche Landungen und ländliche Feste verewigt, an denen Indianer glückstrahlend teilnehmen, aber nirgends ist veranschaulicht, wieso diese Gäste für ewig aus der Welt verschwanden. Ebensowenig fand der Doktor Becker die Einfuhr der Neger,

die doch in der Geschichte Amerikas eine entscheidende Rolle spielten, künstlerisch dargestellt.

Nicht lange darauf erblicken wir in Gottes freier Natur, weit draußen im Westen von Philadelphia, einen Mann, der uns bekannt vorkommt. Und wirklich: es ist der Doktor Becker. Er hatte einen x-beliebigen Straßenbahnwagen bestiegen und ihn verlassen, als ihn die Gegend dazu verlockte. Sie hielt, was sie versprochen. An belaubten Hängen, an einer Meile von Bootshäusern, an unbeschnittenen Bosketten und märchenhaften Rasenplätzen entlang, durch felsige Hohlwege und breite Uferstraßen darf der Doktor Becker lustwandeln, und diese Parkanlage ist noch in winterlicher Vermummung schöner als alle, die er jemals gesehen.

Durch ein Baby im Kinderwagen mit dessen Großmutter bekannt geworden, fragt der Doktor Becker nach dem Namen der Gegend. Die Auskunft, es sei der Fairmount Park, wird in derart erstauntem Ton gegeben, daß der Doktor Becker es für gut befindet, um den bekundeten Mangel an Bildung auszugleichen, mit seinen, den Straßenbahntafeln entnommenen Kenntnissen zu prunken. Auf den Fluß zu seinen Füßen deutend, erwähnt er, herrlich sei der Delaware. „Nein, Herr, das ist nicht der Delaware, das ist der Schuylkill River, der Delaware ist auf der anderen Seite von Philadelphia. Waren Sie denn wirklich noch niemals in unserer Stadt?"

Philadelphia gehört zu den größten Städten des Erdballs, und die mißtrauisch akzentuierte Frage war hier berechtigter als zum Beispiel in der Tschainaja des Dorfes Karpilow im Kaukasus, wo die Antwort des Doktor Becker auf die gleiche Frage eine fröhliche Sensation an allen Tischen hervorgerufen hatte: der Mann ist zum erstenmal im Leben in Karpilow!

Zum Glück lacht das Baby in dem Moment, da die Großmutter von Fairmount Park der Ahnungslosigkeit des Fremden zu mißtrauen beginnt, und aller Großmütter Herzen werden weich, wenn das Enkelkind lacht. Sie verzeiht dem Doktor Becker, daß er wirklich oder angeblich noch nie in Philadelphia gewesen, zeigt sich zu einer weiteren Belehrung bereit und ihm eine Villa auf dem Hügel.

Er folgt der Richtung ihrer Hand. „Ein wunderschönes

Haus", sagt er nur, aber auch dies erweist sich als Fehler. „Es ist der Schandfleck von Philadelphia, man sollte es beseitigen." – „Ja", gibt der Doktor Becker zu, „ein wenig stört es dort oben." Ach, er kommt aus den Fehlern gar nicht heraus, Großmutter bemerkt hart: „Nein, es nimmt sich wunderbar aus, deshalb läßt man es auch stehen, obwohl es ein Schandfleck ist. Haben Sie schon einmal von General Benedikt Arnold gehört?" – „O gewiß, er ist sehr berühmt in Europa, ein glänzender ..." – „Er war der größte Lump, hat Amerika während des Freiheitskrieges verraten. Gleichzeitig mit dem edelsten Mann Amerikas hat der größte Schurke Amerikas in Philadelphia gelebt. Und das Haus dort oben ist sein Haus. Wir von der Patriotischen Damenliga wollten, daß es niedergerissen werde, aber ..."

Aber dem Baby scheint das zum Lachen.

Großmutter weist auf eine weitere Sehenswürdigkeit hin. „Dort in den Felsenhängen können Sie sehr viele Höhlen finden, wo vor hundert Jahren Einsiedler hausten, lauter Deutsche. In der deutschen Gemeinde war der Wahn ausgebrochen, man müsse im Walde leben und sich von Wurzeln nähren. Meine Mutter hat noch einige von den Eremiten gekannt. Sie hat mir erzählt, es seien gute Leute gewesen. Aber ich glaube das nicht. Wir wissen, wie die Deutschen sind, wie furchtbar sie im Krieg die amerikanischen Gefangenen gemartert haben."

Das Baby hat genug Luft geschnappt und der Doktor Becker genug mündliche Belehrung, jedenfalls mehr, als er in einer wildfremden Millionenstadt erwarten durfte. Er fährt, von Philadelphia befriedigt, wieder in sein Hotel zurück.

Und keineswegs nur das Elend der Statisten erschüttert den, dem es gelang, den inneren Wall von Gottes eigenem Filmland zu überschreiten. Auch das Elend der Stars ist oft groß.

Wir hatten das unbeschreibliche Glück, im Torgang einer Villa der weltberühmten Filmkönigin X. zu begegnen, die sich gerade entfernte.

„Sie wollte mich anpumpen", sagte der Hausherr.

„An-pum-pen? Für wen? Wozu?"

„Sie kann die Miete nicht bezahlen."

„Versteh ich nicht."

„Sie haben eben keine Ahnung davon, was Verträge sind, Mr. Kisch."

Doch! Verträge sind Fetzen Papier, so hat es Mr. Kisch im Krieg gelernt. Aber jetzt lernt Mr. Kisch, daß sie das nur im Völkerrecht sind, nur dort, wo man sie einfach zerreißen und ein paar Millionen Menschen opfern kann, wenn es der Vorteil einiger Menschen erfordert.

Sie sind mitnichten Fetzen Papier in einer Industrie wie der des Films. Hier kann kein Vertrag zerrissen werden, ob nun mit ihm offenkundig Menschenhandel und Sklaverei getrieben wird oder nicht.

Davon erfährt man selten etwas. Gerade die, die darunter leiden, wollen am wenigsten darüber verlauten lassen. Längst werden die Glashäuser nicht mehr zu Filmaufnahmen benötigt, jetzt wohnt man in Glashäusern. Außenaufnahmen sind rar geworden, aber das Privatleben vollzieht sich außen. Die Diva behält den Büstenhalter an, wenn sie schlafen geht. Weiß sie denn, ob nicht in der Zimmerecke eine Verehrerin oder ein Filmreporter versteckt ist oder zumindest eine Kamera?

„Was?" wurde erschreckt hervorgestoßen, „Sie wollen über Kontrakte schreiben, Mr. Kisch? Was geht das die Öffentlichkeit an! Und was hat das mit der Kunst zu tun?"

Nun, vielleicht geht das die Öffentlichkeit viel mehr an

als das Ehe- und sonstige Privatleben der Filmdarsteller, und es hat mit der Kunst mindestens ebensoviel zu tun, wie der Hollywooder Film mit der Kunst zu tun hat! Wären nicht alle sozialen Verhältnisse hier verlogen, so würden auch die Produkte von Hollywood anders sein.

Mr. Kisch will über Kontrakte schreiben.

Spielte da in „Küß mich noch einmal", dem Lubitsch-Film, ein junges Mädchen, hieß Clara Bow und machte sich gut. Ben Schulberg, damals ein kleiner Filmerzeuger, engagierte sie daraufhin mit geringer Gage und fünfjähriger Option (einseitiger seinerseitiger Option natürlich) für seine sehr billigen Filme. Ben Schulberg machte Karriere, wurde Produktionsleiter der Famous Players und hatte das Recht, für diese reiche Firma Menschen, d. h. Verträge zu kaufen. Wer kann dem jetzigen General Producer Schulberg näherstehen als der ehemalige Independent Producer Schulberg? Also kauft Schulberg von Schulberg den Vertrag auf Clara Bow. Der Verkäufer Schulberg macht ein gutes Geschäft, aber auch der Käufer fährt nicht schlecht dabei, er kann vor seiner Firma den Kauf glänzend verantworten. Clara Bow bekommt ja vier- bis fünftausend Verehrerbriefe wöchentlich, und diese „fan mail" („fan" = Abkürzung von Fanatiker) besitzt als Beliebtheitssymptom auf der Hollywooder Menschenbörse Aktienwert. Noch wichtiger ist allerdings der Kassenrapport der Kinotheater. Aber auch das „box office" ist ausnahmslos fest auf Clara Bow.

Keinerlei materiellen Anteil an dem Geschäft hat Clara. Auch wenn sie kontraktbrüchig werden sollte, könnte sie nicht bei einer anderen Gesellschaft filmen, da diese untereinander kartelliert sind. Sie kriegt höchstens eine Gehaltszulage, „to be happy", denn sonst würde sie zu den Gerichten laufen oder gar zur Presse, und Veröffentlichungen über Verträge sind die einzige Art von publicity, die man in Hollywood nicht liebt.

Sue Carrol, recte Fräulein Lederer aus Chicago, kam nach Hollywood und lernte MacLean kennen, einen jugendlichen Komiker, der Filme erzeugte. Er engagierte das Mädchen mit fünfjährigem Optionsvertrag, steigend von 150 bis 300

Dollar. Da seine Fabrikation nur eine äußerst schüttere war, verborgte er Sue Carrol in den Produktionspausen zu guten Preisen an andere Firmen und schließlich zu einer Monatsgage von 1500 Dollar auf die Dauer eines Jahres an Fox-Film. Fräulein Sue Carrols vertragliche Gage ist gerade von 150 auf 200 Dollar gestiegen. Sie bietet ihrem Besitzer 50 000 Dollar bar als Abstandssumme, aber er lehnt es ab, sie aus dem Vertrag zu entlassen. Nun klagt sie, und das Gericht wird entscheiden.

„Ja, Mr. Kisch, Vertrag ist Vertrag! Sie mußte ihn ja nicht unterschreiben!"

Wäre der vertragsgemäße Inhaber von Sue Carrol, jener MacLean, noch immer Producer, so könnte er für die Verborgung nicht achtmal soviel verlangen, als die Gage beträgt. Denn die Firmen haben ausgemacht, einander für die Verleihung von Menschen nur deren Gage plus fünfundzwanzig Prozent zu bezahlen. Da muß man schon andere Tricks anwenden, um diese klare Klausel zu umgehen und höhere Leihgebühren herauszuschlagen.

Zum Beispiel so: Lupe Velez hat 1250 Dollar Gage. Die Konkurrenz ruft an, sie möchte die Dame gern für einen Film haben, sechs bis acht Wochen lang, also für 10 000 Dollar. „Nee", sagt der Prinzipal der Dame geistesgegenwärtig, „haben kannst du sie schon, aber nur für 35 000 Dollar." – „Nanu?" erwidert die Konkurrenz in fließendem Englisch. „Tja, wir wollen in fünf Wochen mit ihr einen Film zu drehen anfangen", lügt der Verkäufer, „und wenn sie bei euch spielen soll, geht das eben nicht. Dann könnte sie erst in fünf Monaten drankommen. Diese fünf Monate plus fünfundzwanzig Prozent müßtest du bezahlen." Und der andere bezahlt.

„Gewiß, Mr. Kisch, das kommt sogar sehr oft vor. Schließlich zahlen doch die Gesellschaften ihren Schauspielern nicht das Gehalt, damit sich die Konkurrenz ihrer im Bedarfsfall bedient!"

Die Filmgesellschaft A. will einen Regisseur engagieren, der bei der Firma B. angestellt ist, aber auf seinen Wunsch hin austreten könnte.

Der Vorvertrag zwischen A. und dem Regisseur wird skizziert, 1500 Dollar die Woche.

„Und wieviel haben Sie jetzt Gage?" fragt A.

Zu lügen hätte keinen Zweck, denn A. wird ohnedies B. anrufen, und die Firmen sind einander zur wahrheitsgetreuen Auskunft über Menschenpreise verpflichtet, sogar über die Ziffern bereits abgelaufener Verträge. Also antwortet der Regisseur ehrlich: „Neunhundert."

„Seien Sie nicht böse", sagt daraufhin A. und zerreißt den Vorvertrag, „da werden wir Sie selbstredend von B. kaufen!"

Die Verträge laufen bis zu fünf Jahren, die jährliche oder halbjährliche Option ist einseitig, das heißt: nur die Firma kann verlängern.

Nicht einmal privat darf der Künstler mit einer anderen Firma verhandeln, nicht einmal privat darf eine Firma mit einem anderswo engagierten Künstler verhandeln. Das ist Kontraktbruch und wird mit fünf Jahren Engagementslosigkeit bestraft.

Mehr als einmal ereignet sich folgendes: in der letzten Novemberwoche richtet ein Schauspieler an seine Firma die Anfrage, ob er aus dem Vertrag austreten könne. Das möchte er gern, denn er weiß, eine andere Firma würde ihn engagieren; in ihrem neuen Film ist eine Rolle, bei der der Regisseur an ihn denkt. Also fragt er seine Chefs: „Kann ich aus dem Vertrag?" – „Nein." Jedoch eine Woche später, am 30. November, nimmt seine Gesellschaft die Option nicht auf, sein Fach bei der anderen Firma ist bereits besetzt. Nun kann er schnorren gehen oder einen der „vierzehn Nothelfer" beauftragen, es für ihn zu tun.

Aber die vierzehn Hollywooder Agenten tun es nicht. Sie verschicken nur Listen an die Unternehmer. „Wir vertreten: ..." Erfolgt auf dieses Angebot eine Nachfrage oder verschafft sich der Schauspieler selber ein Engagement, so kriegt der Agent zehn Prozent der Gage. Kein Gagenschacher erforderlich. Die Preise dürfen ja im interstaatlichen Verkehr der Firmen nicht als Geschäftsgeheimnis behandelt werden, und höchstens das, was der Schauspieler im vorigen Engagement bekam, bekommt er jetzt, da er stellungslos ist, ein freier Künstler, ein free lancer. Nur selten

steigt jemand im ziffernmäßigen Wert: wenn er einen Erfolg errungen hat oder mehrere Firmen ihn gleichzeitig verlangen.

Erfolg errungen! Erfolg ist ein Rollenfach. Wer nicht für dieses Rollenfach engagiert ist, gilt zumeist nur als gut, sofern er dem Erfolgreichen gute Möglichkeiten schafft, weiterhin recht erfolgreich zu sein. Im allgemeinen haben die Chargenspieler unter bedeutend schlechteren Verhältnissen zu arbeiten als der Protagonist, sie müssen jede Rolle übernehmen, auch die des Bösewichts, wodurch manche ihr ganzes Kapital, die Popularität als sympathischer Junge, für immer zerstören. Denn durch den Film ist der Erdball zu jenem Tiroler Dorf geworden, das den Darsteller des Franz Moor verprügelte.

Eine Rolle ablehnen? Maurice Stiller weigerte sich, die Regie von „Weg allen Fleisches" zu führen, seine künstlerische Kraft, edle Schauspieler und Millionen Dollar auf die Lebendigmachung eines solchen Dreckmanuskripts zu verschwenden. „Wissen Sie", sagte Schulberg überlegen, „daß Sie mit dieser Weigerung Ihre Gage verlieren, 25 000 Dollar?" – „Nu, wennschon", erwiderte der Schwede berlinerisch.

Und Stiller fuhr aus Hollywood fort, fuhr nach Europa. Er ist gestorben.

Nicht jeder wird mit dem gleichen Strafausmaß in das Sing Sing der Filmbranche eingeliefert, mancher nimmt's leichter, mancher nimmt's schwerer, mancher hält sich für glücklich, weil seine Zelle aus Gold ist, mancher hält sich für glücklich, weil er seine Zelle für Gold hält, und mancher hält sich für glücklich, weil die Daheimgebliebenen seine Zelle für Gold halten ...

Man kommt mit einer jungen Schauspielerin zusammen. Sie wohnt mehr als bescheiden, mehr als ärmlich. Stolz aber zeigt sie die Zeitschriften ihres Vaterlandes, sagen wir Spaniens. Ihr Porträt ist Titelblatt, Postkarten, die sie sendet, werden faksimiliert, jedes heimatliche Blatt kabelt um ihre Meinung für die Weihnachtsnummer, Mädchen und Jünglinge fragen sie brieflich, wie's anzustellen ist, auch im glücklichen Hollywood zu landen, sie bekommt Heirats-

anträge. Sie bleibt in Hollywood, vielleicht deshalb, vielleicht in der Hoffnung, doch – einmal eine Rolle spielen zu dürfen.

Liebe und Ehe sind ehern geregelt. In jedem Vertrag steht, daß ihn die Firma auflösen kann, wenn das Benehmen des (der) Engagierten öffentlichen Anstoß erregt. Und das tut sie auch, denn so allgewaltig die Filmbranche ist, allgewaltiger ist der Klatsch, besonders der durch die Presse verbreitete, und noch allgewaltiger die Macht des Sexualneides auf diesem puritanischen, scheinheiligen Kontinent.

Ist ein Prominenter einer Dame auf den Leim gegangen, die sich bei ihm als Schülerin der Schauspielkunst eingeschlichen hat und nach erreichtem Ziel mit Heiratsansprüchen hervortritt, tut er gut daran, das Sechs-Uhr-Flugzeug von Los Angeles nach New York zu benutzen, um das nächste Schiff nach Europa zu erreichen. Die Kollegen helfen ihm bei der Abfahrt.

Nicht ohne Neid hören umschwärmte, vergötterte Kinogrößen zu, erwähnt der europäische Besucher ein mittelmäßiges Abenteuer. Sie können sich's nicht leisten. Geht man mit einem Liebling der Welt in Los Angeles bummeln, so verkleidet er sich und gibt dem Begleiter Maßregeln, ja keine Andeutungen zu machen, nichts vom Film zu sprechen; er hat Angst – eine harmlose Schäkerei kann Erpressung oder Skandalartikel gebären.

Was anderswo als Flirt gilt, hier ist es riskante Tat, was in Filmateliers der Alten Welt Selbstverständlichkeit ist, ist in denen der Neuen eine Ausnahme. Ein Regisseur in Hollywood unterläßt es, den Mädchen im Atelier hilfreich unter die Arme zu greifen.

Ehe und Liebe vollziehen sich am reibungslosesten in der gleichen Gagenklasse. Es ist am vernünftigsten, wenn Douglas Fairbanks die Mary Pickford heiratet und beide zusammenbleiben. Nur liegen leider die Verhältnisse nicht immer so klar. Oft genug wird einer Schauspielerin die Rolle wegen Unfähigkeit weggenommen, während ihr Gatte ein neues blendendes Engagement kriegt. Eine Woche später ist die zur Mesalliance gewordene Ehe geschieden. Er sucht sich einen Star zur Gattin.

Aber nicht alles, was das Publikum mit scheuem Raunen

nennt, ist Star. Es gibt gefeierte Größen, die monatelang ohne Beschäftigung und ohne Gage sind und sich, wie wir gesehen, die Miete ausborgen müssen. Und selbst einer, der für den Verkauf seines Schattens fürstlicher bezahlt ist als Peter Schlemihl, verdient noch keinen Bruchteil von dem, was die Geschäftsleute der Branche verdienen; Mr. Irving Thalberg, achtundzwanzig Jahre alt, General Producer der Metro-Goldwyn, macht zum Beispiel eine Million Dollar im Jahr. Sehn Sie, das ist ein Geschäft, so was bringt was ein ...

„... jedoch ein jeder kann das nicht, das muß verstanden sein, Mr. Kisch!"

ÜBER KONFEKTIONSARBEITER

Am Abend vor Thanksgiving Day, einem Nationalfeiertag, veranstalteten die Ladies Garment Workers eine Massenversammlung in Webster Hall.

Das eine der Tore von Webster Hall, festlich beleuchtet, führte zu dem Saal, in dem eine Gruppe junger Kaufleute oder Handelsangestellter ihren Thanksgiving-Ball abhielt. Durch dieses Portal war der Doktor Becker irrtümlich eingetreten, aber da es eine halbe Stunde zu früh war, setzte er sich im Vorraum auf einen Stuhl.

Nach und nach kamen viele andere Leute, gleichfalls fehlgegangen; das herumlungernde Ballkomitee belehrte sie, die Tagung der Kleidernäher sei nebenan. Jedesmal wurde diese Auskunft ironisch gegeben, und wenn die Arbeiter umkehrten, machten die feiertäglich herausgeputzten Kaufmannsjünglinge Bemerkungen, Witze, Grimassen, Gebärden oder lachten hinter ihnen her, mit der überlegenen Verständnislosigkeit, die man hierzulande der Arbeiterbewegung entgegenbringt. Der Bürger findet Lohnkämpfe sinnlos und Streiks uninteressant. „Unser Arbeiter fährt sein eigenes Auto, hat sein Radio zu Hause, und mehr will er gar nicht", das ist das Urteil des hundertprozentigen Amerikaners (der freilich ein um so hundertprozentigerer Amerikaner ist, je mehr Prozent Europäertum er zu verschleiern hat).

Eine halbe Stunde später irrte sich niemand mehr in den beiden Eingangstüren von Webster Hall. Die Straße war schwarz von Menschen, die sich zum Meeting drängten. Keiner kam im eigenen Auto, die wenigsten sahen aus, als hätten sie ein Zuhause mit Radio, und daß sie „mehr gar nicht wollen", zeigte der Verlauf der Versammlung keineswegs.

Es war für die europäischen Begriffe des Doktor Becker ein recht merkwürdiger Verlauf. Das Referat wurde in englischer Sprache gehalten, aber schon der nächste Redner opponierte italienisch, als ob das selbstverständlich und dem

letzten selbst verständlich sei, er redete leidenschaftlich, lang und laut und vertrat den anarchistischen Standpunkt der New Yorker Zeitung „Rova di Liberta", heftig wurde ihm von zwei jiddischen Rednern widersprochen. In merkwürdigem Englisch referierte ein Grieche von der Local Union of Greek Fur Workers; griechische Arbeiter stellen die ganzen Belegschaften jener Werkstätten, die ihren kapitalistischen, gleichfalls geschlossen organisierten Landsleuten (United Manufacturers' Organization) gehören. So hörte der Doktor Becker hier im südöstlichen New York unter armen Nadelarbeitern in der Sprache der Divina Commedia referieren, in der Sprache der Odyssee duplizieren und in der Sprache des Nibelungenliedes replizieren, im Deutsch vor der zweiten Lautverschiebung – dem Jiddischen.

Das schwere und ausgepowerte Gewerbe der Nadelarbeiter besteht in seiner Mehrheit aus polnisch-russischen Pogromflüchtlingen und ihren Söhnen; sie sind Leser der großen jiddischen Massenzeitungen, des sozialdemokratischen „Forwerts" und der kommunistischen „Freiheit", und die Träger der Schneiderorganisationen, gegen die die Unternehmer natürlich mit antisemitischen Argumenten operieren und bei vielen christlichen Arbeitern damit Anklang finden.

Waren Sprecher und Hörer der Versammlung auch politisch entgegengesetzt und polyglott, sie waren einheitlich in ihrer Verzweiflung. Deren Gründe wurden offen dargetan. Die Internationale Gewerkschaft der Damenschneider, die früher 125 000 Mitglieder zählte, ist seit dem vierzehn Monate währenden Streik von 1926 bis 1927 fast lahmgelegt, die Vierzigstundenwoche abgeschafft, die Leute gezwungen, 54 und mehr Stunden wöchentlich im speed-up, dem Antreibesystem, zu arbeiten, oft auch am Sonnabendnachmittag und am Sonntag, der Wochenlohn ist aufgehoben und fast überall Stücklohn eingeführt, das Einkommen um dreißig Prozent gesunken, der Unterstützungsfonds für Erwerbslosigkeit, der vor zwei Jahren noch eine halbe Million Dollar betrug, restlos liquidiert und die Arbeitslosigkeit enorm.

Beschränkt man sich bei Beobachtung des New Yorker Straßenlebens nicht auf die elegante Fifth Avenue, auf die

gesti- und spe-kulierende Wall Street und auf den lichtschreienden Broadway, so begegnet man bald der industriellen Reservearmee, den Arbeitslosen und Arbeitsuchenden.

Wo die Siebente Avenue die 36., 37. und 38. Straße kreuzt, ist der Markt der Dressmakers. Alte Schneider aus Galizien und aus der Bukowina, aus Bessarabien und aus der Ukraine, aus den Schwitzbuden von Minsk, Kiew, Kischinew, Wilna und Whitechapel – vor vierzig Jahren sind sie hoffend, träumend und betend übers Meer gezogen und stehen jetzt hier an den Straßenecken, hoffend, träumend und betend, daß ein Vorarbeiter komme, um ihnen für eine Woche oder wenigstens für einen Tag oder wenigstens für ein Dutzend Mäntelfutter Beschäftigung zu geben ...

Manche haben den ergrauten Bart und das Haar schwarz gefärbt, sie wollen dem Unternehmer jünger erscheinen. Vergeblich. Sie sind eine tragische Ausgabe des Witzes von dem alten Juden an der Theaterkasse von Czernowitz: seinen wallenden Bart mit beiden Händen bedeckend, verlangt er ein Studentenbillett.

Einige Blocks weiter, in den Straßen 27, 28 und 29, warten Kürschnergehilfen, greise und junge, Zuschneider und Finishers, Stepper und Näher, tagelang auf das Glück, das die Arbeitsbörse bringen kann – wahrlich das bescheidenste Börsenglück.

Die Ladenfenster, in die die arbeitslosen Pelzwarenarbeiter neidisch lugen, unterscheiden sich durch nichts von denen auf dem Leipziger Brühl: braune Bärenpelze, silbergrauer Fuchs, weißgesprenkelte Antilopenfelle, brauner Biber und schwarzes Karakul werden im Licht der Straße zurechtgeschnitten, während sich der Handel im rembrandtschen Hintergrund des Ladens mit sichtbarer Lebhaftigkeit vollzieht.

Standardisiert sind die Geschäftslokale, die Firmentafeln auch. Auf den Fenstern der Hochhäuser im Nadeldistrikt steht zweihundert-, dreihundertmal in gleichmäßiger Beschriftung „Cloak- and Dressmaker" und darunter jedesmal ein anderer Firmenname. Ebenso auf den trüben Häusern der trüben Querstraßen, die immer trüber werden, je weiter sie sich von der Siebenten Avenue nach Ost oder nach West entfernen.

Die Fahrstühle weisen keine Ähnlichkeit mit jenen der anderen Citygebäude auf, mit den eleganten Elevatoren der Wohnhäuser, der Hotels, der Banken oder der Bürohäuser, sie sind Fabrikaufzüge, für Waren und Arbeiter berechnet, also ohne Täfelung, ohne Teppich und ohne Beschläge, ja, ohne Seitenwände, und der Fahrstuhlführer besitzt nichts weniger als eine Livree.

Zehn bis fünfzehn Menschen faßt die Förderschale der Konfektion, und immer sind Eisenkarren mit Modellpuppen – jede trägt eine Menge von Toiletten über dem musterhaften Leib – in Aufwärts- oder Abwärtsfahrt begriffen. Aus der Werkstätte des Subcontractors, des Zwischenmeisters, zum Jobber, der ihm Stoff und Auftrag geliefert, Preis und Termin diktiert hat, heben und senken sich die Kleiderpuppen, hinauf zur Ansicht, hinab zur Änderung, hinauf zur Ablieferung.

Eine Werkstätte wie die andere, ob sie nun eine Fabrik mit mehr als hundert Arbeitern, meist Italiener und Neger, oder nur ein kleiner contracting shop mit zwölf, meist ostjüdischen Schneidern ist, ob man darin Damenkleider näht oder Mäntel oder Herrenanzüge: längs der Fenster die breiten, stoffballenbeladenen Tische des Zuschneiders; in kleinen Läden hat er eine Schere, in größeren ein elektrisch bewegtes Messerrad, um nach dem aufgelegten Schnittmuster dreißig verschiedenfarbige Stoffe zu Kleidern von gleicher Fasson und Größe zuzuschneiden. Innerhalb dieses Rahmens von breiten Tischen hantieren Männer und Frauen an Nähmaschinen oder säumen mit der Hand Knopflöcher. Wie Marionetten bewegen sich die Presser mit den Bügeleisen, zu denen dreißig unentwirrbare Leitungsdrähte führen. Examiners bekleiden prüfenden Blicks die Modellpuppen.

In den shops an der Dritten Avenue empfangen die Arbeiter in Abständen von je einer Minute einen Schlag auf den Kopf: flimmerndes Dunkel huscht über ihre Augen, und ihr Gehirn rattert. Das ist die Hochbahn; die Lokal- und Expreßzüge von Nord nach Süd, von Süd nach Nord streifen die Fenster. Nur wenige Wohnungen sind in dem Häuserrand dieses schwebenden Schienenstrangs, das geborstene Geschirr zerbricht, man versteht sein eigenes Wort nicht,

und durch den Schlaf rasseln die Waggons. Nur arbeiten muß man hier, etwa die Hälfte der Konfektionswerkstätten liegt an der Strecke. Die Schneider sind das Vorbeisausen der Züge schon gewöhnt, der Doktor Becker zuckt noch zusammen.

Auf bunte Lappen, Abfall von Stoff und Garn, tritt der Doktor Becker, da er durch diese Werkstätten wandelt, Enklaven Alt-Rußlands in Neu-Amerika. An den Nähmaschinen, an den Stoffballen, an den Knopflöchern, an den Modellpuppen und an den Bügeleisen stockt die Arbeit, wenn der Doktor Becker vorbeigeht; man versucht, ihn, einen vermeintlichen Konfektionär aus Berlin, ins Gespräch zu ziehen.

Die einen, und sie sehen aus wie die Redner von Webster Hall am Thanksgiving Day, wollen Löhne und Arbeitszeit der Fabrikschneider in Deutschland, die Stärke der Gewerkschaften wissen. Die andern aber, danach fragend, wieviel Kapital nötig wäre, um sich in Deutschland zu etablieren, und wieviel Geld man als Unternehmer in Deutschland verdienen kann, ähneln in diesem Augenblick dem habgierigen Contractor, der wütend ist, weil das Erscheinen eines Besuchers seine Leute von der Arbeit ablenkt.

FRIEDHOF REICHER HUNDE

Nicht gelang es dem Doktor Becker, nach Pottersfield zu kommen, zum Armenfriedhof auf Hart's Island.

Er war schon ganz nah, auf der Halbinsel City Island, von wo ein Motorboot hinüberfährt. Das hatte einige Kisten mit Leichen geladen, als der Doktor Becker an Bord gehen wollte.

Kalt war der Tag, und es goß.

Die beiden Wächter, sozusagen als Brückenkopf vorgeschoben, prüften des Doktor Becker Legitimation. Sie war von der Justizverwaltung des Staates New York für alle diesem untergeordneten Institutionen ausgestellt, und da zwei davon auf der Toteninsel sind, hätte gegen eine Überfahrt des Doktor Becker rechtens kaum etwas eingewendet werden können. Leider aber war der Erlaubnisschein vor einer Woche abgelaufen.

Vergeblich bemühte sich der Doktor Becker, den Vorposten begreiflich zu machen, daß er kein verdächtiger Eindringling sei. Und zu einem Friedhofsbesuch könne es unmöglich einer Spezialerlaubnis bedürfen, wer wird denn einem tot Begrabenen einen Kassiber zustecken, wer wird den Inwohnern eines Friedhofs zur Flucht behilflich sein wollen? Was, führte der Doktor Becker ferner aus, was, wenn ich der Hinterbliebene eines der drüben Bestatteten bin? – „Dann bekommen Sie eine amtliche Erlaubnis, sobald Sie den Verwandtschaftsgrad beweisen." – Und wenn ich das Grab eines der vielen Unbekannten besuchen will? – „Dann müssen Sie in City Hall triftig erklären, welches Massengrab Sie aufsuchen wollen."

Gewiß nicht aus Unfreundlichkeit verhinderten die beiden Wächter die Überfahrt. Im Gegenteil: sie ließen das Motorboot mit den eingesargten Leichen warten, bis der Doktor Becker sein Plädoyer beendet und ihre Antwort entgegengenommen, und sie stellten ihm sogar das Telefon zur Verfügung, damit er über das Wasser mit dem Verwalter der so wohlgeschützten Insel verhandle.

Diesem las der Doktor Becker mit feuriger Betonung den vom Department of Correction in Albany, der Hauptstadt des Bundesstaates New York, ergangenen Erlaß vor, dem zufolge dem Doktor Becker der Permiß ausgefertigt worden war, insbesondere die Stellen, in denen er (wenn auch nicht unter dem Namen „Doktor Becker", dessen er sich auf dem amerikanischen Festland nicht mehr ausschließlich bediente) geradezu als die einzige publizistisch-soziologisch-kriminalistische Persönlichkeit der Alten Welt bezeichnet wurde (jede auch nur um einen Grad gemäßigtere Charakterisierung gilt in Amerika bereits als Beschimpfung). Und hier sollte doch begründet werden, warum man das allgemeine Besuchsverbot ausnahmsweise aufhebe:

„The visitation problem at this institution became so serious that it was necessary to issue a general order prohibiting all visitations. You can readily appreciate that we have had hundreds of requests but naturally the order had to be rigidly enforced. I could not conscientiously grant one the privilege and deny others. I, however, have established the precedent of granting a special courtesy permit to those actively engaged in criminological and allied sociological activities and I believe that Mr. Kisch could be properly classified under this group and with that interpretation I would be pleased to grant him the special permit of visiting ..."

Das nützte alles nichts. Der Doktor Becker gewann nicht das andere Ufer, wohl aber den Eindruck, daß man ihm zwecks Besichtigung der Gefängnisanlagen die Überfahrt sicherlich bewilligt hätte. Nur den Besuch eines Friedhofs, „wo wirklich nicht das geringste zu sehen ist", wollte man gerade einem als so prominent Gebrandmarkten verwehren.

Kurzum, der Doktor Becker entfernte sich vom Brückenkopf des Armenkirchhofs unverrichteterdinge und hätte die mißglückte Reportage überhaupt nicht oder bestenfalls erst niedergeschrieben, wenn er, an seinem Lebensabend mit der Abfassung seiner Memoiren beschäftigt, zu dem Kapitel „Mißglückte Reportagen" gekommen wäre.

Eines Tages, in der Villenvorstadt Hartsdale, verlockte ein offenes Portal, über dem „Canine Cemetery" stand, den

Doktor Becker zum Eintritt in die Nekropole, die sich marmorn, bronzen und blumig einen sanften Hügel emporschwang.

Wieder goß es, und während ihn dieses Wetter an obgemeldete mißglückte Reportage erinnerte, bedauerte er, daß es regne, denn ein freundlicherer Tag mit Trauergästen an den zauberhaften Gräbern hätte den Gegensatz zwischen armen Hunden und reichen Hunden sinnfälliger hervortreten lassen. Bald hatte er dieses Bedauern vergessen – wahrhaftig, der Kontrast zu jedem Totenanger der Welt war groß genug.

Hartsdale ist der feudalste Hundefriedhof von Amerika, die Preise für Grabstellen sollen für gewöhnliche Sterbliche unerschwinglich sein. So ist er nicht überfüllt, obwohl ihn der smarte Tierfreund Dr. Samuel Johns schon 1896 errichtet hat. Man muß zugestehen, daß alle hier so liegen, wie sie gelebt haben: bequem.

Von den bekanntesten Bildhauern Amerikas wurden die Grabdenkmäler geschaffen, und ein Friedhofsbeamter zeigt dem Doktor Becker diejenigen Skulpturen, die über 80 000 Dollar gekostet haben. Das einzige ästhetische Kriterium ist – nicht nur für den Hundetotengräber – der Dollar.

Der Doktor Becker sieht sich die gemeißelten Dollars an. Büsten, lebensgroße Statuen, Hochreliefs und Basreliefs aus Marmor, Basalt und Bronze, alabasterne Rosenkränze und Arabesken, bemalte Medaillons, monumentale, mit Prunkketten eingesäumte Platten, ein steinerner Baum, gefällt vom unerbittlichen Schicksal. Überflüssig zu sagen, daß fast alle Porträts Hunde darstellen, seltener Katzen.

Aus den Inschriften möchte der Doktor Becker die Verdienste und Eigenschaften erfahren, durch die man sich das Recht auf einen letzten Ruheplatz in diesem schönen Gebiet und auf ein ewiges Denkmal erwirbt.

Über Dolly steht nichts dergleichen auf ihrem Marmorobelisk. Nur zwei Daten: geboren 24. Oktober 1914, gestorben 6. Oktober 1918. Dennoch blickt der Doktor Becker lange auf diese Buchstaben und Ziffern. Nicht jeder, der um diese Zeit geboren wurde, nicht jeder, der um diese Zeit starb, hat ein Grab, geschweige denn ein solches wie das vierjährige Hündchen.

Cornelius Vanderbilt, der über unzählige Kreaturen gebietet, gibt auf der in den Erdboden eingelassenen Platte die Namen dreier an, deren Andenken er ehren will, der drei Hunde Lassy, Sportie und Happy Boy. Frau Astor wiederum nennt keine Namen, ist aber dafür weniger karg mit Worten. Auf dem ihr gehörigen mächtigen Komplex steht: „In liebender Erinnerung an alle meine Hunde und Pferde – meine treuen und ständigen Gesellschafter."

„Du warst unser Liebling." – „Wir beklagen unseren zarten Kameraden." – „Hier ruht Bella, unsere sonnige Freundin." – „Beloved Pico, 1916–1924, beautiful, intelligent, heroic." – „Süß warst du, unser kleiner Bill." – „Proud, sunny, loving." – „Schneeball! Nimmermehr wird dein Andenken aus unseren Herzen schwinden." – „Hier schlummert Ami, geliebtes Mitglied unserer Familie." – „Bébé, ewig beweint." – „Schlafe süß, Ben." – „Grumpy, 4. August 1913–20. September 1916. Deine Liebe, Anhänglichkeit und Verständnis bereicherten unser Leben. Warte auf uns!"

Beim Lesen des Epitaphs für „Nigger, den alten Gentleman" kann sich der Doktor Becker des Gedankens nicht erwehren, daß die Hinterbliebenen dieses schwarzen Pudels seinen Paten niemals „alter Gentleman" genannt hätten, weil er für sie das polare Gegenteil davon ist: ein Nigger. Zwar hört man manchmal das Wort: „ein farbiger Gentleman", das ist jedoch kontradiktorisch gemeint, etwa so wie „Gentleman-Einbrecher".

Auf einem einzigen Stein steht ein Satz, der dem Doktor Becker gefällt, denn es liegt ein Gedanke darin: „Jack as ever preceeds his master a few steps – Jack, wie immer seinem Herrn um ein paar Schritte voraus."

Inschriftlich protzt ein Hinterbliebener, genau Namen und Stand nennend, mit seinen Weltreisen, indem er dem toten Hund bescheinigt: „Ah-Sum-Pupp hat 6600 Meilen mit seinem Herrn zurückgelegt."

Einem anderen Hündchen hat die Anti-Vivisektionsliga um seiner erlittenen Qualen willen ein demonstratives Denkmal gesetzt.

Wo über einem Hügel das Sternenbanner weht, dort ist ein Kriegergrab, das heißt: das Grab eines Kriegshundes. Immerhin, denkt der Doktor Becker, immerhin haben auch

die Kriegshunde an der Front das geführt, was Hunde unter sich wohl als „ein Menschenleben" bezeichnen mögen. Ob es aber gerade die waren, die hier bestattet sind, läßt sich füglich bezweifeln. Kein fühlender Hund konnte aus einer Welt, in der ungenießbares Fleisch und unbeknabberbare Knochen zum Himmel stanken, freudig bellend über den Ozean heimkehren, manche fühlenden Hunde starben dort, wo sich keine Fahne über den toten bläht.

Das haben vielleicht auch die maßgebenden Kreise empfunden, als sie, um den Ehrgeiz einer künftigen Hundegeneration aufzustacheln, auf dem höchsten Punkt des Canine Cemetery of Hartsdale ein kolossales Monument errichteten zu Ehren des unbekannten Kriegshundes. Feldmäßig ausgerüstet blickt er kühn dem Feinde des Vaterlands entgegen. Um was es geht, weiß er so, wie es seine zweibeinigen Kriegskameraden wissen ...

Hinabsteigend den Hügel, vorbeigehend an grünen Ranken, weißen Plastiken und blumigen Rabatten, unter denen Schoßhündchen in den Schoß der Erde gebettet sind, kann der Doktor Becker nicht finden, daß diese prunkvolle öffentliche Stätte einen Widersinn zu dem Armenfriedhof bildet, den zu betreten ihm verwehrt wurde. Der reiche Hund ist hier so begraben, wie er gelebt hat, und drüben auf Pottersfield geht es dem armen Menschen ebenso.

BILDERBOGEN: TIEFSTES CHICAGO

I. Der Menschenmarkt

Ein Auto hat ein anderes leicht angefahren, Kotflügel und Nummerntafel eingedrückt. So etwas geschieht fast täglich und überall. Trotzdem sammeln sich, da es hier – zwischen Union Station und North Western Station – geschah, im Nu einige hundert Personen, um den Schaden zu besehen und in dem Streit der beiden Chauffeure Partei zu ergreifen. Herangeritten kommt ein Schutzmann und überblickt, der Schweif seines Pferdes ist kunstvoll geknotet, die Gesamtsituation.

Die Leute, die sich um den Schauplatz des kleinen Autounfalls scharen, empfinden ihn als willkommenes Zwischenspiel ihrer Tätigkeit. Ihre Tätigkeit besteht darin: sich anzustellen, weil sie es nicht sind und es gern sein möchten. Schließlich werden sie abgespeist, aber auch das nicht im Ursinne des Wortes.

Sie hocken auf den Trittbrettern parkender Autos, sie stehen auf dem Trottoir und drängen sich in den Hausfluren, sie überlegen vor dem Schaufenster der Souvenir-Geschäfte, ob sie für ihre letzten zwanzig Cent eine Perlmutterplatte mit der bunten Ansicht eines Chicagoer Wolkenkratzers kaufen und in das europäische Heimatdorf schicken sollen, solcherart die dortige Meinung stärkend, daß sie in Amerika Millionäre geworden seien.

Wartend verbringen sie ihre Tage in Regen und Frost. Zwar sind Sitzgelegenheiten genug da, fast jedes der Geschäftslokale ist als Wartezimmer eingerichtet und mit Bänken versehen, jedoch darf man nicht so ohne weiteres hinein, es sind Arbeitsvermittlungen, Labor offices, Employment agencies. Nur wenn gerade eine Anforderung kommt, werden die Leute von der Straße hereingelassen, die Jüngsten und Stärksten ausgesucht, und die dürfen sich nun auf die Bänke setzen, bis ihre Papiere in Ordnung gebracht bzw. befunden worden sind.

Die anderen schlürfen wieder hinaus in den großen Freilichtwartesaal am Chicago River, und einzige Abwechslung in ihrer Lebensweise ist eben ein Auto, das in ein anderes stößt.

Jede Straßenecke schützen Schutzleute, und außerdem sind die Häuserblocks dieses Distrikts, der selbst offiziös „Slave market" heißt, der Obhut von Polizeikavalleristen mit kunstvoll verknoteten Roßschweifen anvertraut.

II. Floptown

Der angrenzende Straßenzug besteht aus Elendenquartieren. Abgebröckeltes oder verfallenes Gemäuer, morsches oder verfaultes Bretterwerk sind die Fronten, doch verschwinden sie hinter den eisernen, aus den Fenstern auf die Straße führenden Feuertreppen. Winzige Zimmer dienen als Massenquartiere; man kann sich zum Schlaf „hinschmeißen", „flop".

Auch hier in Floptown sind die Bürgersteige von umherstehenden Männern bevölkert. Von solchen, die nicht mehr nach Canal Street, auf den Sklavenmarkt gehen, bereits die Hoffnung begraben haben, Arbeit zu finden.

Anderseits kommt von Canal Street nach Floptown nur, wer noch ein Hemd hat und fünf Cent und die Eitelkeit, es waschen zu lassen. Man sieht ihn in der „cut rate laundry" sitzen und mit nacktem Oberkörper warten, bis der Chinese das Hemd eingeweicht, eingeseift, ausgewrungen, getrocknet, gerollt und geplättet hat.

Die Autochthonen lassen auf der Straße ihre Zähne klappern. Wohl dem, der wenigstens einen Mantel hat, wenn auch nur einen, dem man's ansieht, daß er so oft den Beruf gewechselt hat wie sein Insasse: der Mantel hat schon als Leintuch gedient, als Kopfpolster, als Decke, als Sack und als Packpapier.

Kirchenmissionen, Heilsarmee und Hobo College, die Landstreicheruniversität Dr. Benno Reitmanns, amtieren hier inmitten des Wohnbezirks ihrer Kunden.

III. Die Kuh der Frau O'Leary

Das Haus 558 De Koven Street steht auf lokalgeschichtlichem Boden. Am 18. Oktober 1871, eines Sonntags, um neun Uhr abends, ging die damalige Besitzerin dieses Hauses, Mrs. O'Leary, in den Stall, da eine bei ihren Untermietern versammelte Geburtstagsgesellschaft Milch brauchte. Die Kuh, wohl wütend darüber, noch zu nachtschlafender Zeit ausgenützt zu werden, versetzte der neben sie hingestellten Petroleumlampe einen Fußtritt, und im Nu brannte der Stall lichterloh.

Schreiend rannte Mrs. O'Leary auf die Straße; bevor jedoch Hilfe kam, hatte der Wind die Flammen auf die Dachstühle der Nachbarhäuser getrieben und von dort auf deren Nachbarhäuser und so fort und so fort, bis ganz Chicago in hellem Feuer stand. Erst am Dienstag hielt der umhertollende Wind erhitzt inne. Siebzehntausend Häuser, hölzerne und backsteinerne, waren niedergebrannt oder eingestürzt; hundertneunzig Millionen Dollar meldete man als Schadenersatz bei den Versicherungsgesellschaften an, die sich daraufhin eilends in Konkurs begaben; 98 000 Personen waren obdachlos, über zweihundert in den Flammen umgekommen, etwa tausend verwundet. Die große behördliche Untersuchung stellte die Schuld der der Frau O'Leary gehörigen Kuh zweifelsfrei fest. Daraufhin wurde das Halten von Vieh innerhalb des Weichbildes von Chicago verboten.

IV. Die Bombe

Zur Polizeistation Desplaines Street, einem alten massiven Gebäude, das die hohe Obrigkeit in dem Bezirk der Untrigkeit repräsentiert, führt eine Freitreppe empor. Zu den Zellen und zu dem Saal des Polizeigerichts. Darin wird mit beachtenswerter Strenge und ohne Ansehen der Person jeder Untertan des Reviers verurteilt, der sich des Diebstahls von fünfzig Cent oder des Verbrechens der Trunkenheit schuldig macht.

In der Wachstube hängt ein Tableau mit vergilbten Photos; sie stellen die beim Anarchistenmeeting auf Hay-

market am 4. Mai 1886 durch eine Explosion getöteten oder verwundeten Polizisten der von hier aus kommandierten Company A dar. Daß das Dynamit von einem der Lockspitzel geschleudert worden war, die auch nachher mit erstaunlicher Promptheit in den Wohnungen aller mißliebigen Arbeiterführer Sprengstoff und Höllenmaschinen auffanden, vor allem in der Redaktion der deutschen „Arbeiter-Zeitung", geht aus der ganzen Situation hervor.

Einige Tage vorher hatte die Polizei acht Arbeiter erschossen, weil sie in der Fabrik von Cyrus McCormick, heute International Harvester Comp. Inc., für den Achtstundentag zu agitieren versuchten. Da die Forderung nicht verstummte, entschloß sich Cyrus McCormick, der damals der reichste Mann von Chicago war und den Unterhalt der Bezirkspolizei und des Gerichts offiziell aus seiner Tasche bezahlte, die ganze Arbeiterbewegung für immer zu beseitigen. Dazu bedurfte es aber eines Kapitalverbrechens, und für dieses war das Protestmeeting gegen den Massenmord der richtige Platz. Sollte ein Cyrus nicht imstande sein, etwas Dynamit zu kaufen und es in die Menge werfen zu lassen ...?

Die des Zusammenhangs mit dem Bombenwurf beschuldigten deutschen Arbeiterführer wurden am 11. November 1887 gehängt, einige endeten im Kerker (Lingg am Tage vor der Hinrichtung) durch Selbstmord oder infolge der Untersuchungsmethode.

Haymarket, nunmehr Commission Row, ist Gemüsemarkt, und die Markthelfer benützten – weniger aus politischen Gründen als aus einem natürlichen Bedürfnis – das Denkmal des mit ausgestrecktem Arm stürmenden Polizisten als Pissoir, so daß es nach Union Square verlegt werden mußte, auf einen Platz, mit dem es nichts zu tun hat und der ziemlich versteckt ist.

Ein zweites Monument in der Nähe ist dem Chicagoer Bürgermeister und Politiker jener Zeit, Carter H. Harrison, errichtet, der 1893 während der Weltausstellung eines für Chicago natürlichen Todes starb: er wurde erschossen.

Ein zweites Arrangement der gleichen vergilbten Photos schmückt in City Hall das Vorzimmer des Polizeipräsidenten neben etwa fünfzig silbernen Pokalen, die seine Mannschaften bei Baseball- und Fußballwettkämpfen gewannen,

Siegestrophäen der Chicagoer Polizei. (Vor etwa Monatsfrist wurden sieben Bootleggers in einer Garage von einer anderen Platte überfallen, auf der Straße an die Wand gestellt und mit einem Maschinengewehr buchstäblich in Fetzen geschossen. Von den Tätern, unter denen sich Polizisten in Uniform befanden, fehlt jede Spur, ihr Bild hängt nicht in der Antichambre von City Hall.)

V. Die Straßenkreuzung der Blutrache

Wo sich Tailor Street und Halstead kreuzen, ist die Todesecke. Die Vendetta lauert im Immigrantenviertel, wie sie in der Urheimat der Bewohner gelauert hat. Doch wird nicht Blut hier mit Blut vergolten, sondern Alkohol mit Blut. Wer sich durch „high jacking", durch Abfangen von Schnapstransporten, vergangen hat, muß ausgerottet werden mitsamt seinem ganzen Geschlecht, Kindern und Kindeskindern. Die italienische Familienehre deckt sich auf amerikanischem Boden mit Geschäftsinteresse, der Konkurrenzkampf ist's, der mit Kugel und Blei ritterlich ausgefochten wird.

Schärfer als einst und drüben die Capuletti und die Montecchi scheiden sich die Parteien durch ihre Zugehörigkeit zu den mächtigen Bootlegger-Konzernen, hie Capone, hie Moran.

Dieser Alkoholschmugglerbezirk heißt noch heute Gennaland, obwohl die drei Brüder Genna selig im Herrn entschlafen sind, jeder durch eine andere Revolverkugel; ihre Generäle Enrico Spinola und Oratio Tropea fielen an der Todesecke.

Noch ragt die Residenz der Brüder Genna, der Whisky-Mussolinis, an der Miller Street als zweistöckiges Ziegelhaus titanisch über die Nachbarschaft empor. (Amerika besteht mitnichten bloß aus Wolkenkratzern!) Eine ebensolche Rolle wie das Kommissariat Desplaines Street spielt in der Polizeigeschichte Chicagos der Palazzo Genna, der fünf Straßenausgänge hat.

In dem Prozeß gegen die Bootlegger Scalisi und Anselmi wegen Erschießung von unbo(o)t(legger)mäßigen Detekti-

ven trat zutage, daß das Gennasche Haus das Kommando über die Polizeibesatzung des Bezirks innehatte und daß mehrere hundert Beamte der Maxwell Street-Wachstube allwöchentlich hierherkamen, um ihre Löhnung für Mitarbeit zu beheben. Scalisi und Anselmi wurden, da die Italiener Chicagos eine einflußreiche Wählermasse darstellen, freigesprochen.

Aber gegen die der Korruption öffentlich überführten Beamten ging die Behörde mit der drakonischen Strenge vor, die sie immer und überall gegen bekannt werdende Ungesetzlichkeiten des Polizeipersonals aufbringt: die Schuldigen wurden samt und sonders in ein anderes Revier versetzt.

VI. Der Trödelmarkt

Von wem das Polizeirevier Maxwell Street jetzt bezahlt wird, weiß die Öffentlichkeit nicht. Jedenfalls brandet um seine Schwelle der Elendenmarkt Chicagos allvormittäglich, am heftigsten sonntags.

Die Käuferschaft besteht aus Polen und Mexikanern, denen zuliebe sehr viel katholische Devotionalien – Heiligenbilder, Gebetbücher, Kruzifixe, Rosenkränze und Medaillen – in den Buden der ausnahmslos jüdischen Verkäufer liegen.

Deren einzige Konkurrenz, die Indianer, schlagen an der Kreuzung der Seitenstraßen die Kriegstrommel. Dazu tanzen sie, die rotbraunen Ureinwohner des Landes, im Federschmuck die heiligen Tänze des Stammes, um Käufer anzulocken für ihre Medizinen.

Maxwell Street, die Straße, deren Verkehr jeden Verkehr verhindert, ist ungepflastert. Das konstatiert man sofort. Und erst an irgendeiner Stelle, wo ein Riß im Erdboden klafft, merkt man, daß darunter Asphalt liegt. Nur ist er durch eine zollhohe Schicht jahrzehntelang festgestampften Straßenkots verdeckt. Die aufgefahrenen Schiebekarren teilen die ohnehin schmale Straße längsseits in drei Straßen, die vierte und fünfte Zeile bilden die Läden in den Häusern, vor denen handgreifliche Anpreiser und Kundenfänger arbeiten.

Die größten und auffallendsten Stände sind die, die das vollständige Inventar von Spiritusbrennereien feilbieten, blitzblanke Kupferkessel, Destillationsapparate, Retorten, Thermometer, Röhren und all das, was zur Fabrikation von Whisky in jeden amerikanischen Haushalt gehört. Hopfen in Säckchen für die heimische Brauerei und Edelhefe zur Herstellung von Bier kriegt man an benachbarten Ständen.

Gebrauchte Stehkragen kosten fünf Cent das Stück, für alte Hemden werden dreißig Cent verlangt, aber der Trödler läßt mit sich reden.

Ungeheure Mengen von Grammophonplatten liegen für fünf Cent per Stück, für fünfzig Cent per Dutzend zum Verkaufe auf. Man ist mißtrauisch – für diesen Spottpreis kann man doch unmöglich eine richtige Platte kaufen? Bereitwillig setzt der Verkäufer jede, die man aussucht, auf sein Grammophon, und siehe da, sie klingt tadellos. Zu Dutzenden kauft man ein und wird erst zu Hause merken, daß die Platten nicht funktionieren: die Edison-Phonographen, zu denen sie passen, werden seit zwanzig Jahren nicht mehr erzeugt.

Der Bücherkarren hat Einheitspreise von fünf und zehn Cent, alte Kalender und alte Magazine, spanische Schundromane und polnische Bibeln und einige zerlesene Schulklassiker, zum Beispiel in jiddischer Sprache einen Goetheschen Roman „Die Zores fün jüngen Werther".

VII. Wer kennt die Völker

Je weiter westlich, desto armseliger wird die Gegend, desto zerfallener die Häuser, bis im Verbrecherdorf Cicero der Anblick der Hütten und des Schmutzes geradezu physisch ergreift. Der Westen Chicagos entspricht dem Osten aller anderen Großstädte, er ist das Elendenquartier; Ostgrenze der Stadt ist der Michigansee, an dessen Ufern der Luxus herrscht.

In geschlossenen Bezirken wohnen Polen, 320 000 an der Zahl, 130 000 Italiener, 116 000 Tschechoslowaken, 110 000 Neger, 61 000 Ungarn, 27 000 Griechen, die im „Delta" an der Blue Island Avenue davon leben, daß sie teils Besitzer,

teils Stammgäste von Kaffeehäusern sind. Die Kopfzahl der Chinesen beträgt kaum 3000, aber trotzdem befehden sich Stämme und Bünde. Der heftigste dieser Tong-Kriege war der zwischen den Hip Sings und den On Leongs, der unter den Chinesen ganz Amerikas tobte und besonders in Chicago viele Todesopfer forderte.

Man kann es verstehen, daß einem jungen norwegischen Schaffner der Halstead-Straßenbahn nicht behaglich zumute war, als in seinem Waggon eine Gruppe von Irländern, geladen mit Whisky, das Fahrgeld nicht zahlen wollte. Man kann es verstehen, daß der junge norwegische Schaffner unter solchen Umständen diesen Beruf und diese Stadt aufgab, in die Heimat zurückkehrte, sich als Schriftsteller versuchte und Knut Hamsun wurde.

VIII. Revolution der Deutschen

Die Deutschen bilden weder sozial noch geographisch eine geschlossene Masse, es gibt unter ihnen Fabrikanten mit Luxuswohnungen an der Goldküste, Mittelklasse am Lincoln-Park von 1600 bis 2000 North und unterstandslose Aushilfskellner im Hull House. So kommt ès, daß zum Beispiel die Italiener politisch weitaus energischer in Erscheinung treten als die zahlenmäßig mehr als doppelt so starken Deutschen. Sie und die Skandinavier stellen übrigens den geringsten Prozentsatz unter den wegen Prohibitionsvergehens verurteilten Ausländern, was beachtlich ist, denn die erste Erhebung gegen die Einschränkung des Alkoholverkaufes war von den Deutschen ausgegangen.

Lang, lang ist's her, aber die Erinnerung an „the Lager Beer Riot" von 1855 lebt heute noch fort. Von der Nordseite der Stadt, aus der deutschen Kolonie, wälzte sich eine Menschenmenge unter der Parole, die Bastille zu stürmen, gegen das Court House, in dem einige Gastwirte gefangen saßen, weil sie am Sonntag Bier ausgeschenkt hatten. In North Clark Street wollte ein Polizeikordon den Demonstrationszug aufhalten, aber die sonst so friedfertigen Deutschen waren diesmal nicht wiederzuerkennen; auf den Kampfruf hin: „Das sind die Kerle, die die Bierhäuser am

Sonntag schließen", stürzten sie sich gegen die Wache, es wurde geschossen, Menschen getötet und verwundet.

Wie groß die Zahl der Opfer war, ist nicht festzustellen, denn von diesem Vorfall ist im Zimmer des Polizeipräsidenten keine Trophäe aufbewahrt, und mitnichten erinnert ein Denkmal an den Zusammenstoß. Er endete übrigens mit einem Sieg des Lagerbiers. Durch den revolutionären Kampfwillen der Deutschen und durch das zwischen ihnen und den Iren geschlossene Lagerbier- und Whisky-Bündnis wurden die Behörden derart eingeschüchtert, daß sie das Verbot des Sonntagsausschankes aufhoben. Goldene Zeiten!

EINE BANK IN WALL STREET

Auf dem Wege, seinen Reisescheck abzuheben, kam der Doktor Becker durch Wall Street.

Er glaubte: die Insassen eines Pavillons von Tobsüchtigen, allesamt davon überzeugt, völlig normal zu sein, hätten sich zu einem Fest vereinigt unter der Devise „Bei den wirklich Tobsüchtigen".

Oder war er in eine blutige Revolution geraten? Oder auf den Schauplatz eines Massenmordes?

Was ist denn geschehen? fragte der Doktor Becker.

Oh, die Börse zeige sich heute flau, und nur deshalb sei es hier so ruhig. Kopfschüttelnd setzte der Doktor Becker seinen Weg zur Chase Bank fort, von der er in Europa noch nie etwas gehört hatte.

Er suchte sich einen von den neunzehn Personenaufzügen aus, auf dem „Expreß" stand. Denn, dachte er, mein Konto ist in einer wichtigen Abteilung, bei der auch ein Expreß-Elevator halten muß. Er wurde in das 35. Stockwerk gehoben, was ihn einerseits beleidigte (er hätte sein Guthaben in einer vornehmeren Etage vermutet), anderseits aber über die Solidität des Unternehmens beruhigte – eine Winkelbank kann sich kein Gebäude leisten, das die Wolken kratzt.

Übrigens war sein Guthaben nicht oben, worauf er einen anderen Expreß nahm, um wieder hinabzufahren und sich beim Portier genauer zu erkundigen. Zu seiner Überraschung wurde er nicht 35 Etagen gesenkt, sondern 39. Das Rätsel löste sich erst, als er ausstieg und erfuhr, daß es auch Stockwerke unter der Erde gebe.

Er war vor jenen Räumen, die man in nichtenglisch-sprechenden Ländern mit dem englischen Wort „Safes" bezeichnet, während sie hier „Vaults" heißen. Der Doktor Becker betrachtete sie neugierig, ihn betrachtete man mißtrauisch. Und fragte ihn sogar, ob er hier ein Fach habe. Solches verneinte er, ihn hatte ein Privatgeschäft und nicht sein

Fach hergeführt. Aber Kommittent der Bank sei er. Daraufhin setzte der Beamte das für den Verkehr mit Kommittenten strengstens angeordnete freundliche Lächeln auf und erläuterte dem Doktor Becker die Einrichtungen, vor allem das Tor zu den Kassengewölben, dessen moderner Mechanismus den Doktor Becker dummerweise an das Werk einer mittelalterlichen Turmuhr mit Wandelfiguren erinnerte.

Das Tor, vernahm er, sei aus nichtrostendem Stahl, einen Meter dick, wiege fünfundvierzig Tonnen, werde abends von drei Beamten verschlossen und könne nur von diesen zu einer vom Oberkontrolleur im Uhrwerk genau fixierten Stunde geöffnet werden.

Daß die betonten Vorsichtsmaßregeln bloß zur Beruhigung der Depotinhaber getroffen sind, nicht aber gegen die Einbrecher, und daß auch ein Panzerraum älteren Systems ebenso viele, das heißt ebensowenig Sicherheiten gegen Überfall und Einbruch biete, das war dem Doktor Becker, der einiges von Verbrechertechnik weiß, sehr klar.

Er ließ sich dies jedoch nicht anmerken. Ja, über einen optischen Trick (die Einstellung der Buchstabenchiffre selbst für eine neben dem Inhaber stehende Person oder für einen neugierig herüberlugenden Depotnachbar unsichtbar zu machen) heuchelte der Doktor Becker sogar Bewunderung, obwohl ihm in der Kriminalgeschichte kein Fall von unbefugter Chiffreverwendung bei der Öffnung eines Bankfaches bekannt war.

Etwa drei Milliarden Dollar in Bargeld, Wertobjekten und -papieren, erzählte der Beamte, seien hier untergebracht. Interessant sei ihre Übersiedlung in diese Räume gewesen: durch ein Spalier von Detektiven rasten zwischen dem alten und dem neuen Bankgebäude achtzehn Panzerautos hin und her, jedes innen bemannt mit fünf Polizisten samt Tränengasbomben und einem Maschinengewehr. Nur einer von den achtzehn jagenden Wagen barg die süße Last, die anderen siebzehn waren Convoy. Jede Fahrt dauerte fünf Minuten, und hundertundzehnmal mußte der Weg gemacht werden, bevor der ganze Reichtum, imstande, die Not einer Welt zu lindern, aus der einen Gruft in die andere gebettet war.

Das von der Not und von der Gruft sagte übrigens der

Beamte nicht, im Gegenteil, er fügte empfehlend hinzu, hier herrsche keineswegs Grabesluft; so tief die Vaults auch in den Felsgrund von Manhattan gehackt sind, die Luft sei vorzüglich, da sie aus der Höhe des zweiten Stockwerks durch eine Röhre geleitet werde, an deren Ölschicht aller Ruß und Staub hängenbleibe.

Unter solchen Umständen konnte der Doktor Becker nichts anderes tun als versprechen, bei nächster Gelegenheit eine von den fünftausend Depositboxes zu mieten, und zwar nicht etwa eine von den kleinen, die für 7 Dollar 50 Cent zu haben sind, sondern eine für fünfzehntausend Dollar Jahresmiete.

Unbefriedigt von diesem Geschäft, das dergestalt der Bank in sicherer Aussicht stand, wollte der Beamte jedenfalls auch etwas für sich verdienen, sei es ein Lob, sei es eine Provision, und der Doktor Becker versprach ihm, bei der Miete des großen Kassenschrankes sich seiner Vermittlung zu bedienen.

Vorläufig aber kam es dem Doktor Becker darauf an, den Kreditbrief zu beheben. In seinem Selbstgefühl gegenüber der Bank bedeutend herabgemindert, glaubte er nicht mehr, daß die Expreßaufzüge vor seinem Konto Station machen, und nahm daher einen schlichten Local Elevator.

Im ersten, aber noch immer unterirdischen Stockwerk über den Safes geriet er in den Kreis von zweihundert bis dreihundert meist jugendlichen Gestalten, die er schon beim ersten Hinsehen für Straßenräuber hielt und beim ersten Hinhören als Börsianer erkannte. Sie waren wenig exklusiv, wenig zurückhaltend, sie umringten den neuen Gast und teilten ihm, der nicht wußte, ob er da mit Pierpont Morgan oder mit John D. Rockefeller spreche, zutraulich Geschäftsgeheimnisse mit. Das wichtigste schien zu sein, daß die Scheibe vor dem Schalterbeamten aus kugelsicherem Glas und die dünne Marmorplatte zwischen dem Beamten- und dem Parteienraum innen mit einbruchsicherem Panzerstahl wattiert sei.

Weshalb sich die Börsenmakler hier versammelten, hatte der Doktor Becker bereits aus der Aufschrift „Overnight Loans“ erraten. Nun hörte er zu seiner Warnung, die gegen Bargeld verpfändeten oder über Nacht deponierten Wert-

papiere seien nicht nur gegen Revolverkugeln und Einbruchswerkzeuge geschützt, sondern auch gegen Entwertung; ein Nachrichtendienst ermögliche es der Bank, binnen zwanzig Minuten nach Bekanntwerden einer Defraudation, eines Bankrotts oder eines Selbstmords das Pfand so günstig wie möglich loszuschlagen.

Befriedigt fuhr der Doktor Becker aufwärts. Zu seinem Erstaunen fand er alle Räume zugänglich; die Schiebetüren, die fast überall die Wände ersetzen, waren zumeist offen; an Mädchen vor lautlosen Schreibmaschinen und Mädchen vor lautlosen Additionsmaschinen, an konferierenden, diktierenden, spekulierenden oder Kredite ablehnenden Direktoren in prächtigen Sälen schritt er vorbei auf schwellenden Teppichen – völlig unbeobachtet, was ihn hinsichtlich der Direktoren und Prokuristen kaum verdroß. Außer an den Geldschaltern in den dem Parteienverkehr dienenden Räumen erblickte er nirgends eine Scheidewand zwischen Besucher und Beamten.

Sogar in den Sitzungssaal des Verwaltungsrats, wo Schreibeblocks und gutgespitzte Bleistifte für den Doktor Becker bereitlagen, trat er ungehindert ein, in den schönen, halbelliptischen Saal, dem des Obersten Gerichtshofs in Washington sichtlich nachgebildet. Auf jedem Klubsessel war eine goldglänzende Plakette befestigt, und der Doktor Becker las, wie die Kardinäle dieses Finanzkonzils heißen.

Im Telefonzimmer zählte er die Hinterteile von fünfundzwanzig Mädchen; die Vorderteile konnte er nicht sehen, weil sie einer durchlöcherten Wand zugekehrt waren, aber der Doktor Becker hätte auch umgekehrten Falles kein Vergnügen genossen, denn alle hatten vor den Mund ein Sprechrohr geschnallt und über die Ohren je eine Hörmuschel.

„Wieviel Anschlüsse?" fragte der Doktor Becker, streng wie ein Kontrolleur, die Aufsichtsdame. Sie schaltete das freundliche Lächeln ein. „150 Staatsanschlüsse, 900 Nebenanschlüsse und 100 direkte Leitungen zur Börse und zu den Filialen." Unbestochen von dem Lächeln, inquirierte er weiter: „Wieviel Verbindungen stellen Sie täglich her?" – „In der vorigen Woche betrug der Durchschnitt täglich 27 500 Anrufe, das Maximum war 31 200." – „Thank you."

Hart schritt der Doktor in den Nebenraum. Ein unverständlicher Apparat verblüffte ihn nicht. Daß das, was daneben arbeitete, eine Schnellpresse oder eine Vervielfältigungsmaschine war, erriet er ungefähr. „Wie ist Ihre Arbeit?“ fragte er unbestimmt, und die Presse stoppte. „Wir brauchen einundeinviertel Minute zur Reproduktion samt Entwicklung und Abzug.“ Das Antlitz des Doktor Becker blieb kritisch, und er deutete auf den ihm rätselhaften Riesenapparat. „Und was reproduzieren Sie?“ – „Der Photostat stellt die Kopien von Wechseln und einlaufenden Dokumenten her.“ – „Thank you.“

Der Inspekteur Doktor Becker begab sich in einen mit Röhren gefüllten Saal. „Erklären!“ – „Hier ist die Zentrale für den elektrischen Rohrpostverkehr zwischen den Abteilungen. Unser Tagesdurchschnitt beträgt 8000 Sendungen.“ – „All right.“

Auch im „Krematorium“, wo die eingelösten Coupons einbruchsicher und feuersicher verbrannt werden, fand er nichts auszusetzen. Er ließ sich über die Handhabung der Schotten Vortrag halten, die im Falle eines Brandes alle Abteilungen verschließen und nur der brennenden den Zugang zum Feuerschacht öffnen. – „Thank you.“

Er begutachtete die Garderobenschränke als sinnreich, besonders die Vorrichtung, vermöge welcher der Schirm außen aufgehängt, jedoch nur nach Aufsperren der Schranktür abgenommen werden kann. Im Einzahlungs- und Auszahlungssaal meldete ihm der Abteilungsvorstand, daß stündlich 3000 Parteien an den Schaltern zu erledigen sind. „All right“, sagte der Doktor Becker ...

... da sah er die Tafel „Letters of Credit“ über einem Schreibtisch. Er hatte keine Gelegenheit zu zögern, sich's zu überlegen, ob er der ihm durchaus vertrauenswürdig scheinenden Bank seinen Kreditbrief noch lassen sollte. Er benötigte den Betrag zufällig.

Kurzerhand behob der Doktor Becker den ganzen auf hundert Dollar lautenden Kreditbrief, solcherart auf die goldglänzende Plakette mit seinem Namen verzichtend, die andernfalls vielleicht einmal auf einem Klubsessel im halbelliptischen Sitzungssaal des Verwaltungsrats geprangt hätte.

HENKERSMAHLZEIT, VERABREICHT VON MISTER STEIN

Es war der Tag, an dem der Doktor Becker in Chicago angekommen war. Die Interviewer hatten kaum sein Zimmer verlassen, als ihn eine Redaktion anklingelte, ob er eine Gastreportage über die heute abend stattfindende Hinrichtung schreiben wolle. Ja, sagte der Doktor Becker, er wolle eine Gastreportage über die heute abend stattfindende Hinrichtung schreiben. Wer es denn sei, der heute auf elektrischem Wege aus dem Wege geräumt werde. Es sei ein Neger, erwiderte der City Editor, aber der Name sei ihm augenblicklich entfallen.

Eine Stunde später hatte der Doktor Becker einen Admit in Händen to witness the execution of David Shanks at the County Jail at 12,05 a. m., gestempelt und unterschrieben von John E. Träger, Sheriff.

Im Gerichts- und Gefängnisgebäude, in dem sich der Doktor Becker nachts einfand, erfuhr er, die Hinrichtung sei abgesagt, was ihn weder verstimmen noch erfreuen konnte, da er nicht wußte, ob diese Verschiebung für den armen schwarzen Teufel David Shanks nur eine der in Amerika üblichen Verlängerungen der Todesqualen bedeute oder seine Rettung. Jedenfalls verließ der Doktor Becker das Kriminalgericht und ging in das Nachbarhaus, um an einer Bar Kaffee zu trinken.

Hier nun sah sich der Doktor Becker aus dem Regen in die Traufe gekommen oder – unbildlich gesprochen, obwohl es sich um Bilder handelt – aus einer Hinrichtung in viele.

Sie hingen an der Wand einer Nische, wo der, der Appetit hat, sein Abendbrot verzehren und sich manchmal an dem Gedanken begruseln kann, daß im nächsten Haus ein Armersünder genau das gleiche Menü als letzte oder als einzige irdische Wohltat zu sich nimmt.

Also hatte der Doktor Becker genügend Grund, sich die Tapete von Hinrichtungsbildern im Detail zu besehen und

sogar seinen Bleistift hervorzuziehen, um sich einiges zu notieren, was dazu angetan schien, das kulturelle Niveau eines Landes einerseits und die Methoden von Henkersknechten anderseits zu illustrieren.

Kaum aber war der Bleistift des Doktor Becker gezückt, kam Mister Stein herbei, um sich dem des Journalismus verdächtig Gewordenen als Besitzer der Bar und als derjenige vorzustellen, der den auf den Photos verewigten Delinquenten das Henkersmahl hinüberbringe, ein „Chickendinner", eine Mahlzeit mit gebratenem Huhn, für die er kein Honorar nehme.

Der Doktor Becker hatte während dieser Vorstellung immerfort auf ein Bild gestarrt und fragte nun den Mister Stein, wer von seinen Kunden darauf konterfeit sei. Das war freilich fehl, denn es erwies sich, daß dies der einzige Hingerichtete war, dem der Mister Stein kein letztes Abendmahl verabreicht hatte.

Das Bild stellte einen unzweifelhaft Toten vor mit verglasten Augen und einer verstümmelten Kinnbacke. Den Oberkörper des auf dem Boden liegenden Leichnams zerrt ein Vierschrot, auf dessen Uniformkappe das Wort „Guard" steht, der photographischen Linse entgegen, während ein anderer Dicker, „Warden" auf der Mütze, dem Kameramann zulächelt. Der Tote war, wie der Doktor Becker von Mr. Stein erfuhr, noch nicht tot, sondern nur in Agonie, da er – ein gewisser Harvey Church – aus einem der Öffentlichkeit unbekannt gebliebenen Grund in Hungerstreik getreten war. Am dreißigsten Tage der verweigerten Nahrungsaufnahme wurde er bzw. der Warden Mr. Westbroke für die Presse photographiert, und dann legte man Harvey Church noch die Schlinge um den Hals, obwohl dies zur Herbeiführung des Todes nicht mehr nötig war.

Auf einem anderen Bild sah der Doktor Becker einen kleinen Jungen mit mädchenhaftem Gesicht und hörte, dieser sei ein Chorknabe namens Viani gewesen und habe in seiner Zelle so schön gesungen, daß die Leute auf der Straße sich drängten. An seinem achtzehnten Geburtstag erhielt er das gebratene Huhn ...

Erst seit April 1928 wird nicht mehr gehängt, sondern elektrifiziert. Der erste war der Arzt des Hospitals auf dem

Ashland-Boulevard, Dr. Rongetti, gegen dessen Verbrechen Galgen und Galvanostrom geradezu als milde Rüge erscheinen: er hatte an einem Mädchen eine verbotene Operation gegen ein vereinbartes Honorar von fünfzig Dollar vorgenommen, von denen er fünfundzwanzig Dollar vorausbezahlt erhielt; als der Rest am nächsten Tag von dem Freund der Patientin nicht erlegt wurde, führte dieser Arzt, wie er vorher angedroht, die erforderliche Nachoperation nicht aus und ließ das Mädchen unter gräßlichen Schmerzen sterben. Eine bestialischere, gemeinere Meuchelei vermag man sich nicht auszudenken, zweifellos steht sie in Amerika vereinzelt da. Und doch, und doch – ihre Ursache ist amerikanisch.

In sozialer Beziehung bemerkenswert ist der Fall eines jungen, auf dem Bild bereits glatzköpfigen Deutschamerikaners namens Karl Wunder, der eines Abends die Polizei rief: er war in seiner Wohnung von einem Fremden überfallen worden und mit ihm in einen Kampf geraten, wobei der Räuber die Gattin Wunders und Wunder den Räuber erschoß. Die beiden Leichen wurden beerdigt und die Waffe des bis heute nicht agnoszierten Räubers der Heeresverwaltung zurückerstattet, da sie ein Armeerevolver war. Wie erstaunte aber die Polizei, als sie bald darauf von der Militärbehörde die Mitteilung erhielt, der Revolver dieser Nummer sei während des Krieges an Karl Wunder abgegeben und nicht zurückerstattet worden.

Nun verhaftet, gestand der Witwer, er sei, um seine Frau loszuwerden, einfach auf den „Sklavenmarkt" in Canal Street gegangen und habe den ersten besten der dort Stellungsuchenden für hundert Dollar geheuert, mit dem eingehändigten Revolver die Frau zu erschießen. Nachdem der arme Lump im Hause erschienen war und den Auftrag ausgeführt hatte, schoß ihn Wunder über den Haufen, um sich des Mitwissers zu entledigen und die hundert Dollar zu sparen. Nur die Nummer des Revolvers hatte er zu beseitigen vergessen, weshalb er auf den Elektrostuhl kam.

„Diesem da", sagt Mr. Stein und deutet auf das Photo eines gewissen Russell Scott, „habe ich viermal das Huhn gebracht, viermal hat er es aufgegessen, und viermal wurde die Hinrichtung im letzten Augenblick abgesagt. Das fünfte-

mal, als es schon ganz sicher war, fand man ihn in der Todeszelle tot vor – er hatte sich erhängt."

Die meisten hier an der Wand haben sich das Anrecht auf ein einmaliges Sattessen durch einen „hold-up" erworben, jene amerikanische Art des Überfalls, bei der der Räuber seine Waffe und die Kassenbeamten ihre Hände erhoben halten; wenn das nicht klappt, gibt es Tote durch Revolver und dann durch Hinrichtung.

Mehrere sind Alkoholschmuggler; sie haben sich ihrer Verhaftung durch Schüsse zu entziehen versucht und dabei einen Polizisten getötet („geharget" übersetzt Mister Stein, entweder weil er vermutet, der Doktor Becker werde das englische Wort „killed" nicht verstehen, oder um zu zeigen, daß er auch „deutsch" kann).

Wie es den Verhafteten auf dem Polizeirevier ergeht, zeigen manche Bilder mit erstaunlicher Unverschämtheit: die Festgenommenen haben blutige Wangen und zertrümmerte Nasen.

Die Tasse Kaffee, die der Doktor Becker bei seinem Eintritt in das kleine Gasthaus bestellte, ist auf der Theke kalt geworden, indes er die Bilder an der Wand besah. Der Doktor Becker bestellt keine zweite Tasse. Er hat um diese Zeit eigentlich eine amerikanische Hinrichtung sehen sollen, ist aber in effigie über alle belehrt worden. So entfernt er sich, nicht ohne von dem Nährvater der Hinzurichtenden eine Geschäftskarte zu erhalten:

Delaware 4262

JOE STEIN

Court Restaurant

66 W Austin Ave. Chicago, Ill.

FILMKOSTÜME

Es war einmal vor vielen, vielen Jahren, als es auf der Erde noch überhaupt kein Kino gab...

„Das wird fein", riefen die Kinder, „mal ein richtiges Märchen..."

... also damals, 1905, kam zur Weltausstellung nach Saint Louis ein junger Amerikaner namens L. L. Burns mit seiner Truppe von zehn Indianern...

„Großmama, gab es damals noch Indianer in Amerika?"

Jawohl, Kinderchen, damals gab es noch zehn Indianer in Amerika, und die traten in Schaubuden auf wie in der von Mr. L. L. Burns. Nun, und als die Ausstellung zu Ende war, kehrten die Indianer in ihren Autos nach Hause zurück...

„Großmama, was ist denn das: Autos?"

Autos waren Flugzeuge, die sich nur auf der Erde bewegen konnten, so daß man nur sehr langsam vorwärts kam...

„Großmama, konnte man denn durch die Häuser durchfahren?"

Nein. Zwischen den Häusern waren Lücken gelassen, die nannte man „Straßen", und darin bewegten sich die Autos und mußten immerfort anhalten oder ausweichen oder tuten – es war eine schrecklich langsame Zeit. Aber ihr dürft mich nicht immerfort unterbrechen, sonst kann ich euch das Märchen nicht zu Ende erzählen, verstanden, Kinderchen?

„Ja, ja, erzähl uns das Märchen. Wir werden mäuschenstille sein!"

Also, die zehn Indianer kehrten nach Hause zurück, und zwar in ihren alten Kleidern, in denen sie gekommen waren und die der Mr. Burns für viel zuwenig ausstellungswürdig und viel zuwenig indianisch gehalten hatte, weshalb er ihnen bei einem Schneider in St. Louis wilde Gewänder machen ließ. Mit diesen stand nun Mr. Burns da. Man riet ihm, damit nach Los Angeles zu gehen und einen kleinen Laden aufzumachen. Diese Stadt habe mexikanisches Blut in den

Adern und liebe Masqueratos und Mummenschanz. Gut, sagte sich Mr. Burns, wenn ich jedes der zehn Indianerkostüme nur zweimal im Monat verleihe, so kann ich sechzig Dollar verdienen und damit zur Not leben ...

„Da mußte er aber seinen Laden auch als Wohnung benutzen, um mit fünfzehn Dollar in der Woche auszukommen", berechnete eines der Kinder.

Ja, das tat er, aber es ging ihm sehr schlecht. Er vermietete kaum sechs Kostüme. Da kam eines schönen Tages ein Mann ins Geschäft und sagte, er sei der Colonel Selig, der auf dem leeren Hügel Hollywood die beweglichen Bilder für die Schaubuden photographiere. Diesmal solle es ein großes indianisches Schaustück werden, und er brauche deshalb acht Indianerkostüme für anderthalb Tage. Und dann kam der Colonel Selig noch einmal und sagte, er wolle jetzt das größte seiner Western Pictures machen, eine Riesensache, für die er achtzig Dollar ausgeben werde ...

„Achtzig Dollar für einen Film!" riefen die Kinder und klatschten in die Hände.

„Gab es denn damals keinen Star?" fragte eines.

Nein, damals gab es noch keine Stars, erwiderte die Großmutter.

„Ich fürchte mich so", rief das Kleinste und schmiegte sich an die Großmutter.

Ja, also Colonel Selig wollte für seinen Riesenfilm eine Massenszene mit nicht weniger als fünfzehn Indianern in Originalkostümen machen. Haben Sie die, Mr. Burns? – Sicherlich habe ich die, erwiderte Mr. Burns, aber er hatte sie nicht, sondern ließ sie in der Nacht nähen. Und das hat er immer so gemacht, wenn andere Gesellschaften nach Hollywood kamen, um Filme zu drehen, und von ihm Kostüme haben wollten, und da ist das Geschäft immer besser und besser geworden ...

„Und Mr. Burns hat eine Aktiengesellschaft daraus gemacht, nicht wahr, Großmama?"

Ja, meine Kinder. Er hat die Western Costume Company gegründet, die jetzt ein Aktienkapital von drei Millionen Dollar hat, und ...

„Drei Millionen zweihunderttausend Dollar", verbesserten die Kinder.

...deren Präsident Mr. Burns ist. Er lebt noch heute.
„Hu, muß der alt sein!" riefen die Kinder.

Trotz seines Alters ist Mr. L. L. Burns, Präsident, noch ein rüstiger Mann, gerne bereit, uns herumzuführen in seinem Laden, der für zehn Indianerkostüme entschieden zu hoch und zu groß wäre. Er stand auf seines Daches Zinnen und zeigte mit vergnügten Sinnen nach Hollywood, Beverly Hills hin, wo seine Kundschaften wohnen. Das alles ist ihm untertänig, und seine Herrschaft ist befestigt, denn auf dem Dach, auf dem die Autos der Klienten und Angestellten parken, starren auch zehn Kanonen drohend über Kalifornien und den Pazifischen Ozean. „Für Kriegsfilme", erklärt Mr. Burns.

„Welches Land interessiert Sie?" fragt er. „Sie können jedes sehen, mit Armee, Zivilbevölkerung und Kaiserhof, China, Indien, England, Serbien, Kongo, Persien, Österreich . . ."

„Aber, Mr. Burns, Österreich hat ja gar keine Armee, keine Zivilbevölkerung und keinen Kaiserhof!"

„Natürlich hat es das nicht zu Hause. Das haben wir eben hier. Kommen Sie!"

Und wir fuhren mit dem Fahrstuhl tief hinab, ins zehnte Stockwerk, in die österreichisch-ungarische Monarchie. Da stand sie, da hing sie, verstaubt und muffig und pompös, wie sie gelebt. Wir passierten die Burggendarmerie und die Arcierengarde, das heißt: weiße Waffenröcke mit goldenen Schnüren, kniehohe Lackstiefel und rotweißschwarze Schabracken, und sahen die Wiener Stadtpolizisten, deren angsteinflößensollende preußische Pickelhaube an der Spitze durch ein Kügelchen symbolisch gemildert war, wir wiegten uns vorbei an der Musikkapelle des k. u. k. Infanterieregiments Hoch- und Deutschmeister „Nummer vier aber stier" mit einer Lyra auf den Aufschlägen, wir ließen das Ulanenregiment Nr. 11 defilieren und Dragonerhelme, Stabsoffizierstschakos, Feldbinden, Blusen, Infanterieoffizierssäbel, Bajonettkoppeln, Patronentaschen, Faschinenmesser, Pallasche.

Wir sehen das Seidenfutter nach und finden die eingenähten Vignetten der Uniformierungsanstalten „Josef Mattura, Göding", „Josef Szallay, Wien 1913", „Alex Sohr,

Wien I", von Budapest und Steinamanger ganz zu schweigen. Auch auf jedem Knopf steht eine Firma, auf denen der Waffenröcke „F. J. I.", auf denen der Hosen „Moritz Tiller Wien VII-2 Stiftskaserne" oder „Franz Josef Zimbler k. u. k. Hof-Lief. Mähr.-Weißkirchen".

In einer Kammgarnbluse ist das Etikett eingenäht: „Max Kamareith & Co. Alsergrund". Der Stoff ist echte Friedensware. Wir wissen das, denn wir kannten Herrn Max Kamareith, über den Mitte Juli 1914 der Konkurs verhängt wurde. Hätte er das verschieben können – einen Monat später wäre er ein steinreicher Mann geworden und sein Selbstmord nicht nötig gewesen ...

Auch der Name des Besitzers steckt fast in jedem Rock, „Oblt. Hubert Graf Vojkffy", „Gf. Deym" oder so, die Intendanz- und anderen Kanzleioffiziere haben, jeder auf seine Weise, ihren Namen vor dem Verkauf sorgfältig unkenntlich gemacht. Die Gesandtenfräcke, goldgestickt, schlank, altvorzeitlich und unnahbar, halten sich abseits.

Und da – man reißt die Hacken zusammen, man reißt die Knochen zusammen, Gewehr herrrauauss!, das Avertissementsignal geblasen, Wache antreten! – da: die k. u. k. Generalität. Da sind sie versammelt mit roten Lampassen und grünen Federbuschen und goldenen Bauchbinden und vor allem mit der Kriegsteilnehmermedaille von 1859, die sie zur Führung des Krieges von 1914 berechtigte. In den glanzvollen Uniformen und unter den grünen Federbuschen stecken die Persönlichkeiten: nichts ist darin.

Jetzt: militärische Versatzstücke, amtliche Versatzstücke, ein ganzes Versatzamt von Stücken. Das größte: die goldsilbern-elfenbeinern-perlmuttern ausgeschlagene Hof- und Staatskarosse der Habsburger.

All das ist original und in Wien erstanden. Zumeist im Auftrag des Regisseurs Erich von Stroheim, der daheim den österreichischen Leutnantsrang verlor und sich in der Ferne den österreichischen Adel erwarb. (Weisung für Auswanderer: Legt euch in Amerika den Adel oder einen Titel bei! Je prunkvoller, desto größer die Wirkung. Öffnet alle Türen und Millionärstöchter. It's tested.)

Der Leutnant Stroheim, den sich die Vorgesetzten „gekauft" haben, hat sich hernach die Vorgesetzten gekauft, er,

dem man das Recht absprach, eine Halbkompanie zu kommandieren, befehligt nun die österreichisch-ungarische Armee samt dem toten Kaiserhof, dem toten Franz Joseph I. und einen lebendigen Erzherzog extra.

Zwei echte Exemplare vom Goldenen Vlies mit Komturband und der Miniatur für den Frack, ruhend in einbruchssicherem Schrank, werden wir sehen, wenn wir in das Department „Orden und Medaillen" kommen.

Wichtiger als die österreichischen Königreiche und Bänder sind die Requisiten der Stars. Denen wird das Kostüm angemessen, aber nur geliehen. Alles kommt zur Costume Comp. zurück. Jackie Coogans Mütze. Charlie Chaplins Schuhe. (Der hat aber noch zwei private Paare – ich bitt Sie, der kann sich's leisten!) Der Schmuck von Norma Talmadge. Ramon Navarros Altheidelberger Studentenflaus. Die Knabenhosen von Mary Pickford. Das Empirekleid der Lady Hamilton recte Corinne Griffith. Der Pelzmantel des Zaren Paul recte Emil Jannings. Das Wams des Musketiers d'Artagnan recte Douglas Fairbanks.

Nur Turban und Burnus fehlen, die der Sohn des Scheichs recte Rudolf Valentino getragen – eine Verehrerin hat sie für fünftausend Dollar gekauft.

An alten Filmen vorbei – „Rivalen", tausend Uniformen des Weltkrieges – „Der König der Könige", tausend Schuppenpanzer der römischen Legionen – „Der Patriot", tausend Monturen der Zarengarde – „Zwei Waisen im Sturm der Zeit", tausend Hosen der Sansculotten – an dem echten Inventar einer farbentragenden Korporation vorbei, grünweißgoldenes Band, bestickt mit Namen der Mensurgegner, Paradeschläger, Banner, „Cheruscia sei 's Panier" – an Lohengrinhelmen und Carmenmantillen vorbei – an preußischen Litzen und hannoveranischen Koppelschlössern „Furchtlos und trew" vorbei – an Sänften und Kanus vorbei – an dem Piratenschiff des Schwarzen Korsaren mit geschnitztem Gangspill, gedrechseltem Feuerrad, bemalter Galleonsfigur und bronzenen Mörsern vorbei – an einem Riesenmuseum von Helmen und Sandalen vorbei – an dem friderizianischen Bruststern des Pour le mérite mitsamt orangenem Schulterblatt vorbei – an einer Bibliothek der Trachtenkunde und der Militärvorschriften und illustrierter

Zeitschriften vorbei – an Waffen vorbei – an Perücken vorbei –

– geht es durch alle Länder und durch die Jahrhunderte, die Großmütterchen noch nicht kannte, die aber die Enkelkinder in wahrheitsgetreuer Darstellung und in diesen echtestechten Kostümen und grotesker Verniedlichung, Verpuppung und Verkitschung kennen.

„Alles echt", rühmt sich Mister L. L. Burns, der mit seinem Pfunde von zehn falschen Indianerkostümen nach allen biblischen Vorschriften gewuchert hat. „Echtheit ist unser Prinzip, denn man kann nie wissen, welches Detail die Kamera bei einem long shot erwischt, man kann nicht voraussagen, was zu einer Großaufnahme verwendet wird und wieviel Fachleute unter den Millionen sein werden, die den Film zu sehen kriegen, zum Beispiel Chinesen einen chinesischen Film.

Alles echt", rühmt sich Mister L. L. Burns, dessen falsche Indianerkostüme Zinsen und Zinseszinsen getragen haben, „alles echt." Und er fügt hinzu: „Manchmal sogar zu echt. Wir müssen daran denken, daß die Kamera farbenblind ist. Hellgrüne und hellbraune Tuche photographieren weiß, rote und dunkelgrüne dagegen schwarz, Metallknöpfe, Mützenschirme und Lackschuhe würden störende Reflexe aufweisen, wenn wir sie nicht mit Seife oder Wachs überstreichen würden. So müssen wir etwas von der Wahrheit wegnehmen – den Rest besorgt die Filmfabrik."

MUMMENSCHANZ UND QUÄKERSTADT

Die Neujahrsparade, einen Maskenzug von fünfzehntausend Personen, zu sehen stand die Bewohnerschaft Philadelphias Spalier von elf Uhr morgens bis halb fünf. Stand? Sie hing auf den Kandelabern. Sie klammerte sich an das Bronzemonument des Warenhausgründers Wanamaker (wann, zum Teufel, werden Tietz und Wertheim endlich ihre Reiterstandbilder in Berlin bekommen?) und der anderen großen Amerikaner. Sie hockte halsbrecherisch und unzüchtig in den Fenstern. Sie balancierte auf Fruchtkisten. Sie saß auf grobgezimmerten Estraden, unter deren Brettern Menschen gingen.

Die Tauben vor City Hall bekamen reichlich Erdnüsse zu picken. Um zwei Uhr, von einer lebensgefährlichen Bewegung der Massen, durch den aus den Wolkenkratzern niedergehenden Wolkenbruch von Papierfetzen mit Angst erfüllt, schwirrten die Tauben von dannen.

Es kam der Fastnachtszug. Zweieinhalb Stunden lang, zweieinhalb Tage langweilig. Neugierig sich die Hälse ausreckend, aber weder angeregt noch amüsiert, sah die Menge auf tänzelnde Männer in roten Perücken und Negermasken, auf Schalksnarren mit Schelle und Pritsche, auf rotbemalte Indianer im Federschmuck, auf Phantasiegestalten mit bunten Kopfgestellen à la Haller-Revue, auf Kinder in Biedermeierkleidern, gemeinsam einen Stern bildend, auf girlandengezierte Wagen.

Sich auf eine Obstkiste zu stellen kostete einen Quarter, auf eine Baumwollkiste fünfzig Cent, der Tribünenplatz einen Dollar. Je höher, desto teurer.

Ganz hoch, allerhöchst, auf dem Glockenturm des Rathauses, stand, die Hand leicht von sich gestreckt, William Penn. Er hat die Stadt gegründet mit einer kleinen Schar eingewanderter Quäker. In England waren sie verfolgt worden, weil sie sich allem Mummenschanz widersetzt hatten, dem des Hofes, dem des Heeres und dem der Kirche.

Der steinerne William Penn streckt die Hand von sich. Segnend oder abwehrend?

Noch immer führt Philadelphia den Beinamen „Quaker City", obwohl die Gründer der Stadt in verschwindende Minderheit geraten sind. In der ganzen Welt gibt es nur hundertfünfzigtausend Quäker.

Vor nicht allzu langer Zeit sah man sie noch in ihrer alten Tracht, würdig und freundlich, durch die Straßen gehen. Jetzt gehen sie auch durch die Straßen, aber sie sind nicht mehr von den anderen Passanten zu unterscheiden.

Man muß sie aufsuchen, wenn man sie kennenlernen will. Sie haben in Philadelphia fünf oder sechs Kirchen – nein, sie haben keine Kirchen, sie sind gegen Kirchen und Gebetstuben, auch keinen Kirchhof oder Gottesacker haben sie, sondern nur „Meeting houses", Versammlungshäuser, und „Burial grounds", Beerdigungsplätze.

Ihr Sonntag ist der Firstday, mit dem die Numerierung der Wochentage beginnt, so daß ihr Mittwoch der Donnerstag der anderen ist. Die Worte „Januar", „Februar" und so weiter verwenden sie nicht, sie zählen die Monate, wie sie fallen, sie halten die lateinischen Namen für überflüssigen Prunk.

Was ihnen ferner unbekannt ist, ist das förmliche „Sie", obwohl die englische Gebrauchssprache kein Wort für „du" besitzt; die Quäker gebrauchen statt „you", „your" und „yours" die Anreden „thou", „thee" und „thy".

Eine negative Sehenswürdigkeit: ihre Grabstätten. Kein Hügel, keine Kapelle, keine Gruft, kein Blumenbeet, kein Gitter. Auf leerer Wiese kleine weiße Steinplatten, kaum zehn Zentimeter aus dem Rasen hervorragend, sagen, hier ist ein Grab. Darauf die Anfangsbuchstaben des Namens, Geburts- und Todesjahr. Nicht Spruch noch Wunsch.

Durch das, was fehlt, ist auch die Andachtstube bemerkenswert. Es fehlen: Orgel, Chor, Kanzel, Podium und Pulte für Gesangbuch oder Gebetbuch, denn die Quäker lehnen Geistliche und Gesangbuch und Gebetbuch ab.

Reihen von gepolsterten Bänken sind in der Andachtstube und dichte englische Jalousien an den Fenstern.

Stumm sitzt die Gemeinde da während ihrer Zusammenkünfte, und jeder einzelne harret, daß der Herr mit ihm

rede. So vergehen oft Stunden, bis einem erstrahlet das Innere Licht. Nun erhebet er sich und überbringet die göttliche Botschaft; von seinem Platz aus spricht er, ein Freund zu den Freunden. Nur „Freunde" gibt es, das Wort „Quaker" wird in der Gemeinde derjenigen nicht angewendet, die es bezeichnet.

Neben dem Saal dieser fast wortlosen Andachten ist ein Gesellschaftsraum mit Klavier und altenglischen Stichen aus dem Quäkerleben. Einer stellt vor, wie Freundin E. Frey den weiblichen Sträflingen von Newmarket die Lehre Gottes predigt, wobei die zerrauften wüsten Gefangenen sichtlich von Reue ergriffen sind, als hätten sie allesamt aus Liebe zur Sünde, aus Unkenntnis der Tugend oder aus Mutwillen das Verbrechen verübt, das sie in den Kerker brachte.

Auch George Fox (1624-1690) hängt stahlgestochen an der Wand. Sohn eines Webers, selbst aber Schafhirt und Schuhmacher, hat er 1648 in Nottinghamshire (England) die erste Gesellschaft der Freunde gegründet; sie hieß damals „Kinder des Lichtes". Er verkündete, daß Gott direkt zu der menschlichen Seele spreche, die in gegenwärtiger, lebender Hingabe an ihn denkt. Und niemand vernehme das Wort des LORD, ohne zu erbeben, to quake.

Fox gewann großen Anhang im Volk, da er das Priestertum als überflüssig und schädlich bezeichnete, Taufe, Abendmahl und Kommunion als Firlefanz ablehnte (noch heute ist kein Quäker getauft), Kriege und Kriegsvorbereitungen verdammte, die Ablegung jedes Eides verbot und später der offiziellen Hochkirche den Zehent verweigerte. Vor allem aber, weil er – für die damalige Zeit eine wahrhaft revolutionäre Auffassung – die Frauen den Männern gleichstellte. Diese Bundesgenossenschaft der Frauen war es vornehmlich, die es den Quäkern ermöglichte, die Einkerkerung ihres Führers Fox und ihre jahrzehntelange Verfolgung durch den Hof und den Klerus zu überdauern.

Als William Penn, einer von Foxens Getreuen, den Entschluß faßte, mit seinen Brüdern in Christo aus England auszuwandern, wandte er sich an König Charles II. und verlangte in traulichem Du, „Freund Karl" möge ihm ein Kolonialgebiet zuweisen, und zwar als Bezahlung eines von der englischen Krone an Penns Vater, einen Admiral, aus-

gestellten Schuldscheines. Heilfroh, die unangenehme Gesellschaft loszuwerden, verlieh ihm der englische König die waldige Halbinsel zwischen Delaware und Schuylkill River, nannte das Land „Pennsylvania“ und wünschte den Pennbrüdern sicherlich, sie mögen niemals wiederkehren.

Das taten sie auch nicht, sie lebten freundschaftlich mit den Indianern, wie Fox es ihnen ausdrücklich vorgeschrieben. Aber von den anderen Pionieren Amerikas wurden sie deshalb scharf angefeindet. In einer zeitgenössischen Protestnote wird als Beweis für eine zweifellose Sinnesverwirrung von William Penn angeführt, „daß er in dem Lande, das er als Bezahlung einer Kronschuld zu Lehen erhalten, mit den Indianern umgehe, als ob sie ein Recht oder einen Anspruch besäßen, die irgendeiner Beachtung wert wären“.

Zum Glück für Penns Sylvanien gab es dort noch Leute ohne einen derart „deranged mind“, und so wurden, wie in den übrigen Bundesstaaten, die Indianer samt und sonders geschlachtet.

Auch gegen die Sklaverei hatte der Quäkerbund Stellung genommen. Auf seiner Tagung in Germantown, Pa., 1688, wurde der „Handel mit Menschenleibern“ verdammt, und siebzig Jahre später verlangte in Philadelphia die Fraktion John Woolmans, daß jeder an Import, Kauf oder Verkauf von Sklaven beteiligte Quäker aus der Gemeinschaft ausgestoßen werde. Und wieder geraume Zeit hernach wurden auch diejenigen cum infamia chassiert, die sich weigerten, ihre Sklaven freizulassen.

Wie in der Frage der Rothäute sind sie auch in der der Schwarzhäute nicht allzu wirksam gewesen, denn fast zweihundert Jahre mußten seit jenem Protest von Germantown vergehen, bevor sich die Anhänger und die Gegner der Sklaverei entscheidend trafen.

Im Weltkrieg haben die Quäker, die, long, long ago, die Bergpredigt wörtlich genommen, sich zu Widerstandslosigkeit und Brüderlichkeit bekannt hatten und nicht zum wenigsten wegen ihres prinzipiellen Pazifismus im Mutterland verfolgt waren, keinen Protest gegen das Blutvergießen erhoben.

Sie beschränkten sich darauf, den Opfern des Gemetzels nachträglich Linderung zu bringen. Bei der American Relief

Administration, die während des Krieges die Hungerhilfe in Belgien, Frankreich, Rußland und Serbien und nach dem Waffenstillstand auch in Deutschland leistete, waren die Quäkergemeinden mit der Handhabung des Verteilungsapparates betraut. Es war eine großangelegte Wohltätigkeitsaktion, aber ach, eine Wohltätigkeitsaktion nur.

Der Amerikaner, über seinen eigenen Edelmut zu Tränen gerührt, brachte seine Sympathie jenen entgegen, denen er die Verantwortung für die richtige Verteilung seiner Spende überlassen. Indem er seine Vollzugsorgane pries, pries er sich selbst. Deshalb pries er die Quäker und ihren Herbert Hoover.

Und als selbiger für die Präsidentschaft der Vereinigten Staaten kandidierte, setzte gegen ihn keine religiöse Kampagne ein. Obwohl es in den USA 18½ Millionen Katholiken gibt, riefen alle protestantischen Kanzeln Zeter und Mordio über Al Smith; als Katholik sei er nichts anderes denn ein Götzenanbeter und ein Schrittmacher des Papstes.

Gegen Hoover aber wurde kein Vorwurf des Heidentums und des Konkubinats erhoben, obschon er weder getauft ist noch das Sakrament der Ehe empfangen hat.

Denn die Quäker sind beliebt; die Tage, da sie die Leiden von Einkerkerung, Emigration und Denunziation ertragen mußten, sind längst vorbei, die Quäker treten nicht mehr gegen Gewalt und Unterdrückung auf, kein Amerikaner braucht bei Freund Hoover die sozialen Gefühle eines William Penn zu befürchten, die Quäker betätigen ihren Pazifismus, indem sie mit den herrschenden Gewalten in Frieden (pax, pacis) leben, sie tragen nicht mehr die ostentativ einfache Kleidung, sie verabscheuen den Mummenschanz nicht mehr –

– und es ist ihre Stadt, Penns Gründung, Philadelphia, Quaker City, durch die sich heute mehr als vier Stunden lang der Fastnachtszug bewegte mit tänzelnden, rotbefrackten Negermasken, mit klingelnd springenden Schalksnarren und Indianern im Federschmuck, mit Kindern und Erwachsenen in prunkvollen Phantasiekostümen.

SEIN LIEDCHEN BLÄST DER POSTILLON

Der Postmeister von New York, ein kleiner korpulenter Herr, den zu frankieren nicht billig wäre, gibt uns, die wir das Postamt in Augenschein zu nehmen wünschen, die Erlaubnis.

„Vorher will ich Ihnen sagen, was wir leisten. Wollen Sie?"

„Sicherlich."

Da singt der kleine Postmeister des großen New York ein Liedchen mit folgendem Text:

„Wir haben 18 000 Angestellte.

Wir empfangen, liefern ab und befördern täglich 16 Millionen Stücke gewöhnlicher Post.

Wir empfangen, liefern ab und befördern täglich 156 000 Einschreibebriefe.

Wir empfangen und verteilen täglich 75 000 versicherte und Nachnahmepakete.

Wir wiegen und befördern täglich 600 000 Pfund Zeitungen und Zeitschriften.

Wir finden täglich 100 Dollar in unbestellbaren Briefen.

Wir erzielen jährlich 30 000 Dollar durch Versteigerung unbestellbarer Pakete.

Wir erhalten täglich 2100 Adressenänderungen.

Wir behandeln täglich 350 000 Stücke falsch dirigierter Post.

Wir finden täglich die Empfänger von 200 unadressierten Paketen heraus.

Wir erhalten täglich 80 000 Poststücke ohne Angabe der Straße.

Wir versehen täglich 36 000 Poststücke nach dem Adreßbuch mit Angabe von Straße und Hausnummer.

Wir lösen täglich 252 000 Dollar für Postgebühren.

Wir zahlen jährlich 165 Millionen Dollar Postanweisungen aus.

Wir haben im Postsparkassendepot 25 Millionen Dollar.

Wir haben 92 000 Postsparkassen-Einleger.

Wir nahmen vom 30. Juni 1927 bis zum 30. Juni 1928 77 165 071 Dollar ein gegen 74 443 632 Dollar im Vorjahr."

Damit hat der Postmeister von New York sein Lied zu Ende gesungen und verspricht, uns einen glänzenden postalischen Fachmann zur Führung mitzugeben.

Der allerglänzendste postalische Fachmann ist sicherlich der Postmeister selbst, laut Aussage des jungen Mannes, der uns bei ihm angemeldet hat. Sicherlich ist der Postmeister auch ein ebenso glänzender Republikaner, wie er der glänzendste Fachmann ist; wäre aber der Demokrat Smith statt des Republikaners Hoover zum Präsidenten der Vereinigten Staaten gewählt worden, so hätte sich sicherlich der glänzendste postalische Fachmann von seinem Amte entfernen und ein (wohl vorher vorbereitetes) Privatgeschäft übernehmen müssen, und an seine Stelle wäre sicherlich ein noch glänzendsterer postalischer Fachmann demokratischer Färbung getreten.

(Der geneigte Leser wird sicherlich die häufige Anwendung des Wortes „sicherlich" verzeihen, es muß in jeder amerikanischen Gesprächswendung mindestens einmal vorkommen, ein Satz ohne dieses Wort ist nicht vollständig. Sure!)

Während wir uns solcherart den tiefen philosophischen Gedanken über die Vergänglichkeit aller irdischen Macht innerhalb des New Yorker Postbezirks hingeben, tritt der Mann ein, der unsere Führung übernehmen soll und gleichfalls einer der glänzendsten postalischen Fachleute von Amerika ist. Er sieht so amerikanisch aus, als ob sein Ahn mit der Karavelle „New Netherland" vor dreihundert Jahren auf Manhattan Island gelandet und mit den Mohawk-Indianern zu handeln begonnen hätte. Andererseits sieht er auch einem Rechtsanwalt in unserer Heimat ähnlich, was nicht weiter verwunderlich ist, da die Passagiere der Karavelle „New Netherland" ja Brüder und Schwestern in Europa zurückgelassen haben.

„Mr. Kisch, meet Mr. Mautner", fordert der Postmeister auf, worauf uns nichts anderes übrigbleibt, als „How do you do, Mr. Mautner" zu fragen, und ihm nichts anderes als „How do you do, Mr. Kisch".

„You have a brother in Prague, a lawyer, haven't you?"

„Sure! Den Rechtsanwalt Dr. Richard Mautner", erwidert er, und die Führung beginnt mit der Feststellung, daß wir beide als Einjährig-Freiwillige beim k. u. k. Infanterieregiment Nr. 11 gedient haben, wenngleich er bedeutend früher – man muß schon ein gewisses Alter erreicht haben, ehe man als glänzender postalischer Fachmann anerkannt wird. (Auch in Amerika ... Daß man hier sozusagen als Generaldirektor auf die Welt kommt, daß Knaben Präsidenten von Aktiengesellschaften sind und Jünglinge Alterspräsidenten – das haben die feschen Reiseschriftsteller erfunden.)

Wir gehen durch die Hallen des Postgebäudes, das außen ein marmorner Griechentempel und innen eine häßliche Fabrik ist, an schreibenden, tragenden, werfenden oder sonstwie hantierenden Weißen vorbei, unter denen wir gleichfalls Bekannte finden, und auch an Negern, bei denen sich aber keine landsmannschaftliche, verwandtschaftliche oder militärische Beziehung mit Mister Mautner und uns feststellen läßt.

Allen in den Manipulationsräumen tätigen Menschen zu Häupten rollen in drahtgeflochtenen Röhren die Postsendungen, vor ihnen rollen die Fließbänder, und unter dem Boden, auf dem sie stehen, rollen Eisenbahnzüge.

Die Pace-up-table, einen stählernen Tisch, umsäumen zehn Männer, und zwanzig Hände bewegen sich, um die heransausenden Briefe auf zwei Geleise zu verschieben – die Briefe in länglichen Umschlägen auf das eine, die kleineren und die Postkarten auf das andere. Die Schienen führen zu den beiden Stempelapparaten, die stündlich nur 30 000 Briefmarken durch den Aufdruck New York, der Jahreszahl, des Datums und der gegenwärtigen halben Stunde entwerten. Nicht mehr als 30 000 in der Stunde, also nur 720 000 im Tag. Wie aber sang uns der Postmeister so schön: „Wir empfangen, liefern ab und befördern täglich 16 Millionen Stücke gewöhnlicher Post."

Also sang er, und wenn auch die durchgehende Post bereits gestempelt ist, so bleibt doch mehr, als eine lendenlahme Stempelmaschine bewältigen kann. Deshalb sind sechzehn da, auf acht Pace-up-Tischen, umstanden von je zehn Männern mit zwanzig rasenden Händen, Postarbeit, Postarbeit!

Bei den Einschreibebriefen geht es etwas ruhiger zu, doch flößen die Waffen Angst ein, die den hemdärmeligen Beamten aus der hinteren Hosentasche gucken, einschüchternd große Revolver, eher halbwüchsige Kanonen als Revolver.

Es wird auch geschossen. Hierher und von hier. Aber nicht Revolverkugeln sausen, sondern Granaten, regelrechte 32-cm-Geschosse. Statt mit Sprengstoff sind sie mit Briefen gefüllt, sie kommen und gehen durch die ganz New York durchlaufenden pneumatischen Röhren, aus und zu den dreihundert Filialpostämtern. Per Sekunde lassen sich sechzehn dieser Granaten abfeuern; wehmütig denkt man bei ihrem Anblick an die idyllischen Tuben der heimatlichen Rohrpost.

Dort, wo die Geschosse einfallen, und dort, wo sie in den Lauf geladen werden, sind Schwerarbeiter am Werk, von Öl und Schweiß triefen diese Postillone, für die Lenau keine Verse der Zuneigung gefunden hätte. Aber Schulter an Schulter mit ihnen wirken leichtbeschwingte Gesellen; sie haben nichts mehr mit dem Verschießen der Riesenprojektile zu tun, deren Zünder bereits abgeschraubt und deren Inhalte ausgeschüttet sind. Sie verteilen die Briefe. Einen ganzen Packen in der linken Hand, schleudern sie mit der Rechten, routiniert wie alte Croupiers in Monte Carlo, einen Brief nach Philadelphia, einen nach Europa, einen nach Massachusetts, einen nach Chicago, einen nach Texas, einen nach San Francisco, das heißt in die auf Rädern stehenden Säcke, die diese Städte- und Staatennamen tragen. Wie Papierschlangen schwirren die Briefe auf ihren Flugbahnen übereinander und durcheinander in der Luft.

Transportation Platform heißt die Rampe, auf der die Opfergaben abgeliefert oder weitergeleitet werden. Die Lastautos der Firmen und die der Postämter (ihre Karosserie ist meist ein riesenhaftes Drahtnetz) werden von Negern ausgeladen und die Fracht teils ins Innere des Hauses befördert, teils in Schächte geworfen, teils auf die Schütten. Auch Laufkrane rollen aus den Manipulationsräumen heran, um sich zu entleeren.

Tief unten: Eisenbahnzüge, fünfunddreißig nebeneinander. Dorthin kommt kein Spaziergänger, fahren keine Passagiere, die sich durch Herausstecken des Kopfes oder

eines Armes verletzen könnten, dort wird niemand erwartet. Deshalb bedarf es keines Bahnsteigs, keiner Halle und keiner schamhaften Verkleidung der Felsen. An den grob gehackten Wänden der Schlucht reiben sich die Postzüge, so knapp geht's an den Felsen vorbei.

Die Kanzleiräume unterscheiden sich nur durch ihre Dimensionen von denen der Privatfirmen. Aber der Untersuchungsabteilung, wo Reklamationen und mangelhaft adressierte Stücke behandelt werden, drücken der Detailversand und die Einwanderung sozusagen ihren Poststempel auf.

Vieles von dem, was aus dem allumfassenden Katalog von „Sears, Roebuck, Chicago" oder einem anderen Mail-Order-House bestellt und geliefert wird, geht via New York. So schnell auch die Bestellung effektuiert wird, die Lebensbedingungen des kleinen Mannes wechseln noch schneller. Er hat inzwischen seinen Aufenthaltsort geändert oder ist stellungslos geworden oder hat seine letzten paar Dollar auf der Börse verspielt. Da muß nun die neue Adresse ermittelt oder das Paket zurückgehalten werden, und das Postmagazin ist mit ebenso mannigfacher Ware gefüllt wie die Versandhäuser selbst.

Sherlock Holmes und Mezzofanti müßten ihre Künste vereinen, um die Adressen der Sendungen zu entziffern, die meist von Landarbeitern Italiens, Polens, der Slowakei und des Balkans an ihre in die Neue Welt ausgewanderten Verwandten abgehen. Oft fehlt der Bestimmungsort, aber man hat auf dem Postamt Straßenverzeichnisse aller amerikanischen Städte, und wenn irgendwo „6404 Washington Street" steht, so weiß man, daß eine Washington Street mit so hoher Hausnummer nur die von Philadelphia sein kann. Außerdem kennen die Beamten die Straßen in den Fremdenbezirken aller Städte und serbische, bulgarische und griechische Buchstaben. Selbst Briefe ohne Adresse haben schon ihren Empfänger erreicht.

Die Pakete, deren Adressaten nicht ausfindig zu machen sind, werden geöffnet und ihr Inhalt sortiert, alte Männerkleider extra, alte Frauenwäsche extra, Hausgeräte und Stiefel extra; am Montag stellt man die Ware zur Besichtigung aus, am Dienstag versteigert man sie in der dicht-

gefüllten Auktionshalle. Heute ist Mittwoch, und wir sehen die Partiewarenhändler und -händlerinnen allerhand Trödel mißvergnügt betrachten, in Decken packen und in Bündel verschnüren. Gestern haben sie das erhandelt, heute tragen sie es davon, die Behauptung unserer reisenden Kollegen widerlegend, daß in Amerika abgebrauchte Ware einfach weggeworfen werde und von niemandem aufgehoben. Ach, seht euch die Elendenmärkte des New Yorker Südostens an – nur noch auf der Kasbah in Algier hält man solchen Dreck für marktfähige Ware!

„Tote Briefe", solche, die ganz tot sind, werden vor der Überführung ins Krematorium noch obduziert, ob sich nicht ein Dollar oder ein Scheck in ihren Eingeweiden verberge. Eine Sektionsmaschine besorgt den Schnitt, und da liegen nun die postalischen Leichen mit aufgeklappten Leibern. Kommen die Anatomen und lugen hinein, jeder in 3200 pro Tag. Wenn sich eine Banknote oder eine Geldanweisung findet, wird der tote Brief noch ein Jahr lang aufgehoben; hat sich bis dahin der Besitzer nicht gemeldet, so gehört das Geld dem Staat und der Brief dem Krematorium.

Kurzum, genug wird dem Kunden geboten für seine zwei Cent Porto, und wir können nicht umhin, dem Mister Mautner unsere Anerkennung über sein Amerika auszusprechen.

IN EINEM THEATER, DAS ERSCHOSSEN WURDE

An diesem dreistöckigen grauen Hause, 10. Straße, Washington, ist keine Glocke.

Ich klopfe ans Tor, nichts rührt sich.

Zum zweiten Male klopfe ich. Ein Mann macht mir auf.

„Ich möchte das Haus besichtigen." – „Da ist nichts zu sehen." – „Nun, so möchte ich das Nichts sehn." – „Go in."

Da ist wirklich nichts zu sehen. Ein leerer Speicher mit drei Galerien rund um die Wände. Ein Warenaufzug mitten im Raum. Eine kleine Nebenkammer mit eingebauten Waschschüsseln. (Im Krieg hat hier eine Militärbehörde amtiert.)

Der alte Pförtner ruft mir zu: „Dort, wo Sie stehen, war die Bühne, rechts oben die Loge."

Das Stück, das für heute, den 14. April 1865, angesetzt wurde, ist Tom Taylors exzentrische Komödie „Unser Vetter aus Amerika".

Auf den schmalen Plakaten des Ford-Theatre an den Straßenecken steht zu lesen, daß es als Benefiz- und Abschiedsvorstellung der exzellenten Direktorin, Dramatikerin und Schauspielerin Laura Keene in Szene geht. Sie wird die Rolle der Florence Trenchard spielen.

Hohe Ehre ist der Benefiziantin widerfahren. Abraham Lincoln, der Präsident, erscheint in der Loge (rechts oben) mit seiner Frau.

Er kann sich zum erstenmal eine Zerstreuung leisten. Mit dem heutigen Tag ist der furchtbare Krieg zwischen Nord und Süd zu Ende, die Niederlage der Sklavenhändler besiegelt.

Vor einer Woche ist die Armee der Konförderierten zu General Grant übergegangen, und heute ist der letzte Zwischenfall, ein Flaggenstreit auf Fort Sumter, erledigt worden. Es gibt keine Sezessionisten mehr und wird niemals mehr welche geben.

Es gibt keinen Kauf schwarzer Menschen mehr und wird keinen mehr geben. Die Inserate und Preislisten und Geschäftskarten der Sklavenhändler mit Angabe des Alters, des Handwerks, der Fähigkeit und des Preises werden der Geschichte angehören. Kein Schiff wird mehr nach Amerika segeln, auf dem „Schwarzes Elfenbein" verfrachtet ist, geraubte und gefesselte Männer, Frauen und Kinder aus Afrika. Plakate mit der Ausschreibung eines Preises von hundert Dollar für die Einbringung des geflüchteten Sklaven Baptist N. werden nicht mehr affichiert werden; nie mehr wird ein Farmer diese hundert Dollar und die Druckkosten der Anzeigen opfern, um einen entflohenen Sklaven wiederzukriegen und vor den entsetzten anderen teeren und federn zu können.

Das ist Abraham Lincolns Werk. Er setzt sich in die Loge, rechts oberhalb der Bühne; um die Balustrade der Loge ist ein Sternenbanner geschlungen.

Das Stück beginnt, es ist lustig und bringt auf andere Gedanken.

Im zweiten Akt, zwanzig Minuten nach zehn Uhr, ertönt ein Schuß.

Bevor man noch weiß, was geschehen ist, schwingt sich ein Mann über die Brüstung der Präsidentenloge, will auf die Bühne hinabspringen, sein gespornter Stiefel verfängt sich in dem Sternenbanner, und der Mann fällt mit einem Aufschrei vor die Soffitten, hierher, wo ich jetzt stehe. Er hat sich den Fuß gebrochen.

Jemand aus dem Publikum versucht, die Bühnenrampe zu erklimmen, um den Täter festzuhalten, aber der richtet sich auf, hebt einen Dolch – merkwürdigerweise nicht den Revolver –, und niemand wagt, sich ihm zu nähern. Ungehindert humpelt er über die leer gewordene Bühne rechts ab. Vor dem Bühnenausgang steht ein Pferd, auf dem er in die Dunkelheit davonjagt.

Abraham Lincoln ist blutend seiner Frau in die Arme gesunken. Er hat einen Schuß im Hinterkopf. Der Täter hatte – dort oben rechts – die Logentür geöffnet und aus unmittelbarer Nähe gefeuert. Man hebt den Präsidenten auf und will ihn ins Weiße Haus tragen.

Der Vorhang fällt. Ein Mann, der im Verdacht steht, das

Reitpferd gehalten zu haben, wird festgenommen. Ebenso einige Leute, die knapp an der Präsidentenloge Galerieplätze innehatten, wie der Attentäter auch. Man fragt sie im Polizeibüro nach ihren Wohnungen, nach ihrer Herkunft, nach ihrem Verkehr.

Die Bahre mit dem Präsidenten hat kaum das Theater verlassen, als er das Bewußtsein verliert. Die Ärzte erklären, den Transport ins Weiße Haus könne Lincoln nicht überleben. Deshalb schafft man ihn ins gegenüberliegende Haus der Frau Petterson, wo man ihn im Erdgeschoß auf ein Bett legt.

Nachforschungen setzen ein, Verfolgungen aller, die der Sympathie mit den Südstaaten verdächtig sind. Zur gleichen Stunde, da das Attentat erfolgte, war an Lincolns Sekretär Seward, während er krank zu Bett lag, ein Mord versucht worden.

Man erfährt, wo der Präsidenten-Attentäter gewohnt hat – Nachbarn erkannten im Rampenlicht den fremden Mieter von Mrs. Mary Surrat. Sie und einige ihrer Freunde werden verhaftet.

Der Täter heißt John Wilkes Booth und ist Schauspieler. Sein Vater, der sich übrigens als unbeteiligt erweist, trägt die Vornamen „Junius Brutus", des Tyrannenmörders, was zur Zeit der Großen Revolution häufig vorkam.

Die ganze Nacht umstehen die Ärzte das Lager Lincolns. Morgens nach sieben Uhr stirbt er.

Washingtons Garnison jagt nach dem Attentäter. Es wird eruiert, Booth habe seinen gebrochenen Fuß von Dr. Samuel Wudd verbinden lassen und in einer Fähre den Potomac übersetzt.

Vier Tage später umzingelt man das Versteck des Flüchtigen in einem Gehölz. Er soll gegen die Soldaten geschossen haben, worauf sie das Feuer erwiderten. Da sie sich ihm nähern, atmet er, schwerverwundet, sein Leben aus. „Bringt meiner Mutter meinen letzten Gruß. Was ich getan, tat ich fürs Vaterland, und ich glaube, es war eine gute Tat."

Einige Tage vorher verübt, hätte sie das Kriegsglück zugunsten der Konföderierten wandeln können. Aber wer weiß, ob es dem Attentäter darauf ankam, vielleicht war er einer von jenen, die der Haßpropaganda des Krieges glau-

ben und sich nicht damit abfinden können, daß der Todfeind von gestern als der Bundesgenosse von heute proklamiert wird.

Am 7. Juli 1865 werden als Booth' Mitschuldige Mrs. Mary Surrat, Lewis Payne, David Herold und Geo Atzerot in Washington gehängt. Den Arzt Wudd verurteilt man für seine Hilfeleistung zu lebenslänglichem Kerker; der Fährmann, der keine Ahnung davon hatte, wen er übersetzte, stirbt im Kerker. Wudd wird nach vier Jahren von Andrew Johnson begnadigt, der zur Zeit Lincolns Vizepräsident gewesen. (Gerüchte behaupteten, Johnson habe die Mörder gedungen, um Bundespräsident zu werden. Aber nicht deshalb, sondern wegen nachgewiesener Betrügereien machte man ihm später den Prozeß.)

Das Sternenbanner, das (hier oben rechts) den flüchtenden Attentäter zu fassen versuchte und verletzte, wird als Trophäe im Schatzamt aufbewahrt. Im Hause, wo Lincoln starb, ist ein kleines Museum mit Bildern und Zeitungsausschnitten von der Tat und von der Hinrichtung. Und da es nun schon einmal auf Präsidentenmord spezialisiert ist, so sind auch Bilder vom Präsidenten James Abram Garfield hier ausgestellt, den am 2. Juli 1881 der New Yorker Rechtsanwalt Charles Guiteau erschoß, weil Garfield dessen Ernennung zum Konsul in Marseille nicht unterschreiben wollte, und des Präsidenten McKinley, der 1901 auf der Panamerikanischen Ausstellung in Buffalo von dem Anarchisten Leo Czolgosz getötet wurde. Dort, wo Lincolns Totenbett stand, sind Porträts, Totenmaske, Gedenkmünzen und Reliquien Lincolns und Andenken an die Zeit aufbewahrt, da die Sklaven keinen Lohn bekamen.

Der Leichnam von John Wilkes Booth wurde einige Jahre später auf Wunsch seiner Angehörigen exhumiert und in der Familiengruft auf dem Green Mount Cemetery in Baltimore begraben.

Hier, wo ein Schuß das Leben eines Theaters erledigte, ist gar nichts zu sehen. Rechts oben war die Loge, links unten die Bühne.

TECHNISCHE WUNDERWERKE DER WUNDERSTADT CHICAGO

Der Doktor Becker gerät zum Beispiel in die Unfallstation der Western Electric, einer Fabrik zur Herstellung von Telefonapparaten.

Auf zwanzig Stühlen sitzen blutende Arbeiter, dem einen wird der Kopf rasiert, dem andern eine Kniewunde gewaschen, viele haben die Finger verletzt, auf einem der Operationstische liegt ein Mann mit gebrochenem Arm.

„Some hundred", antwortet eine der Pflegeschwestern auf die Frage des Doktor Becker, wieviel Hilfeleistungen täglich notwendig sind.

Sie erschrecken? Oh, wenn es in dieser Fabrik 340 Unfälle täglich gäbe, so wäre das erst ein Prozent, denn die Western Electric beschäftigt hier 34 000 Arbeiter, und die Belegschaft wechselt so oft, daß die Wahrscheinlichkeit gering ist, jemand könne nach und nach alle zehn Finger verlieren oder sich alle vier Gliedmaßen brechen.

Die Stockyards, die weltberühmten Schlachthäuser, dürfen besichtigt werden; überzeugen Sie sich, meine Herrschaften, daß unser Unternehmen die in dem Roman „Jungle" geschilderten Unappetitlichkeiten beseitigt hat.

Nicht beseitigt wurden die Arbeitsverhältnisse ... Upton Sinclair hatte auf das Herz Amerikas gezielt und den Magen getroffen.

Zum Gebrauch des Fremdenführers hat die Firma ein geheimes Buch herausgegeben, darin im Wortlaut verzeichnet steht, was auf unbequeme Fragen zu erwidern ist. Diese Fragen und Antworten muß er auswendig lernen und darf das Buch niemandem zeigen. Der Doktor Becker notiert daraus:

Frage: Wie können die Mädchen in den Verpackungsräumen auf die Dauer die Schnelligkeit ihrer Hantierung aushalten?

Antwort: Die Mädchen lieben es, vor den Besuchern ihre Schnelligkeit zur Schau zu stellen. Wir raten ihnen ab (discourage) von jeder übermäßigen Hast.

Also, da haben wir's, ruft der Doktor Becker aus, nachdem er diese Stelle des Geheimbüchleins gelesen hat. Eitle Geschöpfe alle miteinander, diese Chicagoer Arbeitermädchen! Den ganzen Tag tun sie ihre Arbeit lässig, aber wenn ein Besucher kommt, da jagen ihre Beine das Trittbrett der Maschine wie Sechstagefahrer, ihre rechte Hand macht einen Griff, die linke einen anderen, in einem Tempo, daß den Besucher Schwindel befällt. Ja, Schwindel! Ich, der Doktor Becker, habe es schwarz auf weiß gesehen, gelesen, die Firma verrät den Bluff, sie selbst beschuldigt ihre Arbeiterinnen der Vorspiegelung falscher Tatsachen! Haha, mich kann man nicht foppen! Die Verpackerinnen Chicagos nehmen mich so wichtig, daß sie alle, in den Zeitungsfalzereien, in den Postversandhäusern, in der Elgin-Uhrenfabrik, in der Harvester Comp. zur Herstellung landwirtschaftlicher Maschinen, mit wahnsinniger, tödlicher Eile arbeiten, wenn ich mich nähere – nur um mir zu imponieren.

Aber eine kleine Frage möchte der Doktor Becker stellen. Wie ist es mit dem laufenden Band, Mr. Fremdenführer? Wieso weiß das Laufband, wann und wo Fremde vorüberkommen? Wieso verfällt das Laufband eben dann in einen solchen Amoklauf, daß die Arbeiterin mit ihrer – gewiß, gewiß! – vorgespiegelten Hast gerade noch zurechkommt, ihre Handleistungen zu machen, an die ihre Nachbarin anknüpfen muß?

Frage: Wie können es die Arbeiter in dieser Atmosphäre von Blutgeruch, Exkrementen und Hitze beziehungsweise in der Temperatur der Kühlräume aushalten?

Antwort: Sie haben eine eigene Kleidung, welche die Poren schützt.

Nichts von dieser Kleidung merkt der Doktor Becker. Er sieht, daß sie angezogen sind wie Metzger überall, auch dort, wo die Arbeit nicht auf die Schlachtung von 750 Schweinen oder 250 Rindern per Stunde oder auf deren Entleerung und Zerteilung im Tempo des Rollbandes eingerichtet ist.

42½ Cent per Stunde beträgt der Normallohn bei vier-

zigstündiger Arbeitszeit in der Woche; Überstunden werden im Stücklohn bezahlt. Siebzehn Dollar die Woche, achtundsechzig Dollar im Monat, ein mehr als magerer Lohn im fettesten Bezirk Amerikas!

Die Arbeiter sind zumeist Polen und Neger. Seitdem man aber mit den Negern, die immerhin die Sprache des Landes sprechen und gewisse Möglichkeiten des organisatorischen Zusammenschlusses haben, in Chicago nicht mehr so umspringen kann wie auf den Baumwollplantagen des Südens (siebenundzwanzig Cent Tageslohn!), ersetzt man sie durch Waggonladungen von Mexikanern. Agenten durchfahren Mexiko, um Arbeiter anzuheuern und mitsamt ihren Familien nach Nordamerika zu verfrachten, wohin Angehörige anderer Völkerstämme natürlich nicht so leicht einzuwandern vermögen. Je mehrköpfiger die Familien der Mexikaner, desto besser, denn ihre Freizügigkeit ist dadurch vollständig beschränkt, sie sind willenlos ausgeliefert. Der Mexikaner ist es heute, der dazu verurteilt ist, am ärgsten ausgebeutet zu werden und die Löhne am tiefsten zu drücken.

•

Außer den Fordschen Werkstätten in Detroit und dem Beleuchtungswerk der General Electric Co. in Schenectady, N. Y., gibt es wohl auf dem Erdball keine titanischeren Industrieanlagen als in Chicago. Diese blutjunge Stadt, immerfort wächst sie, immerfort wächst sie. Um siebzigtausend Menschen nimmt jährlich die Bevölkerung zu. Der Michigansee ist auf ungeheuren Strecken zugeschüttet worden, damit man neuen Boden gewinne für Autostraßen, für die Weltausstellung von 1933, für ein Stadion, für ein Aquarium. Früher gingen die Bewohner der Ostseite zur Sommerzeit im Badeanzug aus ihren Häusern zum See hinunter; jetzt müssen sie sich – zu Zehntausenden – in Bandeanzügen in die Straßenbahn oder in den Autobus setzen, um zum Ufer zu kommen.

Eine prachtvolle, leuchtende Straße entlang des Sees ist der Michigan Boulevard, von Parisfahrern auch „Boul Mich" genannt. Hier und auf dem untertunnelierten Wacker Drive schießen die Wolkenkratzer nur so in die Höhe! Und dennoch ist Chicago, wo die größten Industrien, wo der ganze

Getreidehandel, der Fleischexport, alle Postversandhäuser und vor allem der weltumspannende Alkoholschmuggel ihre Zentren haben, eine arme Stadt.

Die Milliardäre residieren während der Herbstsaison in New York, im Sommer an der Küste von Florida und im Winter in Beverly Hills, California. Manchmal sind sie in Nizza.

In Chicago leben wenige Großkapitalisten, denn trotz Michigansee, trotz Badestrand und trotz Boul Mich ist das eine wüste Siedlung voller Rauch, voller Kot, voller Pfützen, voller naßkalter Winde, voller Verbrecher, voller Armut.

Wolkenkratzer lassen sich photographieren und schildern. Die Holzhäuser Chicagos lassen sich nicht photographieren und nicht schildern. Sie spotten jedes Bildes. In Europa gibt es kaum etwas, was ihnen an Verfallenheit, Morschheit, Jämmerlichkeit ähnelt, die Erdhöhlen Armeniens und die Lehmhütten Bessarabiens sind besser, denn sie bieten wenigstens Schutz gegen Frost und Regen.

Es genügt, zwei oder drei dieser Wohnbuden einer Weltstadt von innen anzusehen – eine gleicht der andern. So winzig sie ist, enthält sie doch vier oder fünf „Wohnungen"; für jede verlangt der Hausherr fünfundzwanzig bis dreißig Dollar Monatsmiete. Das ist ein enormer Preis, und er wird dadurch herausgeholt, daß in jedem Zimmer vier Schlafstellen von acht Personen benutzt werden, in zwei Schichten. Kinder schlafen in Obstversandkörben oder flachen Kisten, überall sah der Doktor Becker drei oder vier Matratzen oder Schlafkisten nebeneinander. Alle Mieter und Aftermieter benutzen ein gemeinsames Klosett, gewöhnlich im Keller. Manchmal gibt es keine Keller, denn unter dem Haus ist eine der ewigen Pfützen Chicagos; in sie sind Pfähle gerammt, und auf ihnen, zwei Meter hoch, schwebt das Haus in der sumpfigen Luft.

Zwei, drei Minuten, nachdem die Hochbahn den Loup, den Geschäftsbezirk, verlassen hat, saust man schon an diesen primitiv gezimmerten Unterständen vorbei. Je weiter man nach Süden und Westen kommt, desto beklemmender wird es, „back o' the yards", hinter den Schlachthöfen, in

Cicero, in Chicago Heights, in Valley, in den Bezirken, wo alltäglich ein Staatsanwalt oder ein anderer reicher Bootlegger ein paar Revolverschüsse in den Körper kriegt.

Da unten ist auch noch keine Kanalisation. Und wie die menschlichen Hundehütten durch den Hintergrund der strotzenden Paläste und fünfzigstöckigen Handelstürme erst recht zum himmelschreienden Skandal werden, so wird die sanitäre Vernachlässigung dieser Gebiete in ihrer Ungeheuerlichkeit besonders klar, wenn man die grandiosen Wasserversorgungs- und Abwässerungsanlagen Chicagos kennenlernt.

Der Chicago River, der seit Erschaffung der Welt in den Michigansee mündete, wurde plötzlich umgedreht! Denn aus dem See holt Chicago Nutzwasser und Trinkwasser, und das würde verunreinigt durch den Schmutz eines die Stadt durchfließenden Stromes. Früher störte das wenig, man benutzte den See als Trinkeimer und Klosettbecken und Badewanne zugleich. Bis die Zahl der Sterbefälle an Typhus allzu hoch stieg. Viele Sterbefälle! Wißt ihr, was das bedeutet? Damit verminderte sich doch die Chance für das von ganz Chicago fieberhaft erstrebte Ziel: New Yorks Bevölkerungsziffer einzuholen.

Damals ward der Fluß auf seine alten Tage zum Wechsel seiner Richtung gezwungen, seither läuft er von hinten nach vorn.

Auch jetzt kann man nicht einfach die Uferwellen des Sees trinken, nicht vom Rand einer schmutzig-rauchig-sumpfigen Großstadt das Trinkwasser beziehen. Im See, kilometerweit vom Strand entfernt, mußte man Wassereinlauftürme bauen: unter dem felsigen Grund des Wassers wurden Tunnels gehackt – eine Million Dollar pro Meile erforderte die Herstellung –, und sie leiten neue Ströme, mächtigere als der Chicago River, unterirdische, in die zwölf Pumpstationen der Stadt.

Diese Wasserwerke. Die Wm. Hale Thompson Pumping Station, 50. Straße und Western Avenue, hat nahezu vier Millionen Dollar gekostet. Die Anlage besichtigend, bereut der Doktor Becker, zum erstenmal seit zwanzig Jahren, dem Ingenieurberuf entlaufen zu sein. Vier Milliarden Liter wer-

den täglich in alle Teile der Stadt gepumpt, auf jeden Kopf der Bevölkerung kommen sage und schreibe 1100 Liter täglich, doppelt soviel als in New York, fast neunmal soviel als in Berlin, wo der einzelne 133 Liter konsumieren kann. Desinfiziert wird das Seewasser durch Chlorgas und solcherart allerdings getrübt: ein Projekt sieht Filteranlagen vor. Bis jetzt ist das Wasser Chicagos mit sechseinhalb Cent per tausend Gallonen (1 Kubikmeter ist 264 Gallonen, 1 Gallone = 3,8 Liter = 0,0038 Kubikmeter) das billigste der Welt, in manchen Großstädten stellt es sich fünfmal so teuer.

Industrieunternehmungen, wie etwa die Schlachthöfe, haben Abwässer, die denen von mehr als einer Million Menschen entsprechen, und die Imhoffbecken auf den Rieselfeldern sehen wie Öltanks aus, soviel Rückstände der Automobile ergossen sich in sie. Alles wird in den umgedrehten Fluß geleitet und durch Kanäle in den Mississippi.

Wunder der Wunder, solche Bauten erstanden, obwohl ein unberechenbarer Großteil der Steuergelder in die Hände der Korruption fließt und im letzten Jahr von einer Millionenbewilligung für die Sanitätsanlagen genau hundert Prozent unterschlagen und unter den Maßgebenden aufgeteilt wurden.

Als Goethe starb, als Bismarck geboren wurde, wehte hier feuchter Wind über Präriegras, keine Hütte stand. Vor neunzig Jahren war hier ein stilles Uferdörfchen, vor sechzig eine Fleischbank und ein Umschlagplatz für Getreide. Heute jagt Chicago, getreu seinem Wahlspruch: „I act, I move, I push", dem Weltrekord zu. Das heißt: drei Millionen Menschen, weitaus in der Mehrheit unter grauenhaften Arbeits-, Ernährungs-, Wohn-, Geistes- und Moralverhältnissen lebend, handeln, bewegen sich, treiben einander an, damit ein paar Milliardäre von New York, Miami Beach und Florida eine Milliarde mehr einstecken und schließlich eine Stiftung von einer Million machen, für die sie von der ganzen Nation unausgesetzt, unausgesetzt als Genies und Wohltäter gepriesen werden.

DIE BALLADE VON SUTTER'S FORT

Hierher, in dieses Zimmerchen des befestigten Handlungshauses „Sutter's Fort", führte am 28. Januar 1848, einem regnerischen Tag, der Kommandant Johannes August Sutter seinen Angestellten James W. Marshall.

Marshall, von seinem vorgeschobenen Posten Coloma eben herbeigeritten, hatte vom Chef eine Unterredung unter vier Augen gewünscht in einer ungeheuer wichtigen Angelegenheit. Und draußen klatschte der Regen.

Es stand ein Tisch mit Papieren in dem Raum, alte deutsche Bücher und neue amerikanische. Johannes A. Sutter war ein Deutscher, 1803 in Kandern, Großherzogtum Baden, geboren, frühzeitig mit den Eltern nach der Schweiz übergesiedelt und dann in Paris bei der Schweizergarde Karls X. eingetreten. Die Julirevolution machte die Lakaien stellungslos, auch ihn, der seiner Wesensart nach alles eher war denn ein Lakai.

Er ging als Handelsmann nach Afrika und später nach New York, betrieb eine Schankwirtschaft; dort erzählten Trapper von ungehobenen Schätzen im Wilden Westen, und Sutter brach dorthin auf. Aus San Francisco ruderte er 1839 mit einigen Kanaka-Indianern und zwei Weißen den Sacramento hinauf, was vorher noch niemand unternommen. Er wollte sich in der Wildnis ansiedeln, anbauen und Waren versenden, vom Haß der Konkurrenten, vom Lärm der Städte nicht umtobt sein ...

Aus Lehmziegeln, an der Sonne getrocknet, baute er sein Haus – dieses hier, um das der Wall läuft. Er taufte es „New Helvetia", bald aber hieß es Sutter's Fort, weil die Mexikaner, denen damals Kalifornien gehörte, es zu ihrem militärischen Stützpunkt machten und zum Kommandanten Sutter ernannten. Er konnte als loyaler Mexikaner gelten, wie er vorher als großherzoglich badischer Untertan, als Schweizer Eidgenosse, als französischer Königshüter, als afrikanischer Handelsmann loyal gewesen und nachher (vom nordamerika-

nisch-mexikanischen Kriege an) als amerikanischer Staatsbürger.

Jetzo Festungskommandant, hatte er an den vier Ecken der Umwallungsmauer je eine Kanone aufgestellt, und so stehen sie noch da, wahrscheinlich in den ganzen neunzig Jahren niemals verwendet. Den Krieg, in dessen Mitte er sich bald sah, hätten alle Kanonen der Welt nicht entscheiden können.

Das ganze Glück oder Unglück – wir werden schon sehen, was von beiden es war – begann in diesem Kämmerchen hier, wohin an jenem Januartag Anno Domini 1848 Sutter den James W. Marshall führte. Und draußen klatschte der Regen.

Zu Sutters Handelsgeschäften gehörte es damals, Holz nach San Francisco flößen zu lassen. Das Befahren des Sacramento, den er vor Jahr und Tag mit seinen weißen und roten Ruderern entjungfert, war inzwischen ein bequemes eheliches Vergnügen geworden, man hatte keinerlei Überraschungen mehr zu gewärtigen, keinen hinterhältigen Überfall unbekannter Völkerstämme und keine Tücken der Strömung und keine Klippen. Nur eines kostete Mühe: die Baumstämme aus den Waldungen nach New Helvetia zu bringen. Deshalb verlegte Sutter seinen anstelligsten Angestellten James W. Marshall mit zwei oder drei Gehilfen einige Meilen höher nach Nordosten, damit er dort, am American River, Nebenfluß des Sacramento, eine Sägemühle aufführe.

Und diese Zweigniederlassung oder dieser vorgeschobene Posten eben war's, von wo James W. Marshall an dem achtundzwanzigsten Januartage im Regen zur Zentrale der Firma beziehungsweise zum Vorpostenkommando heruntergeritten kam, mit geheimnisvoller Miene die Bitte um eine Privataudienz vorbrachte und vom Chef in dieses Zimmer hier geführt wurde.

Bevor sich die beiden Männer an den Eichentisch setzten, bat Marshall, Sutter möge die Türe versperren. Sutter tat das.

Marshall begann kaum mit seinem Rapport, als der Chef wieder aufstand, die Tür öffnete und einem draußen stehenden Angestellten zurief, mit der Abfertigung des nächsten Floßes auf ihn zu warten. Und draußen klatschte der Regen.

Nun sagte Marshall, was zu sagen er gekommen war. Im

Nu war Sutter bei der Sache. Denn das da, das war, beim Himmel, keine Kleinigkeit:

Marshall hatte oben eine Holzrinne angelegt, um das Wasser des American River auf die Schaufeln des Mühlenrades zu leiten. Vor vier Tagen wollte er nachsehen, ob die Rinne genügend dicht sei, und da habe er darin etwas glitzern gesehen, goldig glitzern...

„Und?" Sutter beugte sich aufgeregt zum Munde seines Nachbarn.

„... und rotgelbe Splitter gefunden, die ich mit der Hand herausgekehrt habe. Ich glaube, es ist Gold."

„Hast du es hier?" Sutter zitterte, und draußen klatschte der Regen.

„Ja, hab es mitgebracht." Marshall griff in die Tasche, zog ein Tuch heraus, band die Knoten auf, und es blitzten –

In diesem Augenblick öffnete sich die Tür, und Sutters Buchhalter trat ein, um etwas zu fragen. Er bemerkte, daß er störe, und entfernte sich mit einer Entschuldigung.

Wütend schob Marshall das Tuch in die Tasche. Sutter, an die Wichtigkeit der bevorstehenden Mitteilung nicht glaubend und mit anderen Gedanken beschäftigt, hatte vergessen, die Tür, nachdem er sie geöffnet, wieder zu versperren! Nur mit Mühe konnte Sutter den ärgerlichen Marshall beruhigen, der annahm, der Buchhalter habe spionieren wollen. Erst nachdem die Tür von neuem versperrt und ein Schrank davorgerückt worden war, zeigte Marshall die Stücke wieder.

Sutter schlug in der Encyclopaedia Americana den Artikel „gold" nach, behandelte die Körner mit aqua fortis und fand, daß es Gold von feinster Qualität sei. Er schloß die Chispas fort und schärfte Marshall ein, zu keinem Menschen darüber zu sprechen. Und draußen klatschte der Regen.

Ja, es war Gold. In der Zeit der antiken Sage ruderten die Argonauten hierher, um es zu finden, vor vierhundert Jahren kam der Konquistador Cortez um des Goldes willen an, nach ihm der portugiesische Seefahrer Cabrillo, und schließlich landete 1537 Sir Francis Drake in der Bucht von San Francisco, entschlossen, das ewig lockende Mineral aus seinem Versteck zu holen. Keinem war es beschieden. Dem Sägemüller Marshall war es beschieden.

Die beiden Männer, die einander – in dieser Stube hier – Verschwiegenheit gelobt, während draußen der Regen klatschte, waren nicht imstande, die Verbreitung des Geheimnisses aufzuhalten.

Sie vermuteten eine neue Einnahmequelle, vielleicht hofften sie, eine ganze Ader zu entdecken, aber von der Weltbedeutung des Fundes hatten sie keine Ahnung. Drei Wochen später ritten ihnen einige Knechte davon, jagten mit goldgespickten Satteltaschen nach San Francisco, um sich nach Jahren der Wildnis und der Enthaltsamkeit städtische Nächte und weiße Mädchen zu kaufen.

Panik entstand.

Am Dienstag, dem 15. März 1848, hatte sogar die San Franciscoer Zeitung „Californian" davon erfahren und brachte auf der zweiten Seite, dritte Spalte, ganz unten (ihr amerikanischen Journalisten von damals!) eine kurze Notiz:

„*Gold Mine found.* – In the newly made raceway of the Saw Mill recently erected by Captain Sutter, on the American Fork, gold has been found in considerable quantities. One person brought thirty dollars worth to New Helvetia gathered there in a short time."

Acht Tage darauf stellte die Zeitung ihr Erscheinen ein: die Mitarbeiter, die Setzer und die Austräger, alles war hinauf in die Berge geeilt.

Und nicht nur sie, nicht nur ganz San Francisco, aus aller Welt strömte die Armada der Abenteurer heran, Hunderte, Tausende, befallen vom Rausch nach dem Metall, dessen Proben einige Wochen vorher im Knoten eines Taschentuchs geglitzert hatten, als draußen der Regen klatschte.

Rings um die Claims bildeten sich hölzerne Siedlungen. Bei Marshalls Brettsäge schoß eine Stadt empor: Coloma, allüberall auf dem Erdball mit sehnsüchtigem Schaudern genannt. Jetzt fährt man mit einem Schaudern anderer Art durch diesen Ort: kahle Bretterfronten, leere, dachlose und zerbrochene Häuser – kein Mensch wohnt mehr darin.

Kaum zwei Kilometer weiter: Placerville, das zuerst Hangtown hieß; denn hier wütete die Lynchjustiz am tollsten. Wer den „Vigilanten", einer Maffia von Mächtigen, nicht paßte, wurde auf den nächsten Baum geknüpft. (Cha-

rakteristischerweise ist heute in Amerika eine ziemlich starke Strömung zur Glorifizierung der Vigilanten und ihrer „nationalen Selbsthilfe" im Gange.)

In Carson Hill fand man das größte Nugget, zweihundertvierzehn Pfund schwer, neunzigtausend Dollar wert. In Tuttletown ging Bret Harte zur Schule, seine Stadt „You bet" (Wetten wir) ist in der Nähe. In Grass Valley wohnte Lola Montez nach ihrer Vertreibung aus Bayern. In Jackass Hill verlebte Mark Twain einen lustigen Winter mit Bill Gillis. Aber am Donner Lake verendeten eines Winters die ersten Pioniere, fast die ganze aus Illinois gekommene Reed-Donner-Party, in Wind, Frost, Schneesturm, Verzweiflung und Hungersnot; zwölf Frauen und siebenundzwanzig Kinder waren darunter. In einem Krater ward der Ort Volcano erbaut. In North San Juan schürften die hydraulischen Bagger nach Gold; Herbert Hoover war hier in seiner Jugend angestellt.

Whisky Diggings hieß eine Stadt. Port Vine (Portwein) eine andere. Wild Yankee Diggings die dritte.

Es gab kein New Helvetia mehr. Sutter's Fort stand inmitten einer weitausladenden Stadt: Sacramento. Oh, Sutters Traum von Waldfrieden und Einsamkeit! Er war zu Ende mit jenem Januartag, da er Marshall in dieses Zimmerchen führte. Und draußen klatschte der Regen.

Da war ein Schuppen gewesen oder ein Stall neben jenem Zimmer, in dem einst James W. Marshall den Fund eröffnet hatte. Nun kein Stall und kein Schuppen mehr. Peter Slater herrschte hier über das Liquor Emporium, die erste Schnapsbude und die erste Spielhölle des Westens und wohl die wildeste beider Hemisphären. Mit Nuggets wurde bezahlt, mit Revolverschüssen Ordnung gehalten.

Die schweren Pferdekutschen, die Concord Stages, und die leichteren, die Prairie Schooner, brachten in Kassetten die goldenen Eingeweide der Sierra und die goldenen Gräten der Flüsse. Nebenher ritten, bis an die Zähne bewaffnet, die Besitzer. Siegten die Räuber, die sie überfielen, oder brachten die Diggers ihre Fracht glücklich in das Tal, sie kamen gleicherweise in Slaters Kaschemme und ließen Chinese Gin aufsetzen für alle Anwesenden, Ladies und Gentlemen.

Auf hohem Stuhl, dem Gambler's Lookout, saß der Croupier, zwei Pistolen neben sich, und achtete darauf, ob bei Pharo, Monte, Poker, Einundzwanzig, Roulette und Landsknecht fair gespielt werde. Versuchte einer zu schwindeln, so ergriffen zwei Indianer seinen Körper – sie hatten nichts weiter zu tun, als ihn hinauszutragen und auf Sutter's Fort Cemetery zu bestatten. Und draußen klatschte der Regen.

Sutters Knechte desertierten allesamt – wen wollte ein Monatslohn von vierzig Dollar locken, wenn eine Hacke, eine Pfanne genügte, um täglich hundert Dollar aus dem Fluß zu waschen oder aus dem Fels zu sprengen. Längst hatten die Indianer das Saufen gelernt und lebten von Trinkgeldern.

Geerntet wurde fast nicht mehr, am Halm vertrocknete Korn, auf den Ästen verfaulte Obst, in den Eutern versiegte Kuhmilch, in den Mühlen verschimmelte Mehl, in den Brettsägen vermorschte Holz, in den Manufakturen verrosteten Maschinen, Goldgräber fingen mit dem Lasso von den weidenden Pferden Sutters die, die ihnen gefielen, und schossen sich aus seinen Herden, um eines Stückchen Fleisches willen, die tüchtigsten Zugochsen.

General Sutter – diesen Titel hat ihm USA verliehen – geht mit finsterem Gesicht durch die Mißwirtschaft und empfindet erst jetzt, wie prachtvoll das alles war vor jenem Januartag, als es aus dem Taschentuch Marshalls golden glitzerte, im trüben Licht der Kammer da drinnen und des Regengusses da draußen.

Er hat auf Feststellung geklagt, daß alles Land sein sei. Und der Oberste Richter von Kalifornien gibt seiner Klage statt, 1855: die ungeheuren Ländereien mit allem, was darauf steht und wächst, seien des Generals Johannes August Sutter uneingeschränktes Eigentum, und niemand habe dort ohne seinen Willen etwas zu suchen.

Am 15. März 1855 ist dieses Urteil ergangen. Der Tag, an dem es Sutter erfährt, mag der einzige sein, an dem er jenen andern Tag segnet, den Regentag sieben Jahre vorher. Sutter ist glücklich. –

Die Diggers sind aber keineswegs gewillt, das Feld zu räumen, das Goldfeld. „Sind wir hierhergezogen, viele tausend Meilen weit, haben wir hier in Wind und Wet-

ter geschuftet, um uns von dem Schweizer vertreiben zu lassen?"

So sprechen sie, da das Gerichtsurteil bekannt wird, rotten sich zusammen, eine Revolte bricht aus, Sutters Meierhof „Ermitage" und alle Gebäude, seine Speicher und seine Gärten werden mit Gras, Baum, Blume und Zaun in Brand gesteckt, die Weinberge zertrampelt und verwüstet, Gewehrfeuer auf die Herden eröffnet, sogar das Geflügel mit Revolverkugeln ausgerottet, die Deiche durchstochen, die Brücken gesprengt, die Schleusen zertrümmert, seine ethnographischen Sammlungen, meist indianische Folklore, Pelze seltener Tiere, Mineralien, Vorräte und Bücher, alles in die Flammen geschleudert. Wer den aufständischen Goldgräbern begegnet von Sutters Dienern, Weiße und Kanaker, wird geteert und gefedert, tot oder lebendig an die Bäume geknüpft.

Nichts steht mehr. Nur das Fort blieb unversehrt, darin Militär ist, das Fort steht mit jener verhängnisvollen Kammer.

Sutter selbst war nicht da, als die Emeute Platz griff, er war auf dem Weg nach Washington. Zurückgekehrt, findet er Schutt und Trümmer. Nicht findet er seine Söhne, der eine hat sich erschossen, einer wurde ermordet, der dritte ist geflüchtet. Seine Tochter, von vier Männern geschändet, erleidet einen Wahnsinnsanfall.

Nun ist Johannes August Sutter, der sich noch vor einer Woche als einen der reichsten Leute des Erdballs betrachtete, ein Bettler, weniger als das. In Lititz, einer Kolonie der Mährischen Brüder in Pennsylvanien, findet er Unterschlupf.

Er strengt einen Schadenersatzprozeß an. Fünfundzwanzig Jahre lang, fünfundzwanzig Jahre lang interveniert Sutter beim Kongreß und beim Obersten Gericht in Washington. Obwohl er in unbestreitbarem Recht ist, obwohl er seine Ansprüche herabschraubt, erfolgt keine Entscheidung. Sie ist bis zum heutigen Tage nicht ergangen.

Johannes A. Sutter, der Gründer Mittelkaliforniens, stirbt in Jammer und Elend, nur die Mährischen Brüder begleiten ihn zu seinem Grab auf dem Lititzer Friedhof, wo er in der Nordostecke liegt, als einziger, der nicht ihres Glaubens.

James W. Marshall, dem Kalifornien Milliarden verdankt, lebte jahrzehntelang in San Francisco in einer Dachkammer mit vier Personen zusammengepfercht. Ihn, der das Gold gefunden, hatte das Gold nicht gefunden. Man sammelte für ihn; der Aufruf zur Kollekte ist noch erhalten. Sie ergab hundertzwanzig Dollar.

Aber Denkmäler haben sie jetzt beide, die Männer, die einst beisammensaßen in diesem Zimmer, an dessen einzige Fensterscheibe eben – wie damals am 28. Januar 1848 – der Regen klatscht.

ARBEIT MIT CHARLIE CHAPLIN

„Chaplin? Ja, wir können uns inzwischen bei ihm aufhalten, wollen Sie?"

Selbstverständlich wollte ich, denn er ist einer von den Gerechten, um derentwillen Amerika verschont werden muß vor dem Schicksal Sodoms und Gomorrhas.

Ein anderer dieser Gerechten ist der, der mir die Frage stellt, ob wir uns inzwischen bei Chaplin aufhalten wollen. Er heißt Upton Sinclair.

Wir waren eben in einer großen Filmentwicklungsanstalt von Hollywood, wohin Upton Sinclair seinen „Nash" gelenkt hatte, um einen Film abzuholen. Für seine Frau. Sinclair sprach von ihrem Leiden. Sie war von der ununterbrochenen verzweifelten Furcht erfüllt, krebskrank zu werden, obwohl sie vernunftgemäß die Grundlosigkeit dieser Angst einsah. Durch Suggestion und Wachhypnose Heilung suchend, wurde sie auf einen Magnetiseur aufmerksam, der sich bei seinen öffentlichen Experimenten „Nostradamus", privat „Roman Astoja" nennt, aber ein Pole ist und okkulte Fähigkeiten zu entwickeln vermag. Aufnahmen der Trancezustände, in denen sich Roman Astoja Nägel durch Zunge und Arme sticht, enthielt der Filmstreifen, den Upton Sinclair abholen wollte. Er erzählte mir, der Film zeige auch, wie sich Astoja in Long Beach lebendig begraben und auf seinem Grab Fußball spielen läßt.

... Ein Fußballspiel auf dem Grab des Fakirs, fiel mir ganz unvermittelt ein, welch eine Filmgroteske! Für Chaplin! Der Fußballspieler Chaplin fühlt transzendentale Fähigkeiten, wird auf seinen Wunsch lebendig beerdigt, kratzt sich während des Wettspiels bis zur Erdoberfläche empor und wehrt einen gefährlichen Ball ab.

Diesen Einfall sprach ich nicht aus, er paßte nicht zum Ernst unseres Themas. Kein Wort sagte ich.

Aber Sinclair antwortete. Es war jetzt, da er das okkulte Gespräch mit dem Vorschlag unterbrach: „Chaplin? Ja,

wir können uns inzwischen bei ihm aufhalten, wollen Sie?"

Ich erwiderte, daß ich längst den Wunsch ausgesprochen hätte, bei ihm eingeführt zu werden, aber noch gestern hatte ich von Filmgewaltigen erfahren, alle ihre Versuche, ihn kennenzulernen, seien gescheitert, und jeder, der sich in Hollywood brüste, Charlies bester Freund zu sein, habe ihn bestenfalls in Henris Restaurant einmal Abendbrot essen sehen.

„Ja, er wird furchtbar überlaufen", sagt Sinclair, „mehr als hundert Menschen kommen täglich mit irgendwelchen Anliegen, um ihn zu sehen, ihm ihre Bewunderung auszudrücken, mit einem Projekt oder einem Pumpversuch."

Sinclair stoppt seinen Wagen Ecke Longpré Avenue und La Brea Avenue vor einer Gruppe rotgedeckter Häuschen. Es ist nichts dahinter zu vermuten, am allerwenigsten ein Filmatelier, denn Filmateliers sind in Hollywood gigantisch ummauerte Komplexe mit Gittertoren und Pförtnern, jede Giebelwand für Kinoreklame ausgenützt. Hier ist auf winzigem Metalltäfelchen „Chaplin's Studio" graviert, und wir treten ins Büro ein, das heißt zu einem Fräulein, das abwechselnd mit Telefonstiften hantiert und Korrespondenz erledigt. Wir gehen vorbei in den Hof, der wirklich ein Hof ist und auf dem Filmbauten stehen. Anderswo wär er kein Hof, und wär er einer, hieße er „Stage Nr. 35", Eintritt wäre verboten und ein Wächter majestätisch davor postiert.

Zwei Männer begrüßen Sinclair, es war gerade Aufnahme, erzählen sie, und einer sagt: „Dort kommt ja der Boß!"

Der Boß! Der Alte! Der Chef! Wir wenden uns um nach dem Boß. Nach Charlie Chaplin. Wenn er wenigstens in einem anständigen Anzug daherkäme, wie sich's für einen Boß, einen Chef, den Alten geziemt, so könnte er allenfalls außerhalb dieser Zeit – wenn er kein Boß, kein Chef, nicht der Alte ist – jener tieftraurige Vagabund mit den komischen Einfällen sein, den wir so sehr lieben. Aber er naht auch jetzt in den herabhängenden geflickten Hosen, in den geflickten großen Schuhen, mit der verschobenen Krawatte und mit dem zerschlissenen Röckchen. Er kommt eben von der Arbeit, er ist ein Boß, der arbeitet.

„Hallo, Upton", ruft er von weitem, „daß Sie sich wieder

mal anschaun lassen!" Sinclair äußert etwas über den Gast, den er mitgebracht. „Das ist fein", erwidert der leibhaftige, eigenhändige, höchstselbstpersönliche Charlie Chaplin, und wir schütteln einander die Hände. Er flucht, seine Arbeit geht nicht vorwärts, er dreht einen neuen Film „City Lights – Die Lichter einer Stadt", aber „jetzt ist wieder ein toter Punkt da, der Teufel soll es holen, wir können nicht weiter – wollt ihr mir helfen, Burschen?"

Ja, wir Burschen wollen Charlie Chaplin helfen.

Es ist nicht ganz der Charlie Chaplin aus dem Film. Er kommt zwar aus der Arbeit, aber er ist nicht während der Arbeit oder, besser gesagt, er spielt gerade nicht. Sein Hut fehlt, das eingedrückte Melonenhütchen, und das Bambusstöckchen fehlt, und das schwarze Zahnbürstchen unter der Nase fehlt. Außerdem sind seine Stiefel gar nicht so überwältigend groß und gar nicht so überwältigend lächerlich, wie sie im Film erscheinen, es sind ausgelatschte, geflickte, zerrissene, vielleicht etwas zu große, aber immerhin gewöhnliche Schuhe, und erst die Kunst ihres Boß hat ihnen kosmisches Ausmaß verschafft. Jetzt, da er mit uns, die wir ihm „helfen" sollen, dem Vorführungsraum zueilt, sind die Stiefel unauffällig und der Boß alles andere als plattfüßig. Er trägt eine Hornbrille. Ohne sie kann er nicht einmal seinen Namen unterschreiben, so weitsichtig ist er.

Von seinem Haar fallen zwei Strahlen einer Fontäne silbern über die Mitte seiner Stirn. Auch am Nacken ist das Haar grau – dort, wo es nachwächst. („Sie sollten es dort schneiden lassen, Charlie", sagte ich einige Tage später vorsichtig zu ihm. Aber er macht kein Hehl aus seinem gefärbten Haar. „Sie sehen, daß ich mich nicht mehr darum kümmere. Was weiß wird, wird nicht mehr nachgefärbt. Schluß damit. Mit vierzig Jahren werde ich wieder ganz weiß sein, wie ich's mit fünfunddreißig gewesen bin." – „Und was macht Ihre Frau jetzt?" – „Ich weiß es nicht", bemerkt er mit einer Gebärde der Gleichgültigkeit, „aber ich habe zwei Kinder, und die sind bei ihr.")

Jetzt sind wir im Vorführungsraum; während der Streifen eingelegt wird, spielt Charlie Chaplin auf dem Harmonium das Lied „Violetera" und singt spanische Worte dazu, die es nicht gibt, und lädt mich ein, in sein Haus zu kommen, dort

werde er mir Orgel vorspielen, bis mir Hören und Sehen vergeht. „Was, Jungens?"

Die Jungens bestätigen dem Boß wunschgemäß, daß er zu Hause eine großmächtige Orgel hat, auf der er sehr laut und brausend zu spielen versteht, ob's nun dem Besucher recht ist oder nicht.

„Ich spiele schrecklich schön", lacht Chaplin. „Ihr versteht aber einen Dreck von meiner Musik."

Der Jungens, die übrigens den Boß mit „Charlie" ansprechen, sind es zwei, und sie heißen Harry Crocker und Henry Clive. Harry Crocker ist ein junger Amerikaner mit Sweater und Humor, hat im „Zirkus" den Seiltänzer im Frack und glücklichen Nebenbuhler Chaplins gespielt und außerdem den Clown, den Charlie einseift, und noch einige Rollen. Henry Clive ist schon älter, achtundvierzig Jahre, und hat eine seriöse Laufbahn als Zauberkünstler an amerikanischen Provinzvarietés hinter sich. Der dritte der Jungens heißt auch Heinrich, wie die beiden anderen, und ist heute nicht da, aber das ist eine Ausnahme, wir werden keinen weiteren Besuch in Chaplins Studio erleben, ohne daß Mister Henry Bergmann, breitbäuchig und breitspurig, in einem dementsprechenden Stuhl sitzt. Nachts aber ist Bergmann-ur (so wollen wir ihn lieber statt „Mister" nennen, denn er ist ein ur-Magyare) selbst ein Boß, Besitzer eines Hollywood-Boulevard-Restaurants für Prominente und solche, die sie sehen wollen. Den Restaurateur Henry hat Chaplin erzeugt und ihm als Mitgift seinen allabendlichen Besuch gegeben, für den sich Bergmann-ur durch alltäglichen Besuch bei Chaplin revanchiert.

Ein schwarzlederner Lehnstuhl und vier hölzerne Sessel sind außer dem Harmonium das Inventar des Vorführungsraumes. Chaplin will mich in den Ledersessel nötigen, aber da ich ablehne, scheint er sehr zufrieden, denn er hockt sich mit untergeschlagenen Beinen darauf, es dürfte sein gewohnter Platz sein.

Und nun wollen wir den Film abrollen lassen. Vorläufig ist nur ein Viertel fertig, vierhundert Fuß, von denen noch mancher eingerenkt und mancher amputiert werden wird. Der Film rollt.

Bei der Stelle mit der Uhrkette (siehe unten) lache ich

laut auf. Aber jemand legt mir die Hand auf das Knie und bedeutet mir, still zu sein. Wer ist es, der mir das Naturrecht, bei einem tollen Einfall Charlie Chaplins toll zu lachen, streitig machen will? Er heißt Charlie Chaplin und sitzt neben mir. Der Film ist noch nicht fertig, wir sollen ja „helfen", mein Lachen ist fehl am Ort, wie wenn der arme Chaplin lacht, da er im „Zirkus" die Späße des Clowns erlernen soll.

„Großartig", flüstern wir, nachdem das Filmfragment abgerollt, der Vorführungsraum erhellt ist.

Der Boß wehrt ab. „Möchten Sie mir erzählen, was Sie gesehen haben?"

Gewiß. Gern. Also ein Mädchen verkauft Blumen an der Straßenecke. Da kommt Chaplin ...

„Oh, noch nicht."

Vorher kommt ein Mann mit seiner Frau und kauft eine Blume.

„Ein Mann? Was für ein Mann?"

Ein Mann, der ein wenig wie Adolphe Menjou aussieht.

„Ja, ein eleganter Herr mit einer Dame. Das ist wichtig. Nun, und?"

Dann biegt Chaplin um die Straßenecke. Er sieht einen Brunnen an der Mauer und zieht die Handschuhe aus, um zu trinken. Das heißt: nicht die Handschuhe als Ganzes, sondern jeden Finger einzeln. Einer fehlt, und Charlie sucht ihn, ohne ihn zu finden.

„Sehen Sie, Charlie!" ruft Harry Crocker siegreich.

„Nein, es ist nicht klar. Wir werden die Stelle noch einmal drehen." (Er erklärt mir, daß es ein Fehler ist, als ersten Handschuhfinger den abziehen zu wollen, der nicht da ist, ihn auf dem Boden zu suchen und dann erst die vorhandenen Handschuhfinger abzunehmen.)

Nun nimmt Charlie den Trinkbecher von der Mauer ...

„Haben Sie erkannt, was ich vorstelle?"

??

„Bin ich diesmal nicht etwas anders als sonst?"

Ja. Sie haben eine kleine Schmetterlingskrawatte und die Handschuhe. Sie wollen diesmal ein etwas geckenhafterer Landstreicher sein, nicht? Darauf deutet ja auch der Einfall mit dem Trinkbecher hin.

„Bitte, erzählen Sie auch den."

Chaplin nimmt den Becher, der an einer Kette hängt. Sie legt sich um seinen Bauch, und Chaplin bemerkt, daß das eine herrliche Uhrkette wäre, und versucht, sie von der Mauer loszulösen (siehe oben), während er trinkt. Es mißlingt, resigniert watschelt er weiter zu dem Blumenmädchen. Die Kleine bietet ...

„Halt, halt. Da ist etwas dazwischen."

Chaplin sieht mich ganz scharf an, angstvoll, fast flehend. „Etwas ist dazwischen."

Nein, ich kann mich absolut nicht erinnern, daß etwas dazwischen war.

„Es kommt doch ein Auto!"

Ja, ein Auto kommt, ein Herr steigt aus und geht an Chaplin vorüber. Chaplin grüßt wie immer.

„Und was tut das Auto?"

„Ich weiß nicht", sage ich.

Und Upton Sinclair meint: „Ich glaube, es fährt weg."

„Teufel, Teufel", murmelt Chaplin, „alles verdorben." Auch seine Mitarbeiter sind niedergedrückt.

Ich erzähle nun weiter, was geschieht. Das Mädchen reicht Chaplin eine Blume, sie fällt zur Erde, beide bücken sich, Chaplin hebt die Blume auf, aber die Verkäuferin sucht weiter, sie sucht weiter, obwohl er ihr die Blume hinhält. Da erkennt er, daß das Mädchen blind ist. Er kauft die Blume und entfernt sich.

Um sich zu überzeugen, ob er sich nicht getäuscht hat, schleicht er nochmals hin ...

„Nein, nein, er schleicht nicht."

Er kommt das zweitemal sehr rasch, als ob er vorbeieile, bleibt aber stehen, indem er, auf der Stelle gehend, den Schall seiner Schritte allmählich abdämpft. Dann kehrt er, leise, auf den Zehenspitzen zurück und setzt sich neben das Mädel. Das hat eben die Blumen besprengt und schüttet den Eimer aus – Chaplin ins Gesicht. Er schleicht sich weg und kommt ein drittes Mal. Kauft wieder eine Blume. Die Kleine will sie ihm anstecken und fühlt dabei in seinem Knopfloch die ihm vorher verkaufte Blume. Sie erfährt so, daß der Mann ihretwegen zurückkam. Chaplin bedeutet ihr, das andere Knopfloch sei noch frei, aber sie erwidert, man

könne nicht in beiden Knopflöchern Blumen tragen. Da bittet er sie, die Blume zu behalten. Sie befestigt die Blume an ihrem Busen ...

„... und ..."

... sie ist verliebt!

„In wen?"

In Chaplin!

„Teufel, Teufel!"

??

„Geht nicht jemand vorbei?"

Nicht, daß ich wüßte.

„Teufel, Teufel! Haben Sie nicht wieder ein Auto bemerkt und wieder einen Herrn?"

Nein.

„Und Sie, Upton?"

Nichts bemerkt.

Verzweifelt vergräbt Chaplin sein Gesicht in den Händen, ein Bild des Jammers auf schwarzledernem Hintergrund. Auch die Mitarbeiter sind traurig. Was aber ist geschehen? Wo steckt das Unglück, wenn ich, ein hergelaufener Fremder, einen gag, einen Einfall, nicht verstehe?!

Oh, es ist mehr als ein gag, es ist die Grundidee des Films, die, absolut unklar, unter den Tisch gefallen ist – nichts Geringeres als das geht aus meiner Nacherzählung hervor. Die Straße ist eine elegante Straße, versinnbildlicht durch den ersten Käufer und seine Dame. Den aus dem Auto steigenden Herrn hält die Blumenverkäuferin für den, der die Blume kauft und ihretwegen zurückkehrt. Das Auto – wir haben das gar nicht beachtet – hat während der ganzen Szene an der Straßenecke gehalten.

Gerade als die Blinde auf Wunsch Chaplins die zweite Blume selbst ansteckt, kommt der Herr zurück und steigt ins Auto. *Ihm*, dem reichen Mann mit dem Wagen, gilt die erwachende Liebe. Und Chaplin soll diesen Irrtum jetzt merken und den ganzen Film hindurch die Rolle des reichen Verehrers durchführen, das Geld stehlen, das sie zur operativen Heilung ihrer Blindheit braucht, es beim Arzt erlegen, arretiert werden und das Mädchen nach abgebüßter Haft wiedersehen. Und das Mädchen wird ihn zum erstenmal

sehen und – auslachen, da es nicht ahnt, wer er ist, und da er so komisch aussieht, wie Chaplin eben aussieht ...

Aber wenn das Publikum das tragische Quiproquo nicht blitzartig begreift, die Erschütterung Chaplins, das Fühlbarwerden seiner Bettelarmut und den Augenblicksentschluß zu Hochstapelei und Diebstahl um dieser Verwechslung willen, um seiner Liebe willen, um ihrer Liebe willen – wenn das Publikum all das nicht elementar erfaßt, so ist alles verloren.

„Wir müssen das Ganze von neuem drehen", sagt Chaplin.

Und nun beginnt die ernste, schwere, qualvolle Arbeit der Dramaturgie und der Regie zu diesem Detail, die fast acht Tage dauert, und selbst im Übermut der Nächte unterbrach Charlie plötzlich die Stimmung: „Wie wär's, wenn wir das mit dem Blumenmädchen so machen würden ..."

Bücher sind über Schauspieler, über Mimiker, über Regisseure, über dramatische Volkskunst geschrieben worden; warum hat noch niemand den Versuch unternommen, Charlie Chaplin, dessen Wirkung in der Bühnengeschichte nicht ihresgleichen hat, der eine Legendenfigur: eben Charlie Chaplin dichtete, inszenierte und darstellte, bei seiner Arbeit festzuhalten, sei es durch Stenogramm oder durch Diktaphon?

Acht Tage lang wurde die Szene probiert, jeder von uns war unzähligemal das Blumenmädchen (am seltensten Virginia Cherril, die sie spielen wird), jeder von uns war der Herr aus dem Auto, jeder von uns der Chauffeur, der den Wagenschlag öffnet, aber Charlie Chaplin war immer Charlie Chaplin, zu jedem Versuch eines Versuchs gab er sich her, hoffnungsvoll-hoffnungslos.

„Wie wär's, wenn ..." So beginnt es immer. Einer springt auf, seines Einfalls voll, und postiert die anderen.

Die dramaturgische Unmöglichkeit der Anfangssituation ist bald festgestellt: die Tatsache, daß die Kleine Chaplin für den aus dem Auto steigenden Herrn hält, kann der Zuschauer keineswegs erfassen, weiß er ja noch nicht, daß sie blind ist. Also sollte man ihre Blindheit vorher zeigen. Das lehnt Chaplin ab, die tragische Entdeckung muß er mit dem Publikum gleichzeitig machen.

Könnte man die Autoszene so eindringlich gestalten, daß

die Zuschauer sich wenigstens später daran erinnern? Wie wär's... Der Herr steigt aus dem Auto und sagt (Titel): „Chauffeur, warten Sie hier." Chaplin schließt höflich die Wagentür des Fremden, das Mädchen macht ein paar Schritte zum Auto...

Oder so: der Herr geht hinter Chaplin in gleichem Schritt, bleibt stehen und zündet sich eine Zigarette an, so daß Chaplin die dem Fremden entgegengestreckte Blume auf sich bezieht.

Sollte der Mann mit dem Auto nicht etwas weniger indifferent sein, etwa ein auffallend hübscher junger Mensch, der übermütig aus dem Wagen springt? Zwar sieht ihn die Kleine nicht, aber das Publikum sieht ihn doch und merkt: der da ist sicherlich wichtig für das Mädchen! Die Leute hätten so vor Augen, was die Illusion der Blinden ist.

Wie wär's, wenn das schon als blind erkannte Mädchen zu Chaplin mit Bezug auf die zweite Blume sagen würde (Titel): „Geben Sie sie Ihrem Chauffeur."

Wie wär's, wenn Chaplin dem Herrn in den Wagen helfen würde, und die Verkäuferin versuchte, ihm die zweite Blume durchs Fenster zu reichen, aber sie stößt an die Glasscheibe, und es ist gar nicht das Fenster, sondern die geöffnete Autotür, hinter der Chaplin steht.

„Wunderbar, wunderbar", ruft Chaplin und probt das. Es ist wirklich wunderbar, wie er das spielt, aber plötzlich springt er auf seinen Lehnstuhl und sinkt da zusammen. „Es geht nicht. Ich kann doch nicht einen Lakaien abgeben, wenn mich eine Minute vorher die Blindheit der Kleinen erschüttert hat und ich mich in sie verliebt habe."

Wie wär's, wenn der Mann sagt: „Chauffeur, nach Hause" oder „Ins Ritz-Carlton", und das Mädchen sieht sich an seiner Seite in einem prunkvollen Palast oder in der Halle des Hotels... „Um Gottes willen, nur keine Vision!"

Wie wär's, wenn die Blinde, gleichsam durch Chaplin hindurch, gleichsam durch die Luft dem Auto nachsehen würde... Und Chaplin bemerkt plötzlich, daß sie ihn für den Reichen hält. Man müßte auch das Auto zeigen, wie es um die nächste Ecke biegt und dann noch um eine Ecke und wieder um eine Ecke. Und dazwischen das nachstarrende Blumenmädchen. Zwar kann kein Mensch ein Auto mehr-

fach einbiegen sehen, aber die Kleine ist doch blind, *sie* kann es ...

So geht es, wie gesagt, tagelang. An dem Aufbau der Straßenecke, wo man mit dem Auto laborieren kann, oder oben im Bungalow, wo der Kriegsrat abgehalten wird, oder in der Garderobe oder vor dem großmächtigen Denkmal dreier allegorischer Figuren, dessen Zweck uns Chaplin so lange als Geheimnis zu bewahren bittet, bis dieses Denkmal und dieses Geheimnis vor allen Bewohnern aller Weltteile enthüllt werden wird.

Von jeder dieser Lokalitäten ließe sich eine Episode erzählen. Zum Beispiel aus der Garderobe, die eigentlich gar keine Garderobe ist, sondern der gesellschaftsfähigste Raum des ganzen Studios. Links ist ein mit Spiegel und Schminktisch ausgestattetes Kämmerchen, auf der anderen Seite das Badezimmer. Eines Nachmittags tranken wir Tee, als eine sehr berühmte Dame, die beste Freundin Chaplins, gemeldet wurde. Er ging ihr entgegen, und ich trat in den Seitenraum, um mich zu kämmen.

Vor dem Spiegel lag ein Kamm, weiß, aber nicht sehr rein: es stak ein Büschel ausgekämmter, dunkler Haare darin. Ich schob sie heraus, warf sie auf die Erde und brachte meine Frisur in Ordnung. Dabei fiel mir ein, man könnte auf dem blitzsauberen Parkett das kleine Haarbüschel sehen und erkennen, daß jemand unbefugt die Garderobe des Boß benutzt habe. Vielleicht waren die Härchen sogar zu einem bestimmten Zweck da? So hob ich sie auf und legte sie wieder auf den Kamm.

Harry Crocker kam herein, um sich auch ein bißchen schön zu machen. „Sehen Sie", sagte er und zeigte auf das schwarze Etwas, das wieder auf dem weißen Kamm war, „das ist der Schnurrbart. Er hat ihn schon fünfzehn Jahre, immer denselben, ein New Yorker Theaterfriseur hat ihn dem Boß angepickt. Kein anderer Bart taugt etwas für monatelange Aufnahmen bei jeder Witterung. Und den New Yorker Friseur können wir nicht mehr ausfindig machen. Wenn der Bart kaputt ist, sagt Charlie, wird er glattrasiert weiterspielen." Ich muß wohl bleich geworden sein. Kinder, denkt einmal an: Chaplin ohne sein Bärtchen – und ich wäre schuld.

Die Gespräche mit Chaplin drehten sich immer und immer wieder um die Einheit von ästhetischem und sozialem Zweck. Er, in dessen Werk diese Einheit sich verkörpert, er, der als ein „radical“ und „bolshevik“ gesellschaftlich fast geächtet ist, spricht immerfort Zweifel aus, vielleicht aus Gründen der Diskussion, vielleicht um von den Besuchern neue Argumente zu erhalten, vielleicht infiziert von der Atmosphäre Hollywoods. „Wenn alles so einfach wäre, wie wir es uns wünschen! Wie ist es mit Poe, meinem Lieblingsautor? Ich kann nirgends eine Spur von Liebe zu den Entrechteten in ihm entdecken – so leidenschaftlich ich auch suche. Und Shakespeare! Dieser unerträgliche Spott über den gemeinen Mann ...“

Hier wird das Gespräch stürmisch. Wir schreien auf ihn ein, die Könige habe Shakespeare noch mit ganz etwas anderem beschüttet als mit Spott, und Shakespeare sei Rebell gewesen gegen das absolute Königtum und für die nächste Gesellschaftsklasse, den Adel, er wollte also zeigen, daß Adel nicht Plebs sei ...

„Nein, nein“, überschreit Chaplin uns, „Shakespeare ist homosexuell, die Homosexuellen sind, vielleicht wider Willen, eine Kaste, und jede Kaste denkt aristokratisch. Alle Männer bei Shakespeare sind verkleidete Frauen und alle Frauen verkleidete Männer. Julia liegt oben und Romeo unten, sie ist über die Balkonbrüstung gelehnt und doziert, er ist im Garten und girrt. Selbst die königlichen Greise sind Weiber, Lady Macbeth aber ist ein Mann, und Porzia zieht sogar die adäquate Kleidung an und erscheint als Anwalt vor Gericht. So wie Hamlet zu Ophelia spricht, so spricht kein Mann zu einer Frau, das ist keine Entladung, keine sexuelle Sublimation, das ist Verachtung, das ist obszön ...“

Und Chaplin spielt den Hamlet, spricht Shakespearesche Blankverse, die wie Peitschenhiebe auf eine Sklavin sausen. „Nein, nein, da ist kein soziales Fühlen, und es ist – dennoch Genie.“

(Es sei ihm hier das letzte Wort gegeben, obwohl er es keineswegs behielt.)

Wir sprachen oft über Filme, Charlie kennt keinen der russischen. (Hollywood!) Gestern war er im Kino und regt sich nun endlos darüber auf, daß die als Vorspiel gegebene

Tanzvorführung einen wallenden silbernen Hintergrund hatte, der die Wirkung ruinierte.

Auch von seinen Filmen erzählt er Episoden. Die Affen im „Zirkus" hatten ihn fürchterlich zerkratzt, und sechs Wochen lang mußte er in ärztlicher Behandlung bleiben. Noch jetzt sind zwei Wunden zu sehen.

Und das Gebrüll der Affenbesitzer. Die Affen haben nämlich vier verschiedenen Extras gehört, und jeder hielt den seinen für die Hauptperson. „Dreh den Apparat nach unten", schrie einer dem Kino-Operateur zu, „du siehst doch, daß Jonny auf der Erde ist." Der andere: „Jetzt, jetzt! Mungo wendet das Gesicht herüber." Charlie spielt die Szene: vier Affen, vier Bändiger, sich selbst und den Kameramann.

„Nächte einer schönen Frau" war kein Erfolg. Was ich, Mr. Kisch, von „Shoulder the Arms" halte? Ich kenne den Film nicht, er durfte in Deutschland nicht gespielt werden.

„Und in Amerika darf er jetzt nicht gespielt werden, weil Hindenburg darin vorkommt, der Präsident eines befreundeten Staates. Dabei ist er gar nicht verspottet, nicht einmal der Kaiser und der Kronprinz! Ich habe die Hetzerei nicht eine Sekunde lang mitgemacht, niemanden habe ich karikiert, nur einen preußischen Offizier, der mit den preußischen Soldaten schlecht umspringt. Und da ich ihn verprügle, kommen die deutschen Soldaten und schütteln mir dankbar die Hände. Das war den Militaristen nicht recht: ein amerikanischer Soldat, der mit den ‚Hunnen' Händedrücke tauscht! Ich bin sehr stolz auf diesen Film, inmitten der wahnsinnigsten Kriegspsychose ist er entstanden und zeigt den ganzen Unfug und die Schrecken des Krieges. Es ist ein revolutionärer Film – nein, nicht pazifistisch, revolutionär angesichts der Zeit. Sie müssen ihn sehen, Sie müssen ihn sofort sehen."

Er wirft das Bambusstäbchen und das Hütchen hin, läuft in den Vorführungsraum. Nun sitze ich dort, wo ich vor einigen Tagen bei dem Fragment von „City Lights" neben einem saß, der mir Beifallsäußerungen verbot. Heute sitzt einer neben mir, der mich immerfort am Knie packt und mich in die Schulter stößt. „Passen Sie jetzt gut auf – jetzt kommt eine feine Szene." Du Pferd an meiner Linken, stoß

mich nicht, wer braucht mir bei einem Chaplin-Film den Rat zu geben, gut aufzupassen!

„Sehen Sie, das hat man mir auch verübelt, daß ich einen stinkenden Käse als amerikanische Liebesgabe ankommen lasse. Und daß der Unterstand überschwemmt ist...“ (Der Soldat Chaplin legt sich ins Wasser, nimmt aber einen Schalltrichter vor den Mund, um nicht zu ertrinken. Frühmorgens zieht er die eingeschlafenen Füße aus dem Wasser und reibt sie, bis er bemerkt, daß es die seiner beiden Nachbarn sind.)

„Die Szene da“ (Chaplin ist als Baum verkleidet hinter den deutschen Linien) „haben wir im Freien gemacht. Kein Double konnte mich vertreten, in einer mörderischen Hitze mußten wir herumjagen, bis ich zusammenbrach. Sehen Sie den Dicken? Kennen Sie ihn?“ Ja, ich erkenne ihn, es ist Bergmann-ur, er sitzt friedlich vor mir und gedenkt der Hetzjagd hinter einem fliehenden Baum in mörderischer Hitze.

„Sehen Sie...? Sehen Sie...“

Um des Teufels willen: *ja,* ich sehe. Sehe alles, stören Sie mich nicht!

Aber dann kommt eine Stelle, schöner als Gorkis Novelle von der alten Dirne, die sich von einem Schreiber Briefe an einen erfundenen Geliebten verfassen läßt.

Die Feldpost hat dem Soldaten Chaplin zu seiner Enttäuschung nichts gebracht, nicht einmal eine Karte. So begnügt er sich damit, einem Kameraden über die Schulter zu schauen, der einen Brief aus der Heimat liest. Chaplin nickt befriedigt, denn er erfährt, daß es zu Hause allen gut geht. Chaplin lacht über die Bemerkungen, die die beiden Kinder gemacht haben. Die braune scheckige Kuh aber ist vor acht Tagen krank geworden und gestorben. Chaplin weint über die braune scheckige Kuh, und seine Tränen fallen auf den Nacken dessen, den der Brief angeht.

Der dreht sich wütend um, und Chaplin zuckt chaplinisch die Achseln, er watschelt schuldbeladen davon, denn er hatte kein Recht auf diese Freude und dieses Leid...

Da lege ich meinem Nachbarn die Hand aufs Knie.

MIT DEN SCHWARZFAHRERN DER OZEANE

Ihr habt drei Cheers auf mich ausgebracht, als ich euch verließ, und ich bin sehr, sehr stolz auf diese Ovation!

Ja, ja, ich weiß, diese Ehrung ist etwas Obligates, sie ist der Spaß der Abwechslung, den ihr euch leistet, sie ist die willkommene Gelegenheit zum Massengebrüll, eure Hochrufe sind an sich ironisch gemeint. Ihr wißt nicht einmal, daß ich Doktor Becker heiße und woher ich komme, ihr bringt selbst dem alten Malaien, der die Aborte reinigt, manchmal ein so plötzliches und so tosendes Hurra dar, daß der Alte erschreckt die Kübel fallen läßt und zu zittern beginnt, obwohl es schon achtundzwanzig Jahre her ist, seit er als einer von euch hierherkam, und eure Massenscherze gewöhnt sein könnte. Ich weiß, es besteht ein strenges Verbot, den Deputationen der in USA wie Giftschwämme emporschießenden Frauenligen, die mit dem unbarmherzigen Kneifer der Wohltätigkeit alle Kerker und ähnliche öffentliche Wohlfahrtseinrichtungen besehen – ich weiß, es besteht ein strenges Verbot, diesen Damen bei ihren Besuchen von Ellis Island eure Abteilung zu zeigen.

Denn ihr pflegt auch ihnen Huldigungen darzubringen, sogar heftigere, ihr begleitet euer Hurra, indem ihr mit den Füßen in das Blech der Heizung kickt, ihr werft die Arme hoch, flattert mit den Händen, rollt die Augen, fletscht die Zähne, verzieht den Rest des Gesichts, schlottert mit den Knien, quietscht, rasselt, kobolzt, kräht, popelt, miaut und klettert die Möbel hinauf, bis die spitznäsigen Jungfrauen und die breitbäuchigen Gemahlinnen der Babbits von Schreikrämpfen befallen werden.

Hurra für euch Jungens! Ihr, die Abteilung der „stowaways, boardjumpers and steamship-deserters", ihr seid die feinsten Kerle des Landes, in das man euch nicht hineinläßt. Ihr seid die, die sich ohne Geld, ohne Schiffskarte, ohne Paß und ohne Papiere nach Amerika aufmachen, auf den Dampfer einschleichen, im Schiffsrumpf verstecken, in einem

Frachtraum luftdicht einschließen lassen, dort einsam und hungernd wochenlang hocken, bis man die Schotten öffnet, die Ladung zu löschen. Dann springt ihr, wenn ihr ertappt seid, die Treppe hinauf und über die Reling, schwimmt durch die Meeresflut, um den Kai zu erreichen beziehungsweise nahe dem Ziel zu ertrinken ... Oder ihr stehlt euch zu nachtschlafender Zeit an der Bordwache vorbei zur Landungsbrücke.

Ihr seid blinde Passagiere, aber eure passive Blindheit ist keine simulierte wie die des Zeppelinfahrgastes, der nicht gesehen werden wollte, um hernach von allen gesehen zu werden, euch treibt nicht Ruhmsucht, obwohl ihr mehr Ruhm verdienen würdet als alle Trencks und Schinderhannese der Welt, ihr seid die wahren Abenteurer, die Brüder des jungen Austernräubers Jack London und anderer Hobos, ihr habt die Folgerung ziehen wollen aus der Lektüre Karl Mays und wolltet Tramps oder Trapper werden wie Old Wabble und der Blaurote Methusalem, ihr seid ...

Ach Gott, ich weiß! Hab ich doch mit fast allen gesprochen. Gut, gut, es sind ganz gewöhnliche Fälle von Grenzüberschreitungen darunter, Leute, die keinen Heimatschein besaßen oder denen aus sonst einem Grunde die Einreisebewilligung verweigert wurde oder die nicht jahrelang warten wollten, bis die Immigrationsquote auch ihre Anmeldung erfassen würde. Die fuhren also einfach nach Kanada, das noch immer eine britische Kolonie ist, und wurden beim Überschreiten der Grenze nach den USA erwischt.

Aber steckt nicht auch darin schon Unternehmungsgeist und Wagemut?

Die hundert Dollar für die Reise aus Europa, die definitive Loslösung von der Heimat zu riskieren, nahezu ohne Chance, daß der Einlaß glücken werde! Bedenkt die Stimmung einer solchen Überfahrt!

Und die Chinesen? Sie kamen gewiß nicht um des Abenteuers willen. Man sieht es ihnen an: da sitzen sie an ihrem Tisch, achtzehnjährige Menschen mit großen Augen und mädchenhaften Gesten (auch die Neger haben ihren eigenen Tisch) und stricken bunte Jacken. Sie kamen aus Not, sie kamen, um dem Henkerbeil zu entgehen, das die Anhänger

Sun Yat-sens zu Tausenden in den Nacken trifft, sie kamen vielleicht, um ihre Freunde und Verwandten in den Chinatowns von New York und San Francisco zu besuchen. Wie anders hätten sie hereinkönnen, denn indem sie als Heizer heuerten und auf dem ersten Anlegeplatz zu desertieren versuchten oder sich von einem Landsmann in der Bemannung irgendwo hinter der Kohle und hinter den Ballen verstecken ließen!

Dann sind die Europäer hier – Burschen, aus der deutschen Schule durchgebrannt, aus der französischen Kaserne, aus der englischen Fabrik oder aus dem italienischen Kerker, und die nun unwiderruflich zurückgebracht werden. Vergeblich alle Schlauheit, alle Verwegenheit und alles Leid der Fahrt.

Da erzählen mir drei Gesellen, daß sie nur erwischt worden seien, weil sie den norwegischen Dampfer, mit dem sie herübergekommen waren, vor Verbrennung geschützt hatten. Er hatte Teppiche geladen, und zwischen den Ballen steckten die drei, gemeinsam sparend mit der Ration von sechs Laiben Brot insgesamt. Eines Nachts, schon hinter Neufundland, schmolz eine durch den Frachtraum führende Röhre durch, und die Teppichballen fingen Feuer. Die Freunde rannten auf Deck. „Feurio! Feurio!" Alarm wurde geblasen, der Brand gelöscht und – die drei Retter im Hafen der Immigrationspolizei übergeben. „Das nächste Mal", sagen sie optimistisch und bitter, „da lassen wir lieber alles verbrennen, bevor wir uns verraten."

Wie aber, wenn ihr alles verbrennen lassen *müßt,* wenn ihr nicht hinauslaufen *könnt,* wenn ihr in einer Kammer mit teuren Waren seid, die abgeschlossen ist? Wenn dort eine Feuersbrunst ausbricht, dann könnt ihr lärmen und um Hilfe schreien, und niemand hört euch in dem Riesendampfer mit den stampfenden Maschinen! Es ist kaum ein halbes Jahr her, da lief in New York ein britischer Dampfer aus Südamerika ein, der „Steel King", und man fand bei der Landung fünfzehn Leichen mit verzerrten Gesichtern, in denen ein furchtbarer Todeskampf erkennbar war: blinde Passagiere, sie hatten ein entstandenes Feuer erstickt, aber die Rache des getöteten Elementes ereilte sie, indem es mit seinem Rauch und Qualm nun sie erstickte, einen nach dem

andern, jeder sah den Würger kommen, und keiner konnte fliehen ...

„Ach was", sorglos äußern das die drei, „wir suchen uns schon ein gescheites Plätzchen aus."

Vorläufig seid ihr dort, wo ihr am wenigsten gern seid: in Sicherheit.

Vorläufig seid ihr das, was ihr am wenigsten gern seid: beobachtet.

Vorläufig fehlen euch die beiden Dinge, um derentwillen ihr ein verteufelt langes Stück auf dem Gefahren- und Entbehrungsseil vorwärtsbalanciertet, die beiden Dinge: Freiheit und Amerika.

Das ist schlimm, und deshalb geht's euch schlimm. Ihr pflegt wohl nicht zu weinen, und „Insel der Tränen" heißt also Ellis Island nur für die anderen, für die, die daheim Haus und Habe veräußerten, sich schon eine Existenz in Amerika gesichert hatten, mühselig herüberkamen und nun in den Baracken gehalten sind, tage- und wochenlang auf die Entscheidung wartend, ob sich ihnen die Türe zum Fährboot öffnet oder ob sie zurückgeschubst werden auf den ratzekahl ausgerupften Fleck der Heimaterde.

An der Bangigkeit, mit der dieses Urteil erwartet wird, ändert die Tatsache nichts, daß die Auswandererbaracken keineswegs so überfüllt sind wie vor dem Kriege, insbesondere 1907 und 1914, da das kleine Ellis Island je eine Million Seelen bei sich sah. Jetzt sind in den hauptsächlichen Ländern des Menschenexports amerikanische Konsularärzte und Auswanderungsinspektoren tätig, welche die Untersuchung des physischen und moralischen Gesundheitszustandes besorgen.

Immerhin sehen wir im Hafenbecken der Insel unausgesetzt Motorboote landen, von den großen Dampfern kommend, aufgeregte oder still verzweifelte Familien mit plump gezimmerten Kisten und riesigen Reisekörben bringen.

„Was ist mit denen los?" frage ich die Übernahmebeamten.

„Ach, alleinreisende Frauenzimmer, sie wurden von ihren amerikanischen Angehörigen nicht abgeholt, oder Familien, sie haben halt ihre Papiere nicht in Ordnung oder sind unterwegs erkrankt."

„Aber durchweg Fahrgäste dritter Klasse.“ Mit diesen Worten kontrapunktiert wiederholt einer der Beamten die Aufklärungen seiner Kollegen.

„Nur Passagiere dritter Klasse“, bestätigen die anderen.

„Wirklich niemals andere?“ forsche ich eindringlich, denn ich will darüber ganz beruhigt sein, daß reiche Leute niemals behelligt werden.

„Niemals. Wirklich niemals. Allerdings ...“ (Aha, da haben wir's, das „allerdings“!) „... allerdings, wenn eine besondere Anzeige gegen jemanden vorliegt, zum Beispiel wegen eines Verbrechens, da müssen wir den Betreffenden herbringen. Einmal hatten wir sogar eine Gräfin hier, die wollte mit ihrem Liebhaber nach Amerika!“

„Aber das sind ganz seltene Ausnahmen“, tönte der Kontrapunkt.

„Ganz seltene Ausnahmen“, echoten die anderen.

Die armen Leute werden hinaufgeführt in ihre Schlafsäle und mit allerhand Weisungen und Überprüfungen gemartert: zum Beispiel wird ihnen ein mit Bibelzitaten in allen Sprachen angefülltes Buch vorgelegt, das Steerage Alphabetical Call Book, an Hand dessen sie beweisen sollen, daß sie des Lesens mächtig sind. Die Zitate, meist den Psalmen und der Apokalypse entnommen, sind in der veralteten Schreibweise der ersten Bibelübersetzer abgefaßt, zum Teil kirchenslawisch statt serbisch und russisch – kein einfacher Landarbeiter, kein Handlanger, kein Dorfmädchen vermag das zu lesen, am allerwenigsten im aufgeregten Zustand einer solch entscheidenden Prüfung.

Aber es ist die Bibel! Die spielt auf Ellis Island, wie überall in Amerika, eine große Rolle.

Die New Yorker Bibel-Gesellschaft hat eine Vertriebsstelle hier, auf daß kein Europäer das gottesfürchtige, allem Irdischen abgekehrte Amerika ohne den Kodex der Frömmigkeit betrete!

Und der riesige Aufenthaltssaal wahrt seinen Charakter als Kirche. Bänkereihen, Steinfliesen, Orgel und Kanzel. Daß in einer Ecke Tagesbetten für Säuglinge sind, stört diesen Eindruck keineswegs, denn in USA gibt es Kirchen mit Sportsälen, Bühnen, Fechtböden, und sogar Tanzunterhaltungen finden in manchen statt.

Eine Wechselstube hat sich nahebei etabliert, und sicherlich irren sich die Schalterbeamten beim Einwechseln von europäischen und asiatischen Valuten niemals zu ihren Ungunsten und schädigen sich auch nicht etwa dadurch, daß sie den Auswanderern allzu günstige Kurse berechnen.

Wenn Dollar und Bibel so sinnfällig in Erscheinung treten, wie dürfte da das Sternenbanner fehlen! Weht es doch stolz vom Gipfel jeder Milchbude, bläht es sich doch vom zerfallenen Dach jedes Schuppens. Hier ist es doppelt vertreten, zwei Riesenfahnen hängen von den Galerien bis zum Boden der Einwandererhalle herab, diese der Breite nach in zwei Hälften teilend. Soll das Banner die verdächtigen Ausländer verhöhnen: immer werdet ihr unter meiner Blähung leben?! Soll es ihnen Hoffnung einflößen: bald wird dies eure Nationalflagge sein?!

Abseits von den Auswanderern und abseits von den blinden Passagieren, noch mehr abgesperrt als diese, sind die, die keine Hoffnung mehr haben: die zur Deportation Bestimmten. Zumeist strafrechtlich verurteilte Leute, sie werden nun, nach verbüßter Haft, in das Land zurückgeschickt, aus dem sie kamen (nicht immer also in die Heimat). Sie haben sich mit ihrem Schicksal längst abgefunden, sie waren sich über die Unvermeidlichkeit dieser Konsequenz wohl schon damals klar, als sie ihr Delikt begingen, sicherlich aber, als sie verurteilt wurden, und sie haben die Nase voll von dem Kontinent, den sie bereits zur Genüge von seinen besten Seiten kennengelernt haben, seine Gerichte, seine Anwälte, seine Kerker . . .

Ihr aber seid am übelsten dran von allen Zwangsbewohnern, ihr, die ihr die Vereinigten Staaten noch nicht kennt und eure Hoffnungen darauf gesetzt habt. Diesmal müßt ihr zurück, so nah auch die Bedloe-Insel mit der Freiheitsstatue ist und Staten Island; die Milchglasfenster eures Kerkers sind von einem Gitternetz umgeben; gelingt es auch hie und da einem Waghalsigen, hinüberzuschwimmen, man fängt ihn fast immer wieder.

Schade. Ich sähe lieber euch in Manhattan als alle alten und neuen Yankees, die dort die Gegend um Wall Street und Fünfte Avenue bevölkern, ihr seid feine Kerle, ihr Passagiere, die man die blinden nennt, weil sie die Welt

sehen wollen, ihr Schwarzfahrer der sieben Meere, ihr Nassauer der fünf Erdteile, ihr Zechpreller der zwölf Weltstaaten, ihr Verächter der Paßbehörden, ihr Überlister der Grenzkontrolle, ihr Landstreicher zu Wasser, ihr Freien im Kerker.

Ich erwidere herzlich euer dreifaches „Hurra" und wünsche euch eine baldige, glücklichere Wiederkehr.

GETREIDEBÖRSE

I. *Deine Sache ist's,* die verhandelt (ver-handelt) wird auf der Chicagoer Getreidebörse, Board of Trade of Chicago, dem entscheidenden Platz des Erdballs.

II. *Du mußt,* um dich einigermaßen zu orientieren, zuerst die Händlergruppe Nr. 1 vornehmen, die unwichtigere. Sie steht, geht und agiert zwischen den Tischen an der Fensterfront. Auf den Tischen liegen Papiersäckchen mit leibhaftigem Getreide, Proben, den in Chicago angekommenen Waggons entnommen und vom Landwirtschaftsinspekteur des Staates Illinois gradiert. Die Kassenkunden (cash grain dealers, jene Gruppe Nr. 1) befühlen die Ware. Sie beriechen sie. Sie zerbeißen sie. In ihren Kontoren lassen sie die Körner sogar zwischen zwei feuchten Löschblättern wachsen, aber das hat mit dem Kauf nichts mehr zu tun, der ist dann schon abgeschlossen, und die Feldarbeit auf dem Löschpapier geschieht nur, um zu erfahren, wie das gekaufte Getreide am Ablieferungstag mit anderen Sorten gemischt, „verschnitten" werden kann. So, das ist die Händlergruppe Nr. 1.

III. *Nun widme dich* der Gruppe Nr. 2. Das sind die Leute am „Pit", einer flachen, rund ins Parkett geschnittenen Mulde von etwa vier Meter Durchmesser. Stiegenförmig ist der Umfang des Kreises erhöht, und auf der Rundtreppe stößt, drängt, beschreit und bedroht sich die Börsenmenschheit. Jeder will näher an die Mulde heran, in die Mulde hinein, und mit Recht! Denn was ist darin? Nichts ist darin.

Hier werden weder Körner befühlt und berochen, zerbissen und zerfleischt, noch geht's hier überhaupt um Getreide, hier wird mit edlerer Ware gehandelt: mit Kontrakten.

IV. *Du darfst beileibe nicht glauben,* daß das, was als Ernte verkauft wird, gesät ist. Ach nein! Man beabsichtigt nicht einmal, das alles zu säen und zu ernten – der Umsatz der Chicagoer Weizenbörse stellt ein Vielfaches des amerikanischen Weizenbestandes dar, er ist sogar höher als die Welternte.

Aber wie gesagt, am Pit wird ja nicht Getreide gehandelt, sondern Kontrakte.

V. *Heimgebracht sind nur die Lieferungsverträge* („futures") für je 5000 bushel Weizen (ein bushel wiegt 60 amerikanische Pfund) ab März, Mai, Juli oder Dezember. Nun werden sie in der Runde verkauft und gekauft.

An wen, von wem? Der Pit ist der innerste Kreis, an den nur Inhaber einer großen Getreidehandlung herangelassen werden oder ihr Vertrauensmann; dem hat die Firma für fünfzigtausend Dollar einen auf seinen Namen lautenden Börsensitz gekauft.

VI. *Der Nachrichtendienst.* Los geht es täglich um 9 Uhr 20 vormittags mit einem Glockenzeichen und dem gestrigen Schlußkurs. Heute nacht hat in der Ferne, wo keine Nacht, sondern Tag war, das Gefecht weitergetobt, und von dort, vom Frontabschnitt Liverpool, liegen nun Berichte vor: Schiffe aus Argentinien und Australien nähern sich dem Hafen, auf der Liverpooler Börse ist Angebot größer als Nachfrage, der Liverpooler Kurs notiert niedriger als gestern.

VII. *Ungünstige Meldungen.* Chicagos Firmen haben aus den Frühkabeln von den europäischen Vertretern erfahren, daß in Südungarn, Pommern und Rumänien fruchtbringender Regen eingesetzt hat. Die nach Oklahoma, Missouri, Panhandle, Texas und Salina-Kansas entsandten Reisenden depeschieren, die Felder seien genügend feucht. Es meldet der kanadische Geschäftsfreund, die dortige Regierung habe den Frachttarif herabgesetzt. In der „Chicago Tribune" steht: Die Kongreßmänner MacNerry und Haugen monierten gestern bei der Regierung Maßnahmen gegen die Spekulation. All das sind schlimme Botschaften, man wird die Ware in der nächsten Zeit nicht vorteilhaft abstoßen können.

VIII. *Was wären günstige Meldungen?* Froher empfände es der Händler, wäre in Idaho ein jäher Frost, in Buenos Aires ein Streik der Hafenarbeiter, im Wolgagebiet eine Hungersnot oder gar im Calumet District, der Speichergegend Chicagos, eine schöne Feuersbrunst ausgebrochen, oder wenn der Staat die vollkommene Aufhebung der Börsenkontrolle beschlossen hätte. Am frohesten wäre der Makler freilich, könnte er riechen, ob Mr. Cotton, der König

der Haussisten, seinen Leuten Aufträge zum Kaufen gegeben. Aber „Big Bull" arbeitet geruchlos.

IX. *Und noch immer kein Erdbeben,* das unseren Nachbarstaat zerstört! Kanada handelt sein Getreide durch eine Vereinigung, die sich Pool nennt, und verkauft weit unter dem Weltmarktpreis, weil dort die Arbeitskräfte und die Fracht billiger sind und die Kooperative der Farmer den Zwischenhändler bis zu einem gewissen Grad ausgeschaltet hat. Das ist schlecht für die Chicagoer Börse. Und das Erdbeben kommt nicht, Kanada zu verschlingen.

X. *Nur eine einzige Freudenbotschaft* ist heute in den Blättern, aber sie reicht aus: Kansas meldet eine voraussichtliche Mißernte. Mißernte!

Trara, die Hausse ist da, trara, die Hausse ist da. Von weitem hört man schon den Ton...

Die gute Nachricht von einer bevorstehenden Katastrophe in Kansas wiegt für den Tag alle Gegenargumente auf. Bartlett-Frazier hat seinen Maklern Auftrag gegeben, viel zu kaufen, zu gleicher Zeit hat er seine Spekulationskunden davon überzeugt, daß durch diese Mißernte die Getreidepreise in die Höhe gehen werden; so bekam die mächtige Firma verschiedene Orders.

XI. *Du beobachtest jetzt* einen Makler von Bartlett-Frazier. Mit Aufträgen bewaffnet, kommt er an den Pit. Er versucht, zum gestrigen Schlußpreis zu kaufen, der auf einer Tafel vermerkt ist: 1 Dollar 30 Cent per bushel. Heute schreiben wir März, also ist Mai der nächste Termin, und auf diesen konzentriert sich der Einkauf deines Freundes. Zuerst schreit er in den Saal, er möchte einen Kontrakt (5000 bushels) Maiweizen zum gestrigen Schlußkurs kaufen. „Buy five May-wheat one thirty." Dabei hebt er den Arm, Handfläche zu sich gekehrt, Zeigefinger ausgestreckt.

XII. *Verstehst du seine Technik?* Warum beginnt er mit einer so kleinen Quantität? Damit die ihn geschlossen umringende Konkurrenz nicht sofort merke, wie sehr er mit Aufträgen beladen ist. Husch, husch, schnell würden da die Preise in die Höhe sprießen!

Das ist nicht seine einzige Vorsichtsmaßregel. Er hat die Aufträge an mehrere Makler verteilt, um den Verdacht, seine Firma wolle den heutigen Markt aufkaufen, im Keim

zu ersticken. („Im Keim zu ersticken", diese Redewendung stammt todsicher von der Getreidebörse.)

XIII. *Dein neuer Freund hat außer* der ausgestreckten oder auszustreckenden Hand noch eine zweite. In dieser hält er eine Karte, die ihrerseits zwei Seiten hat, eine rote für die Notierung der Käufe und eine blaue für die Verkäufe.

Vorläufig notiert er nichts, weder rot noch blau. Denn auf sein Angebot „1,30" hat ihm das eisige Schweigen der sonst so glühend Beredten geantwortet. Sie haben erkannt, daß sozusagen ihr Weizen blüht, und halten an ihrem blühenden Weizen fest.

XIV. *Er holt Rat ein!* Dein Vertrauensmann kehrt der unfreundlichen Tafelrunde den Rücken und gibt dem Telefonisten seiner Firma einen Wink: Ich kann für den Preis nichts kriegen.

Die Telefonisten, Vorposten der Getreidehandlungen, bilden eine geschlossene Kette, jeder Stift hält den Stift der direkten Leitung gezückt. Am andern Ende des Telefondrahts, fern vom Schlachtenlärm, sitzt in seiner Operationskanzlei, am grünen Tisch, der Disponent. Und er befiehlt: „Kaufen Sie zum nächstbesten Preis!"

Daraufhin stürmt unser wackerer Kämpe von neuem vor. Er steigert sein Angebot um ein Achtel Cent pro Einheit.

XV. *Aha! Schon gerät die Phalanx* der Gegner ins Schwanken. Kleine Makler begnügen sich mit kleinen Profiten. Man hört ihre Antwort: „I sell five May-wheat one thirty and one eighth", und sieht ihre Antwort: die Hand ebenso ausgestreckt wie der Käufer, nur ist die Handfläche nach außen gekehrt.

Hüben wird auf der roten und drüben auf der blauen Seite der Kontrakt eingezeichnet, der eben seinen Besitzer gewechselt hat.

Es steigert sich der Lärm, es gibt kein Halten mehr, die Nachfrage wird größer als das Angebot, zeitweise hört man nur den Chor der Käufer, die Verkäufer schwingen höhnisch ihre Finger und ihre Stimme.

XVI. *Hoch oben* auf dem Auslug mitten im Saal, auf der „bridge", steht ein Beamter der Börse. Ununterbrochen notiert er den Preis sämtlicher Verkäufe und steckt die Zettel in Tuben. Von seinem Verkehrsturm fährt eine Seilbahn

die Getreidepreise zu dem Telegrafisten des Tickers, dessen Tastendruck sich gleichzeitig in Hunderttausenden von Handelshäusern, Banken, Zeitungsbüros und Börsen Amerikas äußert.

Die Seitenwand des Saales ist auf ihrer oberen Hälfte schwarz: die Kotierungstafel. Auf schmaler Galerie springt ein Mann rhythmisch umher. Auch ihm meldet der Ticker die Preise. Aber er braucht keinen Streifen zum Ablesen. So unartikuliert und alles übertönend dem Laien der Börsenlärm erscheint, der Mann auf der eisernen Estrade hört die Morsezeichen des Tickers heraus und schreibt die Ziffern in wahnwitzigem Tempo mit Kreide in die Rubriken März-, Mai-, Juli- und Dezemberweizen. 130 steht schon dort, er fügt nur $^1/_8$ hinzu, verlöscht die Zähler mit dem Schwamm und ändert sie: $^2/_8$, $^3/_8$, $^5/_8$, $^7/_8$, und nun ist Schluß mit den Brüchen, es geht aufs Ganze, statt 130 schreibt er 131 hin – das Getreide der Welt kostet einen Cent per bushel mehr.

XVII. *Telegramme, Telegramme, Telegramme.* Die beiden Telegrafengesellschaften „Western Union" und „Postal Telegraph" unterhalten Leitungen vom Board of Trade of Chicago nach den Knotenpunkten des Produktenverkehrs, nach Winnipeg, Minneapolis, Kansas City, Saint Louis, Duluth, Portland-Oregon, Galveston, New Orleans und allen Getreidehäfen und Börsenstädten von USA und Kanada. Überdies spannen sich den Großhändlern direkte Drähte zu ihren Einkaufsfilialen und zu den Maklern auf dem flachen Land. Ohne Unterlaß rennen Angestellte an die Telegrafenschalter, um den Kommentar zu den kühlen Ziffern des Tickers in alle Richtungen der Windrose zu senden, die Stimmung dieses Saales, die Laune der am Pit sich balgenden Männer und die daraus folgenden Ratschläge:

hausse in chicago unserer ansicht nach anhaltend stop ueberbietet konkurrenz um einen halben cent.

Und auch Antworten und Mitteilungen langen ein:

konkurrenz bietet dreiviertel cent über gestrigen markt.

Daraufhin steigert sich die Hausse, und es wird verdient.

XVIII. *Wer verdient, was wird verdient?* Der Makler verdient in erster Linie seine Kommission, einen halben Cent per bushel beim Barkauf, $^1/_8$ Cent beim Spekulationskauf,

die Firma verdient zumeist an den Preisschwankungen stufenweise vom Beginn bis zum Abschluß des Kurses und an den einsetzenden Kaufanträgen der spekulierenden Kundschaft; diese Käufe werden binnen kurzem wieder verkauft, und von neuem wird Provision verdient. Etwa 49 Millionen Dollar werden jährlich an der Chicagoer Börse allein an Kommission verdient, also über 30 000 Dollar pro Kopf der 1617 Börsenmitglieder. Und das ist nur der geringste Teil der Einnahmen.

XIX. *Der kleine Mann,* der spekuliert, wird fast immer zugrunde gerichtet: er kauft in der Hausse, weitere Aufwärtsbewegung erhoffend, und gibt nicht ab, bevor die Baisse ihm Angst einjagt. Nachdem die Ware nicht bar gekauft, sondern nur ein Vorschuß gezahlt wird, den das Fallen der Getreidepreise auffrißt, kann der kleine Spekulant bei einer Baisse nicht im Markt bleiben, er muß ausverkaufen und verliert sein Geld.

XX. *Anders der Großhändler!* Auch er kauft viel, aber er verfügt entweder durch Export über seine wirkliche Ware, oder er deckt sich für spätere Exportkontrakte ein. Nimmt er Getreide zu einem Termin, so verkauft er dasselbe Quantum zum nächstspäteren Termin, lagert es in seinem Speicher ein und verdient die Differenz zwischen dem Kostenpreis des einen Termins und den Zinsen und Lagergebühren des anderen Termins. Das ist spreading, etwa Ausbreitung der Spannung.

Märzweizen notiert heute 1 Dollar 30, Maiweizen korrespondierend fünf Cent höher, also 1,35. Für die heute gekaufte und heute ab Mai verkaufte Ware hat der Großhändler 1,30 bezahlt, welcher Betrag sich bis zum Ablieferungstermin durch Zinsverlust und Lagerspesen um dreieinhalb Cent erhöht. So hat er beim Ein- und Verkauf am selben Tage kraft seiner Speicher anderthalb Cent per bushel verdient – oft viele tausend Dollar. Und außerdem sind seine Scheunen gefüllt mit Getreide, das er bei einer Hausse glänzend abstoßen kann.

Noch wichtiger aber als spreading ist hedging, die Taktik, sich einzudecken. Der Exporteur unterhält auf dem flachen Land Leute, die in kleinen Quantitäten von den Landspeichern zusammenkaufen; damit sichert er sich einen

Preis, auf Grund dessen er anbieten kann, und macht seine wirkliche Ware vom Marktwert abhängig.

Bleibt ihm die Ware in den Lagerhäusern, dann kann er im April entscheiden, ob er seine Kontrakte mit wirklicher Ware erfüllen oder den Kontrakt zurückkaufen soll und zum übernächsten Termin weiterverkaufen.

XXI. *Vielerlei Waren.* So wird gehandelt an jedem der Pits, an einem mit Weizen, am andern mit Korn, Hafer, Baumwolle und Leinöl und an einem dritten, an dem die Herren nicht stehen, sondern sitzen und korpulent sind, mit Rindvieh, Schweinen, Innereien und Talg.

Auch Provisionen sind hier ein Börsenartikel. (Mit Schiffsfrachten spekuliert man nur in New York und auf der erstaunlichen Baltic-Shipping-Exchange in London.)

XXII. *Finale furioso.* Um ein Uhr schellt die Glocke: Beginn des Endkampfes. Fünfzehn Minuten später werden die Waffen ruhen. Nur ein Viertelstündchen, jedoch was für eines, meine Freunde!

Die Telegrafenbeamtenfinger verfitzen sich.

Der Kotierungstafelausschreiber verlöscht die Ziffern mit der Kreide und schreibt mit dem Schwamm.

Die ausgestreckten Hände am Pit sind heiser.

Die Stimmen bewegen sich matt in den Armgelenken.

Das Papier der Orderbücher fährt nur dünn und unleserlich über den Bleistift.

Die Pagen raufen sich die weißen Vollbärte.

Und dann glockt der Schlag.

Zwei bis drei ehemals menschliche Stimmen versuchen noch ein Geschäft abzuschließen, aber der Mann im Krähennest klimmt bereits herab. Man kann zwar Kulissenkontrakte tätigen, aber die sind nicht mehr legal.

XXIII. *Das Nachspiel* beginnt, die Rückversicherung derer, die zu große Quantitäten über ihren Bedarf gehandelt haben; wer hunderttausend bushel lang ist, einigt sich mit einem hunderttausend bushel Kurzen für den morgigen Börsentag auf ein Gegenseitigkeitsgeschäft, bid and offer, wodurch beide vor dem Risiko einer übertriebenen Kursschwankung gesichert sind. Eine gewisse Summe unter oder über dem heutigen Schlußkurs wird als Grundlage erfeilscht. Hier betätigen sich kleine Spekulanten, die entweder ihren

Einsatz von zehn Dollar verlieren oder ihn doppelt und dreifach zurückgewinnen.

XXIV. *Opfer der Börse: der Kleinbauer.* Der Landmann, der nicht Speicher noch Kapital hat, um dort mitspielen zu können, wo es um sein Produkt geht. Ist die Ernte gut, so läßt die Börse sie ihm oft am Hals; ist die Ernte schlecht, so hat er nichts, was er zum guten Preis verkaufen könnte. Oft muß er eine Anleihe für Maschinen, Arbeitskräfte und Instandsetzungen aufnehmen, die der Bankier zu einem Moment einfordert, da er weiß, daß die an Zahlungs Statt gegebene Frucht bald an Wert steigen wird.

Das alles interessiert die Börse nicht, denn sie ist ein Geschäft, und ihre Mitglieder wollen hier nichts weiter als Geschäftsleute sein. Oder doch ...?

XXV. *Siehe, was sich begibt* nach Schluß der Börse: diese Menschen, die den Menschen Wölfe sind, diese Wölfe, die einander anfallen und zu zerfleischen versuchen, die Börsianer, deren Optimismus ein die Welternte vernichtendes Elementarereignis innigst erhofft, diese um die Provision heulenden und um den Spekulationsgewinn sich balgenden Kornwucherer ...

... sie streuen, wenn sie das Gebäude verlassen, den nunmehr überflüssigen Inhalt der Mustersäckchen auf die Straße ...

... sie füttern die Tauben.

IN JEDEM SCHUBFACH EINE LEICHE

Es ist kein Zufall, daß das „Mortuary", das Leichenschauhaus, am Hafen steht, aber es ist ein Zufall, daß das Sicherheitsmuseum nur wenige Schritte davon entfernt ist.

Im Sicherheitsmuseum werden Schutzmaßnahmen für Industriebetriebe gezeigt, Grubenlampen und Gasmasken, denen schlagende Wetter nichts anhaben können, Netze für Treibriemen, automatische Bahnschranken und Warnungstafeln, Schutzbrillen und Gegengifte und dergleichen mehr.

Im Leichenschauhaus sind die Menschen, denen keine Schutzmaßnahme geholfen hat. Von der Straße oder aus dem Wasser wurden sie hierhergebracht, manche direkt, manche auf dem Umweg über das Hospital.

Der gutgekühlte Kellerraum erfährt seine Einteilung durch tiefe Schränke mit Schubfächern. Die lassen sich ganz leicht herausziehen – und schon steht der Doktor Becker den Helden der Unfallchronik, der Selbstmordchronik und der Kriminalchronik Auge in Auge gegenüber. Nur ist ihr Auge gebrochen.

Der Doktor Becker holt sich einige Schubfächer hervor, weil auf ihnen Namen geschrieben sind, die er aus den Zeitungen der letzten Tage kennt. Zum Beispiel den Alkoholschmuggler Sigmund Weiß, der vorgestern aus den „Tombs", dem Untersuchungsgefängnis, zur Verhandlung vorgeführt werden sollte, wobei ihm beim Zuschnüren seiner Schuhriemen ein Revolver aus der Tasche fiel; der Hüne, so stand's in den Haupttiteln der Abendblätter zu lesen, wehrte sich mit Bärenkräften gegen die Wegnahme seiner Waffe und wurde von den bedrohten Gefängniswärtern erschossen. Da liegt er nun, der Hüne: ein schmächtiger Jüngling mit blondem Haar, und hat acht blutige Wunden im Leib.

Wie die Notwehr aussah, in der sich seine Häscher befanden, ermißt der Doktor Becker, nachdem er das Nachbarfach herausgeschoben hat. Von dem darin enthaltenen Mann,

dessen Name unbekannt geblieben ist, war gleichfalls in den Zeitungen zu lesen. Einige Tage lang war er in verschiedenen Filialen von „Fanny Farmer's Candies“ mit erhobenem Revolver erschienen, „Hände hoch!“, und hatte die Kasse geplündert. Daraufhin ließ man Fanny Farmer's Candies Stores von Detektiven bewachen. Vorgestern nachmittag, in der Filiale Lexington Avenue, wurde er erschossen. Die Detektive konnten zu ihrem Leidwesen diesmal kein Heldenmärchen von brutaler Gegenwehr und Feuergefecht auftischen, denn der „Revolver“ des Getöteten erwies sich als eine harmlose Nachahmung aus Glas...

Der Tote, ein etwa dreißigjähriger Mann von slawischem Typ, lächelt.

Er lächelt vielleicht, weil das Personal durch einen gläsernen Scherzartikel sich ins Bockshorn jagen läßt, er lächelt vielleicht, weil die Kasse gut gespickt ist.

Hinter dem Ladentisch lauert der Tod, aber der lächelt nicht, der zittert, der feuert sinnlos vor Angst. Vier Einschußwunden sind zu zählen, von denen wohl schon die erste tödlich war. Der junge Mann lächelt...

Opfer der Autos, Kinder darunter. Zerschmetterte Schädeldecken, von herabstürzenden Lasten oder vom baumelnden Seilhaken des Krans, sind Kennzeichen toter Hafenarbeiter. Ihr Weg vom Arbeitsplatz zum Leichenschauhaus war nicht lang, kaum zwei Minuten weit sind die Docks entfernt. – Aufgeschwemmte, angeschwemmte Wasserleichen füllen die Schreine, schwarz das Gesicht, grün der Körper. Opfer des Hudsonflusses? Nein, Opfer von Manhattan, Opfer des mörderischen Festlands. Das Wasser war nur letzte Narkose.

Sechzehntausend Bewohner New Yorks nehmen jährlich in diesen Schubfächern Quartier, zweimal in jeder Woche findet auf Harts Island eine Beerdigung statt, wobei man sich niemals bemüht, bevor man nicht mindestens fünfzig Tote beisammen hat. Den anderen wird von den Angehörigen ein Begräbnis bereitet.

Das Leichenschauhaus hat eine Kapelle; sie gleicht nicht den anderen Kirchen und Kapellen New Yorks, kein Vanderbilt und kein Morgan haben sie errichtet. Verflucht nüchtern sieht sie aus, hat vier schofle Bankreihen und eine

Nische, die nicht einmal ein Heiligenbildchen ihr eigen nennt, nur sechs Kerzen und ein winziges Kruzifix aus dem Fünf-Cent-Basar von Woolworth; Woolworth hat ja auch Zehn-Cent-Waren, aber dieses ist ein Fünf-Cent-Kruzifix. Macht nichts. Wenn der Tote wenigstens einbalsamiert werden könnte! In New York werden fast alle bemittelten Leichen einbalsamiert begraben.

Der Doktor Becker schaut dem Mann bei der Arbeit zu, der das hier im Mortuary besorgt. Der Balsamierer läßt sich nicht stören. Nur der Arm des Leichnams hat ihn gestört, weshalb er sich ihn um die Hüfte legte. Das wirkt wie eine Gruppe im Panoptikum: ein Kranker umschlingt mit seinem Arm den Körper des Arztes, der sich mit der Medizin über ihn beugt. Eine Flasche hat Maestro Balsamo der Leiche unter den Kopf geschoben. Benötigt er gerade diese Tinktur, so legt er eine andere Flasche als Kissen unter.

Nebenan fügen Neger aus Kistenbrettern Särge zusammen. Wenn sie gefüllt und zugenagelt sind, wird ein Zettel angehängt mit dem Namen des Verstorbenen und seiner Herkunft als Toter: „Received from Penitentiary" oder so. Manchmal steht nur „Man" oder „Woman" statt des Namens da, das Alter und eine Nummer. Genauere Angaben kann man in der Aufnahmekanzlei nachlesen, auf einer Karte sind Tascheninhalt und Kleidungsstücke beschrieben, die jene Nummer hierher mitbrachte, das sprechende Porträt des Verstummten, Fingerabdrücke, besondere Merkmale, Todesursache, Obduktionsbefund. Auch hier ist das Alter notiert, nicht in runden Zahlen, sondern – der Leichenbeschauer macht den Doktor Becker ausdrücklich darauf aufmerksam – ganz genau: „54 Jahre" zum Beispiel.

„Wieso wissen Sie das so sicher?" erkundigt sich der Doktor Becker.

„Das macht die Praxis. Ich habe jeden Tag mehr als vierzig Leichen zu beschreiben, und die meisten davon werden bald agnosziert. Da kriegt man schon einen unfehlbaren Blick!"

Der Doktor Becker, der bisher kaum an das Vorhandensein unfehlbarer Blicke geglaubt, möchte sich genau davon überzeugen, daß er nun endlich einem solchen begegnet ist.

„Wie alt bin ich nach ihrer Schätzung?" fragt er daher.

Der unfehlbare Blick bohrt sich in die Augen des Doktor Becker, prüft dessen Gebiß und besieht dann den Doktor Becker von hinten.

„Die Hautfalten auf dem Nacken sind nämlich das untrüglichste Kennzeichen", erklärte der Leichenbeschauer.

Ach so, denkt der Doktor Becker, wenn es untrügliche Kennzeichen gibt, dann hat's der unfehlbare Blick leicht, unfehlbar zu sein...

Diesen Gedankengang unterbricht der Beamte mit der apodiktischen Feststellung: „Sie sind 31 Jahre alt!"

„Oh, fast 33", erwidert der Doktor Becker.

„Wann werden Sie 33?"

„Im April."

Der bis vor kurzem unfehlbare Blick schüttelt den Kopf. „Hätte ich nicht gedacht! Um ganze zwei Jahre habe ich mich noch nie verrechnet. Sie sind besonders gut erhalten."

Daraufhin erwähnt der Doktor Becker, er habe jung geheiratet und immer solid gelebt, was wohl auf die Hautfalten des Nackens nicht ohne Einfluß geblieben sei.

Die Seziersäle betretend, sieht der Doktor Becker Ärzte und Studenten um die Toten bemüht, die wertvolles Material sind. Und gestern, als sie noch lebten, waren sie überflüssig für die Welt und für sich selbst, weshalb man sie in der Strafanstalt verrecken ließ oder im Hafen Selbstmord begehen und ohne Namen bestatten wird, nur mit genauer Angabe des Alters.

Der Doktor Becker aber zählt 44 Jahre.

HOLLYWOODS NATUR, KULTUR UND SKULPTUR

Daß Hollywood ein Paradies ist, ein Feengarten, ein Zauberland, das weiß jeder. Wir wollen eine so feststehende, allgemein bekannte Tatsache nicht einschränken und nicht abschwächen, denn dies würde uns nur in den Ruf prinzipieller Oppositionsmacherei oder Originalitätshascherei bringen. So begnügen wir uns, dem obigen Axiom eine kleine Ergänzung hinzuzufügen, nämlich die, daß keine Villenkolonie der ganzen Erdkugel auf einem unfreundlicheren, scheußlicheren, unfruchtbareren Fleck steht als Hollywood. Es war Wüstenland, bevor sich die Filmindustrie aus Gründen der Beleuchtungsstärke und des Regenmangels hier ansiedelte, und es ist Wüstenland geblieben.

Warum aber sollten Kunst und Reichtum in glücklichem Verein nicht imstande sein, auch auf ödem Grund jene geschmackvollen Kastelle mit farbenglühenden Gärten zu schaffen, die wir in den illustrierten Zeitschriften und auf kolorierten Ansichtskarten als die Heime unserer Lieblinge verzückt betrachten?

Das eine schließt das andere nicht aus, und so können wir es nur als einen unglückseligen Zufall verzeichnen, daß die Villen gleichfalls übelster Kitsch sind und die „Parkanlagen" aus Suppengrün bestehen.

Keine einzige Außenaufnahme kann in der Natur von Hollywood gemacht werden, Liebesspiele und Jagdszenen im Suppengrün wären kein box office, kein Kassenerfolg.

In Hollywood selbst wächst kein Gras. Aber in den Ateliers kann es der Regisseur natürlich anordnen, und dort, wo gestern noch der Ahnensaal eines mittelalterlichen Schlosses stand, wuchert heute Präriegras in gewünschtem Ausmaß. Solcherart eingegraben sind Rasenplätzchen auch vor einigen Villen; und auf den Landstraßen, welche hier – das ist doch klar! – „Boulevards" heißen, sind sogar Palmen und Eukalyptus und Pfefferbäume angebracht. Dieser

Rasen und diese Bäume werden über Nacht niemals weggeräumt, das Wetter schadet ihnen ja ebensowenig, wie es ihnen nützt, und stehlen – wer sollte diese Flora stehlen?

Auf den Bergen die Burgen sind solide Gotik, Spätgotik aus der Zeit 1925 n. Chr., mitsamt Schießscharten für die Armbrustschützen, Zugbrücken für die Reisigen und Rundtürmen für die fanfarenblasenden Wächter, kurzum alles so, wie es der Filmherr braucht, wenn er am Abend aus der Welt des Scheins flüchtet, ihr entrückt sein will. Die Berge aber, auf denen diese edlen Felsennester stehen, sind echt: ihr Grau und ihre Höhe erinnern an Misthaufen und Abraumplätze.

Jedes Haus hat seine Garage, zu der von der Landstraße aus eine kleine Rampe hinaufführt. Aber mit den Autos ist es wie mit den Palmen und dem Gras: weil es hierorts weder schneit noch regnet, noch das Auto gestohlen wird (Stars stehlen einander selten die Autos, da das auch im Film nur selten vorkommt und jede sonstige Anregung fehlt), so fährt es vor die Garage, aber nicht in die Garage, in die es schwer zu navigieren ist. Nun stehen die Autos vor ihrem Heim, als hätte der Operateur eben abgeblendet.

Alles ist so provisorisch. Die Wohnhäuser zum Beispiel, einstöckig, mit Falzziegeln gedeckt, spanischer Stil, ein Blumentöpfchen unter jedem Rundbogenfenster und ein Balkönchen unter jedem zweiten, und die ebenerdigen, aus fertiggelieferten Holzfassaden bestehenden Geschäftshäuser. Quadratkilometergroße Lücken klaffen zwischen Haus und Haus. Wo soll man, bitte, die zu jedem besseren Boulevard gehörigen Plakate hinkleben, wenn keine Wände da sind? Nun, man füllt eben die Lücken in den Häuserfronten mit Plakatwänden aus, die von Hermen gehalten sind.

Noch ein neues Mittel der Anpreisung tritt von Hollywood aus seinen Eroberungszug durch die Staaten an: das Denkmal im Dienste der Reklame. Ansätze der weltumwälzenden Idee, die Skulptur zur Hebung des Kundenfangs zu verwenden, dieser Kunstgattung endlich einen praktischen Zweck zu geben, waren in Amerika schon vorhanden; bessere Firmen, besonders Aktiengesellschaften mit propagandawürdiger Ware, setzten ihren tüchtigsten Verwaltungsräten auf öffentlichen Plätzen Monumente. Immer-

hin mußten besagte Verwaltungsräte zu diesem Behufe tot sein.

In Los Angeles errichten sich die Kaufleute ihre Denkmäler bei Lebzeiten. Da steht ein überlebensgroßer Mann auf der Weltkugel. Wir treten näher und sehen, daß er eine Tasse zum Mund führt – Advertising für eine Kaffeesorte. Ein bronzener Rennfahrer jagt im bronzenen Rennauto, das seinerseits auf bronzenem Sockel fixiert ist – aus Gold ist der Name der Autofabrik. Das bezopfte Mädchen an der Büffelkuh melkt für das nächste Milchgeschäft. Rotjackige Hotelpagen, einen Koffer unter dem Arm, haben ihre Statuen – die Adresse des Hotels steht darunter. Ein Dampfer schwimmt auf Wellen eines Postaments – benutzen Sie nur *diese* Schiffahrtsgesellschaft. Von Donatello könnte das Reiterstandbild des heiligen Georg sein, der den Drachen ersticht – sinnige Propaganda für einen Drugstore, der heiße Würstchen, kalte Getränke und Schundromane führt.

Wenn die Skulptur, warum nicht auch die Architektur? Wir bauen Reklame. Vom Film haben wir's gelernt, vom Film, wie man baut. Konditoreien sind Windmühlen, deren Flügel sich drehen, ein Geschäft mit Eiscreme hat die Form einer riesigen Eismaschine mit rotierender Kurbel, das Kabarett ist eine getreue Nachbildung des Moulin rouge, ein Gasthaus, das frugale Kost ankündigen will, präsentiert sich als grauer Kerker mit Gitterfenstern, ein anderes zeigt an, daß es schnellen Imbiß gewährt, indem es in einem neugebauten Wrack wohnt, über dem die drei Buchstaben SOS zucken, in einem Eimer essen die Gäste der Milchhalle. Das alles keineswegs etwa in einem Lunapark, sondern auf dem „Boulevard".

Nicht immer ist die bauliche Logik verständlich. Warum ein Restaurant die Form eines braunen harten Hutes hat, warum das größte Kino Hollywoods als chinesisches Theater eingerichtet ist, warum der jüdische Gottesdienst in einer kreuzgeschmückten Kirche mit der Aufschrift „Unitarian Church" ... halt! Da hätten wir uns beinahe blamiert. Diese kreuzgeschmückte Kirche ist wirklich eine Kirche und keine Synagoge, nur verhängt sie an israelitischen Feiertagen ihre Heiligen und Altäre und Weihbecken und vermietet sich an die Frommen der Filmbranche. Bis vor einigen Jahren wurde

sie bloß für den Versöhnungstag abgegeben, aber es stellte sich für beide Teile als rentabler heraus, für alle israelitischen Feiertage zu mieten beziehungsweise zu vermieten. Große Möglichkeiten für das nacheifernde Europa: in der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche predigt der Berliner Oberrabbiner und in der Alt-Neusynagoge spendet der Fürst-Erzbischof von Prag allen Gläubigen den Apostolischen Segen. Natürlich gegen gute Dollars.

Es ist ein liebliches Plätzchen, dieses Hollywood, sowohl was natürliche Gaben als auch was architektonische Anlage, Skulptur und überhaupt Kultur anlangt, und wir sehen jetzt, woher die Geistigkeit seiner Filme quillt.

Ein Mehr ist über diese Örtlichkeit nicht auszusagen, über die mehr ausgesagt wird als über irgendeine andere der beiden Hemisphären, da sie – um die Charakterisierung Hamlets umzukehren – von Gebärdenträgern und Geschichtenspähern bevölkert wird.

BEI FORD IN DETROIT

Beim ersten Besuch der Fordwerke fällt zuerst auf, daß fast alle Arbeiter geschwollene Wangen haben. Man fragt, woher das kommt. Erhält zur Antwort: „Ja, Mister Ford ist Nichtraucher."

Das heißt, er duldet keine Raucher. Oh, nicht etwa bloß bei der Arbeit – der am Fließband Beschäftigte hat keine Zeit, einen Zug aus der Zigarette zu tun. Aber auch vor und nach Arbeitsantritt ist das Rauchen verboten; in den Werkstätten, die keinen feuergefährlichen Bestandteil enthalten und ohnehin voll von Staub oder Ofenglut sind, außerhalb der Hallen, in den Straßen, auf den Plätzen und an den Sümpfen zwischen den Fabrikgebäuden, an denen rauchende Eisenbahnwagen entlangfahren, im Autobus, der die Fremden durch die besichtigungsreifen Teile der Betriebe führt, in der Cafeteria, wo Ingenieure und Beamte zu Mittag essen, darf nicht geraucht werden.

Um nun über das Fehlen der Zigarette hinwegzukommen, kaut die Belegschaft tagsüber Tabak, so daß man glaubt, alle hätten geschwollene Wangen. Von Zeit zu Zeit spucken sie den Priem aus, gleichgültig, wohin. In der Eisengießerei zielen sie in das sodahaltige Wasser, das über glühendes Eisen läuft und den Kameraden ins Gesicht spritzt ...

Denn Mister Ford ist Nichtraucher.

Karren mit Nahrungsmitteln sind in den Werkstättenhallen aufgefahren. Fünfzehn Cent kostet ein Päckchen mit drei belegten Broten (zwei mit Fleisch, eins mit Marmelade). Aus dem Suppenkessel daneben wird für fünf Cent ein Papierbecher gefüllt. Für eine Flasche warmen Kaffees sind zehn Cent zu erlegen, doch erhält man fünf für die leere Flasche zurück. Vor den Karren und vor dem Suppenkessel stehen die Arbeiter in langer Reihe an.

Etwa acht Minuten dauert es, ehe man drankommt. Die Mittagspause in den Betrieben mit drei Schichten ist fünf-

zehn Minuten, in den anderen zwanzig Minuten. Demnach müssen die heiße Suppe im Papierbecher, die Brötchen, der Kaffee (der wird aus der Flasche getrunken) und allenfalls ein Apfel binnen sieben Minuten verzehrt werden. Stehend oder auf der Erde kauernd. Bänke oder Stühle gibt's nicht. Die Kantinen sind an drei Gesellschaften verpachtet, die ihre Rayons abgegrenzt, keine Konkurrenz zu fürchten haben und sich um die Bequemlichkeit ihrer Gäste nicht kümmern.

Denn Mister Ford ist nicht nur Nichtraucher, sondern er ist auch Nichtstammgast der Nahrungsmittelkarren.

In der Mitte jeder Halle ist eine Estrade, auf der die Arbeiter ihre Straßenkleider auf einen Bügel hängen können, wenn sie einen Kittel anziehen. Das tun nur die wenigsten. Sie gehen lieber im verschwitzten Hemd und im verschwitzten Anzug nach Hause, ohne Mantel, auch im Winter, weil bessere Kleidungsstücke gestohlen werden, falls man sie unversperrt aufbewahrt. Bei Ford vollzieht sich der dreimalige Schichtwechsel nicht so, daß Trupps einander ablösen, jeder Mann hat zu einer andern Stunde und Minute an seinem Platz zu sein. Wer also die Werkstatt verläßt, wo einige tausend Menschen fieberhaft mit ihren Griffen beschäftigt sind, kann unbeobachtet etwas mitgehen lassen.

Es gibt wenig Aborte, und man muß Schlange stehen.

Denn Mister Ford ist nicht nur Nichtraucher und Nichtstammgast der Karren, sondern auch Nichtkleiderableger und Nichtbenutzer der Aborte in seinen Werkstätten.

Die neue Anlage Rouge Plant, Rote Fabrik, heißt so, weil sie am River Rouge liegt, aber Mr. Henry will für den ganzen Bezirk den Namen „City of Fordson" einführen, wogegen die Vorstadtgemeinde Dearborn protestiert, deren Gebiet das ist.

Die ursprüngliche Fabrik, Highland Park, wird eben aufgelöst, das Gelände einer anderen Industrieunternehmung überlassen.

Tausende von Angestellten und Arbeitern hatten sich in der Nachbarschaft der Fabrik angesiedelt – nun erwachen sie eines Morgens zehn Meilen weit von ihr entfernt.

Zehntausende können die Wohnungsmiete in Detroit nicht

erschwingen und fahren mehr als zwei Stunden nach Rouge Plant, meist stehend, da Autobusse, Straßenbahnen und Fähren überfüllt sind. Die außerhalb des Verkehrsnetzes wohnenden Arbeiter pflegen sich ein altes Kleinauto zu kaufen und holen täglich Kollegen gegen eine monatliche Vergütung ab – das sind die Arbeiterautos, die man vor den amerikanischen Fabriken in Massen parken sieht und als Beweis für den Wohlstand anführen hört.

Henry Ford aber, Nichtraucher, wohnt in Dearborn.

Durch Gespräche mit Arbeitern das zu ergänzen, was einem gezeigt wird, gelingt innerhalb der Ford-Werke nicht; erstens hat keiner Zeit, zweitens hat keiner Lust, sich den Mund zu verbrennen. Unmöglich ist es aber, irgendwo in oder um Detroit jemanden kennenzulernen, ohne daß die Rede auf Ford kommt. Jedermann hat dort begonnen oder arbeitet dort, aller Herren Länder sind in des einen Herrn Land vertreten – eine Fremdenlegion der Industrie. Die Leute sprechen wenig von Politik und wissen auch nicht, welcher Art der Landsmann ist, der sich für ihre Erzählungen vom Betrieb so sehr interessiert. Dennoch äußern sie nichts als Klagen.

Das Schlimmste sei das lay off.

Und es ist das Schlimmste.

Für einen Fehler bei der Arbeit, für ein geringfügiges Vergehen (wäre es nicht geringfügig, so würde ja der Arbeiter ohne weiteres entlassen) wird man „abgelegt". Auf einen Tag oder länger, bis zu vierzehn Tagen. Über diese strafweise Einzelaussperrung findet man kein Wort in den Büchern, die Ford betreffen.

Auch in strafrechtlichen Werken steht nichts davon. In strafrechtlichen Werken steht, niemand dürfe seinem Richter entzogen werden, der nach den Paragraphen entscheiden soll und nach Anhörung von Zeugen und Sachverständigen und Plädoyers. Strafrecht, Strafgesetz und Strafvollzug sind bei Ford Motor Company einfacher geregelt. Wer in einen Streit gerät, während der Arbeitszeit einen Schluck Milch trinkt oder sonstwie dem General-Foreman, dem Werkmeister, Anlaß gibt, wird laid off. Bekäme – beispielsweise

gesprochen – John D. Rockefeller wegen eines Fehlers an der Werkbank die gleiche Strafe, das heißt in der Höhe seines halben Monatseinkommens, so wäre das keineswegs die gleiche Geldstrafe, denn John D. Rockefeller könnte die eine Million Dollar von Ersparnissen bezahlen, der Fordarbeiter die sechzig Dollar nicht. Für diesen bedeuten vierzehn Tage lay off: Hunger samt Frau und Kind, Vorwürfe, unfreiwilliges Herumlungern daheim.

Zwar könnte er anderswo Arbeit suchen, es gibt in Detroit Automobilfabriken genug, Chrysler-Dodge, General Motors, Packard, Studebaker, aber bevor er eine neue Stellung findet, läuft die Karenz ab, und er kann zurückkehren zu Ford.

Bei der Wiedereinstellung wird sein Wochenlohn auf fünfundzwanzig Dollar gekürzt, wodurch der Strafende Nutzen hat. Oft, wie zum Beispiel im Frühjahr 1927, werden Zehntausende „aus betriebstechnischen Gründen" abgelegt, alsbald jedoch wieder aufgenommen, allerdings nicht zu dem längst erworbenen Lohn, sondern für fünf Dollar pro Tag. (Die Fordwoche hat nur fünf Arbeitstage.)

Zuzugeben ist, daß Mr. Henry Ford infolge der Konkurrenz, insbesondere jener der General Motors, das Geld nicht mehr so scheffeln kann. Seine Hartnäckigkeit ist schuld. Wie viele Unternehmer, die an die Verwertung einer neuen Erfindung gerieten und durch deren Konjunktur hochgekommen sind, betrachtete er sich als unfehlbar. In einem Prozeß, den Henry Ford gegen die „Chicago Tribune" anstrengte, weil sie ihm Unintelligenz vorgeworfen, bestand er die einfachste Bildungsprobe nicht, und die verklagte Zeitung veranstaltete nachher ein Preisausschreiben: achtjährige Schulkinder sollten die von Ford nicht gelösten Fragen beantworten. „Seine Bücher" hat er nicht geschrieben und später zum Teil desavouiert.

Eigensinnig hielt er an dem Automodell T fest, als es längst überholt und sogar lächerlich geworden war. Statt mit seinem titanischen Apparat die gesamte Erzeugung von Kleinautos in die Hand zu bekommen, blamierte er sich mit der Propagierung der Kleinflugzeuge (Fliver-Planes), die in Massen abstürzten, und mit anderen Projekten, bevor er sich zum A-Modell und zum achtzylindrigen Lincoln-Wagen

entschloß. Inzwischen hat die Konkurrenz ihn vielfach überflügelt.

Nun spart er an Löhnen.

Wird ein Arbeiter verletzt, erhält er ärztliche Hilfe und – muß an seinen Arbeitsplatz zurückkehren. Hat er den rechten Arm gebrochen, so wird ihm eine Tätigkeit zugewiesen, zu der er nur den linken Arm braucht; er ist einer der vielen Substandardmen geworden. 3595 Arten von Verrichtungen (insgesamt gibt es 7882 in den Fordwerken) können durch Erwerbsbeschränkte ausgeführt werden, davon 670 durch Beinlose, 2637 durch Einbeinige, 2 durch Armlose, 715 durch Einarmige und 10 durch Blinde. Sogar im Hospital sind Metallarbeiter tätig; ein schwarzes Wachstuch, über das Krankenbett gespannt, ist ihre Werkbank, auf der die Patienten Schrauben an Bolzen befestigen. Das klingt so unwahrscheinlich, daß man zitieren muß, was in dem Buch „Mein Leben und Werk" von Henry Ford über die Einführung der Krankenarbeit gesagt ist: „Die Insassen des Krankenhauses waren dazu genausogut imstande wie die Leute in der Fabrik und verdienten auf diese Weise ihren regelmäßigen Lohn. Ja, ihre Produktion war zwanzig Prozent höher als die gewöhnliche Fabrikproduktion. Keiner wurde natürlich zu der Arbeit gezwungen, aber alle waren arbeitswillig. Die Arbeit half ihnen, die Zeit zu vertreiben, Schlaf und Appetit waren besser als zuvor, und die Erholung machte raschere Fortschritte."

Wer nicht imstande ist, weiterzuarbeiten, bekommt keinen Lohn und auch keine Krankenunterstützung. Nur im Fall einer dauernden, im Betrieb erworbenen Invalidität wird man nach der Compensation Bill entschädigt.

Im ersten Stockwerk des B-Building zahlt man die Löhne aus. Es dauert durchschnittlich eine halbe Stunde, bevor der einzelne seine Tüte erhält. Addiert das zu der mehrstündigen Fahrt von und zum Betrieb und zu der achtstündigen, fast pausenlosen Arbeitszeit!

Die Maschinenanlagen, an denen Besucher vorbeigeführt werden, strotzen vor Reinheit. Es gibt wohl nirgends in der Welt eine blitzblankere Metallwarenfabrik. Daß Fords Kraft-

werk, die Glasöfen, die Papiermühle und die Lederfabrik so kristallklar sind, erscheint weniger verwunderlich, denn die Zahl der dort beschäftigten Menschen ist relativ gering. Aber auch die gefegten oder makadamisierten Straßen und die Plätze zwischen den achtschlotigen Werkstätten bilden einen angenehmen Kontrast zum übrigen Detroit, selbst die Sümpfe innerhalb des Werkbezirks haben gepflegte Ufer, und die Lokomotiven der Fordschen Eisenbahn Detroit-Toledo-Ironton sind spiegelglattes Nickel.

Unter den Drehbänken der Motorenwerkstätte liegt kaum ein Häufchen Eisenfeile, und das laufende Band funkelt wie ein Alpenbach.

Hart an hart stehen die Arbeiter, so daß sie unter dem Arm des Nachbars nach dem heranrollenden Bestandteil greifen, knapp vor dem Gesicht des linken Nachbars die Behandlung des Stückes in Angriff nehmen, unmittelbar vor dem Gesicht des rechten Nachbars vollenden müssen.

Buchstäblich haarscharf über den Köpfen, denn ihr Haar wird gestreift, rollt der Conveyor, an dem auf glitzernden Ketten verschiedene Dinge hängen, wie auf einem Christbaum die Gaben.

Jeder hat nach der für ihn bestimmten Gabe zu haschen, sonst fährt sie unweigerlich von dannen, und das gäbe eine schöne Bescherung.

Warum aber ist kein Platz? Sahen wir nicht ungeheure Flächen innerhalb der Anlage, sind die Hallen nicht hoch genug, um das Gleitband mit seinem stählernen Behang in weniger gefährlicher Kopfnähe laufen zu lassen?

Oh! Entfernung ist Zeitverlust.

Und Zeit ist Arbeitslohn. Dies ist der Grund für das Gedränge, der Grund dafür, daß keine Bänke oder Tische fürs Mittagessen da sind, keine Kammern, wo man Kleider wechseln könnte, wenig Aborte und Waschräume, der Grund fürs Rauchverbot.

Nicht eine Sekunde vom Arbeitslohn geht verloren, Tag und Nacht rollt das Band, an das Menschen geflochten sind.

Ein Griff nach der Kette, Auflegen der Schraubenmutter, ein Griff nach der Kette, Einstecken der Schraube, ein Griff

nach der Kette, zwei Hammerschläge, ein Griff nach der Kette, Ansetzen des autogenen Bohrers, Funken stieben, ein Griff nach der Kette, Befestigung der Bleilamelle, Paraffinpappe, eine Hülse, ein Bündel Kerzen, eine Kurbelwelle, und immer dazwischen ein Griff nach der Kette, ein Griff nach der Kette, Handbewegung und Ergebnis, Körperhaltung und Einsatz, Mensch und Maschine, immerfort gleich. Die Motoren, fertig, rattern an Probeständen.

„Final Assembly Line", das letzte der laufenden Bänder, ist kein Bach mehr, sondern ein Strom, 268 Meter lang, mit vielen Nebenflüssen. Aus dem Bottich mit Emaillack taucht die Hinterachse empor und rollt heran, die Räder, schon bereift, münden, Kotflügel schwingen sich über sie, das Chassis kommt, dem Rahmen aufmontiert wird der Motor, Kühler spannen sich vor, die Lackierer spritzen Farbe auf, die Karosserie mit Ledersitzen und Fensterscheiben und Laternen stülpt sich als Ganzes übers Ganze, nur festzuschrauben ist sie noch.

Jetzt zeigt sich, daß das Fließband das Tempo der Arbeit bestimmt, nicht aber die Arbeit das Tempo des Bandes. Nur wenige Arbeiter bleiben an seinem Ufer stehen, viele fahren mit dem Stück weiter, sitzend auf Wägelchen von kaum dreißig Zentimeter Höhe, wie fußlose Bettler sie verwenden; hier auf dem Boden schleifen die Beine des Arbeiters, der seinem Stück nachjagen muß, um es abzudichten und es abzufeilen, es fahrend behandeln.

Mehr und mehr nähert sich die Summe der Bestandteile dem Begriff Automobil. Und plötzlich schwingt sich ein Mann auf den Chauffeursitz, drückt auf die Hupe, Schrei eines Neugeborenen, und auf dem stark geneigten Band, das läuft, läuft schneller ein lebendes Wesen, reißt sich los von der rollenden Nabelschnur, läuft in eine Halle, die A-A heißt.

Acht Inspektoren befühlen und begucken das Auto. Türklinken werden geprüft, Fensterscheiben, Kühler, Räderwerk. 550 Autos kommen hier täglich zur Welt. Händler und ihre Angestellten, die Autonummer in der Hand, warten, lassen Benzin einpumpen und fahren auf neugeborenen Wagen heimwärts.

In Dearborn, dort, wo es auch Ford „Dearborn" nennen muß, ist ein Flugfeld und seine Flugzeugfabrik. Ein Hangar und zwei andere, die aber Werkstätten sind. Nichts von Conveyor, nichts von Taylorismus, nichts von Fordismus ist hier zu beobachten, der metallene Ford-Tri-Motor, Stout Type, Fassungsraum für vierzehn Passagiere, Preis 65 000 Dollar, wird nach den Methoden jeder Flugzeugfabrik erzeugt.

Trotzdem dient das als Ziel einer Sightseeing, und so sind auch einige Museumsobjekte da, der Aeroplan „Pride of Detroit", der in 193 Stunden um die Welt flog, der Aeroplan der arktischen Expedition von Captain Byrd, eine Kopie des Doppeldeckers, mit dem Blériot 1909 den Ärmelkanal überquerte ...

Weshalb aber Sightseeing? Die Besucher werden von den Führern eindringlich bewogen, einen Aufstieg über Detroit zu unternehmen, Preis acht Dollar.

Rechts und links vom Eingang zum Fordschen Riesenkomplex ist je eine eiserne Hügelwelle aufgeschichtet, Reste von vierhundert Kriegsschiffen, „Eagle Boats", vom USA Shipping Board dem Mr. Ford zur Abwrackung übergeben; ein Teil wird zur Erzeugung von Vanadiumstahl für Autos verwendet, der Rest als Autotransportschiffe auf dem River Rouge und dem Detroit River.

Hat man diesen rostroten Damm passiert, ist Fords engerer Hoheitsbezirk zu Ende. Man darf sich im Auto, oder während man auf die Straßenbahn wartet, eine Zigarette anzünden und nach Hause fahren durch den Osten Detroits, der Stadt, die mehr Verbrechen aufweist als Chicago, mehr Morde, Totschläge und Raubüberfälle aufweist als irgendeine andere Stadt des Erdballs. Mister Ford aber ist Nichtraucher.

UND DAS NENNT SICH FUSSBALL!

I. Vor der Abfahrt zum Wettspiel

„Ein gefährliches Spiel, dieses amerikanische Fußball!"

Der Doktor Becker stellte es bereits fest, als er – es war Sonnabend Punkt halb zwei Uhr nachmittags – in der Halle der Untergrundbahn stand, um zu dem Wettkampf von New York University gegen Missouri University hinauszufahren.

Er hatte noch nie ein amerikanisches Fußballspiel gesehen.

Aber seine Ansicht, daß „dieses amerikanische Fußball" ein roher und lebensgefährlicher Sport sei, stand für ihn – es war, wie vielleicht bereits gesagt wurde, Sonnabend Punkt zwei Uhr nachmittags – felsenfest. Nicht so fest stand der Doktor Becker selbst. Anfangs eingekeilt in eine kompakte Einheit von Wartenden, war er allmählich an den Rand des Bahnsteigs gedrängt worden; die vorderen Reihen hatten sich Plätze in den Untergrundbahnzügen erkämpft, indem sie die Aussteigenden trotz deren fluchend-tretend-boxender Gegenwehr in die Waggons zurückschlugen und sich selbst hinterherzwängten. Jetzt hing der Doktor Becker, an Nachbarn geklammert, Sonnabend Punkt halb drei Uhr nachmittags, schräg über der Schienenstrecke.

Eine verzweifelte Lage, fürwahr. Doch sehnte er sich nach ihr zurück, als er – es war Sonnabend Punkt drei Viertel drei Uhr nachmittags – von seinen Hintermännern in einen Waggon gepökelt ward, der eine Masse von Vergnügungssüchtigen zum Yankee-Stadion hinausbrachte. Neue Gedanken vermochte der Doktor Becker keineswegs zu fassen, und so spann er den Gedanken, daß „dieses amerikanische Fußball" gräßlich roh und unbedingt lebensgefährlich sei, etwas weiter aus. Selbstverständlich wollte er – hatte er doch noch kein Spiel gesehen – damit nur sagen, dieser Sport verrohe das Publikum und sei für das Publikum lebensgefährlich.

Nun begann sich der Doktor Becker vorzustellen, wie bequem es die Spieler im Vergleich zu den Zuschauern haben, wie . . . Hier irrte Becker.

II. Am Rand des Spielfeldes

In geschlossenen Formationen strömte das Volk dem Stadion zu, die Autofahrer im Auto, die Fußgänger zu Fuß, wie wohl nicht erst bemerkt werden muß, da sich dies bei uns ähnlich verhält. Auffallend anders dagegen die Tatsache, daß Menschen mit Lebensgefahr und einer Aufopferung, deren seit Arnold Winkelrieds Tagen nur das amerikanische Erwerbsleben fähig ist, sich den Autos in den Weg warfen; mit Stentorstimme befahlen sie, und als dieses nicht fruchtete, beschworen sie mit flehenden Gestikulationen die Autolenker, ja doch bei ihnen zu parken. Sie hatten den Raum gemietet, Sonnabend ist der einzige Tag, an dem sich die Spekulation lohnen kann, daher ihre Todesverachtung. Aber mit stahlharten Gummireifen fuhren die Wagen über diese Verkehrshindernisse hinweg.

III. Starr vor Staunen im Stadion

erscheint der Doktor Becker. Wir können ihm das nicht verübeln. Mit Tausenden hatte er sich an und in der Untergrundbahn gedrängt, mit Zehntausenden von Fußgängern und Tausenden von Autos das letzte Stück des Weges zurückgelegt – und nun ist der Zuschauerraum des Stadions leer!!

Denn man muß doch den Ausdruck „leer“ von einem Hause gebrauchen, in dem nicht weniger als 40 000 Plätze unbesetzt sind.

Daran ändert die Tatsache nichts, daß 45 000 Plätze besetzt sind. Das Yankee-Stadion faßt 85 000 (das Berliner 30 000) Personen, und von denen fehlt eben nahezu die Hälfte.

IV. Präludium des Spiels

Vorläufig wird auf dem Spielfeld ein Marschreigen von einer Militärkapelle exekutiert, die keine Militärkapelle ist, sondern das uniformierte, aus Studenten bestehende Orchester; auch der Regimentstambour mit dem hohen weißen Federhut über dem gestrengen Gesicht ist im Privatberuf ein Hörer der New Yorker Universität. Sie trippeln ab. Beifall.

In die Manege jagen die Spieler von Missouri. Beifall. Es sind ihrer dreißig. Obwohl nur elf jeweils auf dem Felde tätig sind, treten immerfort Ersatzmänner ein, wir werden das alles später sehen.

Ein läuft die Mannschaft von New York University mitsamt ihren Substituten. Stürmischer Beifall. Die New Yorker haben violette Hemden und olivengrüne Hosen, die Gäste aus Missouri orangerot-schwarz gestreiften Dreß. Alle tragen Helme, die Einheimischen weiße, die Missourianer goldfarbene; runde massive Platten schützen die Ohren – bei anständigen Wettspielen reißt man einander nicht mehr die Ohrläppchen ab. Auch sind die Spieler vollständig mit Watte ausgestopft, was dem Doktor Becker nicht gefallen will, denn ein Fußballspiel mit Binden und Bandagen dünkt ihm (du Europäer!) unlogisch.

Der Referee erscheint, eine Art Unterschiedsrichter. Lebhafter Beifall. Der Umpire erscheint, eine Art Oberschiedsrichter. Stürmischer Beifall.

V. Die Einpeitscher der Ekstase

Nun aber mag es an der Zeit sein, etwas über Entstehungsgeschichte und Art der hier wiederholt gebrauchten Begriffe „Beifall", „Lebhafter Beifall" und „Stürmischer Beifall" zu sagen.

Da bewegen sich nämlich an der Außenlinie sympathische junge Leute, die den amtlichen Titel „Cheer-leaders" führen. Diese Organisatoren der Ovation stellen sich mitten im Spiel, mit Megaphonen bewaffnet, vor die einzelnen Sektoren der Arena und ordnen brüllend an, welcher Mannschaft oder welchem Spieler jetzt zuzujubeln ist. Haben sie

das getan, so legen sie den Schalltrichter von sich und dirigieren – bei gleichzeitiger Ausführung von Gelenksübungen: tiefe Kniebeuge, Arme vorwärts heben und seitwärts strecken – den kollektiven Freudenruf. Ritus und Rhythmus scheinen altindianischen Ursprungs zu sein, am häufigsten wird der Doktor Becker den anfeuernden Spruch zu Ehren des Quarterbacks von Missouri namens Rosenheim oder zu Ehren des linken Außenstürmers von New York namens Jerry Nemecek erklingen hören.

Rah, rah, rah,
Sis, bum bah,
N. Y. U., N. Y. U.,
Nemecek, Nemecek, Nemecek.

(Ohne Gewähr für die Richtigkeit der Rechtschreibung.)

VI. Der Ball

Der Ball ist beileibe nicht rund wie ein normaler europäischer Ball. Er hat die Form einer Pflaume, und zwar einer Pflaume, die sehr groß, aber noch nicht reif und noch nicht rund ist, hingegen spitz auf beiden Seiten. So sieht er aus. Mit Recht.

Eine Detonation erschreckt den unvorbereiteten Doktor Becker; in der Mitte der Seitenlinie wurde eine Pulverladung zur Explosion gebracht, das Spiel beginnt.

VII. Naturgeschichte des Spiels

Der amerikanische Nationalsport wird schlankweg „Football" genannt, als ob es kein anderes Fußballspiel gäbe, als ob es mit dem Fuß oder mit dem Ball etwas zu tun hätte. (Siehe unten.) Zwar wird das in Europa vorkommende Fußballspiel auch in Amerika teils in Treibhäusern gezüchtet (Professionalismus), teils wuchert es im Freien (Amateurismus), aber niemals heißt es „Fußball", sondern „Soccer", was eine Ver(fuß)ballhornung des Wortes „Association" sein dürfte. Das sogenannte Football ist jedoch nichts anderes als Rugby mit einigen veränderten Spielregeln.

Das Spiel wickelt sich in Viertelzeiten ab, viermal je fünfzehn Minuten. Hundert Meter lang ist das Feld, je fünf Meter werden durch eine Linie markiert. Es gibt zwei Tore (Goals); die Querstange ruht nicht auf dem oberen Ende der beiden senkrechten Pfosten, sie ist in deren Mitte angebracht. Die drei Stangen bilden also den Buchstaben H, was aber keineswegs andeuten soll, daß das Goal ein Heiligtum darstellt, wie das auf vernünftigen Kontinenten der Fall ist; es spielt im Gegenteil eine untergeordnete Rolle und steht außerhalb des eigentlichen Spielfeldes. Dieses beginnt mit dem fünf Meter vom Goal entfernten ersten, quer über das ganze Feld verlaufenden Strich, der Goal Line. Gelingt es einer Mannschaft, den Ball über die gegnerische Goal Line zu *tragen*, so hat sie damit ein „Touchdown" erzielt – den großen Erfolg, der etwa unserem Tor entspricht.

Die Mannschaft, die ein Touchdown erringt, heimst sechs Punkte ein und hat das Recht, einen ihrer Spieler aus einer Entfernung von zwanzig Metern ungehindert gegen das Mal schießen zu lassen; geht der Ball *über* die Querstange, so ist's gut: das gilt einen weiteren Punkt.

Dreimal darf eine Partei anwerfen und muß innerhalb dieser drei „Forward passes" den Ball mindestens zehn Schritte vorwärts bringen. Wird der Ball mit dem Fuß über den Torpfosten getreten, Goal from field, so zählt das drei Punkte.

VIII. Der Spielverlauf

Der Ball wird also immerfort getragen. Oder vielmehr: zu tragen versucht. Denn die gegnerischen Elf sind insgesamt darauf aus, zu vereiteln, daß die zehn Schritte, geschweige denn ein Lauf über die Torlinie gelinge.

Wie verhindern sie das?

Sie verhindern das, indem sie ihre behelmten Köpfe dem Träger des Balles in den Bauch rennen, ihn bei den Füßen packen, ihn ins Gesicht boxen oder mit ähnlichen Zärtlichkeiten regalieren.

Naturgemäß stürzt innerhalb eines Zeitraumes von längstens einer Viertelminute der jeweilige Ballbesitzer auf die Erde, Freund und Feind über ihm zu einem beängstigenden

Klumpen von Leibern. Es pfeift der Schiedsrichter, es entwirrt sich der Knäuel.

Nur der zuunterst liegende Spieler, noch vor kurzem stolzer Träger des Balles, bleibt zumeist auf dem Boden, verwundet oder ohnmächtig oder beides. Schwarze Klubdiener jagen über den Platz, um das Opfer durch künstliche Atmung und Essig zu sich zu bringen. Auch der Arzt kommt mit dem Medikamentenkasten. Der Schiedsrichter jedoch kann Schlamperei auf dem Spielfeld nicht leiden, er läßt den Menschenrest wegtragen.

Inzwischen haben sich die überlebenden Spieler, Zeit ist Geld, mit Eiswasser erfrischt, und weiter geht das friedliche Spiel. Wieder eine Viertelminute lang, manchmal eine halbe.

IX. Wie wird angeworfen?

Die anwerfende Mannschaft begibt sich drei Schritte hinter den Ball und hält, zu einem Kreis geschlossen, mit vorgebeugtem Oberkörper eine geflüsterte, chiffrierte Beratung ab. „4 wirft an 7, 9 gibt an 2 ab" oder so.

Dann schreiten zehn Mann vor und stellen sich sprungbereit in einer Reihe auf; der elfte, der Quarterback, bleibt hinten, und ihm wird gewöhnlich der Ball zugeschleudert. Denn er ist als einziger nicht gedeckt.

Den anderen zehn Spielern stehen auf einen Schritt Entfernung die elf Feinde geduckt gegenüber, entschlossen, jeden erbarmungslos niederzuschmettern, der das Leder bekommt.

X. *Der rein symbolische Ball*

Der Ball vertritt etwa die Stelle des Stäbchens beim Stafettenlauf. Man könnte ihn durch ein anderes Symbol ersetzen, das über die Goal Line zu tragen ist. Das ganze Spiel: eigentlich ein Lauf, den der Gegner verhindern soll. Phalanx gegen Phalanx.

Auch das Treten des Balles mit dem Fuß kommt bei diesem merkwürdigen Fußballspiel selten vor und bedeutet wenig. (Siehe oben.)

XI. 45 000 Stehaufmännchen

Erstaunlich ist nicht, daß das Publikum mit Aufregung und Huronengebrüll den Kampf begleitet, sondern daß sich diese Aufregung alle viertel oder halben Minuten legt.

Im Moment des Anwerfens springen die 45 000 (sonst wohl: 85 000) Menschen von ihren Plätzen auf, um sich im Augenblick des Schiedsrichterpfiffs wieder zu setzen. Der Anblick dieser sich unausgesetzt setzenden und ständig aufstehenden Massen ist von monumentaler Komik.

In der Pause werden außer dem Musikreigen allerhand läppische Unterhaltungen geboten, zum Beispiel balgt sich ein Mann im Bärenfell (der Bär ist Sinnbild von Missouri) mit einem violetten (also New Yorker) College Boy herum.

Auf der Pressetribüne arbeiten die Berichterstatter. Am Morseapparat, am Telefon, am Radiomikrophon. Einer klopft die Tastatur des Diagramms – zur gleichen Sekunde bewegt es sich auf den Fassaden der amerikanischen Zeitungsgebäude. Menschenmassen stehen davor, sehen und hören, daß der Schiedsrichter „Abseits" gibt; sie brüllen „Lüge", „Schiebung" ... in St. Louis, in San Francisco, Tausende von Meilen entfernt.

XII. Kritische Betrachtungen des Doktor Becker

In europäischen Sportbegriffen befangen, beirrt durch den Namen „Fußball" und durch das Vorhandensein eines Tors und eines Lederballs, hat der Doktor Becker sich nahezu drei viertel Stunden lang bemüht, den Sinn des Spieles zu begreifen, der dem glücklichen Leser dieses Artikels hier dargereicht wird.

Die allgemeine Aufregung erfaßte ihn nicht, und so hatte er Zeit, sich Betrachtungen hinzugeben, deren Resultat hiermit veröffentlicht sei.

1. Dem europäischen Fußballspiel ist das amerikanische *gleich:* an Betätigung von Solidaritätsgefühl, von Schnelligkeit und Geistesgegenwart;

2. dem europäischen Fußballspiel ist das amerikanische *überlegen:* durch Entwicklung größeren Mutes und durch

die gleichzeitige Stählung des Oberkörpers sowie der Arme;

3. dem europäischen Fußballspiel ist das amerikanische *unterlegen:* durch den Vorteil, den in Amerika der körperlich starke Spieler gegenüber den schwächeren hat und der durch keinerlei Geschicklichkeit auszugleichen ist.

XIII. Resultat und Skalp

Als der Doktor Becker zu diesem Ergebnis gekommen war, pfiff der Schiedsrichter das Wettspiel beim Stande 27 : 6 für New York ab. Die siegreiche Mannschaft demolierte die Torpfosten, um sie als Trophäen nach Hause zu tragen.

An der Untergrundbahn, an der Straßenbahn und an den Autobussen – es war Sonnabend Punkt fünf Uhr nachmittags – erneuerten sich lebensgefährliche Kämpfe.

VIERZEHN DINGE IN SING SING

Wir wissen nicht, warum das Gittertor, das von den Kanzleiräumen aus abwärts führt, goldgestrichen ist, wir treten ein durch das goldgestrichene Tor und sind starr vor Entsetzen. Schon allerhand haben wir gesehen, gelesen und gehört – aber das da!

Das da ist die Main Cell Hall, jetzt „Old Cellhouse" genannt.

Man stelle sich einen rechtwinkligen Felsblock vor, etwa achtzig Meter lang, zehn Meter hoch, fünf Meter breit.

In diese achtzig Meter Seitenlänge sind vorne fünfundsiebzig Löcher gehackt und hinten auch fünfundsiebzig, obwohl der Block nur fünf Meter breit ist.

In die zehn Meter Höhe sind sechs Stockwerke gebohrt, jedes mit ungefähr zweimal fünfundsiebzig Höhlen.

Der Felsen ist kein natürlicher Felsen: vor hundert Jahren wurde er aus grauem Stein aufgerichtet, solcherart, daß die Höhlungen frei blieben, nicht erst gehackt werden mußten.

Diese Arbeit leisteten Sträflinge, vielleicht Diebe, vielleicht Räuber, vielleicht Betrüger und vielleicht Meuchelmörder, an jener Stelle des Hudsonufers, wo einst die Sinck-Sinck-Indianer bestohlen, beraubt, betrogen und gemeuchelt worden waren von Menschen, die sich und ihren Nachkommen dadurch Reichtum, Macht, Ehre und Standesbewußtsein und vor allem das Recht errungen hatten, Verbrecher unnachsichtig zu strafen.

Die Sträflinge aber bauten für sich und ihre Nachkommen diese steinerne Wabe.

Drei Jahre arbeiteten sie, von 1825 bis zum Jahre 1828.

Fünfzig Jahre später, 1878, wurde der Bau als untauglich und gesundheitsschädlich erklärt, weil die Menschen in diesen Kerkerhöhlen unweigerlich an Lungenschwindsucht und Gicht zugrunde gingen.

Nach weiteren fünfzig Jahren sind diese 930 feuchten,

kalten, niedrigen, engen Steinlöcher noch im Gebrauch und 930 Menschen darin.

Manche für ein Jahr (Sing Sings kürzeste Mieter) und viele für zehn Jahre, für fünfzehn, für Lebensdauer. (Sing Sing hat unter seinen 1730 Insassen nicht weniger als 128 Lebenslängliche, abgesehen von jenen, die jeweils im Totenhaus darauf warten, bis eine Partie Verurteilter beisammen ist und die Einschaltung des elektrischen Stroms sich lohnt ...)

Die amtlichen Maße der Zellen lauten: 6 Fuß (180 cm) Höhe, an der Tür 18 Zoll (45 cm) und im Innern 3 Fuß (90 cm) Breite, 7 Fuß (210 cm) Länge.

Darin ist tagsüber ein Klappbett und ein Schemel, in der Nacht auch ein mit Exkrementen gefüllter Eimer und ein Mensch.

Das Kopfende des Bettes stößt an die Querwand, hinter der das Kopfende der jenseitigen Zelle ist, die Beine jedes Häftlings sind gegen die Tür gerichtet.

Eine gußeiserne Platte bildet die untere Hälfte der Tür, ein Gitter die obere. Diese Klapptür, von innen nicht zu öffnen, wird außerdem vom Gefängniswärter mit einem Schlüssel versperrt, und nachdem dies überall geschehen, senkt der Oberschließer noch eine Stahlstange herab, die sich als Riegel vor je fünfundsiebzig menschliche Obdache schiebt.

Auch waschen muß man sich auf dem Gang. Wo wäre denn in der Zelle Platz dazu?

Rings um den Zellenblock und über ihn ist ein Haus gestülpt. Der gemauerte Deckel ist größer als der Inhalt, und als Zwischenraum bleibt ein Korridor, auf dem die Wärter patrouillieren und die Gefangenen sich morgens in Reih und Glied stellen, um gemeinsam ihre Eimer zur Senkgrube zu tragen.

Auf einem der Höfe ist etwas zu sehen, was es in keinem anderen Gefängnis der Welt gibt: ein Vogelhaus.

In bunten Käfigen hüpfen, zwitschern und plappern Zeisige, Kanarienvögel, Papageien und sogar Kolibris.

Auf die Frage, wie sie herkommen, erfahren wir, es seien Geschenke an die Gefangenen. Ja, aber warum sind die Vögel dann nicht in den Zellen?

„Wo? Im alten Zellhaus? Binnen drei Tagen würden sie sterben. Oft richten Gefangene Mäuse oder Ratten ab, doch selbst diese Tiere krepieren schnell, sie halten die Luft dort nicht aus."

Der Mensch, der diese Luft aushalten, in diesem hundertjährigen Dumpf Nacht für Nacht schlafen muß – was Wunder, daß er morgens froh ist, herauszukommen, und sei es auch nur in die shops, in die unhygienischen und mit längst überholten Maschinen versehenen Arbeitssäle.

In der Weberei, die die Armen- und Krankenhäuser des Staates New York mit Strümpfen und Unterwäsche beliefert, geht alles drunter und drüber, doch wird uns erklärt, vor acht Tagen habe in der Versandabteilung eine Feuersbrunst gewütet, wodurch der Betrieb desorganisiert sei.

Gleichfalls nur für den Staatsgebrauch gearbeitet wird in der Schuhwarenfabrik, der Blechschmiede, der Bürstenbinderei, der Druckerei und in der Matratzenfabrik von Sing Sing und jährlich für zweimal hunderttausend Dollar Fertigware geliefert, abgesehen von den Arbeiten, die man für die Instandhaltung der Gefängnisanlage, der Sträflingskleidung und dergleichen leistet. 185 verschiedene Artikel werden hier erzeugt.

Die Arbeitszeit beginnt mit dem achten Glockenschlag. Mittags um zwölf Uhr rangieren sich die Arbeiter in Reihen und marschieren in den Speisesaal – unter den lustigen Klängen einer zwölfgliedrigen, im Hof postierten Sträflingsmusikkapelle, was ein alter Brauch von Sing Sing ist. Von ein bis vier Uhr wird die Arbeit fortgesetzt.

Bezahlt wird sie – und das ist die vom nutznießenden Staat verübte Ungeheuerlichkeit – mit anderthalb Cent für den siebenstündigen Arbeitstag.

Das Projekt, den Sklavenlohn auf zehn Cent zu erhöhen, eine noch immer menschenunwürdige Bezahlung menschlicher Kraft, ist nicht Wirklichkeit geworden. Ohne Penny verläßt der Sträfling nach jahrelanger regelmäßiger und fruchtbarer Arbeit das Gefängnis. Und vorher, in der Zeit seiner Haft, kann er die im Wert von drei Dollar per Woche bewilligte Menagezubuße und Zigaretten nicht kaufen, die sich der von Haus aus wohlhabende Zellennachbar leistet.

Der Häftling, der während der Arbeitszeit raucht oder sich

sonst gegen eine Anstaltsregel vergeht, wird in eine Korrektionszelle des Old Cellhouse gesteckt und aus der A-Klasse, zu der jeder bei der Aufnahme in die Anstalt automatisch gehört, in eine niedrigere versetzt. Dadurch verliert er das Recht, jeden Monat an vier Werktagen und einem Sonntag Besuch zu empfangen, monatlich einen Wochentags- und vier Sonntagsbriefe zu schreiben und Gebrauch zu machen von dem Warenkauf bis zu drei Dollar wöchentlich.

Nicht weit vom Speisesaal ist das Vorstandszimmer der Mutual Welfare League, der Gefangenenorganisation von Sing Sing. Jeder eingelieferte Sträfling ist als solcher Mitglied der Liga und darf an den Wahlen seiner Werkstätte oder seiner Arbeitsgruppe teilnehmen; je fünfundvierzig Mann werden von einem Delegierten vertreten.

Die Delegiertenversammlung konstituiert einen Vollzugsausschuß, an dessen Spitze ein gewählter Sekretär steht und ein Sergeant-at-arms, der den Ordnerdienst bei allen von den Sträflingen veranstalteten Aufführungen und Spielen sowie bei den Mahlzeiten versieht. Die Liga wahrt die Interessen der Häftlinge gegenüber der Direktion und schlichtet Streitigkeiten unter den Gefangenen.

Es ist wohl nur dieser Organisation zuzuschreiben, daß in Sing Sing kein Beamter oder Wärter eine Waffe bei sich hat. (Wogegen zum Beispiel in den Tombs, dem Stadtgefängnis von New York, die Aufseher mit Revolver, Schlagring und Schließeisen ausgerüstet sind, ohne dadurch verhindern zu können, daß in regelmäßigen Zeitabständen einige von ihnen erschossen werden.)

Die Baseballmannschaften der M. W. L. trainieren täglich nach vier Uhr nachmittags auf dem von Tribünen umsäumten Spielplatz am Ufer des Hudson, aber nur einmal im Jahr haben sie das sportliche Vergnügen, ein Wettspiel gegen einen Klub auszutragen: alljährlich kommen die „New York Giants" nach Ossining und schlagen die „M. W. L.".

Während die streitbare Jugend baseballt, geht der gesetztere Mann spazieren oder liest die Tagesblätter, auf die er oder ein Kollege abonniert ist; Austräger und Zeitungsstand sind in diesem Gefängnis nicht geduldet.

Bei Beginn der Abenddämmerung ertönt das Signal „Kübel holen". Mit diesem Gefäß in der Hand treten nun

alle den Weg zu ihrer Wohnung an. Die Bretter, die das Bett bedeuten, sind aber noch nicht heruntergeklappt, da die im Alten Zellhaus wahrhaft eingelochten Sträflinge nach zwei Stunden wieder geholt werden: sie müssen in die Kapelle zur – Kinovorstellung. Sie müssen, auch wenn sie den faden Film schon vier- oder fünfmal gesehen haben, sie müssen bis halb zehn Uhr nachts hinaus aus ihren Felsenlöchern, denn jede Stunde des Aufenthalts darin erhöht die Sterblichkeitsziffer von Sing Sing!

Das Spital beherbergt eben zweiundsechzig Kranke, Leute, die fast erblindet sind, Leute, die Gichtknoten an den Knöcheln der Zehen und Finger haben, Tuberkulöse.

In drei Längsschiffe ist die Kirche geteilt, das mittlere dient dem katholischen Gottesdienst, das linke dem protestantischen, das rechte dem jüdischen, auch Andachtsübungen der Heilsarmee und der Christian Science werden hier abgehalten, und jeder Sträfling kann in den Worten seiner Religion vernehmen, daß Gottes Gnade unerschöpflich strahlt. Oder er lenkt seinen Blick verstohlen durchs Fenster und sieht dann den roten Ziegelbau des Totenhauses, in dem die Toten leben, bis man sie zum elektrischen Stuhl schleppt...

Kein Verlaß ist auf die Gnade Gottes! Anscheinend vermag sie ebensowenig durch Zuchthauswälle einzudringen, wie man aus ihnen hinausdringen kann.

Wer denkt nicht an Flucht, wer träumt nicht von Freiheit! Aber überall dort, wo sich die Mauern kreuzen, lugen gläserne Türme über Strom und Land. Die Türmer haben Dienst bei Tag und bei Nacht; ein Griff, und der Scheinwerfer schießt los, um die Spur eines entwichenen Wildes zu suchen.

Der Jagdruf erschallt. Die Bedeutung seines Klanges ist an allen Wänden angeschlagen:

„Im Falle einer Flucht ertönen aus der Alarmsirene durch zehn Minuten Pfiffe von dreißig Sekunden in Abständen von je dreißig Sekunden, während im Falle einer Meuterei fünf kurze Pfiffe von je zwei Sekunden Dauer mit einer Sekunde Intervall ertönen; bei diesen Signalen haben sich sämtliche Wärter eiligst in den Dienstraum des Oberwärters (principal keeper) zu begeben und zu dessen Verfügung zu halten."

Im vorigen Sommer kenterte auf dem Hudson, etwa dreihundert Schritte von der Ufermauer des Zuchthauses entfernt, ein Ruderboot. Die Verunglückten, ein Mann und eine Frau, hielten sich über Wasser und schrien um Hilfe. Fast alle Gefangenen boten sich an, flehten darum, hinausschwimmen, Rettung bringen zu dürfen. (Es gibt im Zuchthaus selbstverständlich keinen Kahn.) Die Wärter gaben die Erlaubnis nicht, und vor den Augen von Hunderten rettungsbereiten Menschen mußte das Paar ertrinken.

Vor kurzem fand man in einem Heizraum das Skelett eines Sträflings, der sich vor zehn Jahren hier versteckte, um bei passender Gelegenheit zu entkommen. In seinem Schlupfwinkel war er lieber Hungers gestorben, als daß er sich entdeckt hätte und damit seinen Fluchtplan für immer vereitelt.

Wir passieren den Eingang zur Classification Prison Clinic, die zur kriminologischen Untersuchung der Verbrecher von ganz Amerika bestimmt ist und die Einteilung, Unterbringung und Erziehung der Gefangenen nach Alters-, Bildungs- und Neigungsgruppen vornehmen – wird. Vorläufig hat man damit nur viel Reklame gemacht. Ebenso wie für die außerhalb des alten Komplexes aufgeführten sechsstöckigen Zellentrakte mit 680 beziehungsweise 704 Käfigen; der kleinere Trakt ist nach dem Outside-System gebaut, also mit einem Fenster in jeder Zelle, der größere nach dem Inside-System – ein Block, von einem Haus umgeben.

Die Anlage, mit Wasserspülung und Wasserleitung in jedem Käfig, ist bereits fertig, eine dreifache Kirche im Bau; es fand auch schon eine Exkursion hierher statt, zwecks Verkündigung, mit diesem Neubau hätten die Greuel des alten Sing Sing aufgehört. Vorläufig sind nur 279 und 308 Sträflinge darin, mehr könne man nicht unterbringen, bevor eine Umfassungsmauer gelegt sei, und das wird lange dauern.

Das Old Cellhouse ist noch immer voll besetzt, und obwohl es als ein Schaustück gräßlicher Vergangenheit gezeigt werden sollte, wie die wenigstens geräumigeren Kasematten der Peter-Pauls-Festung, bleibt es ein Beweisstück gräßlicher Gegenwart.

Gehen wir weiter. Da ist ein funkelnagelneues Ziegelgebäude in freundlichem Rot; hat dreihunderttausend Dollar gekostet und ist sein Geld wert. Offiziell heißt es „Condemned Cells", die Leute von Sing Sing nennen es das Schlachthaus.

Siebenundzwanzig Zellen der Verdammten: ein Dutzend für Männer (drei sind eben besetzt!), ein Vierteldutzend für Frauen, ein halbes Dutzend Hospitalzellen (für die, die erkrankten und nun geheilt werden, damit man sie hinrichten kann) und ein halbes Dutzend „Zellen der letzten Minute", auch „der Tanzsaal" geheißen, wohin man die Opfer am Morgen des Hinrichtungstages bringt. An diesen siebenundzwanzig Käfigen vorbei führt der Korridor zu dem Raum, der scheu nur „Dahinten" genannt wird...

Hier, meine Herren, sehen Sie den berühmten Stuhl, der den Geist des Mittelalters mit der größten Erfindung der Neuzeit, der Elektrizität, vereinigt. Auf diesem Stuhl – bitte, Sie können ruhig darauf Platz nehmen, der Strom ist nicht eingeschaltet – auf diesem Stuhl haben schon viele Männer und Frauen gesessen.

Am 7. Juli 1891 wurde als erster Harry A. Smiler in Sing Sing hingerichtet, seither haben die hierorts exekutierten Exekutionen die Zahl zweihundertdreiundneunzig erreicht; ein Blinder war darunter, zwei Einbeinige (von denen der eine seine Prothese einem besonders feindseligen Gerichtssaalberichterstatter mit dem Wunsche vermachte, er möge sie bald tragen müssen), mehrere Frauen (vor kurzem Mrs. Snyder mit ihrem Geliebten Grey), ein deutscher Priester namens Hans Schmidt, die Brüder Morris und Joseph Diamond und ihr Komplice Giovanni Farina, die in Brooklyn zwei Kassenbeamte einer Bank erschossen und vierundvierzigtausend Dollar erbeuteten, die märchenhaft schöne Gattenmörderin Marta Place. Der prominenteste Delinquent war der New Yorker Kriminalchef Leutnant Charles Becker, der vier Bravi gedungen hatte, um am 13. Juli 1913 den Spielklubbesitzer Rosenthal erschießen zu lassen, weil er an diesem Tage in der „World" eine eidesstattliche Erklärung veröffentlicht hatte, daß der Herr Kriminalchef an den Einnahmen der verbotenen hazard saloons mit zwanzig Prozent beteiligt sei...

Über der Tür zum „Tanzsaal" sehen Sie das Wort „Silence". Es ist das einzige Wort, das in diesem Saal zu sehen ist, und es ist auch keines zu hören. Dort in den vier polierten Bankreihen sitzen die zwölf Zeugen, die großen goldglänzenden Spucknäpfe sind für den Fall da, daß einem der Zeugen zum Bewußtsein käme, er lebe im zwanzigsten Jahrhundert...

Die Elektrifizierungen finden hier um elf Uhr nachts statt, und zwar am Donnerstag, damit, wenn ein Zwischenfall sie verhindert, noch drei Tage übrigbleiben zur Vollstreckung des Gerichtsurteils: „... in der am Montag, dem ..., beginnenden Woche vom Leben zum Tode zu bringen."

Der Delinquent nimmt so auf dem Stuhle Platz, wie Sie jetzt dasitzen. Die Lederriemen sind daran befestigt, sie müssen nur noch über den Brustkorb, die Beine und die Arme des Mannes geschnallt werden, was kaum eine Minute dauert, da drei erfahrene Gefängniswärter am Werke sind. Ebenso schnell wird ein Kontakt auf seinem rechten Bein befestigt; ein zweiter legt sich, wenn man die in Salzwasser getauchte Ledermaske über sein Gesicht drückt, auf den heute geschorenen Hinterkopf.

Dann gibt unser Chefarzt, Dr. Sweet, dem Mann am Schalter das Zeichen.

Der Mann am Schalter ist Mr. Robert Elliot aus Long Island. Der hat einen feinen Job – hundertfünfzig Dollar für jede Hinrichtung, für einen einzigen Griff am Hebel. Dabei ist er Executioner für mehrere Staaten. Sacco und Vanzetti hat er auch umgebracht. Das war aber ein schlechter Job, denn vor einigen Monaten hat man dafür sein Haus mit Bomben beworfen, und alles ist vernichtet worden.

Er hat also den Hebel nur herunterzudrücken, so daß ein Strom von zweitausend Volt entsteht, der auf fünfhundert Volt herabgesetzt und wieder auf zweitausend Volt erhöht wird. Nach zwei Minuten nickt Dr. Sweet dem Mr. Elliot zu, und der schaltet aus.

Wer das erfunden hat, die Electrocution? Wer anders soll's denn erfunden haben als Edison, der alte Zauberer? Aber wie sie von Staats wegen eingeführt wurde, das ist eine echt amerikanische Geschichte, haha, ein Konkurrenzmanöver. In den achtziger Jahren propagierte Edison die elektrische Beleuchtung durch Schwachstrom, dessen Leitung große Kosten

verursachte; das von George Westinghouse angewandte Stark- und Wechselstromverfahren kam bedeutend billiger.

Die bedrohte Edison-Gesellschaft wies nun auf die Gefahren der Starkstromleitungen hin und trat für deren Verbot ein. Sie entsandte auch einen Angestellten, Harald P. Brown, nach Albany, dem Regierungssitz des Staates New York. Dort tötete Mr. Brown in öffentlichen Schaustellungen Pferde, Hunde, Katzen und Kaninchen durch Berührung mit dem Apparat der Konkurrenz. Und schließlich drückte die Edison-Company ein Gesetz durch, demzufolge alle Hinrichtungen im Staate New York nicht mehr durch den Strang, sondern durch Starkstrom vorgenommen werden sollten; damit war die Gefährlichkeit des Westinghouse-Systems allen Leuten vor Augen geführt. Business as usual.

Der Delinquent ist tot und wird in den Anatomiesaal geschafft, wo die Ärzte konstatieren, was aus einem lebendigen gesunden Menschen binnen zwei Minuten werden kann.

Daneben, meine Herren, ist die Leichenkammer mit sechs Regalen. Was diese kleine Kiste ist? Das ist ein Sarg. Die Verwandten des Hingerichteten können den Leichnam abholen; wenn sie es nicht tun, bestatten wir ihn in Ossining ohne Kreuz und ohne Namen.

Das ist alles, was in Sing Sing sehenswert ist. Ich empfehle Ihnen, draußen noch einen Blick zu werfen auf den majestätischen Hudson, der mit funkelnden Opalen Fangball spielt, während drüben hinter den herrlichen Felsenpalisaden die Sonne untergeht, die Forste strahlen, alles Frieden und Freiheit atmet. Es ist eine Lust zu leben.

EINE STADT MACHT NICHTS ALS HÜTE: DANBURY

Ein blinder Neger stand im Schnee vor dem Bahnhof; seine Drehorgel war auf einen Kinderwagen montiert, und ihr Klang begrüßte den Doktor Becker, der gekommen war, um die einheitlichst spezialisierte Stadt Amerikas kennenzulernen.

Noch an zwei anderen blinden Bettlern, sie saßen im Schnee, und ein feuchter Novemberwind pfiff, kam der Doktor Becker vorüber, und er dachte vielleicht, daß die Angabe, die ganze Bevölkerung sei in ein und demselben Gewerbe tätig, nicht ganz richtig sein könne. Denn was haben zwei blinde Bettler und ein blinder Drehorgelspieler mit der Hutindustrie zu tun?

Nichts als Hüte, Strohhüte und Filzhüte, Damenhüte und Herrenhüte, weiche Hüte und harte macht diese Stadt. Millionen im Jahr, 75 Prozent des amerikanischen Bedarfs.

Diese Stadt heißt Danbury, liegt auf der Südwestspitze des Staates Connecticut und ist nicht berühmt geworden durch ihren einzigen berühmten Sohn, obwohl dieser das Berühmtmachen als Beruf betrieb, also nicht durch den Marktschreier Barnum, sondern durch eine merkwürdige Entscheidung des Obersten Bundesgerichtes in Washington, gefällt im „Danbury Hatter Case".

Eine Hutfabrik hatte nämlich die Gewerkschaft auf Ersatz des durch eine Streikbewegung erlittenen Schadens verklagt und sogar dessen dreifache Summe, 78 000 Dollar, als Wiedergutmachung verlangt. Dabei stützte sich die Firma auf den Sherman-Act, der ursprünglich gegen die überwuchernden Preisdiktate der Trusts gerichtet war. Bald nach Erlaß dieses Gesetzes holte die Industrie zum Gegenstoß aus, indem sie die Gewerkschaften als Trusts und ihre Lohnforderungen als Preisbestimmungen hinzustellen versuchte. In einem ausdrücklichen Zusatzantrag zur Verfassung erhielten die Trusts zur Antwort, daß der Arbeiter

keine Ware und sein Lohn nicht als Preis anzusehen sei. Trotzdem entschied der U. S. Supreme Court, im Fall der Hutfabrik von Danbury, die Gewerkschaften hätten Entschädigung für den Streik zu zahlen.

Die Bewohner der Stadt arbeiten in den Hutfabriken, oder sie sind in den Webereien damit beschäftigt, die Bänder und das Futter für die Hüte zu erzeugen, und mit der Bearbeitung der Hasenfelle, mit der Herstellung von Holzformen für die werdenden und von Kartonagen und Kisten für die fertigen Hüte. Der Rest sind Invaliden der Arbeit, und zu ihnen gehörten wohl die Bettler, die der Doktor Becker getroffen.

Aus dem Hafen von New York kommt das Rohmaterial in Lastautos hierher, blutige Felle von Millionen Hasen, in Australien und Rußland erschossen. Sie müssen zuerst in den Fellfabriken, den fur shops, gewaschen und gereinigt werden, mit Quecksilbernitrat gebeizt und über verschlungenen, rotierenden Dampfröhren getrocknet und geweicht.

Das ist eine giftige Tätigkeit, und wenn man auch die Bürste in der mit dem Gummihandschuh geschützten Hand hält, so bleibt ein täglich achtstündiges Hantieren mit zwölfgradigem Quecksilbernitrat nicht ohne Folgen auf den Organismus. Außer den drei Blinden, die dem Doktor Bekker auf dem Weg vom Bahnhof begegnet waren, erblickte er in den Straßen Danburys noch einige „Schüttler", konvulsivisch zuckende Menschen, wie man sie während des Krieges in Europa sah – hierorts Opfer der Beize.

Seit einigen Jahren werden zu der Arbeit in den Räumen, wo tote Hasen und lebende Menschen gleichermaßen den Stickstoff- und Quecksilberdämpfen ausgesetzt sind, fast ausschließlich Syrer verwendet. Dergleichen vernichtende Dienste leistete einst der Sklave aus Afrika oder aus Australien, dann kam der widerstandslose, rechtlose Einwanderer aus Europa, und jetzt muß der Asiate daran glauben – so gut versteht es Amerika, sich aus allen Weltteilen seine Arbeitskräfte zu holen!

Dem toten Hasen, dem man schon das Fell über die Ohren zog, ehe es nach Amerika verfrachtet wurde, dem kann es gleich sein, was mit ihm geschieht. Er zittert nicht vor der Beize und nicht nach der Beize, seine Löffel und sein

Schwanz sind nicht verwendbar, weshalb sie ihm ritsch, ratsch abgeschnitten werden.

Aus dem Balg wird das Haar entfernt, und siehe, da es von der Maschine herausgeschält wird, erweist sich der Haarboden, der alles zusammenhielt, als ein fadenscheiniges, strohdürres Netz, gerade noch gut genug, Tischlerleim daraus zu kochen. Was bleibt, ist Filz, er rollt per Laufband aus der Maschine zu kundigen Frauenhänden, die die letzten Hartbestandteile entfernen. In Fünf-Pfund-Paketen geht es hinüber in die Hutfabriken.

Die Huterzeugung in Connecticut ist erbeingesessen, sie hat schon in der Unabhängigkeitsbewegung Amerikas eine Rolle gespielt: das britische Parlament hatte 1750 zugunsten der englischen Industrie das Verbot erlassen, Hüte oder Wollwaren in einer Kolonie herzustellen oder gar in eine Nachbarkolonie auszuführen. Das war eines der ersten Motive zum Wunsch nach „Unabhängigkeit und Freiheit", aber erst als England den Teezoll herabsetzte, brach die „Revolution" aus: der Chef der amerikanischen Teeschmuggler und Teeschieber, John Hancock, überfiel mit einer Bande vermummter Männer nächtlicherweile die im Bostoner Hafen ankernden Schiffe Englands und versenkte deren Teeladungen ins Meer, damit er seine eigenen Vorräte verkaufen und sogar zu noch besseren Preisen losschlagen könne. Als der Urheber dieses Konkurrenzmanövers vor Gericht erscheinen sollte, kam es zum ersten bewaffneten Zusammenstoß, die britische Miliz von Lexington wurde vertrieben, John Hancock war frei, und jedes Schulkind kennt ihn heute als Freiheitshelden.

Die Industrien, die die Aufstandsbewegung aus Selbsterhaltungstrieb unterstützen mußten, waren vor allem die durch die Zuckerzölle geschädigten Schnapsbrennereien und die durch die britische Bill gefährdeten Hutmanufakturen. (Aber der große John Jakob Astor, selbst Lieferant der Huterzeuger von Connecticut, verriet die amerikanische Sache, um seine Pelze vor der Beschlagnahme durch die Engländer zu retten.)

So alt ist also das Gewerbe, und schon mehr als hundert Jahre wird es in den gleichen Räumen betrieben – wenigstens sehen die Fabriken von Danbury so aus. Durchweg

Holzbauten, die Latten schräg und wirr aneinandergenagelt, das Ganze rostrot angestrichen.

Der Doktor Becker glaubt, in Quetschen geraten zu sein, winzige Kammern oder lichtlose Säle findet er, Staub und Haare überall, schlechte Ventilation, schlechten Abgang der Dämpfe. Die Menschen arbeiten entweder in ärmellosen Leibchen oder – in den nassen Räumen – angetan mit Schaftstiefeln und Gummischürzen; in vielen Betrieben stehen sie mit kurzen Hosen über langen, zerfetzten Unterhosen da, wie Lumpenproletarier.

Nur Mallory, der größte Huterzeuger der Welt, hat ein modernes Fabrikgebäude. Auch ist seine Belegschaft bei einer Altersversicherung eingekauft. Wer austritt, bekommt die Police mit, braucht nichts zu vergüten, ist weiterversichert, wenn er weiter die Prämien einzahlt. Sehr loyal, nicht? Aber da man bei einem Konflikt oder bei einer Arbeitsniederlegung gewöhnlich noch keine neue Stellung in der Tasche hat und man die Prämien von dem neuen, vielleicht schlechteren Lohn selbst zahlen müßte, so ist diese Arbeiterfürsorge nichts anderes denn eine Aufhebung der Freizügigkeit.

Die anderen Unternehmer von Danbury haben nur ihre Fabriken versichert, sie scheinen zu kalkulieren, daß ein Abbrennen der schlecht gebauten und gut versicherten Holzbuden immer noch lukrativer ist, als ein neues steinernes Haus zu errichten.

Wenn man, wie es der Doktor Becker tat, einen ganzen Tag lang durch River Street und Allen Street wandert und in die Werkstätten eintritt...

(Man kann in Amerika fast in jeden Betrieb hineingehen, alles ansehen, sich vom Arbeiter die Leistungen erklären lassen, niemand kümmert sich darum. In Deutschland würde der Besuch eines Journalisten in der AEG den Verdacht wachrufen, der junge Mann wolle morgen eine Elektrizitätsgesellschaft mit billigeren Bezugsbedingungen eröffnen. Ein kleiner Erzeuger von Schaufensterpuppen in der Rosenthaler Straße begann einst zu schlottern vor einem Reporter, der durch eine Bemerkung etwas Fachkenntnis verriet: „Um Gottes willen, Sie wollen meine Fabrikgeheimnisse abgucken, um selbst ein solches Unternehmen zu gründen!")

... wenn man also, wie es der Doktor Becker tat, die Betriebe von Danbury besichtigt, so fällt einem vor allem auf, wieviel Import darin steckt. Die Spezialmaschinen sind ausnahmslos aus Deutschland, die Panamahüte und die Leghornstrohhüte kommen aus Mantua und das Reisstroh aus Modena oder aus der Schweiz, die Arbeiter in der Beize sind aus dem Syrerland eingeführt, die übrigen meist Italiener, Schweizer oder Deutsche.

Schon in der dritten Generation leben die Deutschen hier, sie haben einen Unterstützungsverein „Concordia" mit eigenem Haus und eigener Bierbrauerei, sind sehr schwarzweißrot gesinnt, und in ihrem Vereinslokal hängt stolz eine Ehrentafel, „Honor Roll", auf der verzeichnet ist, wieviel Mitglieder im Weltkrieg den Heldentod gestorben sind – gegen Deutschland, was wohl nebensächlich ist. Hauptsache: der Heldentod.

Nicht aus dem Ausland, sondern aus Amerika stammen in Danbury nur die Verwaltungsräte der Aktiengesellschaften und die Einzelbesitzer der Fabriken.

Kalt und feucht ist der Novembertag, an dem der Doktor Becker in Danburys Mauern weilt, und da man nach eingenommener Mahlzeit den Platz im Restaurant sofort räumen muß, da man ferner nicht stundenlang an der Bar des Drugstore sitzen kann und Kaffeehaus ein unbekannter Begriff ist, so muß sich der Doktor Becker dadurch erwärmen, daß er von neuem in den Fabriken umhergeht und die Technologie des Hütemachens, die er schon aus Europa kennt und heute vormittags zur Genüge studiert hat, noch genauer erlernt.

Es sind nicht weniger als sechsunddreißig Prozeduren – jede an einer eigenen Maschine und in einer eigenen Werkstatt durchgeführt –, denen sich ein Männerhut zu unterwerfen hat, bevor er fertig ist und genauso aussieht wie alle anderen Millionen Hüte.

So wie die Hasenhaare den im luftleeren Raum rotierenden drahtumflochtenen Holzkegeln angeflogen sind, könnte man den Filz schwerlich auf den Kopf stülpen. Erstens würde diese Clownmütze nur einem Wasserkopf passen, zweitens ist sie dünn, feucht und schütter. Einiges müßte man noch mit ihr machen, sie mit Weinhefe und Weinstein

schränken und vielleicht walken und drücken, je nach der Kopfgröße.

Aber sechsunddreißig Prozeduren! An sechsunddreißig komplizierten Apparaten wird vollzogen das Waschen, das Trocknen, das Scheren, das Schleifen, das Plätten, das Glänzen, das Färben, das Bürsten, das Steifen, das Staffieren, das Aufnähen von Schleifen und Bändern (das eine ganze Armee von mindestens siebzigjährigen Frauen besorgt), das Einnähen des Schweißleders, das Stempeln der Firmenmarke.

An einem Tisch sieht der Doktor Becker einen vorne bedruckten und hinten gummierten Bogen in kleine Quadrate zerschneiden und je eines der Zettelchen in je einen fertigen Hut kleben. Das ist das Label, die Vignette, die besagt, daß das Fabrikat von Mitgliedern der „United Hatters of North America", von gewerkschaftlich organisierten Arbeitern erzeugt ist; Union made.

Man findet diese Schutzmarke in vielen Warenpackungen, in Schuhen (Boot and Shoe Workers' Union Stamp), in Zigaretten (Union Label of Tobacco Workers), in Bucheinbänden (Bookbinders' Union Label), in Anzügen (Label of the Journeymen Tailors) und so weiter. Sie kennzeichnen die ganze Naivität des amerikanischen Lebens, das immer an eine Panazee glaubt und bald in der Gesundbeterei, bald in der Relativitätstheorie Einsteins, bald in der Prohibition dieses Allheilmittel sucht. Das Label ist auch eines.

Es soll von San Francisco aus seinen Weg in die Waren Amerikas angetreten haben. Dort drückten die in die Gewerkschaft nicht aufgenommenen chinesischen Zigarettenarbeiter die Löhne. Jene Unternehmen, welche sich an Gewerkschaftstarife halten mußten, sprengten das Gerücht aus, die in den Konkurrenzbetrieben tätigen Chinesen seien schmutzig und die von ihnen hergestellten Zigarettensorten unhygienisch. Um ihre Waren von den „unhygienischen" zu unterscheiden, legten sie ihren Schachteln das Label bei. Später nahmen die anderen Gewerkschaften dieses System auf: die Marke möge dem Konsumenten zeigen, daß der Hersteller kein Ausbeuter sei, sondern Gewerkschaftslöhne zahle.

Dieser kindliche Appell an ein soziales Verständnis des Käufers, des amerikanischen Käufers noch dazu! Dem ist

es natürlich nur wichtig, seine Ware billig zu bekommen. Fände der Zettel überhaupt Beachtung, so wäre es eine negative, denn der Bürger haßt, wenn er eine Arbeit zu vergeben hat, nichts so sehr wie die Unions, obwohl sie zumeist eher Zünfte als Gewerkschaften sind. Trotzdem bleibt dieses Warenzeichen, an dessen Lieferung der Fachverband allerdings jährlich ein paar Dollars verdient.

Das Einkleben des Labels ist das einzige, was der Doktor Becker nicht aus der europäischen Hutfabrikation kennt, und das Einkleben des Labels ist, nach dem Gesagten, nicht imstande, seine Enttäuschung herabzumindern. Jawohl, der Doktor Becker ist sehr enttäuscht. So gut kann das Europa auch. Er hatte wahrscheinlich gedacht, es gäbe hier eine Maschine, die ohne viel Federlesens und ohne Gefährdung des menschlichen Organismus die Hüte des Standards erzeugt. Eine traditionelle Industrie in einer auf Hüte spezialisierten Stadt Nordamerikas – das hatte sich der Doktor Becker als etwas Wunderbares, ein Paradies der Technik und des Arbeiters vorgestellt und deshalb den Entschluß gefaßt, nach Danbury zu fahren. Jetzt denkt er anders darüber und begibt sich zum Bahnhof, an den beiden, jedenfalls bei der Beize erblindeten Bettlern und an dem schwarzen Drehorgelspieler vorbei. Diesem legt er ein Zehn-Cent-Stück in den Hut, einen Hut, der, das Einkleben der Gewerkschaftsmarke mit eingerechnet, sechsunddreißig Prozeduren durchgemacht hat, wie alle anderen Hüte.

„TOLLE KISTE"

„Tolle Kiste!"

Und wir, an sich nicht geneigt, jede hingebrummte Bemerkung des Doktor Becker einem Evangelium gleichzusetzen, wir können nicht umhin, der obig hingebrummten Bemerkung des Doktor Becker diesmal vollkommen recht zu geben.

Es *ist* eine tolle Kiste!

Schon das Schiff, auf dem wir uns befinden . . ., nein, schon die Landungsbrücke, von der aus wir es betraten. Sie sieht aus wie eine Triumphpforte mit drei Bogen. Zwei dienen den Fußgängern und der mittlere den Lastwagen, Automobilen, Motorrädern und sonstigem Gefährt. Alle fünfzehn Minuten, da sich die Schiebetür der Station South Ferry elektrisch öffnet, strömen Automobile und andere Fahrzeuge durch die mittlere Wölbung und zweitausend Fußgänger teils auf die obere Plattform dieses Brandenburger Tores, teils in die beiden Seitenbogen. Zukünftige Passagiere. Sie stehen über dem Wasser. Ginge die vorderste Reihe einen Schritt weiter, sie fiele ins Meer. Jawohl, ins Meer, in den Atlantischen Ozean, denn der Hudson und der East River haben bereits gemündet.

Diesen Schritt können die an der Tete allerdings nicht machen, ein Gitter verwehrt ihn. Erst wenn es sich hebt, bewegen sich die drängenden Menschenreihen nach vorne. Sie fallen hierbei nicht in die Bai, sondern sind auf dem eben anlegenden Schiff, dessen unteres Deck die Durchgangsbogen und dessen Oberdeck die Plattform der Pforte genau verlängert. Das erste Auto fährt vom Heck bis zum Bug, die anderen Fahrzeuge hinterdrein, die erste Menschenreihe schiebt sich vom Heck zum Bug, die anderen Menschenreihen hinterdrein.

„Vom Heck zum Bug?" Unsinn! Weder Heck noch Bug sind vorhanden. Nur der Schiffsrumpf, um Menschen aufzunehmen für ein Fährgeld von fünf Cent per Person, von fünfunddreißig Cent per Wagen. Der Schiffsrumpf hat dem-

nach eine Daseinsberechtigung. Aber wozu Spitzen vorne und hinten? Weg damit. So. Es bleibt ein prismatischer Hohlkörper, seine Basis schiebt sich haarscharf an das Parterre der Landungsbrücke, seine Decke an deren oberes Stockwerk. (Drüben auf der Landungsseite klappt es ebenso, man braucht nicht einmal zu wenden.)

Kein Schiff also, sondern eine Kiste. Und zwar eine tolle Kiste, um die eingangs hingemurmelte Charakterisierung des Doktor Becker zu plagiieren.

Stellen Sie sich einen Straßenbahnwagen vor, der durch keine Straße fährt, keine Bahn ist und kein Wagen und auch sonst nichts mit einem Straßenbahnwagen gemein hat. Haben Sie? So, und jetzt multiplizieren Sie ihn mit fünfzig. Haben Sie? Nun wissen Sie, wie die New Yorker Fähren aussehen.

Von Manhattan, wo etwa fünf Millionen Menschen Tagesarbeit oder Nachtarbeit leisten, fahren sie alle Viertelstunden nach den Nachbarinseln oder aufs Festland hinüber, nach Hoboken und Jersey City und Weehawken, nach Staten Island, kurzum nach all den Schlafstuben von New York.

Um halb neun Uhr morgens und um halb sechs Uhr abends ergießt sich der Strom des Schichtwechsels in die Fährboote, deren jedes laut affichiertem Dokument einen Fassungsraum von 1600 Personen hat, aber um diese Zeit zweitausend aufnimmt, damit möglichst viele vor der erbarmungslosen Kontrolluhr in den Betrieben gerettet werden.

Die tolle Kiste, die nach fünf Uhr nachmittags von South Ferry abstößt, schafft die commuters, die außerhalb Manhattans lebenden Arbeitsmenschen Manhattans, nach Staten Island. Alle Viertelstunden zweitausend Passagiere, neun Knoten Geschwindigkeit.

Wenn man zum Ufer zurückschaut, sieht man zuerst die Frontseite der zweistöckigen Landungsbrücke: sie gleicht jetzt nicht mehr dem Brandenburger Tor, sondern dem grellen Portal eines Riesenzirkus.

Dahinter die Wolkenkratzer. Je weiter sich das Schiff vom Ufer entfernt, desto mehr ihrer Gipfel treten in das Gesichtsfeld, desto schärfer rücken sie zusammen, ein Felsenmassiv bildend; als erratische Blöcke ragen abseits das Whitehall-

Gebäude und das der Telefongesellschaft in die Luft. Es ist noch heller Dämmer, in der Abendsonne glitzern die Fenster wie Kristallschiefer oder wie Gletscher in Alpenhöhen. Vielleicht hat sich die hingebrummte Bemerkung des Doktor Becker, „tolle Kiste", auf diese Übereinanderschichtung von riesenhaften Paketen bezogen.

Die Südspitze von Manhattan, die zweifellos ungeheuerlichste Landschaft von Menschenhand, im Kielwasser lassend, fährt die Straßenbahn weiter über das Meer. Hinter den Glasscheiben stehen oder sitzen Männer, reihenweise zugedeckt mit einer langen Leinwand – nein, es ist nur ein Zeitungsblatt, das jeder vor sich hält und das sich lückenlos an das des Nachbars fügt, wie das Schiffsdeck an die Landungsbrücke. Alle lesen Berichte über Rennen und Wettspiele, bei denen sie nicht waren, über Gesellschaftsempfänge bei Lady Sowieso, zu denen sie nie eingeladen werden, über neue Theaterstücke, die sie nicht besuchen können, über Börsenkurse und Aktiengesellschaften, von denen sie ebensowenig etwas haben wie von den Verdiensten des Unternehmens, für das sie arbeiten.

Die Mädchen sind anders als tagsüber in der Untergrundbahn. Dort saßen sie munteren Blickes mit übergeschlagenen Beinen und freuten sich ihrer Wirkung auf die Männerwelt. Hier aber sind sie zusammengesunken, der Kopf auf die Brust gepreßt, die Unterlippe hängt häßlich herab.

Schuhputzer pendeln auf jedem Fährboot zwischen City und Vorstadt, über die Hände Stiefelbürsten gespannt, einen Schemel unter dem Arm.

Ihr Kalkül ist richtig: wenn der Amerikaner schon stillsitzen muß, nichts weiter tun kann als Gummi kauen und aufgebauschte Zeitungssensationen studieren, so will er wenigstens die Zeit dazu verwenden, sich die Schuhe reinigen zu lassen.

Nur während des evening rush machen die Männer mit den Bürsten und dem Schemel schlechte Geschäfte – wer zur Nachtarbeit fährt oder ins Bett, braucht kein gewichstes Schuhwerk, vergeblich locken ihn die Rufe: „Shine them up? Polish?"

Hart an dem flüssigen Schienenstrang der Fähren, nahe von Staten Island klingen Glocken. Bojen sind es, die da

läuten, Sterbeglocke und Warnungssignal zugleich. Es schwingen Tag und Nacht die Wellen den Klöppel, unter ihm liegen die Wracks eines schwedischen Passagierdampfers und eines gerammten Frachtkahns. Bim, bam, du New Yorker Schiff, das über Leichen schreitet, gib acht, verstauche dir nicht den Fuß.

Hinter den Glockenbojen schlüpft die Fähre in eine schwimmende Remise, den slip. Einem Billardball gleich klatscht das Fahrzeug an das geflochtene Mantinell und karamboliert nun mit der Landungsbrücke knapp und so leicht, daß es „press" stehenbleibt.

Dies ist der Augenblick des Anlegens. Wie aus einer Gießkanne spritzt alles auseinander. In der Mitte jagen die Autos vor, von oben und unten, nach rechts und links sausen Strahlen von Menschen zur festländischen Straßenbahn, zu den Autobussen, zu den Bahnhöfen.

Geleert ist die tolle Kiste, um sich mit neuen Zweitausend zu füllen, die den umgekehrten Weg machen.

Es ist ganz genau derselbe Weg, und er führt ganz genau zum früheren Abfahrtspunkt, aber es ist ein ganz anderer Weg, und der Abfahrtspunkt hat sich verändert. Denn die Dunkelheit ist angebrochen – New Yorker Dunkelheit!

Aufgeflammt sind die Lichtreklamen. Colgate meldet die Zeit auf rotem, brennendem Zifferblatt, Squibb squibbt „Magnesia-Milk", das ein Abführmittel ist und eine Panazee zugleich, ein Scheinwerfer, den Passagieren der Überseeschiffe ins Gesicht fallend, läßt nach seinem Ursprung lugen: Hotel St. George.

Die feurigen Straßenkämpfe, ausgetragen zwischen Zahnpasta und Zahnpulver, zwischen Kaugummi und Konfekt, zwischen Rasierseife und Rasiercreme, der Bürgerkrieg der Zigarettensorten untereinander – hier setzt sich das als Seeschlacht fort.

Was aus der Nähe ein bedrohliches Felseneiland war, ist jetzt ein phantastisches Juwel, hängend an doppelter Perlenkette: den beleuchteten Brücken nach Brooklyn. Ein Familienschmuck mit schwarzen Partien, mit einem flammenden Brillanten in der Mitte, von dem wir wissen, daß er die Spitze des Woolworth-Turmes ist, mit den zwei Saphiren der Standard Oil, mit dem Rubin von Equitable-Trust; und

von diesem Schmuck baumelt ein schwarzer Diamant, dessen Facetten glänzen, der Wolkenkratzer der Telefongesellschaft.

Und wär das alles wirklich ein Schmuck aus Perlen und Demanten und ebenso groß wie diese Gebäude – er wäre noch immer nicht so teuer wie diese Schatulle aus Beton, welcher möglicherweise der vom Doktor Becker gebrauchte Ausdruck „tolle Kiste" gegolten hat.

ERLEBT ZWISCHEN HOLLYWOOD UND SAN FRANCISCO

Diesen Brief, den ich Dir schreibe, Inez, niemals wirst Du ihn bekommen. Denn was darin steht, weißt Du so gut wie ich, haben wir es doch gemeinsam erlebt, und das Geheimnis, das ich vor Dir habe, darfst Du nicht erfahren, es hätte gärende Kraft, und Du würdest unsere Woche bedauern.

Du hast mich in diese Stadt geführt, durch diese Stadt geführt, aus dieser Stadt und wieder in diese Stadt, die Du liebst. Ich muß über sie aussagen, denn dazu bin ich geboren und bestellt, und Du hast es verlangt; hier oben im Lincoln Park auf dem grasigen Hang, als Du auf den flüssigen Kobalt starrtest und auf die goldenen Ufer, hast Du plötzlich meinen Arm ergriffen. „Du wirst günstig schreiben über San Francisco, nicht wahr?!"

Das hast Du nicht um San Franciscos willen gesagt, es war Dir klar, selbst im Augenblick der Rührung, daß diese Stadt meines Lobes nicht bedarf, daß sie besungen wurde von Besseren ... Es gibt Bessere, Du weißt es, Inez, und das war das Schlimme für Dich und das Gute für mich, und das Gute für uns beide, und doch das Schlimme für Dich, aber das ist eine Anspielung, die Du nicht verstehst, und wir wollen nicht davon reden.

Wieder sitze ich auf dem grasigen Hang, Papier und Füllfeder in der Hand, unten ist flüssiger Kobalt, drüben goldene Ufer und hinter mir die Stadt, die Du liebst und über die ich jetzt günstig schreiben werde, nicht wahr?!

Dir danke ich sie, diese Stadt. Eigentlich hatte ich die Absicht, nach Chicago zu gehen. Am Mittwoch abend sprachen wir Dich in Los Angeles an, Ecke Spring Street und Fifth, mein Freund und ich, Du gingst verächtlich weiter, Deinen Schritt beschleunigend, wolltest über den Straßendamm, aber der Polizist bedeutete Dir: Stop! „Sehen Sie!" sagten wir, da lachtest Du und gingst mit uns essen, ins spanische Restaurant.

Am nächsten Tag trafen wir uns – nur Du und ich, denn mein Freund hatte keine Zeit, hatte gemerkt, daß Du Dich mehr für mich interessiertest – in der Konditorei, und Du sagtest dort: „So. Und jetzt fahre ich nach Oakland." – „Und ich", warf ich ein, ohne Ahnung, wo Oakland liegt, „ich begleite Sie."

So sind wir denn in Deinem kleinen Auto einen Abend und eine Nacht und einen halben Vormittag lang nordwärts gefahren, immer am Ufer des Pazifischen Ozeans, halb Kalifornien entlang, die Straße der Konquistadoren, die Straße der Missionare, die Straße der mexikanischen Soldaten, die Straße der Goldgräber. Es schien der Mond, und Du machtest fünfundvierzig Meilen die Stunde, manchmal auch weniger, und einmal stopptest Du sogar ganz, Inez.

Und dabei ließen diese fünfzehn Stunden noch Zeit zum Gespräch. Die Hazienda Deines Vaters in Südkalifornien wäre soweit ganz schön, hättest Du nicht die Sehnsucht nach der Stadt, in der Du geboren. Zum Glück ist die Schwester in Oakland verheiratet, man kann alle drei oder vier Monate den Karren anspannen und sie besuchen. In Los Angeles macht man Rast für einen oder zwei Tage, um das Alleinsein in einer Stadt zu atmen, und Oakland, oh, Oakland ist zwar der häßlichste Winkel des Erdballs, aber zugleich etwas Wunderwunderschönes: eine Vorstadt von San Francisco. „San Francisco wird dir gefallen, ich werde dir die Stadt zeigen."

Du bliebst in Oakland, und mich brachte die Fähre über die goldene Bucht zu den Wolkenkratzern inmitten grüner Hügel, zu den pittoresken Kähnen italienischer Fischer. Ich stieg aus im Ferry Building, vor dem ich dann allmorgendlich auf Dich wartete, die Jugend traf sich dort zum „hiking", zum Wandern in den kalifornischen Bergen jenseits der Bucht; die Mädchen hatten Breeches an, wie Du im Auto, Inez.

Schön ist die Stadt, die Du mir zu loben befahlst; in die breiten, ebenen Längsstraßen ergießt sich alle fünfzig Schritte lang von rechts und links je eine steile Seitengasse. Durch diese städtischen Bergpfade schaukelt eine Kabelbahn auf und nieder, die Berg-und-Tal-Bahn des Lunaparks ist ein Nudelbrett dagegen. So auf und nieder geht die Stadt, als buckelte unter ihrem Pflaster noch immer das Erdbeben.

Der erste Abend in Market Street. Die Menschenmenge. Der Zahnarzt, der öffentlich ordiniert. Der Augenarzt, der das gleiche tut. Die funkelnden, glitzernden Lichter. Die Juwelengeschäfte. Die Modenhäuser. Die Schuhläden. Die Bars. Die Blumenhändler an allen Ecken. Die Frauen. Die Theater. Die Varietés. Wir waren im Kino, was Deine Leidenschaft ist, Deine große Leidenschaft, Du weintest vor Lachen über Chaplin im „Pilgrim" und lachtest vor Weinen über Dolores del Rio im „Zug der Goldgräber". Nachher hast Du mir die Stelle gezeigt, Ecke Stewart Street, wo Du als Kind standest, Juli 1916. Da flog gegen die imperialistische Demonstration, die dartun sollte, daß ganz Amerika einmütig für den Eintritt in den Weltkrieg sei, eine Bombe.

Hand in Hand durchwanderten wir die Chinesenstadt, nicht nur Grant Avenue. Da hat man den Chinesen, als die 1906 zerstörte Stadt wiederaufgebaut war, von den neuen breiten Straßen eine der schönsten überlassen. Der „verdammte Chink", der nicht auf legalem Weg in die Staaten kommen darf und dem man die Erwerbung des Bürgerrechts verwehrt, ist längst eine Attraktion der Stadt und eine Einnahmequelle für San Francisco geworden, man macht jetzt mit „John Chinaman" Fremdenverkehrsreklame; das hat er sich nicht träumen lassen, als er sich aus dem nahen Westen (der für die übrige Welt der Ferne Osten ist) ans nächste Ufer schmuggelte!

Die Straßen mit den Pagodentürmen. In den Schaufenstern lagen elfenbeinerne Rückenkratzer, Teeschalen mit Untertassen als Deckel, Schnupftabaksflaschen aus innen bemaltem Glas, braune Fidibusse für Wasserpfeifen, Vasen, Fächer und Gongs, der Götze der Wohlhabenheit, Eßstäbchen, porzellanene Speisenträger mit Ösen für den Bambusstab, Siegelringe und Seifenstein und Fische und Walnüsse und Konfekt und Zuckerrohr. Die Besitzer der Läden saßen unter einer holzgeschnitzten, vergoldeten Girlande, eine Rechenmaschine vor sich.

Dann ist es späte Nacht geworden und noch spätere. Als ich von mir erzählte und aus dem Schrank mein Matrosenzeugnis holte, da stampftest Du auf vor Freude. „Oh, das liebe ich." Darüber habe wieder ich mich gefreut, denn wir

Männer glauben, wenn wir einer Frau gefallen, sie habe besonderen Instinkt. Aber mir fiel das Geheimnis ein – das Geheimnis, das mir auf der Seele brennt und das ich Dir nicht sagen kann, Inez.

Sonntag durchquerten wir Sutter Street, und Du sprachst von einem Antiquar, einem Veteranen der kalifornischen Literatur und des Sozialismus, erinnerst Du Dich? Oben im Lincoln Park setzten wir uns auf den grasigen Hang über dem flüssigen Kobalt und angesichts der goldenen Ufer, hierher, wo ich jetzt sitze und Dir schreibe, und wo Du meinen Arm ergriffen hast.

„Du wirst günstig schreiben über San Francisco, nicht wahr?"

Du kamst am Montag im Auto von Oakland herüber, ich wartete wieder vor dem Ferry Building, und Du chauffiertest nach Palo Alta. Zeigtest mir den Campus und das Auditorium, wo Du mit einem Team der Stanford University gegen ein Team der University of Princeton die These verteidigt hast, daß der Staat die Zeitungsberichte über Kriminalaffären nicht zensurieren dürfe. Ich würde jederzeit das Dormitory am Robble Hall Quart wiederfinden, darin Du gewohnt hast als Studentin, und das Haus der Schwesternschaft „Kappa-Delta", deren Mitglied Du warst.

In der pompösen Gedächtniskirche erzähltest Du mir, die Universität sei zum Ruhm eines fünfzehnjährig gestorbenen Multimillionärsöhnchens gestiftet. Der Papa, ein Eisenbahnkönig, fragte einen Professor, was die Gründung einer Universität kosten würde. „Dreißig Millionen Dollar", war die Antwort. „It's all right", sagte Mr. Stanford und wandte sich an seine Frau: „Wollen wir's machen?" So erstehen in Amerika Hochschulen – zehn Minuten weiter ist eine andere, die von Santa Clara, wieder zehn Minuten weiter, in San José, zwei andere, die methodistische University of pacific und das katholische Notre Dame College.

Vor Mr. Herbert Hoovers Villa war ein Seil gespannt: „No thoroughfare", und so lenkten wir durch die Obstgärten, die Mandelbäume blühten. Du zeigtest mir die Bank, auf der bei einer Necking-Party Dein Freund zärtlich werden wollte und Du davonliefst. „Ich Dumme, auf dich hab ich gewartet!" – „Tut's dir leid?" Du lachtest. „Nein, ich habe

solche Kerle gern. Hoffentlich bist du ein guter Schriftsteller und kein Schmierer. Ich werde mich bei Doktor Hoffmann über dich erkundigen." O weh!

Und wenn Du das Geheimnis wüßtest – Dir, die Du „solche Kerle" gern hast, wäre unser Abenteuer verleidet.

Mit Dir und Deinem Auto fuhr ich Dienstag abends im Fährboot über die Bucht. Drüben hast Du angekurbelt, und nie mehr werde ich Dich wiedersehen, Inez.

Allein gehe ich durch San Francisco, die Stadt, in der die Straßenbahn über Wellen schaukelt. Ich habe einen Park entdeckt, einen schräg abfallenden, ungepflegten Rasenplatz, Portsmouth Square, wo italienische Männer mit Samthosen sitzen und den „Lavoratore" lesen und chinesische kugelrundköpfige Kinder spielen, eine wilde arme Gegend am Kriminalgericht und am Staatsgefängnis. Es ist ein guter Platz – überall in der Welt läßt sich noch etwas entdecken.

Die ganze meilenweite Sutterstraße bin ich abgelaufen, um den Antiquar zu finden, von dem Du mir gesprochen hast, Inez, und ich habe ihn gefunden. Der grauhaarige MacDevitt hat mir stundenlang Stadtgeschichte, Kunstgeschichte und Sozialgeschichte von San Francisco erzählt und Broschüren und Zeitungsblätter herausgesucht über die erste, gegen die chinesischen Lohndrücker gerichtete Arbeiterbewegung, über den Goldrausch von 1848, über den deutschen „Vorwärts an der pazifischen Küste" und über Tom Mooney, der wegen jener Bombe von Market Street zu lebenslänglichem Kerker verurteilt ist. Der alte Buchhändler sprach von Ambrose Bierce, dem nietzscheanischen Dichter, und seinen Schülern, die im Kriege nationalistisch wurden und alle durch Selbstmord endeten, George Sterling und seine erste Frau, Jack London, Nora MacFrench. Auch ein Deutschamerikaner sei sein Gefolgsmann gewesen, und der wurde ebenfalls nationalistisch, wenngleich mit umgekehrtem Vorzeichen; er hieß Hermann George Scheffauer und sei der einzige des Kreises, der keinen Selbstmord beging. „Doch", berichtete ich. „So?" erwiderte MacDevitt. „Also der auch!"

Von Jack London, seinem Freunde, erzählte MacDevitt viel. Weißt Du, Inez, daß Jack London in Oakland gelebt hat und dort sozialistischer Kandidat war? Nun scheint mir

die Stadt weniger häßlich, deren Lichter abends über die Bucht blinken. Aber Du kommst morgen nicht mehr herüber.

MacDevitt zeigte mir ein herausgerissenes Stammbuchblatt mit einem Gedicht Swinburnes, von Jack London abgeschrieben. „Für Dorothy" steht darüber; es sind die Verse, die in der Liebesgeschichte zwischen dem jungen Martin Eden und der Bourgeoistochter eine solche Rolle spielen. Die erste gedruckte Novelle Jack Londons „Zwei goldene Ziegel" hat MacDevitt vor kurzem ausgegraben – der Autor erfuhr nie, daß sie erschienen war, denn er ging nach Klondike, kurz nachdem er sie eingesandt.

Als junger Bursche pflegte Jack London, so erzählte der Antiquar, auf Portsmouth Square zu sitzen, wo auch George Louis Stevensons Lieblingsplatz war. „Wo?" – „Auf Portsmouth Square – der schräge Rasenplatz hinter dem Kriminalgericht und dem Staatsgefängnis. Doch Stevenson und Jack kannten einander nicht." Teufel, Teufel, nirgends mehr in der Welt läßt sich etwas entdecken!

Weißt Du, Inez, ich hätte die beiden sicherlich einander vorgestellt, das ist schon einmal mein Beruf auf Erden, obwohl ich nicht in ihre Gewichtsklasse gehöre, bei weitem nicht, das darfst Du keineswegs glauben. Das ist Dir wohl auch gleichgültig.

Wenn nur das Geheimnis nicht wäre! Läsest Du diesen Brief, so würdest Du lächeln. „Was für ein Geheimnis? Kein Geheimnis kann mir die Freude an unserer Woche nehmen!" Ja. Was könnte es Dich scheren, Du Mädel der Savanna, ob ich verheiratet und Vater von zehn Kindern, ob syphilitisch oder ein Taschendieb oder sonst etwas, ob ich nie im Leben Schriftsteller gewesen und niemals Matrose – nichts änderte das an der Tatsache unserer sechs Tage!

Aber ich glaube, es würde Dich doch verdrießen, Inez, zu hören, daß mein Freund, mit dem ich Dich in Los Angeles ansprach und dem Du mich vorgezogen hast, Charlie Chaplin war.



LANDUNG IN AUSTRALIEN



WEG ZU DEN ANTIPODEN

Ein Königsmord hat sich begeben, Alexander II. von Serbien, vorgestern als Gast nach Frankreich gekommen, wurde bei seinem Einzug in Marseille erschossen. Nicht nur er; der französische Außenminister Barthou saß neben dem König im Wagen und fand gleichfalls den Tod.

Der Attentäter wurde niedergesäbelt, in seinen Taschen war ein tschechoslowakischer Paß. Auch Komplicen, die mit ihm im Hotel gewohnt, hatten dort tschechoslowakische Pässe vorgewiesen.

Razzien auf Tschechoslowaken und Jugoslawen; vierhundertachtzehn wurden allein in Marseille der Präfektur vorgeführt, in Paris mehr als dreihundert. Die Ausfahrtstationen der französischen Bahnlinien und die Häfen stehen unter Bewachung ...

Hell lodert die Aufregung überall in der Welt, insbesondere in Frankreich, insbesondere in Marseille. Die Stelle der Tat ist umlagert; im Mittelpunkt des Menschenkreises wird jeder gegen jeden gedrängt, die dahinter heben sich auf die Zehenspitzen, um eine Spur der Blutlache zu sehen: Königsblut, Ministerblut, Attentäterblut.

Plakate der „Action Française" und anderer faschistischer Verbände schreien, die Fremden seien schuld, sie, die unwillkommenen Gäste Frankreichs, meucheln die willkommenen; nieder mit den roten Vaterlandsverrätern, den Agenten Moskaus, hinaus mit den Fremden.

Plakate der Antifaschisten antworten: der Wagen des Königs war ungeschützt, wie vor drei Jahren der Präsident der Republik ungeschützt geblieben war. Damals beschuldigte man die Bolschewiken, Doumer umgebracht zu haben. Daß der Täter ein Weißgardist war und sich an Frankreich rächen wollte, weil es keinen Krieg gegen das rote Rußland führe, änderte nichts am einsetzenden Terror gegen links. So soll es diesmal wieder gemacht werden.

Überall stehen diskutierende, streitende Gruppen, vor

jenen Häusern, in die Polizisten eingedrungen sind, wartet die Menge.

Durch dieses entfesselte, argwöhnische Marseille geht ein Mann, und ihm ist keineswegs sehr wohl zumute. Er geht vom Bahnhof zum Kai der P. and O. Company, er möchte heute aus Frankreich abreisen, sein Paß ist ein tschechoslowakischer; er ist weder Monarchist noch Faschist; im Gegenteil. Wird das Schiff ihn aufnehmen, wird es?

Das Schiff nimmt ihn auf. Um Mitternacht soll es in See stechen, aber das steht nur auf dem Fahrplan. Wenn sich die Taue lösen, schlafen auch die abergläubischsten Passagiere und merken nicht, daß sie an einem Dreizehnten abgefahren sind, am Samstag, dem 13. Oktober 1934, um fünf Uhr morgens.

Dem Mann mit dem tschechoslowakischen Paß ist das gleichgültig; er freut sich, von Europa abzuschwimmen. Jetzt weiß er eine lange Pause vor sich, ehe er in eine neue Gefahrenzone geraten wird.

Nichts liegt uns ferner, als den Leser auf falsche Fährte führen zu wollen. Deshalb sagen wir gleich, daß der Mann nichts zu tun hat mit dem Attentat auf König Alexander und Minister Barthou.

Dennoch haben wir uns mehr mit dem Mann zu befassen, als uns und ihm lieb ist. Uns: das sind wir, die wir dieses Buch schreiben, der Mann ist dieses Buches Held. „Der Held" – da ist das Wort, das wir gerne vermieden hätten, obwohl wir es natürlich nicht im Sinn von Heros, sondern im Sinn von „literarische Figur" verwenden. Wir wollen den Mann, mit dem wir uns zu befassen haben, in keinem Sinn als Helden hinstellen, aber wir können, so angenehm das wäre, ihn im gegebenen Fall nicht zum Gegenteil stempeln. Denn er steht uns nahe, landsmannschaftlich, gesinnungsmäßig und so weiter; wir solidarisieren, ja, wir identifizieren uns geradezu mit ihm.

Auch dem Mann ist es, wie gesagt, unangenehm, daß man sich mit ihm befaßt. Wenn er es selbst tun, die ihm vorläufig noch bevorstehenden Abenteuer nachstehend beschreiben müßte, er würde sicherlich ebenso tief Atem holen, einen genauso langen Anlauf nehmen, wie wir es getan.

Da ist die „Strathaird", ein Electric Liner von 22 500 Ton-

nen; ein großes Schiff; ein noch größeres wäre nicht mehr imstande, den Suezkanal zu passieren.

„Was bedeutet der Name ‚Strathaird'?" fragt unser Mann einen Kabinennachbar. Der ist zufällig ein Schotte (der Zufall ist nicht groß, da fast alle Passagiere entweder Schotten oder Irländer oder Engländer sind) und antwortet, Strathaird sei eine Landschaft in Schottland, eine andere sei Strathnaver, und nach dieser heiße das Schwesterschiff. „In Strathnaver und in Strathaird wird noch Gälisch gesprochen, eine Abart des Keltischen, aber nicht die gleiche wie in Irland, sondern Scotch-Gaelic ..."

„Sehr interessant", sagt unser Mann, denn ihn interessiert Keltisch nicht im geringsten, geschweige denn die Tatsache, daß es Unterabteilungen davon gibt.

Wir allerdings, wir reiben uns die Hände ... Warte nur, mein Junge, du wirst dich noch für Schottisch-Gälisch interessieren! Aber wir wollen künftige Ereignisse nicht vorwegnehmen, ebensowenig dem Leser etwas verraten wie dem Mann, der gelangweilt zu seinem Nachbarn sagt: „Sehr interessant."

In sehr weite Fernen fährt die „Strathaird", zum südöstlichen Viertel des Globus. Demgemäß „spielt sie alle Stückln", wie man in Österreich sagt, und die Passagiere sind erfahren in der Kunst des Weltreisens.

Sie betreiben Decktennis, als hätten sie auch zu Hause nie etwas anderes betrieben, sie bereiten ein Turnier vor, wählen ein Sportkomitee, schwingen die Golfschläger, daß es eine Art hat, sie schleudern die Seilringe (Deck-Coyts) aus zehn Meter Entfernung just in das Ziel, sie sind smarte Kenner aller Whisky-Sorten, sie schöpfen Eimer mit Süßwasser für das Abspülen nach dem Wannenbad im Salzwasser. Am Abend wird getanzt. Nach jedem Tanz packen die Smokings einander bei der Hand, schließen einen Kreis und drehen sich zum Klang einer immer gleichen Melodie, ringelringelreihe, um den inneren Kreis der Abendtoiletten so lange, bis das Tradararattattatta abbricht; dann bleiben alle jäh stehen, und jeder Smoking hat mit der Abendtoilette, vor der er sich befindet, den nächsten Tanz zu tanzen.

Man unterhält sich über Kalkutta, Bombay, Peschawar,

Lahore oder Ceylon. Man hat gemeinsame Bekannte dort, fragt und informiert einander. Zufällige Gesprächspartner entpuppen sich als Landsleute aus der gleichen englischen Grafschaft und erfahren nun, daß sie im gleichen Distrikt in Indien lebten und es nicht wußten. Erst jetzt lernen sie einander kennen, welch eine Wendung durch Gottes Fügung, „let's have a drink" – darauf trinken wir eins.

Sogar der griechische Schuster, der nur griechisch spricht und nur griechische Buchstaben, also kein englisches Wort lesen kann, sogar er ist britischer Untertan, denn er stammt aus Malta. Ausländer sind nur vier Italiener, die Meister im Shuffleboard-Sport; einer von ihnen trägt manchmal ein Schwarzhemd.

Kein britischer Untertan ist ferner der Mann, mit dem wir uns zu befassen haben. Niemals ergibt sich aus einem Gespräch, daß er ein Landsmann der Gesprächspartner ist, welcher Grafschaft auch immer sie entsprossen sein mögen; er hat keine gemeinsamen Bekannten mit ihnen, weder im Pandschab noch in Bombay, weder in Haiderabad noch in Kalkutta; er ist ein blutiger Anfänger im Decktennis, im Shuffleboard, im Schiffsgolf, im Kricket, er trinkt keinen Whisky, denn er hat kein Geld, und er besitzt, shocking, nicht einmal einen Smoking, lebt also als Außenseiter der Gesellschaft.

Nur die Kinder sind mit ihm befreundet, weil er Taschenspielerkünste kann, und ein fünfjähriger Freund kommt zu ihm. „Du, erzähl mir manches über den Tod des serbischen Königs, bitte." – „Was? Wie kommst du darauf?" – „Als du vorhin vorbeigegangen bist, hat Papa zu Mama gesagt, der könnte sicherlich manches über den Tod des serbischen Königs erzählen."

Unseren Mann stören die Ansichten der Mitpassagiere wenig, er ist froh, an Bord zu sein und nach Australien zu fahren. (Er fährt nämlich nach Australien.)

Vorläufig ist er noch weit, sehr weit vom Ziel. Die „Strathaird" passiert eben die Bonifatiusstraße, rechter Hand liegt Sardinien, linker Hand Korsika. Mitten im Wege steht ein rauchendes Zelt. Näher kommend, erkennen die Passagiere, daß es ein Berg ist; ungeniert pafft er, der Stromboli, ihnen den Rauch ins Gesicht. Im Felseninnern wirken der Gott der

Winde und der Gott des Feuers. Altrenommiert, die Firma „Aeolus & Vulkan", aber längst nicht mehr konkurrenzfähig; in einer einzigen Halle jedes neuzeitlichen Rüstungsbetriebes wäre der ganze Stromboli bequem unterzubringen, und die modernen Giftgasanlagen und Winderhitzer würden die Aeolusschen Blasebälge davonpusten wie nichts. Immerhin raucht der Schornstein noch, und die Passagiere knipsen die überholte Waffenschmiede.

Dagegen läßt man die Liparischen Inseln links liegen, sie erwecken keinerlei Interesse; dort hält Mussolini seit zehn Jahren Sozialisten und Antifaschisten gefangen.

Noch vor vier Tagen saß unser Mann in einem oktoberkalten Nest an Frankreichs Nordküste und schrieb über etwas aus dem achtzehnten Jahrhundert. Da traf ein Telegramm von Henri Barbusse ein: „Könnten Sie sofort nach Paris kommen?" In Paris wurde unser Mann gefragt, ob er als Delegierter des Weltkomitees gegen Krieg und Faschismus zum Antikriegskongreß nach Melbourne fahren wolle.

„Wann?"

„Morgen abend nach Marseille, übermorgen von Marseille nach Australien, aber nicht mit dem Schiff bis Melbourne, da kämen Sie zu spät zum Kongreß. Von Fremantle, dem ersten australischen Hafen, nehmen Sie die Bahn nach Melbourne, das kostet zwölf englische Pfund; die Schiffskarte macht etwa achtzig Pfund, Touristenkarte hin und zurück. Reisegeld haben die Australier telegrafisch geschickt, allerdings ..."

„Allerdings?"

„Allerdings haben sie's nach England gekabelt, weil das billiger ist, und London wird es mit uns verrechnen. Wir sollen es vorläufig auslegen."

„Könnt ihr es auslegen?"

„Wir müssen, die Australier haben doch das Geld geschickt. Morgen kriegen Sie von uns das Geld."

„Ja, aber ..."

„Aber? Was: aber? Wollen Sie nicht fahren? Wir haben gedacht, Sie werden begeistert sein."

„Bin ich auch. Aber die Sache hat einen Haken: ich bin aus England ausgewiesen."

„Steht das in Ihrem Paß?"

„Es stand darin, jetzt habe ich einen neuen."

„Nun, wunderbar, da können Sie also fahren."

„Soll ich nicht vorher beim britischen Konsulat fragen, ob keine Schwierigkeiten bestehen? Es wäre doch sinnlos, eine Weltreise zu machen und dann nicht landen zu dürfen."

„Sie werden schon landen."

„Wär's nicht sicherer, statt meiner ein unbeschriebenes Blatt zu schicken?"

„Unsinn! Einen anderen stoppt man auch. Delegierte zu Kongressen gegen Krieg und Faschismus stoppt man immer. Dafür sorgen schon die Hitlerdiplomaten im betreffenden Land."

„Also werde ich doppelt gestoppt?"

„Vielleicht. Aber *Sie* kommen hinein."

„Gott erhalte euch euren Glauben."

„Gut. Und jetzt fahren Sie zu Cook."

Im Reisebüro wußte man nicht, ob noch ein Platz auf der „Strathaird" verfügbar sei – „Jahrhundertfeier in Melbourne, Sie wissen?"

Natürlich wisse er das, antwortete unser Mann, selbstverständlich, of course, naturellement, deshalb wolle er ja nach Australien, gerade wegen der Jahrhundertfeier.

Cook fragte telefonisch in Marseille an, es war noch ein Platz in einer vierbettigen Kabine frei, Preis für Hin- und Rückfahrt 78 Pfund Sterling. „Sollen wir den reservieren?"

„Ja."

„Das ist gleich zu bezahlen."

Unser Mann hat, rein zufällig, nicht soviel Geld bei sich.

„Eine Anzahlung genügt."

Unser Mann hat, rein zufällig, überhaupt kein Geld bei sich. Ob es nicht bis morgen Zeit habe?

„Ohne Garantie."

Unser Mann erkundigt sich, ob ein Einreisevisum erforderlich sei. Nein, erfährt er, Tschechoslowaken mit Rückfahrkarte brauchen kein Visum.

Demnach fehlt nur noch das Fahrgeld. 175 Francs bis Marseille, 78 Pfund Sterling bis zur australischen Westspitze, 12 Pfund von dort nach Melbourne. Und etwas für Wegzehrung, schließlich dauert allein die Fahrt fünf Wochen –

und wenn man nicht von Bord dürfte, würde die Rückreise nicht wieder fünf Wochen dauern, sondern zehn: das Schiff dreht ja nicht sofort um, es segelt über Australien hinaus nach Neuseeland. Vorsorglich hat unser Mann im Fahrplan nachgeschlagen; erst am 4. Januar des nächsten Jahres kehrt die „Strathaird" nach Marseille zurück.

Genau 22 französische Francs und 25 Centimes hat unser Mann im Barvermögen. Daß das nicht für eine Reise zu den Antipoden reicht, ist klar. Aber morgen wird er Geld bekommen.

Morgen ist ein schlimmer Tag. Mord, Königsmord, Ministermord, schreien die Zeitungsköpfe, Mord, Mord, murmelt man überall. Fort mit den Métèques, den Ausländern!

Unser Mann muß, bevor er am nächsten Tag sein Hotel verläßt, zwei wißbegierigen Besuchern darüber Rede stehen, warum er in Frankreich lebe, wieso er Tschechoslowake sei, ob er Jugoslawen kenne oder sonst verdächtige Leute. Solche kennt er nicht; er darf gehen. In Paris ist die Hölle los, Haussuchungen, Razzien auf politische Emigranten, Verhaftungen, Interventionen.

Im Komitee erfährt er, man habe bisher nur einen Teil des Reisegeldes aufgetrieben, nur so viel, wie für Paris bis Marseille und die Schiffskarte reicht, nicht auch für die Eisenbahnfahrt quer über das australische Festland. „Aber das bringt Ihnen heute abend Freund Ulrich auf die Bahn."

Bei Cook hört unser Mann, es sei doch ein Visum nötig. „Unerhört", schreit er, „wußten Sie das gestern nicht?" So lange macht er Krach, bis man an das britische Generalkonsulat telefoniert: „Hallo, hier spricht Cook, hören Sie, bitte, bei uns ist ein Gentleman, der infolge unseres Irrtums sein Visum für Australien nicht angefordert hat; wollen Sie es ihm, bitte, gleich ausstellen, er fährt heut abend zum Centenary."

Der Generalkonsul hat die schwarze Liste – unser Mann kennt sie gut – links am Schreibtisch liegen. „Sie sind der Gentleman, der uns von Cook avisiert ist?" sagt er und drückt einen Stempel in den Paß.

British Passport Control
P a r i s
Date: 11. 10. 1934, Nr. 51 853
Visa for Australia
gez.: C. E. Collinson

Good for any numbers of journeys within
twelve months from date hereof.
Temporary visitor.

Noch ein Weg zur Bibliothek der Geographischen Gesellschaft und Rückweg mit einem Koffer voll Bücher. Solange unser Mann fern von Frankreich weilen wird, gibt es dort keine Literatur über Australien.

Abends, Gare de Lyon. Freund Ulrich, der das Geld bringen soll, ist noch nicht da. Zum Glück ist jemand mitgekommen, der kann tausend Francs leihen, das wird für die Strecke Fremantle-Melbourne reichen.

Freund Ulrich ist nicht zu sehen, und unser Mann sagt: „Dabei ist er doch sonst so zuverlässig. Zum erstenmal läßt er mich im Stich."

Freund Ulrich aber war da, er wußte nicht, daß zwei Züge ungefähr gleichzeitig marseillewärts abgehen, wartete auf dem anderen Bahnsteig und meldete am nächsten Tag dem Komitee, daß der Delegierte nicht abgefahren sei. „Dabei ist er doch sonst so zuverlässig. Zum erstenmal läßt er uns im Stich."

Freund Ulrich erfährt bald, daß er im Irrtum war. Unser Mann wird das noch lange nicht erfahren.

Weil unser Mann als letzter an Bord kam, steht sein Name nicht auf der Passagierliste. Alle anderen, die das gesellschaftliche Leben und Treiben an Bord bewerkstelligen, sind auf der Liste gedruckt, samt Herkunft und Reiseziel. Besagtes gesellschaftliches Leben und Treiben beginnt allmorgendlich mit einem Sturm auf die Rasierbecken im Waschraum und auf die Badewannen.

Die Damen huschen den Weg zum Waschraum mehr oder minder rasch, je nachdem, ob es ihnen wichtiger ist, das noch ungeschminkte, ungepuderte Gesicht zu verbergen oder den grellseidenen Kimono zu zeigen. Beim Breakfast sind sie

von anderen Gesichtspunkten aus gedreßt, die mit behaarten oder dicken Beinen ziehen die langen, geschweiften Strandhosen den Shorts vor. Wer von den Damen über die Springschnur hopst, tut es, um sich niedlich zu machen oder aus Entfettungsgründen, die Sittsamen stricken Jumper oder besticken Seide. Kreuzworträtsel werden zu lösen versucht, und wenn jemand mit dem Bleistift in der Hand auf unseren Mann zukommt, so antwortet er „Heine", bevor noch die Frage gestellt wird, welcher deutsche Dichter fünf Buchstaben hat. Würdige Männer und Frauen studieren unausgesetzt die Schiffsliste, obwohl an der Schiffsliste nur eines interessant ist, nämlich: was daran interessant sein kann. Aber vielleicht ist es Neid, wenn unser Mann so denkt, Neid, weil er, der Letztangekommene, als einziger nicht darin steht.

Die Stiefelspitze der Apenninen-Halbinsel glänzt frisch gewichst, und der Fußball Sizilien, in den sie kickt, ist blankes Chromleder. Zwischen Ball und Tritt schlüpft das Schiff hindurch wie zwischen Scylla und Charybdis, ein abgebrauchter Vergleich, fürwahr, aber er ist an seinem Ort, denn hier war es, wo die Ungetüme Scylla und Charybdis einander gegenüber wohnten.

Am Sonntagabend singt man im Salon fromme Choräle. „Fein", rufen die Damen entzückt, wenn der Geistliche ankündigt, welches Lied jetzt angestimmt wird. Nachher wakkeln sie zum Klang der Jazzband, der durch drahtlose Kanäle aus der ersten Klasse herabfließt. Welche Metamorphosen, beim Gottesdienst waren sie dezent gekleidet, tagsüber bewegten sie sich im klaffenden Schlafrock, im Schwimmkostüm oder in Hosen, und nachts verbirgt das lange Abendkleid züchtig selbst den Knöchel des Beins, das jeder aufs Haar genau kennt.

1204 Passagiere sind an Bord, darunter der Erzbischof von Bombay, der Lordbischof von Madras, viele Nonnen, die nach Indien gehen, und etliche hohe Offiziere. Es wäre respektlos, zu glauben, daß die etwa Tourist-Class fahren. (Die Nonnen allerdings.) Die Bemannung des Schiffs besteht aus 400 Mann. Offiziere und Matrosen sind englisch, englisch die Stewards, englisch die Pagen, sechzehn- bis achtzehnjährige, ausgesucht hübsche Burschen; ihre weißen

Glacéhandschuhe sind wie Epauletten unter die Achselschnur geschoben. Unsagbar ausgemergelte Inder, den Pugree, eine turbanartige umbänderte Schachtel, auf dem Kopf, den Leib gürtet eine violette Schärpe, waschen und schrubben barfüßig, ohne Pause, das Deck.

Die Radio-News melden: Poincaré gestorben; die Kroaten haben ihre Opposition an der Bahre König Alexanders liquidiert; Widerstand der protestantischen Kirche gegen Reichsbischof Müller.

Am Kai von Port Said legt die „Strathaird" an. Port Said, Wechselbalg dreier Kontinente! Bettel, Kinderprostitution, Handel mit Kantharidin und anderen in Europa verbotenen Reizmitteln, Münzentaucher, Gaukler. Durch den Suezkanal fährt die „Strathaird" aus Europa hinaus.

Nächste Haltestelle: Port Sudan. Beinschwarzes Afrika trotz der modernen Lagerhäuser und der britischen Soldaten, deren Zahl in den letzten Wochen vervielfacht ist, weil man einen Überfall Mussolinis auf Abessinien befürchtet. Ist doch das Rote Meer der flüssige Balkan – Kriegsherd seit Olims Zeiten. Rotes Seegras schwimmt darin, davon hat das Gewässer seinen Namen, nicht von dem Blut, das hier so oft geflossen.

Nachmittags ein Kinderfest an Bord. Die Kleinen, herausstaffiert, trippeln mit scheuen und ängstlichen Blicken die Polonäse. Den Preis für das originellste Kostüm bekommt ein Junge in blauem, absichtlich zerrissenem Leinenkittel, benäht mit leeren Streichholzschachteln und abgebrannten Streichhölzern, die sich nicht mehr streichen (strike) lassen. Um den Hals trägt er die Inschrift: „Britischer Arbeitsmann. Kein Streik mehr!" Mußte ihm für diese verheißungsvolle Devise nicht der erste Preis zuerkannt werden?

Ohne Schatten, ohne Wasser, ohne Pflanze, ohne Farbe ist Aden, in und auf eines Vulkans Krater hingestellt als Grabmal für Kain. Die Glut dringt aus den Gassen der Stadt über die Wellen des Meers, ist stärker als der kühle Atem des Wassers.

Beklemmend heiß ist es auf dem Promenadendeck der „Strathaird"; da unten aber, vier Stockwerke tiefer, wo die Passagiere der Tourist-Class zu viert in einem Kabinenloch hausen, da unten aber ist's fürchterlich. Deshalb schleichen

die Tourists die ganze Nacht, ein Kissen unter dem Arm, in höheren Regionen umher; sie versuchen bald im Liegestuhl auf Deck, bald auf dem Parkett des Rauchzimmers zu schlafen, meist vergeblich. Man verträgt keine Decke, nicht einmal eine leinene.

Schon der Badeanzug, den man tagsüber trägt, ist wie ein Pelzmantel. Nichtsdestoweniger schwitzt man über der Frage, was man zum Kostümball der Erwachsenen anziehen soll. Eine ältere Dame erscheint in altrussischem Nationalkostüm, auf ihr zu Zöpfen geflochtenes Haar drückt eine Brautkrone, Perlen umringen den Stromlinienbusen. Schwer hat sie zu schleppen, aber ohne Schweiß kein Preis, und sie kriegt ihn, dieweil das Orchester „Wolga, Wolga" seufzt.

Auch die Betätigung der Liebe wird von der Hitze nicht behindert. „Wollen wir uns ein wenig das Kreuz des Südens anschauen?" lautet die Formel, mit der ein Gentleman die Partnerin zum Aufsuchen diesbezüglich geeigneter Örtlichkeiten auffordert; dann führt er sie aufs Dog-Deck oder in die Wäschekammer, wo es noch dunkler ist und man nicht einmal das Kreuz des Südens sieht. Was macht das, auch Dante erschaute dieses Sternbild nie, und dennoch singt er, es habe ihm auf seiner Wanderung aus der Höllenfratzennacht ins Fegefeuer geleuchtet:

„Dann rechts, dem anderen Pole zugekehrt,
Erblickt ich eines Viergestirnes Schimmer,
Dess' Anblick nur dem ersten Paar gewährt.
Der Himmel schien entzückt durch sein Geflimmer.
O du verwaistes Land, du öder Nord,
Du siehst den Glanz der schönen Lichter nimmer!"

Tröste dich, Leser aus dem verwaisten Land, dem öden Nord, das Kreuz des Südens ist zwar herrlich, aber um nichts herrlicher als die Lichter auf der Himmelsdecke über dir.

Zwischen Aden und Bombay macht das Schiff keine Station. Wer nach Indien will, bereitet sich aufs Aussteigen vor, man plättet, man packt, füllt Scheine aus. All dieser Eifer wird von jenen, die nach Ozeanien segeln, belächelt. Sie haben schon längst die Indienpassagiere „Wochenendausflügler" getauft.

Mehr als zwei Drittel der Fahrgäste landen in Bombay, die farbige Mannschaft wird abgeheuert, neue Inder treten an ihre Stelle. Den Weiterfahrenden bleibt ein Tag, um an Land zu gehen, nein, nur ein halber Tag, noch weniger: neun Stunden. Aber die Lichtverhältnisse gestatten es, bis spätabends zu knipsen und Belegstücke nach Hause zu tragen, auf Grund derer man ein Leben lang Entscheidendes über Land und Leute in Indien aussagen kann.

Von Bombay an hat das Schiff einen anderen Charakter. Weg sind die toilettewechselnden Damen, weg die „Salary-Lords" (Erklärung für den deutschen Leser: „Gehaltsgrafen"), weg die Smokings (Erklärung für den englischen Leser: „dinner-jackets").

Die Neuen, meist Australier, benehmen sich ungezwungen, sprechen noch ungezwungener, trinken Tee zu jedem Gang, sogar zur Suppe, sind gefällig und kameradschaftlich. Eine Gruppe angsteinflößender Riesen hat australische Ponys zur Armee nach Indien gebracht, wo die Pferdchen lernen werden, Polo zu spielen und Kanonen zu ziehen. Ponylos und pennylos kehren die Männer in die Heimat zurück, wer aber noch nicht den ganzen Lohn in den Schenken von Kalkutta gelassen hat, vertrinkt ihn jetzt an der Bar des Rauchzimmers.

Ungeniert gehen die Passagiere in Hemdsärmeln, ob sie nun Hosenträger haben oder weder Hosenträger noch Gürtel. In den seltenen Fällen, da sie einen Rock anziehen, ist dieser mit dem Abzeichen der „Anzacs" geschmückt. Leicht läßt sich eruieren, daß „Anzac" die Anfangsbuchstaben von „Australian and New Zealand Army Corps" sind; die „Anzacs" kämpften im Weltkrieg auf Gallipoli und später in Waipers.

Was aber ist Waipers? Waipers liege in Belgien, antworten die Befragten, in Waipers hätten sich die größten Schlachten abgespielt. Waipers? grübelt unser Mann noch nachts in seiner Kabine, Waipers?, und kann nicht einschlafen. Er kommt nicht darauf, daß Ypern gemeint ist, Ypres.

Außer den Australiern und den vier Italienern sind etwa zwanzig dunkelhäutige Passagiere an Bord, Tamilen aus Ceylon. Scheu halten sie sich beieinander und von den anderen fern. Bis Ende Oktober haben sie auf Teeplantagen

des indischen Festlands gearbeitet, inzwischen pflückten auf der Insel Ceylon Inder vom indischen Festland den Tee, weil sich überall Fremde leichter ausbeuten lassen als Einheimische.

Unser Mann sitzt im Schreibzimmer, um sein Referat für den Kongreß vorzubereiten, in des Königs Englisch die Probleme des Krieges und des Faschismus darzulegen, Sätze aus jenen Vokabeln aufzubauen, die er beherrscht. Diese Abhängigkeit und Begrenztheit des Ausdrucks behagt ihm gar nicht. Gern möchte er seinen englischen Sprachschatz vergrößern, aber man spricht jetzt nur noch australisch um ihn her. Was er zulernt, ist:

daß man vor jedem Hauptwort und vor jedem Zeitwort sowie vor jedem Eigenschaftswort das Wort „bloody" einfügt,

daß ein Stuhl ein beischläfriger Bastard und schlechtes Bier eine korrekte Kuh (a fair cow) genannt werden kann,

daß ein Mann ein „bloke" ist,

daß zwar ein Engländer ein richtiger Englishman, ein richtiger Australier jedoch ein „dinky-dye-Aussie" ist,

daß man Gespräche mit „goodo" abschließt.

Ohne besondere Bereicherung seines Sprachschatzes und deshalb ohne schriftstellerische Befriedigung entwirft er sein Referat. Wahrscheinlich, so denkt er, ist die Arbeit ohnehin vergeblich, wahrscheinlich werden die Landungsbehörden das Manuskript konfiszieren und den Verfasser wegen Beleidigung eines Staatsoberhauptes anklagen. Aus diesem Grund nennt er in seinem Manuskript den „blutigen bloke" nur mit dem Anfangsbuchstaben, streicht aber dann auch das H. fort und setzt ein X hin. Wen aber, denkt er, wen kann ich damit täuschen? Niemand anderer als H. kann mit dem „blutigen bloke" gemeint sein.

Den Westschenkel des Dreiecks Indien entlang rutscht das Schiff. Abends nach zehn Uhr, nachdem abserviert und saubergemacht ist, stehen die Dining-Stewards, so müde sie sein mögen und so wenig vom Ufer sich im Dämmer erkennen läßt, auf dem Hinterdeck und werfen den Blick hinüber, machen ihn an ihrer dunklen Heimat fest, als wäre er ein Seil.

Unser Mann kommt mit einem von ihnen ins Gespräch,

einem Burschen mit klarer Stirn. Der sieht sich ängstlich um – obwohl seine Staatsangehörigkeit und seine Muttersprache portugiesisch sind und seine Religion katholisch, soll ihn niemand dabei ertappen, daß er es wagt, mit einem Europäer zu sprechen. Seine Stimme senkt sich zum Flüsterton: „Haben Sie nicht zufällig ein portugiesisches Buch? Ich lese so gern." Er habe die Missionsschule besucht, erzählt er, wie gern hätte er studiert, aber das Geld reichte nicht, es gäbe viel Hunger in Goa. „Sie würden nicht glauben, wieviel Hunger es in Goa gibt."

Doch, ich glaube es, lieber Steward, Hunger gibt es überall in der Welt; welch einen Jammer haben wir vor einer Woche in den Straßen von Bombay gesehen. „Gewiß", sagt der Goanese, „gewiß. Aber wir sind doch Christen, wir sollten nicht Hunger leiden müssen wie Hindus." Stolz weist er auf einen viereckigen Berg. „Dort drüben liegt der heilige Franciscus Xaverus begraben, mein Schutzpatron."

Da unser Mann mehr über das Grab wissen will, gesteht der indische Christ traurig, es sei nicht mehr viel von dem Heiligen vorhanden, jedes Schiff der christlichen Seefahrt habe ein Stück der Reliquie davongetragen.

Wie soll's da den Lebenden ergehen, denen, die nicht einmal heilig sind?

Der junge Goanese nickt und starrt hinüber auf den Streifen seiner Heimat, der man alles genommen, sogar einen heiligen Leichnam.

Im doppelten Licht zweier Morgensonnen, die eine wirft ihre Strahlen vom Meeresgrund empor, kommt die malabarische Küste in Sicht. Genauso mögen damals zwei Sonnen das Gelände und die Gewässer bestrahlt haben, damals, als die Inder hier zum erstenmal Menschen mit heller Haut erblickten.

Der Führer der weißen Männer hieß Vasco da Gama, die Christenheit schrieb das Jahr 1498, der Wind hatte ihn vom Kap der Guten Hoffnung hierher navigiert, in Calicut landete er, wurde freundlich aufgenommen und bei der Abfahrt mit Geschenken überhäuft. Deshalb kehrte er wieder, um die Gastgeber zu unterjochen.

Immer noch zieht die „Strathaird" die Parallele zur Dreieckseite; die Fläche des Dreiecks selbst ist von Landesgren-

zen durchschnitten. Ein Staat heißt Cochin, die Elefantiasis grassiert dort und verwandelt die Bewohner in unförmige Wülste. Ein anderer Staat heißt Travancore, seine Briefmarken, vor allem die dunkelgrüne Vier-Chuckram, kennt und schätzt jeder europäische Sammler, kaum jemand kennt und schätzt die viereinhalb Millionen Einwohner, die in vierhundert Kasten zerfallen, nicht gerechnet die schwarzen Juden, deren Herkunft noch dunkler ist als sie selbst.

Zwischen die Felsenrücken von Alleppi schieben sich Faktoreien zur Erzeugung von Kokosöl und Kokosmatten. Warum sind die Schlote so hoch? Will man die Luft zwischen Fels und Meer nicht verräuchern? Oder will der Fabrikherr von Alleppi den Schiffen zeigen, daß er seinen Rauchfang so hoch tragen kann wie jeder Fabrikherr in Europa?

Bei Kap Comorin streift die „Strathaird" endlich den Scheitelpunkt des indischen Dreiecks. Hernach kommt Colombo, wo man an Land gehen kann, hernach überfährt man den Äquator, und nun sei Schluß gemacht mit der Geographie.

Nirgends mehr wird die „Strathaird" anlegen, bevor sie Australien erreicht. Die dorthin Fahrenden müssen Landungsformulare ausfüllen, Kolonnen und Rubriken kreuzen sich, verfängliche Fragen mitunter, Zweck der Reise, ob man das Landungsgeld von vierzig Pfund besitzt, Namen von Bekannten oder Verwandten in Australien, welchen politischen Ideen man anhängt und ähnliches mehr.

Von vierzig Pfund Barschaft kann bei unserem Mann nicht die Rede sein, aber er hofft, daß das für Passagiere mit Rückreisebillet wohl nicht erforderlich ist. Verwandte und Bekannte in Australien hat er ebensowenig, aber er hofft, daß das für Besucher der Jahrhundertfeier von Melbourne wohl nicht erforderlich ist.

In den australischen Zeitungen, die er in Colombo gekauft hat, fand er nichts über den Antikriegskongreß, er weiß nicht einmal, in welchem Saal der Kongreß tagen wird. Was geschieht, wenn die Freunde nicht wissen, daß ein Delegierter mit der „Strathaird" in Fremantle landet und von dort mit der Bahn nach Melbourne weiterfährt? Was geschieht, wenn sie auf den Bahnhof kommen und ihn nicht erkennen?

Wir, unsichtbare Beobachter, könnten ihm die Antwort geben: Du wirst in Fremantle nicht landen, also auch nicht die Bahn nach Melbourne nehmen. Schicksale ganz anderer Art harren deiner, freue dich inzwischen deiner Freizügigkeit! Aber wir verraten nichts.

Kamerabewaffnet drängen sich die Passagiere backbord auf dem Deck, um den Leichnam der „Emden" zu schnappen. Die „Emden" bedeutet den Australiern fast soviel wie Gallipoli und „Waipers", denn ihr Kreuzer, die „Sydney", war es, die den Kaperfahrten des deutschen Schlachtschiffes ein Ende bereitet hat. Hier, wo die „Emden" starb, liegt sie, 12 Grad südlicher Breite, 97 Grad östlicher Länge; man sieht ihre schrägen Masten am Rand eines kokosbestandenen Riffs. Zwar wollten wir nicht mehr von Geographie sprechen, aber die Geschichte dieses Archipels, vor dem die „Emden" verwest, können wir nicht verschweigen, weil sie so romantisch ist.

Kapitän Keeling von der Ostindischen Kompanie hat die Inselgruppe Anno 1608 entdeckt und sie „Cocos-Islands" getauft. Der Name gab zu Mißverständnissen Anlaß. Es kamen zu viele Abenteurer hierher und wandten sich an die Insulaner mit der Frage: „Bitte schön, wo liegt hier der sagenhafte Schatz des Piraten Morgan vergraben?" Als sie erfuhren, daß die Kokosinseln der Morganschen Seeräuberbande ganz woanders, und zwar im Karibischen Meer liegen, wurden die Besucher fuchsteufelswild, und man kann ihnen das nicht einmal übelnehmen, denn wer würde gern einen so weiten Weg vergeblich machen? Deshalb tragen jetzt die „Cocos-Islands" als Untertitel den Namen des Entdeckers: Keeling.

Nach jenem Keeling hatte zwei Jahrhunderte lang kein weißer Fuß die Inseln betreten. Erst 1835 kreuzte hier ein Captain Clumie Ross, das Grundstück gefiel ihm, und so kehrte er zwei Jahre später mit Frau, Kind, Schwiegermutter und acht schottischen Matrosen hierher zurück, um ein Imperium zu gründen, klein, aber mein.

Man denke sich ihr Erstaunen: da saß schon einer. Er hieß Alexander Hare, war ein schiffbrüchiger Engländer und führte ein traulich-treues Eheleben, zu welchem Behufe ihm vierzig malaiische Gattinnen zur Verfügung standen.

Als die neuen Siedler kamen, kam es auch rasch zu seiner Vertreibung aus dem Paradies; jeder der Schotten entnahm fünf Ehefrauen aus Hares Harem, Captain Ross wurde erblicher Herrscher, und seinen Nachkommen gehört der Archipel heute noch, wenn er auch als britisches Gebiet von Singapur aus verwaltet wird. Zwanzig Beamte des Seekabeldienstes leben auf den Keeling-Islands, jeder hat höchstens eine Frau, so hat sich binnen einem Jahrhundert hier alles verknappt!

Das Wrack der „Emden" bleibt zurück, es zerflattern die Wunschträume, zu denen die Geschichte vom Eheidyll eines Europäers mit vierzig Malaiinnen Anlaß gegeben hat, und die „Strathaird" nähert sich dem australischen Kontinent und seinem Jubelfest. Schon seit fast hundertfünfzig Jahren ist Australien von Weißen besiedelt, aber die Filialsiedlung auf Port Phillip, die sich zur Millionenstadt Melbourne und zum Staat Victoria auswuchs, ist erst hundert Jahre alt, auf den Tag hundert Jahre.

Nicht nur die „Strathaird" bringt Gäste zur Jahrhundertfeier heran. Auf einem Schlachtschiff ist der Herzog von Gloucester, Sohn des Königs Georg V. von England, unterwegs; John Masefield, der die jahrhundertealte Würde eines Poeta laureatus am englischen Hof bekleidet, ist unterwegs; Sir Maurice Hankey, Chef des British Defence Committee, ist unterwegs, um sich diesen Teil des britischen Empire vorzuknöpfen, weil der noch immer nicht die allgemeine Dienstpflicht hat; Sir Baden-Powell ist unterwegs, um die Pfadfinder auf den Pfad künftiger Heldentode zu leiten; Feldmarschall Lord Milne ist unterwegs, dem die Organisierung der Zivilbevölkerung im Kriege obliegt; Sir John Cadman, Petroleumversorger der Armee, ist unterwegs; die Musikbanda der Britischen Grenadiere ist unterwegs.

Durch die Lüfte kommen gleichfalls Festgäste gesegelt, und die erregen weitaus das größte Interesse; allmorgendlich stürzten sich die Passagiere auf die Radiogramme, verschlangen die Nachrichten über Nennungen, Vorbereitungen und Schätzungen. Heute sind die Ergebnisse des Rekordflugs da: in 2 Tagen, 13 Stunden und 57 Minuten haben Black und Scott von London aus Australien erreicht!

2 Tage, 13 Stunden, 57 Minuten – etwa so weit hat es

unser Mann noch nach Australien, und ist doch bereits vor vier Wochen in Europa gestartet. Sein Kongreßreferat ist niedergeschrieben, die australische Handbibliothek fast durchstudiert und exzerpiert. In dem ersten Buch, das er las, dem offiziellen Werk „The Commonwealth of Australia" von Bernh. R. Wise, stieß unser Mann auf ein absonderliches Gesetz, mit dem man einen Ankömmling fernhalten kann, ohne ihm die Einreise zu verbieten, ihn verurteilen, ohne daß er etwas Strafbares begangen hat.

„Feuer, Feuer", hätten wir ihm gern zugerufen, als er in dem Wiseschen Buch zu dieser Stelle gekommen war. „Feuer, Feuer", wie man beim Kinderspiel ausruft, um das suchende Kind auf die Nähe des versteckten Gegenstands aufmerksam zu machen.

Diesem Gesetz zufolge darf bei der Landung jedermann einer Diktatprüfung (Dictation Test) aus irgendeiner europäischen Sprache unterzogen werden; unser Mann las, die Sozialisten und andere Progressisten hätten dieses Gesetz im Entwurf bekämpft, weil es der jeweiligen Regierung eine Handhabe gegen die Einreise ihrer politischen Gegner biete.

Bei dieser Stelle nickte unser Mann, er machte sich also die Befürchtung der Radikalen zu eigen. Weiterlesend erfuhr er aber, daß die Opposition gegen das Gesetz unlogisch und lächerlich war:

„Nichtsdestoweniger und trotz einem ausdrücklichen Versprechen beharrten die Opponenten bei der Behauptung, weiße Einreisende könnten mit Hilfe dieses Gesetzes ausgesperrt werden, und es gelang ihnen, dieser übelwollenden Unrichtigkeit (to this mischievous falsehood) weitere Verbreitung zu verschaffen. In Wirklichkeit ist das von der Regierung dem Parlament gegebene Versprechen treuestens eingehalten worden, und von dem Tage an, da das Gesetz erlassen ward, bis zur heutigen Zeit (1908) ist keine einzige Person von weißer Rasse der Sprachprüfung unterzogen worden, noch ist je einer weißen Person mit Hinweis darauf die Einreise in das Commonwealth verweigert worden." (Gesperrt von Bernh. R. Wise.)

Unser Mann, der bei Beginn der Lektüre die Absicht hatte, die Kunde von solch einem kuriosen Gesetz nach Europa zu

bringen, ließ diese Absicht als unfair fallen, als er schwarz auf weiß sah, daß es nicht gehandhabt werde. Er strich das Exzerpt durch, aber siehe da, in einem neueren Werk, dem letzten, das er las, fand er: der Dictation Test wurde auch gegen Weiße angewandt, freilich nur gegen Paupers, Irrsinnige, Kranke, Prostituierte und Verbrecher. Einem Hochstapler aus Griechenland diktierte man sogar, damit er bei der Prüfung ganz sicher durchfalle, die vorgeschriebenen fünfzig Worte in – gälischer Sprache. Amüsantes Detail, dachte unser Mann, und trug in sein Notizbuch ein: „Gaelic Test." Mit diesen beiden Worten schlossen die Auszüge, die er sich an Bord machte.

Die Nacht vor Fremantle, dem Hafen der westaustralischen Hauptstadt Perth, die Nacht vom 5. auf den 6. November, schlief er nicht. Am Morgen brachte eine Barkasse die Post an Bord, für unseren Mann einen Brief und zwei Telegramme aus Australien. Der Brief war wohl eher zum Vorweisen denn als Mitteilung geschrieben, der Absender, ein Melbourner Kaufmann und Steuerzahler, verpflichtete sich darin, die Garantie für das Landungsgeld zu übernehmen, falls ein solches verlangt werden sollte.

Von den Telegrammen war das eine ein Gruß des Allaustralischen Komitees gegen Krieg und Faschismus, mit dem anderen lud die Melbourner Journalistenorganisation unseren Mann ein, am 12. November einen Vortrag über europäische Presseverhältnisse zu halten.

Im Erste-Klasse-Salon werden die Pässe der aussteigenden Passagiere kontrolliert, unser Mann geht hinüber und erhält den Bescheid, zunächst würden die britischen Staatsangehörigen abgefertigt. So hätte er denn die Gelegenheit wahrnehmen können, sich in der Welt Erster Klasse umzusehen, in die ihm bislang der Zutritt verwehrt gewesen war. Am Tag vorher hätte er das auch sicherlich getan, heute zieht er es vor, seine Augen scharf auf das langersehnte Ufer einzustellen. Er schaut hinüber, sieht Holzlager, ein Monument, seltsame weißstämmige Bäume, vielleicht die australischen Kautschukbäume?, Hafenspeicher, Gasthöfe und ...

Was bedeuten die Telegramme, fällt ihm ein, was bedeutet der Brief? Warum beeilt sich das Komitee so sehr

mit der Begrüßung, warum lenkt es die Aufmerksamkeit auf den Delegierten, warum telegrafieren die Journalisten die Einladung, warum bietet sich der Melbourner Handelsherr zur Sicherstellung an?

Nun, vorläufig schaut unser Mann aufs Ufer, um es sich für alle Fälle einzuprägen, viele Holzlager, ein Monument, seltsame weißstämmige Bäume, vielleicht die australischen Kautschukbäume?, Hafenspeicher, Gasthöfe und ...

Da schreiten zwei stattlich gebaute strenge Männer über das Deck, schnurstracks auf unseren Mann zu. „Are you Mister Kisch?"

Sie führen ihn vor den Zollbeamten, der ihm im Namen des Commonwealth, der Allaustralischen Bundesregierung eröffnet: Eintritt verboten. Jeder Versuch, das Verbot zu über- beziehungsweise das Land zu betreten, würde schwere Strafen zur Folge haben. Der Paß bleibe in den Händen der Behörde.

Dann schickt sich der Zollbeamte an, den Koffer unseres Mannes in dessen Kabine zu durchsuchen. Der Ausgesperrte protestiert dagegen, entweder Einreiseverbot oder Gepäckrevision – beide Vergnügen dürfe sich ein Staat nicht gönnen. Verdutzt stottert der Zollbeamte, er habe seine Weisungen, er nehme zwar den Protest zur Kenntnis, die Revision aber vor.

Von zwei zu Tode entschlossenen westaustralischen Sherlock Holmessen unterstützt, untersucht er nun gründlich, jedes Taschentuch wird entfaltet, jedes Buch durchblättert, die Kofferwände sachverständig abgeklopft, die Tube mit Zahnpasta befühlt.

„Keine Bomben darin", sagt unser Mann, welche Bemerkung jedoch weder ein Lächeln noch eine Antwort hervorlockt.

Ernst setzen die drei Männer das Werk fort, es dauert etwa eine halbe Stunde, während der unser Mann darüber nachdenkt, was mit ihm geschehen werde.

Man könnte ihn auf den nächsten Dampfer eskortieren, der europawärts fährt, das ist eine und so ziemlich die schlimmste Möglichkeit. Man könnte ihn auf der „Strathaird" isolieren, in welchem Fall seine australischen Freunde

vielleicht nicht erfahren würden, ob er überhaupt angekommen, ob er ausgestiegen sei und wo er sich befinde, das ist eine andere und ebenfalls schlimme Möglichkeit. Sollte aber die Behörde nicht imstande sein, seine Ankunft und das Landungsverbot geheimzuhalten, sollte unser Mann mit seinen Freunden Kontakt aufnehmen können, dann wäre noch keineswegs alles verloren.

Inzwischen perkutieren und auskultieren die Internisten der Zollbehörde weiterhin das Köfferchen. Da sie es endlich zuklappen, wiederholt ihr Chef mit noch größerem Nachdruck: Jeder Versuch, australischen Boden zu betreten, würde schwere Strafen zur Folge haben.

Unser Mann begleitet die Herren aus seiner Kabine. Am Ende des Korridors sieht er eine Gruppe von Leuten, die anscheinend das Ende der amtlichen Prozedur abgewartet haben. Das sind keine Häscher, Häscher sind gemeiniglich nicht junge Burschen mit so schlaksigen Bewegungen, Häscher tragen selten eine Kamera auf dem Bauch, hier sind Vertreter eines Standes, die ihm aus der Patsche helfen könnten.

„Ihr seid die blokes von der Presse, nicht wahr? Laßt uns mal ins Rauchzimmer hinaufgehen und die story mixen."

Sie lachen, weil er sie als „blokes" anredet, also Australisch kann, weil er vom „story mixen" spricht, also den Zeitungsjargon kennt, und da man sich oben hinsetzt, ist man bereits ein Kollegenkreis. Das hindert ihre erste Frage nicht, eine Gewissensfrage zu sein: „Sind Sie Kommunist?"

„Ausgezeichnet", gibt unser Mann zur Antwort, „ausgezeichnet, daß mir die Frage nach der Parteizugehörigkeit zuerst gestellt wird, so kann ich gleich erklären, daß ich mich weder auf meine Zugehörigkeit zu irgendeiner politischen Partei berufen noch mich durch Betonung meiner Nichtzugehörigkeit von irgendeiner Partei distanzieren werde. Ich komme als Antifaschist und als militanter Kriegsgegner, der Bewegung gegen Krieg und Faschismus gehören Mitglieder aller fortschrittlichen Parteien an, auch Millionen von Kommunisten, viele große Gelehrte und Schriftsteller, wie Henri Barbusse, Romain Rolland und André Gide."

„Und Sie wollen bei uns gegen Deutschland agitieren?"

„Für Deutschland. Gegen die Nazis, in deren Hände es

gefallen ist, gegen den Nationalsozialismus, der eine Gefahr für den Frieden der Welt ist."

„Das sagen Sie aus politischen Gründen, nicht wahr? Sie wissen ja selbst, daß das Hitlerregime dem Charakter der Deutschen entspricht. Wenn Sie wollen, werden wir nicht erwähnen, daß wir Ihnen diese Frage gestellt haben."

„Im Gegenteil, ich bin hier, um der Behauptung vom Kriegswillen des deutschen Volkes entgegenzutreten; um zu berichten, wie all die, mit denen ich in Haft war, sich durch die scheußlichsten Torturen nicht zum Faschismus zwingen ließen; um zu erzählen vom Widerstand und der illegalen Arbeit in Deutschland, geleistet unter unbeschreiblichen Gefahren. Nur Helden können sich einer Bluttyrannei mit solcher Selbstverleugnung widersetzen, wie es die Illegalen in Deutschland tun."

Man notiert.

„So. Und jetzt wollen wir die Sache einteilen, damit ihr einander keine Konkurrenz macht. Ihnen erzähle ich von der Kriegsgefahr jenseits des Suezkanals, Ihnen vom Naziterror, Ihnen von der Tätigkeit unserer Bewegung, und Sie, Herr Kollege vom Bilderblatt, kriegen Anekdoten aus meinem Reporterdasein. Dann hat jeder seinen scoop, seinen Alleinbericht, ist das o. k.?"

„O. k."

Nachher verfaßt unser Mann ein Telegramm an die Regierung in der Bundeshauptstadt Canberra, in dem er seiner peinlichen Überraschung Ausdruck gibt, so unfreundlich empfangen worden zu sein, und um Beseitigung des offenkundigen Mißverständnisses ersucht. Das schreiben sich die blokes von der Presse ab.

Die Passagiere der „Strathaird" sind an Land gegangen, um den Tag in Perth zu verbringen. An Bord geblieben sind die beiden stattlich gebauten Detektive, die zwischen sich und unserem Mann eine Distanz von drei Schritten halten.

Neiderfüllt schaut unser Mann auf den breiten Weg, der von Fremantle ostwärts läuft. Am Ende dieses Wegs, dem Blick nicht erreichbar, liegt Perth, eine Großstadt; in ihren Straßen mögen jetzt Passagiere der „Strathaird" zwischen australischen Palästen und australischem Leben spazieren, in australischen Restaurants zu Mittag essen, australische

Waren einkaufen, bis ihnen gegen drei Uhr nachmittags Zeitungsblätter entgegengeschwenkt werden, auf deren Titelseite sie das Photo eines Mannes sehen, mit dem sie in den letzten Wochen beisammen waren, ohne von seiner Gefährlichkeit eine Ahnung zu haben.

Die Berliner haben es besser. Die erfahren schon vor dem Mittagessen die Anhaltung unseres Mannes samt allen Details, sie lesen den Vorfall zur gleichen Stunde, da er in Westaustralien erfolgt, wobei allerdings zu bemerken ist, daß die gleiche Stunde am 120. Grad östlicher Länge neun Stunden früher eintrifft als in Mitteleuropa. Auf dem Wedding und in Neukölln, am Potsdamer Platz und vor der Gedächtniskirche rufen die Zeitungsjungen aus: „... wird nich nach Australjen jelassen! Der rasende Reporta entrüstet! Nachtausjabe!" Wir (die Beobachter) trennen unseren Astralleib von dem australischen und kaufen einem Zeitungshändler, der eben das Wort „entrüstet" dramatisch in die Berliner Luft schmettert, ein Blatt ab:

„London, 7. November. Nach einer Reuter-Meldung aus Canberra (Australien) ist dem ‚Emigranten' Egon Erwin Kisch, der als Abgesandter des Weltausschusses der Antikriegsbewegung auf dem australischen Kontinent gegen den Krieg sprechen sollte, von den Einwanderungsbehörden die Erlaubnis zur Einreise verweigert worden. Als Begründung wurde angeführt, daß Kisch, seit er Deutschland verlassen habe, offen kommunistische Propaganda treibe. Kisch hat daraufhin ein entrüstetes Telegramm an das Innenministerium in Canberra gesandt, in dem er Einspruch gegen diese Behandlung eines ‚Schriftstellers von internationalem Ruf' erhebt."

Die größten Lettern, über die die Scherlsche Druckerei verfügt, der Titel mit der teuren roten Linie unterstrichen, der Text fett und mit Durchschuß, reichten nicht aus, die erste Seite auszufüllen. So rief man einen Herrn Schriftleiter herbei, welcher ehemaliger Beziehungen zu dem über Australien entrüsteten Titelhelden verdächtig ist, und der hatte eine geharnischte Glosse dazuzuschreiben.

Ebenso flugs, wie Reuters Telegrafenagentur mit der Nachricht nach Europa lief, läuft sie wieder nach Australien zurück, um hier zu erzählen, was man dort dazu sagt:

„... die Zurückweisung, die er nun in Australien gefunden hat, ist ein erfreulicher Beweis dafür, in welchem Umfange jetzt die Welt den wahren Charakter der Emigranten aus Deutschland zu begreifen beginnt..."

Das und ähnliche äußerst befriedigende Äußerungen des Propagandaministeriums liegen abends den Redaktionen in Sydney und Melbourne wörtlich vor, und man kann sie nicht anders als unter dem Titel „Allgemeine Zustimmung in Berlin" bringen. Die englische Presse, teilt Reuter der australischen mit, beschränkt sich auf die Wiedergabe der Nachricht, nur der „Manchester Guardian" findet das Landungsverbot „kleinlich und dem Prestige des Commonwealth abträglich".

Am Kap Leeuwin, der Südwestspitze des ablehnenden Kontinents, vorbei und die Südküste Australiens entlang bewegt sich die „Strathaird" mit unserem Mann durch eine stürmisch bewegte Bucht.

Radiogramm aus Melbourne: stimmt behauptung der regierung, betreten englischen bodens sei ihnen verboten fragezeichen rückfunket sofort stop komitee.

Was antwortet man den Freunden auf eine solche Frage, nachdem man über das Landungsverbot so betroffen getan hat? Unser Mann rückfunkt, die Behauptung, England möge ihn nicht, sei einfach lächerlich. Im Vorjahr habe er zu London in Essex-Hall und Kingsway-Hall Vorträge gehalten, unter Vorsitz von Lord Marley, Sir Bertrand Russell und Lady Despard, Schwester von Marschall French. Erst als er zum Londoner Gegenprozeß des Leipziger Reichstagsbrandprozesses fuhr, sei er, wie viele ausländische Zeugen, auf Intervention der deutschen Botschaft an der englischen Küste gestoppt worden, was sich aber klarerweise nur auf diesen einen Fall bezog.

Dieses Radiogramm kostet achtzehn Schilling und wird von dem Geld bestritten, das für die transkontinentale Eisenbahnfahrt bestimmt war.

Fünfzehn Stunden dauert es, ehe das Telegramm in die Hände der Adressaten kommt, das Ministerium hat darüber beraten, bevor es zugestellt wurde. Das weiß der Absender natürlich nicht. Ebensowenig weiß er, daß noch ein anderer Überseedelegierter zum Antikriegskongreß nach

Melbourne fährt, ein Delegierter aus Neuseeland. Unser Mann hat dessen Namen noch nie gehört, aber jener und er reisen einander entgegen, unser Mann ostwärts, der Neuseeländer Gerald Griffin westwärts.

Des weiteren weiß unser am Festland vorbeigleitender Mann noch nicht, welche Mißstimmung dort zu wachsen beginnt. Für die Massen ist die Jahrhundertfeier kein Jubelfest. Gesiebte Bankette und Bälle für die Ehrengäste sind angesetzt, Ordensverleihungen in Aussicht gestellt, teure Festbauten aufgerichtet – ist jetzt die Zeit für solche Dinge?

Von allen offiziellen Veranstaltungen hat nur der internationale 19 000-Kilometer-Wettflug London–Melbourne Interesse gefunden, allgemeines fieberhaftes Interesse. Aber sein Verlauf beleuchtet grell das vorangegangene Kulissenspiel.

Joyce Manton, eine Dozentin der Melbourner Universität, zeigt in der Broschüre „Die Jahrhundertfeier bereitet den Krieg vor" den imperialistischen Sinn dieses Vorspiels dokumentarisch auf: ein italienisches Flugzeug und das amerikanische Flugzeug „Bellanca" wurden zum Raid nicht zugelassen, der Meisterflieger Kingsford Smith und seine amerikanische Maschine am Start verhindert, obwohl er von dem Stifter des Flugpreises, dem australischen Schokoladenkönig Macpherson Robertson, finanziert war, andere Aeroplane wurden gehandikapt oder zu einem Umweg veranlaßt. So gewannen Scott und Black – zwei Briten, wie es die militärischen Flugbehörden von Anfang an mit allen Mitteln herbeiführen gewollt.

Das Festkomitee des Jubiläums steht unter militärischer Führung, und auch die meisten offiziellen Gäste sind militärische Persönlichkeiten; das Geschwader der Wasserflugzeuge aus dem Irak kommt nicht aus sportlichen Gründen und die Kapelle der schottischen Grenadiere nicht aus musikalischen. All das ist zu offenkundig Seelenfang für Aufrüstung und Militarisierung, um dem werktätigen Australier zu gefallen.

Wenig Staaten haben im Weltkrieg prozentual so viel von ihrer Bevölkerung verloren wie Australien; die Schulden, die Australien zur Equipierung und Bezahlung seiner nach Europa entsandten Truppen aufgenommen hat, stellen noch

heute das schwerste Finanzproblem dar; das einst so reiche Land windet sich in Krisenkrämpfen, die Arbeitslosigkeit ist verhältnismäßig größer als sonstwo in der Welt. Und da errichtet man ein Kriegerdenkmal, den Shrine von Melbourne, der an Aufwand alles Dagewesene übertrifft. Eine Million Pfund kostet er, obwohl hauptsächlich Dole Workers, als Gegenleistung für eine Arbeitslosenunterstützung von zwölf Schilling pro Woche, jahrelang an dem Bau karrten und schippten. Da baut man Rampen und veranstaltet Festgelage für Besucher, die die Einführung der allgemeinen Dienstpflicht in Australien vorbereiten wollen und die Militarisierung der Jugend – einen Kriegsgegner jedoch erklärt man als unerwünschten Gast und verbietet ihm die Landung. „Würden wir die Botschaft nicht vertragen, die er uns bringt?"

Versammlungen, Proteste an die Regierung, parlamentarische Anfragen, Flugschriften, Demonstrationen. Die Labor Party, vor kurzem noch an der Macht im Staatenbund und in den meisten Bundesstaaten, steht jetzt zu ihren Nachfolgeregierungen in schroffer Opposition. Sie erklärt, von Entschließungen ihrer Ortsgruppen und der Jugendverbände veranlaßt, das Landungsverbot als Verletzung der Gastfreundschaft, als Bevormundung der Arbeiterschaft, als Vorbereitung zum Faschismus.

In Melbourne war ein Empfangskomitee für den Weltdelegierten gegründet worden, nach dem Landungsverbot wird es in ein Verteidigungskomitee umgewandelt, Ortsgruppen erstehen im ganzen Land. Die Gewerkschaften brandmarken die Regierungsmaßnahme, Schriftsteller treten gegen den an dem europäischen Kollegen begangenen Willkürakt auf, Katharine Susannah Prichard, Vance Palmer, Jean Devanny, J. M. Harcourt, Tom Fitzgerald, E. J. Brady, Bartlett Adamson, Bernard Cronin, Georgia Rivers und Max Meldrum, Australiens größter Maler; die Universitätsprofessoren Walter Murdoch, Beasley, Greenwood und Macmahon Ball nennen die Verbannung des Gastes eine Beleidigung für das australische Volk; F. Alexander, Vorsitzender der australischen Sektion der Völkerbundsliga, gebraucht noch schärfere Ausdrücke; und ein Bischof, E. H. Burgman, sendet dem Komitee eine Sympathie-Erklärung.

Kühl und höhnisch läßt Mister Menzies, Generalstaatsanwalt und Minister, diesen Sturm zu seinen Füßen branden. Zwar habe er das Verbot nicht erlassen, antwortet er im Parlament dem ersten Interpellanten, es sei bereits von der vorigen Regierung beschlossen worden, aber er werde es durchführen. „Die Landung dieses Mannes ist vom Ministerium des Innern untersagt worden, und dabei bleibt es (and there the matter rests)", erklärt er wörtlich und fügt hinzu, der Delegierte werde „seinen Fuß nicht auf den Boden des australischen Gemeinwesens setzen".

Das Melbourner Antikriegskomitee zeiht ihn der Unwahrheit, wenn auch nur wegen der Behauptung, das Verbot stamme vom vorigen Ministerium. Schon seit August sei die gegenwärtige Regierung im Amt, damals war von einem australischen Antikriegskongreß noch gar nicht die Rede, und erst am 12. Oktober erfuhr das Komitee, daß ein Delegierter aus Europa kommen werde. Wieso kann es die Regierung Monate vorher gewußt haben?

Über diesen Widerspruch interpelliert, erwidert Menzies, wenn das Landungsverbot vom jetzigen Kabinett ausgesprochen wurde, so geschah es in seiner Abwesenheit. Das ändere jedoch nicht das geringste an der Tatsache, daß der Delegierte „seinen Fuß nicht auf den Boden des australischen Gemeinwesens setzen" wird. And there the matter rests.

Auch an Postminister MacLachlan wird im Parlament eine Anfrage gerichtet: Wieso kommt es, daß ein die Behauptung der Regierung widerlegendes Radiogramm, an Bord der „Strathaird" hinter Fremantle um sieben Uhr fünf Minuten abends aufgegeben, am selben Abend bereits im Kabinett diskutiert, dem Adressaten (Melbourner Komitee gegen Krieg und Faschismus) aber erst am nächsten Tag um halb elf Uhr zugestellt wurde?

Minister MacLachlan antwortet, die australische Post befördere täglich hunderttausend Telegramme, es lasse sich selbst bei größter Sorgfalt nicht vermeiden, daß eines oder das andere sich verzögere.

Vor acht Tagen hatten die Veranstalter des Antikriegskongresses Notizen über die bevorstehende Ankunft des Weltdelegierten für die Presse verfaßt, in denen sie darzutun versuchten, warum gerade die Entsendung unseres

Mannes nach Australien besondere Bedeutung habe. (Unter uns gesagt: keine leichte Aufgabe, denn sie wußten fast nichts über ihn, und hätten sie alles über ihn gewußt, so hätte das auch noch keinen ruhmreichen Lebenslauf ergeben.) Ob es nun wegen der Armut dieser Biographie oder ob es deshalb war, weil man inmitten des patriotischen Festrummels einer linksradikalen Tagung keine Publizität geben wollte – jedenfalls lehnten die meisten Blätter den Abdruck der Notizen ab. Insbesondere Mister B. H., nicht nur als Zeitungsgewaltiger von Neusüdwales, sondern auch als militanter Patriot und Hüter von Moral und Frömmigkeit bekannt, duldete in seinen Blättern keine Erwähnung des Kongresses und seiner Delegierten.

Eines Abends torkelte Mister B. H. heillos betrunken durch die Gassen des Stadtteils Leichhardt, belästigte die vorbeigehenden Frauen, brüllte „zur Hölle mit der Jungfrau Maria" und ähnliche Wünsche. Unter anderem öffnete er auch die Tür eines Friseurladens, bestritt schreiend, daß der Papst ehelich geboren sei, und verlangte, noch mehr schreiend, daß ihn (den Papst) der Teufel holen möge.

Ob dieses Sakrilegs geriet ein Eingeborener in Zorn. Seine Ahnen hatte man wohl mit dem Katholizismus aus dem Urwald gelockt, ihnen so lange von Gott im Himmel und seinem Stellvertreter auf Erden vorerzählt, bis sie diese Obrigkeiten anerkannten und dafür ihr freies Leben hingaben, ein Leben voller Wonne, wo der Wald ihr Nachtquartier und der Mond ihre Sonne war. Sollte nun der Enkel dulden, daß der so teuer erkaufte Heilige Vater geschmäht, ihm die ewige Verdammnis gewünscht werde? Der Schwarze nahm es ernst, wütend stürzte er sich pro ecclesia et pontifice auf den Lästerer.

In diesem Augenblick kam ein antifaschistischer Schriftsteller vorbei, dem Mister B. H. wenige Tage vorher einen Vorbericht über den Kongreß abgelehnt hatte. Er fiel dem Gotteskämpfer in den schwarzen Arm und verstaute den Gotteslästerer, der lallend auf dem Pflaster zusammengeklappt war, in ein Auto. Kein Hotel wollte die Alkoholleiche aufnehmen, und so schaffte sie der junge Schriftsteller in seine eigene Wohnung. Er zog dem Mister B. H. die Schuhe aus, schob sie unters Bett, damit der bei seiner Auf-

erstehung nicht darüber stolpere, und legte sich ins Nebenzimmer schlafen. Als der Samariter gegen Mittag erwachte, war sein Gast verschwunden – nur die Schuhe standen noch unter dem Bett. (Wie sich später herausstellte, hatte Mister B. H. beim Erwachen an der Wand eine Reproduktion der Tizianschen Venus gesehen, daraus gefolgert, in einem Bordell zu sein, und sich, so schnell er konnte, davongeschlichen.)

Der Schriftsteller eilte ihm in die Redaktion nach und bot ihm einen Lokalbericht an: gestern abend wollte eine bekannte Sydneyer Persönlichkeit in Leichhardt einen Farbigen auf die Probe stellen, wie weit dessen Christentum nur missionäre Tünche sei, und ward von dem entbrennenden frommen Zorn des Schwarzen so gerührt, daß er ihm seine Schuhe schenkte.

Blässer und blässer wurde der ohnehin blasse Mister B. H., als er diese Lesebuchgeschichte hörte und hernach ihre faktische Grundlage. Dann sagte er feierlich: „Junger Mann, Sie haben mein Leben gerettet und meine Ehre und die meiner Familie. Dafür will ich Ihre verdammte Notiz über Ihren verdammten Delegierten abdrucken. So sind wir quitt."

Quitt? Wenige Tage darauf (das war allerdings schon nach den Melbourner Vorfällen, von denen der Leser erst später erfahren wird) war das Opfer, das der Zeitungsfürst durch Abdruck der Notiz gebracht hatte, keineswegs ein Opfer mehr, und sein seinerzeitiger Retter wurde von einem Boten des Mister B. H. aus dem Schlaf geweckt, er möge sofort alles niederschreiben, was er noch über den Delegierten wisse, je mehr desto besser, einen Schilling die Zeile.

Aber der Befragte wußte nichts, niemand in Australien wußte etwas. Nur ein deutscher Farmer in Gippsland, Abonnent der Zeitschrift „Das Neue Tage-Buch", hatte dort die Rezension über ein Buch unseres Mannes gefunden, welches „Eintritt verboten" hieß; das schien ihm ein spaßiger Titel angesichts der letzten Ereignisse, weshalb er es einer Melbourner Zeitung mitteilte. Im Nu sauste das schnellste Redaktionsauto in den Gippsländer Busch, auf daß das Dokument faksimiliert, übersetzt und, mit der Schlagzeile „No admittance! – Eintritt verboten! – Ein Buchtitel der

Vorahnung!" versehen, am nächsten Tag erscheinen könne. Leider war die Kritik im „Tage-Buch" ein ziemlicher Verriß (Sehen Sie, Ludwig Marcuse, sehen Sie!) und enthielt eine Anspielung auf den Beinamen des Buchautors; daß dieser Beiname „Rasender Reporter" laute, stand nicht darin, und der Redakteur schrieb, der verhinderte Gast führe in Europa den Beinamen „Herold des Friedens".

Die meisten Blätter begnügten sich in Ermangelung von anderem passenden Material damit, Artikel über die Tschechoslowakai zu bringen, über den Märtyrer Hus, den Komponisten Smetana und den Präsidenten Masaryk. Etwas näher an das Thema kam die Reminiszenz eines Lesers, daß unser Mann nicht der erste Tschechoslowake sei, dem man die Einreise verwehre. Vor dreißig Jahren sollte die tschechische Sängerin Emmy Destinn eine Konzerttournee durch Australien machen, aber die Melba, „die australische Nachtigall", habe dies durch Druck auf die Konzertagentur hintertrieben und aus eigener Tasche eine Konventionalstrafe von 1500 Pfund bezahlt. 1500 Pfund sind selbst für eine Melba kein Pappenstiel, und wir bitten unsere Leser, sich diese Summe zu merken, denn Hegel bemerkt angeblich irgendwo, daß alle großen weltgeschichtlichen Tatsachen sich sozusagen zweimal ereignen, und Karl Marx fügt dieser niemals aufgefundenen Hegel-Stelle die Worte hinzu: „Das eine Mal als Tragödie, das andere Mal als Farce."

Indessen segelt unser Mann den brodelnden Kontinent entlang. Seine Rolle an Bord hat sich wesentlich verändert, wenn auch nicht verbessert. Für jene, denen er anfangs nur des Attentats auf König Alexander und Barthou verdächtig war, ist er jetzt ein ausländischer Agent, der Australien aufwiegeln will. Mütter verbieten ihren Kindern, mit ihm zu spielen, und seine täglichen Partner im Seilringwerfen beginnen die Partien ohne ihn, ach.

Ach, und für andere ist er interessant geworden. Ein spitzmäusiges Wesen sucht ihn durch stundenlange Vorträge für eine Synthese von Trotzki, Mensendieck und Freud zu gewinnen, in der das Heil der Welt liege. Ein Queensländer Wollhändler, von seinem Scheidungsprozeß aus England zurückkehrend, setzt unserem Mann auf Grund von Steuer-

vorschreibungen auseinander, wie die australischen Regierungen ihre Bürger ruinieren. Kompliziert ist das Projekt, in das ein Grundstücksmakler aus Port Darwin ihm die Einsicht aufdrängt: Australien soll die Perlenfischerei an der Nordküste in eigene Hände (das heißt in die des Projektanten) nehmen, statt sie den Japanern zu überlassen. „Japan will Australien erobern, erzählt man uns immerfort, damit wir Geld für militärische Zwecke hergeben, gleichzeitig aber liefert man den Japanern unsere ganze Wirtschaft aus und duldet, daß sie unsere Gewässer exploitieren. Dabei sind diese Perlenfischer allesamt japanische Spione – ich kenne sie persönlich und kann das beweisen. Aber die Regierung will ja nicht auf mich hören."

Als Vertreter der indischen Pfadfinder fährt ein fünfzehnjähriger Parse zur „Jamborree", dem Welttreffen in Melbourne. Weil er nun erfahren hat, daß unser Mann ein Schriftsteller ist, bittet er ihn, ihm eine Rede abzufassen, die indische Jugend sei allzeit bereit, auf der Seite des britischen Empires zu kämpfen und zu sterben.

Von einer Reise nach Indien, wo er Aktionäre für die Auswertung einer neuen Goldmine zu finden versucht hat, kehrt ein zappliger Geschäftemacher nach Adelaide heim, Goldklümpchen trägt er in der Tasche und bietet unserem Mann zwar keines davon an, wohl aber zwei Aktien der zukünftigen Goldgrube. Als Gegenleistung verlangt er nur, unser Mann möge ein Buch über das vielversprechende Unternehmen schreiben oder sonstwie kapitalkräftige Interessenten werben.

In flachem Bogen schneidet die australische Bucht in die Südküste ein. Dieser Teil der Fahrt ist der stürmischste; bald steuerbords, bald backbords richten sich die Wogen neben dem Schiff auf, eine drohende Wand. Der Passagier saust an die Reling, wenn er aber, schon mal dort, sich auf Gnade oder Ungnade übergeben will, so wird er gerade im entscheidenden Moment wieder davongerissen und einem Mitpassagier gegen die Rippen geschleudert; Gemöbel, Koffer, Geschirr und Mensch, alles rutscht und kracht durcheinander. Der Ozean schreit sein sinnloses Geschwätz lauter und lauter in den Wind, verrenkt seinen Rumpf und wirft seine Gliedmaßen nach allen Seiten. Diesem Exzeß kann der

Passagier selbst in der Kabine nicht entrinnen, das Bett tanzt den Veitstanz mit.

Im Waschraum tritt einer der vier Italiener auf unseren Mann zu. Leise fragt er: „Parlate l'italiano?" – „Ein wenig." – „Fate attenzione. I miei amici vogliono attaccarvi." – „Warum, wann, wo wollen mich Ihre Freunde attackieren?" – „Non so." Mit dem Gefühl, daß es überall Freunde und überall Feinde gibt, von denen man nichts weiß, steigt unser Mann in ein schlenkerndes, stöhnendes, hopsendes Bett.

Kaum legt die „Strathaird" an, kaum ist sie in Ruhe, als sie auch schon von Bewegung erfüllt ist: von der Bewegung des Festlands. Der Landungsplatz heißt Adelaide, doch ist von der Stadt Adelaide kein Rauchfähnchen zu erblicken; fünfzehn Meilen sind's vom Outer Harbor in die Stadt und ebensoviel von der Stadt zum Outer Harbor. Diese Distanz hindert die verfügbaren Bewohner nicht, zum Outer Harbor hinauszupilgern, den umstrittenen Fremdling zu besichtigen, zu shakehanden und zu knipsen. Auch ein Interview muß er geben – nicht geben, sondern abhalten, denn es wird ein Massenmeeting, aus ganz Australien sind Pressevertreter gekommen, Zuhörer umdrängen das Interview, währenddessen er zum Telefon gerufen wird: Ferngespräch.

Zum Telefon? Ferngespräch? An Bord eines Schiffes? Er lernt, daß Ozeandampfer im Augenblick ihrer Landung in das Telefonnetz eingeschaltet werden. Der Melbourner „Star" ruft unseren Mann auf der „Strathaird" an, um eine originellere Form des Interviews zu haben: „Was ist Ihr Tip für die Saarabstimmung? Was denken Sie über den England-Australien-Flug?" und ähnliches. Zum Glück hört man elend.

Die an Bord erschienenen Reporter fragen unseren Mann, ob er Vicki Baum persönlich kenne; nein, er kenne sie nicht persönlich; sie fragen, ob er Remarque persönlich kenne; nein, er kenne ihn nicht persönlich; die Enttäuschung ist offenkundig; sie fragen, ob er Fjuktwendscher persönlich kenne; Gott sei Dank, den Fjuktwendscher kennt er persönlich, und das ergibt die Headline: Bester Freund von Lion Feuchtwanger etc.

Aber auch andere deutsche Schriftsteller, sagt unser Mann, kenne er, die heute nicht mehr leben. Und er erzählt von Erich Mühsam, von Theodor Lessing, Erich Baron, Franz

Braun, von den Meuchelmorden in den Nazikasernen, von den Inquisitionsmethoden der Gestapo, von den Todesmartern in den Konzentrationslagern, er sagt den Journalisten, wer Ossietzky, Mierendorff, Renn und Neubauer sind, Hirne hinter Stacheldraht, er spricht von Ernst Thälmann, der als Präsidentschaftskandidat sechs Millionen Stimmen auf sich vereinigt hat und nun seit fast zwei Jahren ohne Leseerlaubnis, ohne Schreiberlaubnis, ohne Besuchserlaubnis in Einzelhaft gehalten wird, er berichtet von Zehntausenden Antifaschisten, denen es ebenso ergeht, und von den „auf der Flucht erschossenen" oder mit dem Beil hingerichteten deutschen Arbeitern.

Davon weiß man wenig in Australien. Man weiß nicht, daß der oberste Naziführer in seinem Buch selbst zugibt, als Spitzel der Reichswehr zu den Nationalsozialisten geschickt worden zu sein, und auf diese Weise Anschluß an die Politik bekam, man weiß nicht, daß er für das Eiserne Kreuz I. Klasse nie eingegeben war, es nie verliehen erhielt, aber immer trägt, man weiß nicht, daß er monatelang bei Hindenburg um seine Ernennung gebettelt und antichambriert hat und im Augenblick, da sich seine Anhängerschaft um Millionen verminderte, nur deshalb zum Kanzler ernannt wurde, damit durch Diktatur eine öffentliche Diskussion über den Osthilfeskandal verhindert werde, welche Ernennung jetzt den offiziellen Namen „Deutsche Revolution" führt.

Deutsche Bauern und Winzer aus Hahndorf, aus Blumberg und anderen deutschen Dörfern in der Umgebung von Adelaide stehen im Rund, sie kamen hierher, den Landsmann zu begrüßen und Fragen zu stellen.

Viele Fragen, viele Antworten, ehe sich die Taue des Schiffes lösen. Unten am Kai sieht unser Mann zum erstenmal die Flagge Australiens, gestirnt mit dem Kreuz des Südens, sie weht auf dem Pianino einer Kriegsinvalidenfamilie, die um Almosen singt. An einem japanischen Kauffahrteischiff vorbei navigiert die „Strathaird" in den Ozean und schwimmt melbournewärts. Zum Kongreß kommt sie nicht mehr zurecht.

Am nächsten Morgen stoßen unser Mann und die anderen Passagiere in den täglich ausgegebenen Schiffsnachrich-

ten auf einen Namen, den wir und unsere Leser bereits kennen: Gerald Griffin. Der Mann dieses Namens, Delegierter Neuseelands zum Antikriegskongreß in Melbourne, ist bei seiner Ankunft in Sydney angehalten und mit dem nächsten Dampfer zurückgeschickt worden. Was die Radio-News nicht hinzufügen, ist die Tatsache, daß man Gerald Griffin, der britischer Staatsbürger, ein Ire aus Cork ist, einer Diktatprüfung in holländischer Sprache unterworfen hat und das Nichtbestehen dieser Prüfung zum Anlaß der Ausweisung nahm.

Der Kongreß selbst weiß in diesem Augenblick noch nichts von der Prüfung Gerald Griffins in holländischer Sprache. Zwar hat es Griffin telegrafisch mitgeteilt, aber das Telegramm wird erst mit zweitägiger Verspätung eintreffen, der Postminister MacLachlan wird auf Befragen erklären, die australische Post befördere täglich hunderttausend Telegramme, es lasse sich bei größter Sorgfalt und so weiter und so weiter.

Auf dem Podium in der Stadthalle von Port Melbourne, wo der Kongreß heute beginnt, sind zwei Stühle unbesetzt, über ihnen hängt ein Plakat: Reserviert für die beiden überseeischen Delegierten, die von der Regierung des Ministerpräsidenten Lyons verhindert wurden, gegen Krieg und Faschismus aufzutreten.

Wissen Sie, was Poppy Day ist? Poppy Day ist in britischen Landen der 11. November, jedermann trägt zur Erinnerung an den siegreichen Waffenstillstand eine papierene Mohnblume, die Herren im Knopfloch, die Damen auf dem nördlichen Abhang der östlichen Brust. Passagierinnen mit Sammelbüchsen verschleißen das Abzeichen an Bord, und selbst die farbige Bemannung, durch die man sonst hindurchsieht, als ob sie aus Luft bestünde, selbst sie genießt heute die Ehre, als Käufer geworben zu werden. Das einzige menschliche Wesen ohne rotes Abzeichen ist unser Mann; vor einer Woche hätte er vielleicht eines angesteckt, um nicht aufzufallen, heute, als Kriegsgegner entlarvt, kann er nicht mehr mitmachen.

Ohne Blume erwartet er den angekündigten Angriff Italiens. Er hat die Absicht der Gegner dem Stanley Quinlan

anvertraut. Stanley Quinlan ist einer von den Riesen, die die australischen Ponys zur indischen Armee gebracht haben, und nun ins Mallee zurückkehren, die Weidenlandschaft von Victoria. Allsonntäglich folgt Stanley Quinlan dem Ruf der Glocken von Westminster, deren Klang, aus London drahtlos übermittelt, die Passagiere der Touristenklasse zum Gottesdienst in den Salon der Ersten Klasse lädt – einmal in der Woche ist auf der „Strathaird" der Klassencharakter der Gesellschaft aufgehoben. Auch wochentags, bevor Stanley Quinlan aus der ihm viel zu kurzen Koje rollt, betet er laut, sonst flucht er, wie eben ein Bauernbursch aus dem Mallee flucht, und ertränkt die Reue über sein gotteslästerliches Fluchen im Whisky.

Manchmal werden an der Abendtafel Kopfbedeckungen aus Papier verteilt, auf daß köstliche Karnevalsstimmung hervorgerufen werde. Stanley Quinlan sammelt nachts die zerknüllten Papiermützen vom Deck auf. „Für meine kleinen Neffen", sagt er verlegen, als ihn jemand dabei antrifft, „ich wollte ihnen eigentlich etwas anderes mitbringen, aber ich habe mein Geld vertrunken."

An ihn, Stanley Quinlan, hält sich unser Mann, seit er vor dem italienischen Angriff gewarnt ist, wie an einen großen Bruder, unser Mann kann sich in keine Prügelei einlassen; ihn zu einem Rowdy stempeln zu können wäre just das, was die Gegner an Bord, die Gegner an Land wünschen.

Leider sitzt Stanley Quinlan beim Essen nicht an unseres Mannes Tisch, und dort passiert es. Im Speisesaal ist das Rauchen nicht erlaubt, doch wenn die Mahlzeit zu Ende ist, fragt man die Ladies am Tisch, ob sie etwas dagegen einzuwenden haben, sie haben nichts einzuwenden, und man steckt sich eine Zigarette an.

Mitten in der heutigen Zigarette stürmen die Italiener heran, und einer schreit auf englisch, von den anderen mit Rhabarber-Rhabarber untermalt: Hier darf nicht geraucht werden, Steward, schmeißen Sie den Kerl hinaus. Mit erhobener Stimme antwortet unser Mann: Nehmen Sie sich in acht, ich bin Boxer und werde Ihnen die Kinnbacke zerschlagen, und schielt dabei in die entlegenen Distrikte des Saals, ob die Antwort auch laut genug gegeben war, daß Stanley Quinlan sie höre.

Unschlüssig steht der farbige Steward da, er traut sich nicht recht einzuschreiten, aber schon stoßen ihn die Italiener gegen unseren Mann, go on, go on, andere Passagiere umdrängen die Szene, da stapft endlich, endlich der große Bruder heran, da zertrennt er gewaltig den dichten Chor, schiebt den schlotternden Steward zurück und die Italiener zur Seite und winkt dem Rädelsführer. „Komm aufs Deck, ich will mal verdammt mit dir sprechen, du verdammter Feigling."

Es erweist sich jedoch, alle Zeugen sehen es bewundernd, daß der verdammte Feigling kein Feigling ist, sondern darauf brennt, sich mit Stanley Quinlan, dem Riesen, zu messen. „Ja, komm hinaus, komm aufs Deck, ich werde dir schon zeigen, wer ein Feigling ist", brüllt der Italiener, krempelt die Ärmel hoch und eilt kampfbegierig zur Tür, Stanley kann kaum mit ihm Schritt halten, der Italiener wendet sich höhnend um, „mach schneller, mein Junge, ich werde dir schon zeigen". Seine Freunde umgeben ihn, Stanley Quinlan geht hinter ihnen, die Passagiere drängen nach. Da sie aber hinauskommen, um den Fight zu sehen, sehen sie nur Stanley Quinlan, der verlegen wie ein Kind dasteht und murmelt: „Sie sind weg, sie sind weg." So endete die Provokation mit Gelächter.

Es geht Melbourne zu, der Geburtstagsstadt. Sie hatte ursprünglich den König erwartet, erfuhr aber schon vor Jahresfrist, daß an seiner Stelle sein ältester Sohn, der Fürst von Wales, nach Australien kommen werde. Kurz darauf wurde offiziell verlautbart, nicht der Kronprinz von England, der Fürst von Wales, sondern der Herzog von Kent werde den König bei der Hundertjahrfeier des Staates Victoria vertreten; die Änderungen nahm der Konkurrenzstaat Neusüdwales mit größerer Freude zur Kenntnis als der Staat Victoria, nämlich mit Schadenfreude.

Also Herzog von Kent. Emailabzeichen mit seinem Bild wurden in Hunderttausenden von Exemplaren fabriziert, Schokoladenpackungen mit dem Herzog von Kent, Fähnchen mit dem Herzog von Kent, Ansichtskarten mit dem Herzog von Kent, Bilderbücher über den Herzog von Kent.

Da wird der Herzog von Kent unvermutet mit einer anderen Aufgabe betraut, Marina von Griechenland zu heiraten, und Australien kriegt den Herzog von Gloucester. Was wird

nun aus den Abzeichen, den Konfektpackungen, den Ansichtskarten und den übrigen Dingen mit dem Herzog von Kent?

Immerhin, die Feier wird imposant werden, wenn nichts dazwischenkommt, sagen sich die Veranstalter. Und was sollte dazwischenkommen, fügen die Veranstalter ihrem Selbstgespräch hinzu, der Antikriegskongreß etwa? Lächerlich. Die beiden Überseedelegierten werden ja fehlen. Gerald Griffin hat sich nach Neuseeland zurückschicken lassen und ist schön artig dort geblieben, der andere wird unbeachtet an der Stadt vorbeifahren. Wäre nicht das Aufsehen mit dem Landungsverbot gewesen, hätte man sogar den ganzen Kongreß totschweigen können.

Von der Roten Hilfe Australiens ist in Melbourne ein Prozeß anhängig gemacht worden, eine Klage wegen Menschenraubs: der Kapitän eines Schiffes habe nicht das Recht, einen Mann, dem in einem Land die Landung verweigert wird, als Gefangenen durch die sieben Meere zu schleppen. Hat sich der Kapitän der „Strathaird" überzeugt, ob dieses Landungsverbot zu Recht erfolgte? Australien hat Gesetze, unliebsame Personen abzuschieben, aber landen lassen muß es jeden, gegen dessen Einreise nicht „von der Regierung einer befreundeten Macht durch offizielle Kanäle Einspruch erhoben wurde". Gab es einen solchen Einspruch und von welcher befreundeten Macht? Wurde er dem Kapitän übergeben? Wenn nicht, so hat er an dem Weltdelegierten kidnapping begangen, Menschenraub.

Nach britischem Recht gibt es nur eine einzige Person, die wegen Verletzung des britischen Rechts Klage erheben kann: der König von Großbritannien. Der denkt schwerlich daran, den Kapitän der „Strathaird" wegen Verschleppung eines Kriegsgegners vor Gericht zu ziehen. An des Königs Stelle und in des Königs Namen darf es der Geschädigte tun. Wo aber der Kläger ist, nämlich auf hoher See, ist kein Richter, und wo ein Richter ist, nämlich auf dem australischen Festland, ist kein Kläger, weder König Georg V. noch sein Klagevertreter Kisch, und keiner von beiden hat jemandem ein Vollmacht zur Klage gegeben.

Allerdings kann das Oberste Gericht des Staates Victoria

das nicht vorher wissen. Es muß augenblicklich zusammentreten, wenn eine Klage eingebracht wird wegen Verletzung der Magna Charta und ihres Gebots: Du sollst deinen Körper haben und über deinen Körper verfügen können, solange er nicht durch gerichtliche Entscheidung in Haft genommen ist. Also wurde auf Grund der Klage wegen Bruchs der Habeaskorpusakte die Verhandlung angesetzt, und erst bei Beginn dieser Verhandlung wird das Gericht feststellen, ob eine Klagelegitimation vorliegt.

Nun, auch von diesem Prozeß brauchen die Veranstalter der Jahrhundertfeier keine Beeinträchtigung des Festes zu fürchten. Der Regierungsvertreter wird einfach die Note vorlegen, mit welcher eine befreundete Macht, und zwar England, sich durch offizielle Kanäle die Landung unseres Mannes verbeten hat, und dann wird der Kapitän freigesprochen werden und das Schiff mitsamt dem Kläger nach Sydney weitersegeln.

Vorläufig fährt die „Strathaird" erst in Port Phillip ein, dem Hafen von Melbourne; aus einer Barkasse steigt eine Dame an Bord und stellt sich unserem Mann als Mrs. Rosenove vor, seine Rechtsanwältin im Prozeß gegen Mister Carter wegen kidnapping ... habeas corpus ... Sehr erfreut, sehr erfreut, murmelt unser Mann und denkt, was für ein Prozeß? Wer ist Mister Carter? Kidnapping ist amerikanisch, habeas corpus ist lateinisch, und das Ganze kommt ihm spanisch vor.

„Ein Notar wird kommen, um Ihre Identität festzustellen. Mrs. Arens wird bestätigen, daß sie Sie kennt, von Berlin her, vom Januar 1932, aus der Wohnung des Abgeordneten Münzenberg in der Friedrichstraße ..." Ah, da sind sie schon, ein Notar und eine Frau, und der Notar fragt unseren Mann, ob er diese Frau kenne. Freilich, erwidert der, freilich kenne er diese Dame, das ist ja Mrs. Arens, nicht wahr? Und er sei mit ihr in der Wohnung des Abgeordneten Willy Münzenberg in der Berliner Friedrichstraße beisammen gewesen. – Wann das gewesen sei, fragt der Notar streng und hält ein Protokoll in beiden Händen wie ein Herold die kaiserliche Bulle. Das sei im Januar 1932 gewesen, äußert unser Mann, ohne mit der Wimper zu zucken, und damit ist alles in Ordnung; genauso steht es nämlich auch im Protokoll von

Mrs. Arens, das nun notariell gefertigt und gesiegelt werden kann. Unser Mann ist behördlich als derjenige agnosziert, der er wirklich ist, obwohl er ebensogut im Januar 1932 in Schanghai statt in Berlin gewesen sein könnte und Herr Willy Münzenberg möglicherweise niemals in der Friedrichstraße gewohnt hat. Aber nur auf solche Art ist die Wahrheit gerichtsordnungsmäßig zu beweisen.

Es treten ab der Notar, die Anwältin und die Zeugin, sie müssen zum Gericht, es treten andere auf. Zwar hat die Polizei den Kai abgeriegelt, keine Abordnung und kein Einzelbesucher darf zu unserem Mann, aber sie kommen doch. Denn zu den anderen Passagieren darf man, man muß nur den zu Besuchenden nennen, und die Konstabler schauen in der Schiffsliste nach, ob der wirklich darin steht. Er steht immer wirklich darin, die Freunde unseres Mannes haben sich die Schiffsliste beschafft, und jeder nennt einen unanfechtbaren Namen.

Parlamentsmitglieder werden durch jeden Kordon gelassen. Erstaunt schüttelt unser Mann dem Senator Arthur Rae und dem Abgeordneten Dr. Maloney die Hände. Als er auf der Überfahrt in dem Buch „Australia's Awakening" diese Namen las (mit ihnen traten die ersten Arbeitervertreter in die frühkapitalistische Urzeit Australiens ein), dachte er, die beiden nur noch auf Denkmälern zu finden, aber hierzulande liegt ja nichts sehr weit zurück, da stehen die zwei Sagenhaften in persona.

„Haben Sie einen Entwurf Ihres Referates oder so etwas?" fragt der Sekretär des Kongresses unseren Mann. Ja, so etwas habe er, erwidert unser Mann und freut sich, daß seine Arbeit nicht vergeblich war; mit dem Konzept der Rede eilt der Sekretär davon, um sie von der Tribüne zu verlesen.

Auf dem Schiff gibt es viele Wände, und an den Wänden kleben viele Zettel, und auf den Zetteln ist der fromme Wunsch gedruckt: „Kisch must land", und ein Exemplar wurde unserem Mann an den Rock geheftet, was die Photographen zur Großaufnahme seines Knopflochs veranlaßt. Boote, mit antifaschistischer Jugend bemannt, umkreisen die „Strathaird", ihre Fahnen und Banner tragen Losungen gegen die Nazibarbarei, für die Freilassung der politischen Gefangenen im Dritten Reich; Burschen und Mädel heben

die Ruder, schwingen die Fahnen, rufen im Sprechchor: „We want Kisch", und unser Mann kann darauf nur antworten: „I want you."

Unter den Gästen an Bord sind Schriftsteller, die gegen das Landungsverbot protestiert haben. Berufsfragen werden diskutiert und eine Zusammenkunft verabredet, aus der die Writers' League hervorgehen wird, australische Sektion der Schriftsteller-Internationale.

Gleichzeitig wickelt sich vor dem Obergericht von Victoria der Prozeß ab; Menschenraub oder legale Abschiebung, das ist die Frage. Was dort und überhaupt auf dem Festland vor sich geht, darüber berichten die rasch einander folgenden Ausgaben der Abendblätter, Meldungen vom Kongreß, vom Prozeß, von Szenen am Kai und von Verhaftungen wegen Flugblattverteilung, wegen Zettelklebens, wegen Nichtbefolgung der Polizeibefehle, wegen Amtsehrenbeleidigung.

Größer und größer ist das Getriebe an Bord geworden, alles drängt und stößt durcheinander, Einzelgespräche sind unmöglich geworden. Organisieren wir ein Meeting! Es wird ein dreistöckiges Meeting. Vom Oberdeck leitet es der Präsident der Eisenbahnergewerkschaft, T. M. Gleeson, und von dort sprechen die Redner, auf dem Verdeck darunter, backbords und steuerbords, bilden die Besucher und die neugierig hinzutretenden Schiffspassagiere das Auditorium, aber beileibe nicht das ganze; Versammlungsteilnehmer, meist Hafenarbeiter, stehen bis zum Wasserrand am Kai, Versammlungsteilnehmer, meist Jugend, lauschen in den rotbeflaggten Booten zu Füßen der „Strathaird".

Seit Schiffe die Welt durchsegeln, haben wohl noch niemals Bewohner des Festlands ein Schiffsdeck als Lokal für eine politische Massenversammlung gewählt. Filmoperateure kurbeln die Revolution auf dem Meer, eine Polizeiabteilung marschiert die Landungsbrücke empor, aber sie schreitet nicht ein, so scharf auch die Redner losziehen gegen die Regierung.

... gegen die Regierung. Die tagt in Canberra, dort tagt auch das Parlament, dort schlägt die Erregung Wellen. Ein Minister gibt sogar in seiner Eigenschaft als Schriftsteller eine Erklärung ab.

„Der Minister für Zollwesen, Mr. White, drückte heute seine Überraschung und Mißbilligung über den vom Präsidenten des Schriftstellerverbandes, Mr. Bernard Cronin, verfaßten Protest gegen die Verbannung von Kisch aus, der ohne Befragung der Mitgliedschaft erfolgte. ‚Ich selbst bin Mitglied', sagte Minister White, ‚und ich wurde nicht befragt. Wie man der Angabe Kischs Glauben schenken kann, daß er Schriftsteller sei, ist mir unerfindlich. Die Werke, die er geschrieben zu haben behauptet, scheinen der Welt unbekannt zu sein. Jedenfalls steht fest, daß keines seiner Bücher jemals in die englische Sprache übersetzt wurde.'"

Es mag für einen Autor recht bitter sein, solchen Hohn über sich ergehen lassen zu müssen, aber der zu Kränkende hat keine Zeit, sich zu kränken. (Vielleicht später.)

Generalstaatsanwalt Menzies läßt sich wieder vernehmen, alle Aktionen für den Ausgewiesenen seien sinnlos und zwecklos, denn ebenso wie der neuseeländische Antikriegsdelegierte Gerald Griffin rücksichtslos dorthin zurückexpediert wurde, woher er kam, werde es dem Weltdelegierten ergehen. „Er wird, so erkläre ich zum dritten und letzten Male, seinen Fuß nicht auf den Boden des australischen Gemeinwesens setzen."

Es mag für einen Delegierten recht bitter sein, solche Verdammung über sich ergehen lassen zu müssen, aber der zu Entmutigende hat keine Zeit, entmutigt zu sein. (Vielleicht später.)

Die Entscheidung, ob unser Mann seinen Fuß auf australischen Boden setzen darf, liegt vorläufig noch in den Händen des Obersten Gerichts von Victoria. Am frühen Morgen begann der Prozeß. Mrs. Arens hat ausgesagt, der Kapitän der „Strathaird", Mr. A. E. Carter, halte ihren Berliner Freund widerrechtlich an Bord fest, obwohl dieser ein ordnungsgemäßes Einreisevisum vom britischen Generalkonsulat in Paris besitzt. Mrs. Rosenove, die im Namen unseres Mannes dasteht, der seinerseits im Namen des Königs von Großbritannien und Irland dasteht, verlangt ein „order nisi", die Aufhebung der unrechtmäßigen Festhaltung an Bord. Dagegen wendet der angeklagte Kapitän ein, er sei dafür verantwortlich, daß die Befehle der Commonwealth-Regierung auf seinem Schiffe durchgeführt werden. Allerdings

kann er die Befehle der Commonwealth-Regierung, die die Festhaltung des Klägers verfügen, derzeit nicht vorweisen. Vertagung des Prozesses auf morgen.

Auch der Tag vertagt sich, und der Abend sinkt über Port Phillip und die Stadt Melbourne, die Wellen werden müde und die Fenster finster, jedoch der Besucherwirbel auf der „Strathaird" flaut nicht ab, er währt die Nacht hindurch, setzt sich ohne Unterbrechung am nächsten Morgen fort.

Schon gestern abend hätte die „Strathaird" in See stechen müssen, wenn sie ihrem Fahrplan gefolgt wäre. Aber sie ist festgehalten und wird festgehalten bleiben, so lange, bis das Gericht entscheidet, ob einer ihrer Passagiere mit Recht festgehalten wird.

Unseres Mannes Besucher reden selbstverständlich nicht nur mit ihm, sondern auch miteinander; ihre Gespräche, die sich überschneiden, sind Gespräche des Alltags, allerdings des Alltags von Melbourne.

„Sind Sie nicht mehr in der Radwerkstätte ...?" – „Ihre Kleine geht mit unserer Nell zur Schule, ich hab das erst vor ein paar Tagen gehört ..." – „Trinken wir nachher einen Cocktail bei Menzies ..." – „Nein, ich arbeite schon über ein Jahr bei Ruskin Limousines ..." – „Ist unser John Fisher wirklich der Sohn vom Prime Minister Andrew Fisher ...?" – „Am besten fahren Sie von Flinders Street mit der Deepdene bis Kew ..." – „Wir wohnen jetzt in Heidelberg ..." – „Sie müssen am Montag auf unserem Meeting in der Unity Hall sprechen, wenigstens ein paar Worte." – „Kommen Sie um sechs zum Geigenmacher Bill Dolphin, ein Glas Bier trinken." – „Bourke Street ... Collins Street ..." – „Rufen Sie mich vorher an, Ivanhoe 4646; das ist leicht zu merken ..."

Jaja, sagt sich unser Mann, das ist leicht zu merken, aber schwer zu verstehen. Alles ist so schwer zu verstehen. Wieso geben sich meine Freunde bei meinem Feind Menzies, dem Staatsanwalt, ein Rendezvous zum Cocktail? Wieso wohnen Melbourner Familien in Heidelberg und sind doch hier? Seit wann kehrt man bei einem Geigenbauer ein, wenn man ein Bier trinken will? Was mag Deepdene sein?

Da unten, ein paar Schritte von hier, liegt eine Riesen-

stadt. Ist dieses Melbourne so wie Berlin, dieses Australien so wie Europa? Wie gerne möchte er alles sehen und beschreiben, seinen Auftrag ausführen, zu sprechen und zu warnen vor der Barbarei, deren Zeuge er war, und er darf nicht hinunter von dem vermaledeiten Dreckschiff da. Nie werde ich in Bill Dolphins Violinwerkstätte Bier trinken, nie erfahren, was Heidelberg auf australisch bedeutet, nie Bourke Street betreten noch sonst eine Straße, so denkt unser Mann inmitten des Rummels, der vom Land in ihn einmündet und von ihm ins Land.

Am nächsten Tag erscheint ein Vertreter der Bundesregierung vor Gericht und verliest eine Erklärung des Innenministers Paterson:

„Am 18. Oktober 1934 hat in Verfolgung von Abschnitt 3, § GH des Einwanderungsgesetzes, der für besagtes Gesetz zuständige Minister auf Grund einer von einem anderen Teil des britischen Imperiums durch offizielle Kanäle erhaltenen Information den Egon Erwin Kisch als einen unerwünschten Besucher oder Bewohner des Commonwealth erklärt."

Die Vertreterin unseres Mannes bezeichnet die Angaben dieses Dokuments als falsch; am 18. Oktober war dem Minister unbekannt, daß der Delegierte kommen werde. Der Befehl an die Hafenbehörde in Fremantle besagte, „Kisch, der laut Melbourner Zeitungsnachrichten zu Vorlesungszwecken eintreffen werde, ist an der Landung zu verhindern." Aber die ersten Zeitungsnachrichten über die bevorstehende Ankunft erschienen erst vierzehn Tage nach jenem 18. Oktober. Das Verbot erfolgte auf Wunsch der deutschen Nationalsozialisten in Australien, und die Behauptung des Ministers, es liege eine durch offizielle Kanäle eingelangte Information von seiten eines anderen Teiles des Empire vor, trage den Stempel der Unwahrheit. Wo ist diese Information? Wie ist ihr Wortlaut?

Die Fragen werden nicht beantwortet. Um ein Uhr mittags erhebt sich der Oberrichter und verkündet, er werde, entgegen der Gepflogenheit, das Urteil der Urteilsbegründung folgen zu lassen, diesmal das Urteil voranstellen, damit die „Strathaird" nicht länger als notwendig im Hafen bleibe. Und also laute das Urteil: Die Klage wird abgewie-

sen, die Festhaltung des Klägers an Bord ist rechtsgültig; die Kosten des Verfahrens gehen zu seinen Lasten.

Telefonisch meldet man die Nachricht an Bord, die Signalpfeife schrillt, alle Besucher müssen das Schiff verlassen. Unser Mann verabschiedet sich und verspricht, auf dem Vorderdeck zwecks Winke-Winke zu erscheinen. Einem jungen Reporter, mit dem er über dessen politische Zweifel diskutiert hat, gibt er zum Abschied den Rat, nach Abstoßen des Schiffes noch ein paar Minuten am Ufer zu bleiben. „Das kann ich nicht, ich komme ohnehin schon zu spät in die Redaktion." – „Riskieren Sie fünf Minuten."

Einige Tage später bekommt unser Mann einen überschwenglichen Dankbrief des jungen Reporters, er habe gewartet, „hätte ich Ihren Rat nicht befolgt, wäre ich mit Schimpf und Schande entlassen worden, denn ich hätte alles versäumt, was sich ereignet hat".

Was hat sich denn ereignet?

Die „Strathaird" stieß ab, ein Meter Wasser war schon zwischen dem Schiffsrumpf und dem Uferrand, da sah die Menschenmenge auf dem Kai mit Entsetzen, wie sich fünfeinhalb Meter hoch über ihr ein Mann auf die Reling schwang; um Gottes willen, er wird sich doch nicht herunterstürzen?

Man wird verstehen, daß wir nicht selbst sagen, was sich ereignet hat, sondern es weniger Beteiligten, unberufen Berufeneren zu sagen überlassen. Im Berliner „Angriff" zum Beispiel wird es folgendermaßen gesagt: „Jüdische Frechheit des Rasenden Reporters. – Gerechte Strafe: Kisch bricht sich die Beine." Ohne Zweifel ist dieser „Angriff" übertrieben; so groß war die jüdische Frechheit denn doch nicht, sie begnügte sich damit, ihm ein Bein zu brechen, allerdings doppelt.

Wer dem Tatort näher ist, kommt dem Tatbestand näher. Kleben wir einfach die Titelseite irgendeiner australischen Zeitung hierher:

„Erfahrend, daß das Gericht den Antrag auf seine Freilassung abgelehnt hat, sprang Egon Erwin Kisch, der verbannte tschechoslowakische Schriftsteller und Vortragende, vom achtzehn Fuß hohen Achterdeck der ‚Strathaird', als diese eben im Begriff war, nach Sydney abzusegeln. Auf eine

Stahlschiene des Piers fallend, verletzte er sein Bein und brach, nachdem er einen Schritt gemacht hatte, zusammen. Freunde wollten ihm helfen, aber von allen Seiten herbeieilende Konstabler ergriffen ihn und trugen ihn unter Führung zweier Detektivinspektoren trotz aller seiner Proteste in der Richtung zum Schiff.

‚Wenn Sie mich an Land verhaftet haben', schrie er unterwegs mit gellender Stimme, ‚dürfen Sie mich nicht auf ein Schiff bringen!' Diesem Protest wurde jedoch nicht stattgegeben und Kisch auf das Schiff gebracht, das Gegendampf gegeben hatte, zum Kai zurückkehrte und eine Landungsbrücke auswarf. Jenes Teils des Publikums, der in der Nähe des Achterdecks stand, bemächtigte sich ungeheure Erregung, die sich in verschiedenartiger Weise Luft machte, und auch nach Wiederabfahrt der ‚Strathaird' nicht verstummte. Zur Stunde ist die Polizei dabei, den Station Pier zu räumen.

Der Sprung war die Folge der an Bord gelangten Mitteilung, daß Oberrichter Irvin die Klage abgewiesen habe. Kisch, obzwar er vorher Freunden und Besuchern versichert hatte, daß er nicht erwarte, in Melbourne befreit zu werden, war sehr betroffen über die gerichtliche Entscheidung. Seine Besucher begaben sich ans Ufer und warteten auf ein Abschiedswort. Als er an der Reling erschien, riefen einige: ‚Warum kommen Sie nicht ans Ufer?' Er deutete auf einen Mann, der sich mehr oder minder an seiner Seite hielt und ihn zu bewachen schien. Dann entfernte sich Kisch, worauf die meisten seiner Freunde den Pier verließen, da sich das Schiff zu bewegen begann.

Kaum drei Minuten später erschien er auf dem Achterdeck, schwang sich auf das Geländer und sprang hinab. Er stürzte auf den Pier, erhob sich, machte einen Schritt vorwärts und brach mit schmerzverzerrtem Gesicht zusammen. Im selben Augenblick hatte ihn schon der Konstabler I. B. Weller erreicht und fragte ihn in freundlicher Weise, ob er sich verletzt habe. Er antwortete, er habe sein rechtes Bein gebrochen. Man trug ihn fort, und zwar auf Weisung der Detektive, trotz seines lauten Protestes, auf das wieder anlegende Schiff zurück.

Vom Hauptquartier der Polizei werden wir informiert,

daß der Kommandant der ‚Strathaird', Capt. Carter, für den sicheren Gewahrsam Kischs haftbar ist und im Augenblick der Rückkehr des Schiffes von der Polizei verlangte, daß man den Flüchtigen zurückschaffe.

Ehe die ‚Strathaird' von neuem abstieß, beklebten Demonstranten den Bug mit Zetteln, auf denen die Worte gedruckt waren: ‚Kisch, deportiert von Hitler 1933 – von Lyons 1934. Kisch muß landen!' Zwei Frauen wurden beim Zettelkleben festgenommen.

Weitere Nachrichten über die Szenen an der Landungsbrücke S. 2 und 4. – Der Fall Kisch vor Gericht S. 5. – Die Fälle Kisch und Griffin vor dem Bundesparlament S. 5. – Ein tschechoslowakischer Beethoven (Smetana) S. 8."

•

Sich in Schmerzen windend, ist unser Mann vor den Schiffsarzt gebracht worden, der seine Achselklappen zuckt: ohne Röntgenstrahlen könne er nichts machen, und es gäbe keine Röntgenstrahlen auf dem Schiff. Damit etwas als geschehen erscheine, gibt er den Auftrag, das Bein zu verbinden. Der Patient wird durch eine Gasse geblickter Spießruten in seine Kabine getragen.

Freund O'Hara, der Steward, hilft unserem Mann aus den Kleidern. Unser Mann kann sich nicht bewegen. Aus Leinentüchern macht O'Hara eine Schlinge und zieht sie durch die Bettstatt, die über der unseres Mannes liegt und seit Melbourne leer ist. An dieser Schlinge kann er sich ein wenig hochziehen, aber auch das schmerzt unbeschreiblich. Er hat hohes Fieber.

O'Hara sagt: „Was haben Sie da getan! Das hätten Sie nicht machen sollen, alle Passagiere sind jetzt gegen Sie."

Unser Mann denkt an die Proklamation, er werde seinen Fuß nicht auf den Boden des australischen Gemeinwesens setzen. Nun hat er seinen Fuß auf Australien gesetzt und ihn dabei gebrochen. Mister Menzies kann lachen. Und auch der Nazidiplomat, der durch seine Intervention das Landungsverbot veranlaßt hat, und die Gestapo in Berlin lachen sich ins blutige Fäustchen.

Keine Röntgenstrahlen an Bord, ohne das Bein einzurenken oder zu gipsen, wird man ihn auf der „Strathaird" lassen, die keineswegs bereits umkehrt. Im nächsten Jahr,

wenn sie wieder in Europa landet, wird er längst zum Krüppel geworden sein, ohne Zweifel.

Am besten ist's, an gar nichts zu denken. Lesen aber kann er auch nicht, zu sehr peinigt ihn das gebrochene Bein. Dort auf dem Koffer flimmert, mit roter Tinte kalligraphiert, auf einem pergamentenen Einband der Name Hölderlin. Das Gedichtbändchen ist das handgeschriebene Geschenk einer deutschen Genossin aus Melbourne.

Ein Bote bringt Depeschen aus Sydney und Melbourne. „warum sind sie gesprungen fragezeichen drahtet zweihundert worte stop redaktion..." Weg damit! Vielleicht wäre es gut, dem tschechoslowakischen Generalkonsulat in Sydney zu telegrafieren, daß das Bein einer Röntgenaufnahme bedarf; Telegramme an Konsularbehörden dürfen nicht zurückgehalten werden. „Zamini" heißt die Telegrammadresse aller tschechoslowakischen Konsulate, und für weitere sechs Worte reicht die Barschaft noch.

Wieder kommt ein Depeschenbote. Wollen Sie ein Telegramm für mich aufschreiben? Danke bestens. Reichen Sie mir, bitte, das Büchlein vom Koffer. Danke bestens.

„Doch uns ist gegeben,
Auf keiner Stätte zu ruhn,
Es schwinden, es fallen
Die leidenden Menschen
Blindlings von einer
Stunde zur andern,
Wie Wasser von Klippe
Zu Klippe geworfen,
Jahrlang ins Ungewisse hinab."

Nein, er kann nicht lesen, seine Lippen und das Schiff skandieren in einem falschen Rhythmus mit. Die Schiffswände klopfen Schreibmaschine, immerwährend ein Wort aus zehn Buchstaben, dann eine Pause, dann wieder zehn Buchstaben. Unser Mann denkt über Worte mit zehn Buchstaben nach, er fühlt, wie das Fieber steigt; wenn er wenigstens schlafen könnte; der Steward tritt ein und fragt, ob er das Licht ausknipsen soll. Allright, switch off the light, O'Hara, und bitten Sie den Doktor um ein Schlafmittel. Ein alberner Schüttelreim frißt sich in unseres Mannes Hirn.

Leise kehrt O'Hara nach zeitloser Zeit in die Kabine zurück, leise, um unseren Mann nicht zu wecken, falls er eingeschlafen sein sollte. Keine Rede von Eingeschlafensein; im Bein steckt ein zerbrochener Knochen, im Kopf der Schüttelreim von einer Maus, die nicht zum Speck dringt und deshalb von Deck springt, blödes Vieh.

Zwei Pulver für heute, zwei für morgen, hat der Arzt sagen lassen; unser Mann nimmt alle vier, und auch das nützt nichts. Es klopft an die Tür, nein, es ist nur das in eine Schreibmaschine verwandelte Schiff.

Herr Strauß ist da, der Spitzel aus der französischen Konzession von Schanghai, der auch damals am Bett stand, als unser Mann einen Anfall von Malaria hatte. Ich soll Sie im Namen von Herrn Ussakowski einladen, mit ihm und Herrn Trebitsch-Lincoln heute im Cathai-Hotel zu dinieren; er wird Ihnen sein Auto schicken. Unser Mann herrscht ihn an, nun habe er ihm doch wirklich oft genug gesagt, daß er ihn nicht mehr sehen wolle. Wenn andere Leute hier sind, antwortet Strauß, kann ich auch dasein, ich habe noch niemanden an den Galgen geliefert.

Die kleine dicke Frau neben ihm ist Madame Denise vom Hotel in Versailles, wo unser Mann wohnt. Sie sagt mit piepsender Stimme, sie brauche das Zimmer im dritten Stock für einen Flieger. Es klopft, und Herr Strauß fragt, was er Herrn Ussakowski bestellen soll, und sagt eindringlich: Machen Sie sich ihn nicht zum Feind, der weiß ganz genau, mit welchen Chinesen Sie sich gestern in Tschapei getroffen haben.

Wieder klopft es, und unser Mann ruft „entrez", weil Madame Denise eben auf französisch erklärt hat, ein Flieger müsse doch im dritten Stock wohnen wegen der Luft und der Höhe; aber die Frauenstimme, die eintritt, fragt auf englisch, ob sie das Licht anknipsen darf. Allright, sagt unser Mann, switch on the light, und da steht ein wunderwunderschönes Mädchen, wie man es leider nur sieht, wenn man hohe Temperatur hat.

Kamerad, sagt sie, die Kongreßleitung hat mich beauftragt, mich auf der „Strathaird" einzuschiffen, damit wir mit Ihnen in Kontakt bleiben.

Sehr schön, sagt unser Mann, sehr schön vom Kongreß

und von Ihnen, meine Dame. Schade, daß die Ozeandampfer nur in Fieberträumen Küstenpassagiere aufnehmen, sonst wären Sie wirklich vorhanden, meine Dame. Sie heißen natürlich Diotima, nicht wahr?

Ich heiße Gwendolyn. Ich mußte eine Schiffskarte nach Neuseeland lösen, weil die Ozeandampfer keine Küstenpassagiere aufnehmen.

Ist es nicht schön, Fieber zu haben? Wenn sich die Logik gegen irreale Erscheinungen wehrt, so antworten die Fieberphantasien mit logischen Begründungen. Man muß seinen Zweifel gar nicht aussprechen, man denkt ihn bloß, und schon ist die Phantasiefigur dabei, ihn zu widerlegen.

Hier ist mein Ticket von Melbourne nach Wellington, damit Sie mir glauben, Kamerad. Und hier meine Parteilegitimation; ich bin Org.-Leiterin des Unterbezirks in X. Die Freunde haben mich an Bord geschickt, bevor noch der Prozeß zu Ende war, ich habe Sie aber auf dem Verdeck nicht angesprochen, um nicht mit Ihnen gesehen zu werden. Deshalb bin ich auch nicht bei Tag gekommen. Ich bleibe an Bord, solange Sie an Bord bleiben.

Ja, Kameradin Gwendolyn, bleiben Sie ewig mit mir auf dem Schiff, aber Sie sollten mir das nicht gerade vor Herrn Strauß sagen, der ist nämlich ein Polizeispitzel.

Ich habe noch keinen an den Galgen geliefert, sagt Strauß.

Wer? Ich kenne keinen Herrn Strauß, sagt Gwendolyn.

Entschuldigen Sie, ich habe nämlich ein wenig Fieber, sagt unser Mann, ich weiß natürlich, daß niemand hier ist, auch Sie nicht, du schönster aller Fieberwunschträume.

Ich will Sie nicht stören, Kamerad, wenn Sie zu große Schmerzen haben.

Verweile doch ...

Ich soll Ihnen dreierlei bestellen. Erstens ist gestern beschlossen worden, den Prozeß, falls Sie ihn in Melbourne verlieren, in Sydney noch einmal anhängig zu machen.

Und dann kann ich sofort nach Melbourne zurückfahren und beim Geigenbauer Bill Dolphin ein Glas Bier trinken ... Nur schade, daß das nicht möglich ist. Es war ja das Oberste Gericht, das gegen mich entschied, und eine höhere Instanz gibt es nicht.

Es war das Oberste Gericht von Victoria. In Sydney aber

ist das Oberste Gericht von Neusüdwales, und außerdem ist dort das Oberste Gericht für das ganze Commonwealth...

...Und das wird mich gleich an Land lassen und sich feierlich bei mir entschuldigen, nicht wahr?

Jedenfalls sind die Aussichten in Sydney viel günstiger; dort gibt es keine Jahrhundertfeier und keinen königlichen Besuch, die von Ihnen gestört werden können, man tut in Sydney in der Regel das Gegenteil von dem, was in Melbourne getan wird, und das Oberste Gericht ist ziemlich demokratisch. Vielleicht läßt man Sie wirklich an Land.

Dann kann ich mein Zimmer hier abgeben, c'est entendu, Madame Denise.

Wie bitte? Also das war das erste, was ich Ihnen zu bestellen habe.

Und das zweite, du Herold der Freude namens Gwendolyn? Was geschieht dann, wenn die Maus *nicht* an den Speck dringt?

Zweitens erscheint Ihr Referat als Broschüre. Es wird heute nacht in Melbourne gedruckt, das andere Exemplar des Manuskripts nimmt das Rote-Hilfe-Auto nach Sydney mit, damit die Broschüre dort noch vor dem Eintreffen der „Strathaird" erscheinen kann.

Ich habe ja nur einen Entwurf abgegeben, und an Stelle der Namen habe ich immer X geschrieben.

Seien Sie ganz ohne Sorge. Ich habe es abgetippt. Wir wußten schon, wo statt X der Name „Hindenburg" und wo der Name „Hitler" einzusetzen war.

Sie haben es abgetippt? Sind viele Worte mit zehn Buchstaben darin, verzeihen Sie...

Es ist eine ganz gute Analyse des Nazifaschismus und viel Konkretes darin, das wir bisher nicht wußten.

Und was ist das dritte, das Sie mir zu verkünden haben, Genossin Gwendolyn?

Das dritte! Das dritte ist so konspirativ, daß ich es selbst Ihnen nicht vor elf Uhr nachts sagen durfte. Sie wissen doch, wer Gerald Griffin ist?

Natürlich, der Kongreßdelegierte, den man nach Neuseeland abgeschoben hat.

Ja. Er ist zurückgekehrt. Unter falschem Namen. Heute abend spricht er bei den Kohlenkumpels in Newcastle.

Wird man ihn nicht verhaften?

Wir haben Vorsichtsmaßnahmen getroffen ... außerdem wird die Polizei in einem Bergarbeitermeeting nicht so leicht eine Verhaftung wagen. Griffins Landung ist ein Schlag gegen die Reaktionäre. Weite Kreise sind empört über die beiden Landungsverbote, die Bewegung gegen Krieg und Faschismus wächst – wenn jetzt auch noch Sie landen würden ...

Das mit Griffin ist wirklich herrlich, jetzt fühl ich mich viel besser.

Wirklich? Das ist schön, Kamerad. Ich soll auf Sie aufpassen, ob man Sie nicht heimlich auf ein anderes Boot bringen will oder sonstwohin, um Sie von der Öffentlichkeit abzuschneiden. Wenn Sie Telegramme aufgeben wollen, kann ich das selbstverständlich für Sie tun, ich habe auch Geld für diesen Zweck bekommen. Oder wenn Sie sonst etwas brauchen?

Und so verging die Nacht trotz aller Schlafmittel als eine Nacht ohne Schlaf, und so verging die Nacht trotz aller Schmerzen als eine Nacht ohne Schmerzen.

Da die Wellen in goldbesticktem Hellgrau am Glas des Bullauges vorübereilen, ist der Morgen gekommen und kein Gast mehr in der Kabine, und der Tag meldet sich von überallher, auch von Europa: drahtet, ob schwerverletzt.

Mittags, während alle im Speisesaal sind, schlüpft Gwendolyn herein und bringt eine an sie eingelangte Depesche: konzert großartig ausgefallen, liebe an die familie. Mit „Konzert" ist das gestrige Auftreten Griffins gemeint, die „Familie" ist unser Mann, die Liebe tut ihm wohl.

Aus dem blau und rot angelaufenen, geschwollenen Bein dringt der Schmerz in den ganzen Körper, aber nicht weiter, nicht ins Bewußtsein; ein Paradox: der Schmerz ist vorhanden, aber er wird nicht gespürt.

Am nächsten Morgen erscheint der Obersteward und eröffnet unserem Mann, er müsse ihn einschließen. „Was?" ruft unser Mann. „Sind Sie wahnsinnig geworden? Ich bin doch nicht verhaftet." – „Befehl vom Capt'n." – „Bestellen Sie dem Capt'n, daß ihn das teuer zu stehen kommen wird und die Schiffahrtskompanie auch. Auf Freiheitsberaubung steht Zuchthaus. Ich habe mein Billett bezahlt wie jeder

andere Passagier und habe das Recht auf die gleiche Behandlung, solange ich kein Verbrechen begehe. Bestellen Sie das dem Capt'n."

Der Obersteward geht, hinter ihm dreht sich der Schlüssel in der Tür.

Schiffshaft ist eine scheußliche Art von Haft; selbst wenn du aufstehen und an die Tür trommeln könntest, niemand würde dich in dem Geknatter nahe dem Maschinenraum hören, niemand hält sich tagsüber hier unten auf. Warum diese Maßregel? Zur Vereitelung eines Fluchtversuchs würde eine Wache vor der Kabine genügen. Jedenfalls befürchtet man, daß die Arbeiter unseren Mann gewaltsam vom Schiff holen könnten. Jedenfalls hat die Rückkehr Gerald Griffins solches Aufsehen hervorgerufen, daß die Regierung eine zweite Schlappe vermeiden will. Jedenfalls soll verhindert werden, daß sich in Sydney der Besucheransturm von Melbourne wiederholt, abermals eine Versammlung auf Deck organisiert wird.

Plötzlich heult die Alarmsirene auf. Unser Mann hört, wie sich die Schotten schließen. Höchstwahrscheinlich ist es nur ein Probealarm; unterwegs wurden mindestens sechsmal Feuerproben abgehalten, das ist jetzt strenge Vorschrift, Mannschaft und Passagiere werden für künftige Torpedoangriffe geschult. Aber kann es nicht diesmal ein wirklicher Schiffbruch oder eine wirkliche Feuersbrunst sein? Unser Mann denkt an Albert Londres auf der „Georges Philippar".

Im Fall einer Katastrophe hat ein Schiffshäftling nur die Wahl, zu verbrennen oder in verschlossener Zelle langsam zum Meeresgrund zu sinken, hu. Schiffshaft ist eine scheußliche Art von Haft, sagt unser Mann zu sich, einem anderen kann er es ja nicht sagen. Gwendolyn wird nun auch nicht mehr kommen, denn sie ist keine Fieberphantasie.

Die Maschinen der „Strathaird" stoppen. Ob sie schon am Sydneyer Ufer vertäut wird oder ob ein Tender an sie anlegt, weiß unser Mann nicht, eines von beiden muß der Fall sein. Eine Ärztin aus Sydney, von der Roten Hilfe gesandt, wird in die Kabine gelassen, der Schiffsarzt begleitet sie. Der Konsul erscheint – nein, nur ein Beamter des Konsulats, nicht der Herr Generalkonsul persönlich, den wird unser Mann auch in Zukunft nicht zu Gesicht bekommen, der Herr

Generalkonsul kompromittiert sich keineswegs; er wird selbst auf die ihm von der Öffentlichkeit gestellte Frage keine Antwort geben, ob unser Mann wirklich ein Schriftsteller ist oder das nur behauptet.

Die Ärztin stellt Knöchelbruch und Schienbeinbruch fest und sagt kopfschüttelnd zum Schiffsarzt: „Wie konnten Sie es unterlassen, den Mann in Melbourne sofort ins Hospital zu schaffen?!" Kleinlaut stammelt der Schiffsarzt, er habe den Patienten erst untersuchen können, als das Schiff schon fuhr. Der Herr vom tschechischen Konsulat fragt, was er für unseren Mann tun könne, und der erwidert: Danke schön, es ist schon gut.

An der Kabinentür warten der Obersteward und zwei Unterstewards auf das Ende der Ordination, um durch eine Schlüsseldrehung die Kabine in ein Gefängnis zurückzuverwandeln. Aber die ärztliche Untersuchung hat sich zu lange ausgedehnt, die „Strathaird" ist schon in Sydney, sie liegt am Pyrmont Quay, Leute sind an Bord gekommen. Bevor die Ärztin und der Konsulatsbeamte das Krankenbett verlassen haben, drängen in stürmischem Wellengang Freunde vor und Neugierige, überrennen den Dreierposten der Stewards, Woge auf Woge strandet in dem Kabinchen. Nicht mehr als zehn, zwölf finden gleichzeitig Platz, obwohl sie hoch oben auf der leeren Bettstatt, auf dem Koffer, auf dem Waschtisch sitzen. Ungeduldig murren die Draußenstehenden, die einen müssen hinaus, die anderen dürfen herein.

Unser Mann erfährt: Gerald Griffin hat bereits in drei Massenversammlungen gesprochen, nach seiner Rede verdunkelte sich der Saal, und Griffin verschwand spurlos, von Freunden geschützt; das Land lacht, die Regierung wütet, die Polizei sucht. Die antifaschistische Bewegung gewinnt immer mehr und mehr Anhänger in allen Schichten. Reverend Rivett, ein achtzigjähriger Priester und Menschenfreund, verehrt auf dem ganzen Kontinent, predigt in der Kirche und spricht in Versammlungen zu dem Thema „Kisch muß landen", als wäre das eine Bibelstelle.

Heute beginnt vor dem Obergericht von Neusüdwales unseres Mannes neuer Prozeß. Im Einvernehmen mit der Regierung hatte die Schiffskompanie beabsichtigt, unseren Mann auf die „Narkunda" zu transportieren, die heute aus

Sydney nach Europa segeln sollte. Weil aber inzwischen der Prozeß anhängig gemacht wurde, kann das nicht durchgeführt werden. Bevor die Verhandlung abgeschlossen ist, dürfen weder der Kapitän der „Strathaird", der der Beklagte ist, noch die „Narkunda", die eventuell den Kläger abschleppen wird, den Gerichtsbereich verlassen.

Eine Anwältin und ein Anwalt treten ans Krankenbett. Frau Jollie-Smith ist Solicitor, vorbereitender Anwalt, juristische Beraterin der Gewerkschaften, sie hat schon manchen Sozialistenprozeß geführt und weiß, um was es geht. Unser Mann verständigt sich rasch mit ihr. Etwas schwieriger ist das mit dem Barrister, dem plädierenden Anwalt. Mister Piddington, K. C., das heißt Königlicher Rat, könnte von Dickens entworfen sein, ein greiser, spindeldürrer Gentleman, in seinem Innern aber brodelt ein Vulkan, bald wird er losbrechen und vier Monate lang Feuer speien. Er wird den Richtern zu schaffen machen, obwohl er vor nicht allzu langer Zeit selbst einer war. Er hat sein Amt als Rat des Obersten Gerichts, das hohe Gehalt und die hohen Ehren zum Protest gegen eine antidemokratische Maßnahme des Gouverneurs niedergelegt, er ist geachtet wegen seiner Überzeugungstreue und als Soziologe, als Kunsthistoriker, als Shakespeare-Forscher und als Linguist, der viele Sprachen spricht; im Laufe des Prozesses für unseren Mann wird er noch eine neue Sprache, das heißt eine sehr alte, dazulernen, seinen dreiundsiebzig Jahren zum Trotz.

Freilich faßt er den Fall unseres Mannes nicht so auf, wie ihn unser Mann aufgefaßt wissen will; Old Piddington möchte eine scharfe Abgrenzung unseres Mannes von Griffin herbeiführen, der sich durch seine illegale Rückkehr nach Australien nicht gentlemanlike benommen habe; Old Piddington möchte, daß unser Mann den unpolitischen Charakter seiner Reise betone; Old Piddington schaudert's bei dem Gedanken, das lilienweiße Schild unseres Mannes könnte durch ein australisches Gerichtsurteil auf ewig befleckt werden; Old Piddington ist bereit, bis zum letzten dafür zu kämpfen, daß solche Schmach vermieden werde.

Uff, nun müssen doch endlich alle für Photoaufnahmen erdenklichen Einstellungen beendet sein; unmöglich kann

von dem Bewegungslosen noch eine neue Ansicht gemacht werden. Kaum aber hat unser Mann diese Überzeugung gewonnen, als er erfährt, nunmehr werde er von innen photographiert. Ein ganzes Röntgenatelier mitsamt elektrischen Batterien ist an Bord geschafft worden, Kostenaufwand 100 Pfund Sterling – in Sydney würde eine Aufnahme höchstens ein halbes Pfund kosten. Aber die Kronjuristen haben das weise Gutachten abgegeben, wenn man den Passagierpatienten zum Röntgen an Land ließe, wäre damit das Landungsverbot durchbrochen ...

Man trägt den schweren Patienten in das neu installierte Röntgenlaboratorium, um sein Bein en face und en profil zu durchleuchten. Was sich weiß auf schwarz ergibt, ist ein Beinbruch, schwarz auf weiß dagegen ein schriftlicher Befund, „supramalleolare Schrägfraktur der rechten Tibia in der Länge von 6 Zoll (15 Zentimeter), vom Malleolus in der Diaphyse der Tibia aufwärts verlaufend. Querlaufende Fraktur des Malleolus externus, Abrißfraktur des Processus posterior tali." (Autorisierte Übersetzung von uns.)

Die Frage, ob auch das Recht gebrochen ist, läßt sich nicht so exakt feststellen. Drüben im Obergerichtsgebäude bejaht Mister Piddington mit Entschiedenheit diese Frage. Es gäbe kein Landungsverbot gegen einen Mann, der bereits gelandet sei; sein Klient sei in Melbourne, also auf australischem Boden, gepackt und gegen seinen Willen mit Gewalt auf die „Strathaird" gebracht worden. Was nennen Sie Menschenraub, wenn nicht dieses? Darf man in Australien jedermann überfallen und einfach auf ein Schiff verschleppen? Ich frage, Euer Ehren, darf man das?

Die Gegenseite ist nicht verlegen, sie produziert (o doppeldeutiges Wort!) die aus England erhaltene Information über die aufrührerische Tätigkeit unseres Mannes. Mit dem Wortlaut dieser vom Innenminister vorgelegten, angeblich überseeischen Beschuldigung rast der alte Piddington in der Mittagspause auf die „Strathaird" zu unserem Mann. „Was haben Sie dazu zu bemerken?" – „Ich habe dazu zu bemerken, daß diese Information nicht der Intelligence Service, sondern ein Unintelligence Service verfaßt hat." – „Bravo, bravo, das sollen die Herren zu hören kriegen. Was ist falsch an der Beschuldigung?" – „Alles. Am Charkower Schrift-

stellerkongreß haben nicht nur Kommunisten, sondern Schriftsteller der verschiedensten Parteien und Parteilose aus allen Ländern teilgenommen. Ich bin kein Spezialist für ostasiatische Wirtschaftsfragen – der Spitzel, der den Bericht schrieb, hat das daraus geschlossen, weil eines meiner Bücher China behandelt. Ich habe niemals zur Bande des Räuberhauptmanns Max Hölz gehört, denn Max Hölz war kein Räuberhauptmann und hatte keine Bande, er war ein Führer der mitteldeutschen Arbeiter, und ich habe ihn erst nach dem mitteldeutschen Aufstand kennengelernt – und so weiter und so weiter; es lohnt nicht, auf dieses Geschwätz einzugehen."

Chor der Ärzte: „Sind Sie bald fertig, Mister Piddington? Wir wollen dem Patienten ein Pariser Pflaster geben." – „Ja, ich bin fertig. Auf Wiedersehen."

Ein Pariser Pflaster? So heißt wohl Englischpflaster auf englisch, denkt unser Mann, erfährt aber bald am eigenen Leib, daß es ein Gipsverband (plaster) ist. Solche Mißverständnisse können vorkommen; so hat unser Mann durch wiederholte falsche Anwendung des Wortes „cry" eine sentimentale Note in die Berichte hineingetragen. „Cry" heißt nicht „schreien", obwohl er es in der Schule so gelernt hat, sondern „weinen"; „schreien" übersetzt man mit „shout".

Wie viele Australierinnen mögen Tränen des Mitleids vergossen haben, als sie lasen, wie unser Mann die Polizei anweinte, ihn nicht aufs Schiff zurückzubringen, und wie er den Steward anweinte, der ihn an Bord einsperrte. Richtigstellung: es war kein Weinen, es war ein Übersetzungsfehler.

Der Gips ist angemacht, unseres Mannes Bein wird mit der ersten Portion des Breis beklatscht, da hört man schwere Tritte.

Auf einer Bahre wird ein indischer Schiffsarbeiter hereingebracht, bewußtlos, aus seiner linken Schläfe sickert Blut. „In die Ladeluke gestürzt, zwanzig Fuß tief", sagen die Männer, die ihn tragen, und legen ihn auf den anderen Operationstisch. Am Kopfende steht ein alter Inder, mit dem Transport eingetreten, seine Augen haften an dem Leblosen, seinem Sohn.

Die Ärzte blicken einander fragend an, antworten ein-

ander durch Blicke: Gut, beenden wir zuerst die Vergipsung. Dieser Ausgang des stummen Gesprächs ist unserem Mann nicht recht, und er sagt: „Bitte, nehmen Sie ihn zuerst vor."

„Sie haben hier gar nichts zu bestimmen", zischt ihn einer der Doktoren an, dessen mädchenhaftes Gesicht nicht so viel Energie vermuten ließ. Statt einer Antwort richtet unser Mann sich auf, zieht das angegipste Bein vom Tisch weg und läßt es seitwärts baumeln, der Gipsbrei tropft aufs Linoleum, die Doktoren wenden sich dem andern Operationstisch zu. Sie betasten den Kopf des Verletzten. Der stöhnt aus der Tiefe der Bewußtlosigkeit ein gräßliches Stöhnen. Sein Vater macht einen Schritt auf ihn zu.

Unser Mann liegt da in tiefer Scham, er möchte vom Operationstisch springen. Wozu bin ich hier? Wozu all der Rummel? Damit ich an Land komme und ein paar Reden halte? Neben mir stirbt ein Mensch, einem Vater stirbt vor seinen Augen der Sohn, dem Alten wird der Rest der Heuer ausgezahlt werden, und dann kräht kein Hahn mehr nach dem Toten.

Wann habe ich doch das letztemal, denkt unser Mann, ein solches Gefühl verzweifelter Ohnmacht gefühlt? Er erinnert sich. Es war 1933 in der Massenzelle am Alexanderplatz, unter vierzig zerschlagenen, verstümmelten Arbeitern. Zerbrochene Kinnladen, zerbrochene Finger, zerbrochene Nasenbeine, zertretene Nieren, Rippen und Geschlechtsteile, die Rümpfe blutig und geschwollen. So waren die Menschen in der Nazikaserne Papestraße zuschanden geprügelt worden, weil sie sich zum Sozialismus bekannten.

Davon will ich sprechen, nimmt sich unser Mann vor, wenn ich an Land kommen sollte, davor will ich warnen. Warnen vor den Herrenmenschen, die nicht genug daran haben, daß der „Untermensch" für ihren Profit in die Ladeluke fällt und in die Grube fährt, sondern ihn noch mit Reitpeitschen und Stahlruten zum Krüppel schlagen, wenn er über seine Lage zu denken beginnt.

Ein Verband um den Schädel scheint alles zu sein, was man für den armen Inder tun kann, hernach hebt man ihn wieder auf die Bahre und trägt ihn in das angrenzende Krankenzimmer. Starr geht der Vater hinterdrein, sein Blick klebt noch immer an dem gebrochenen Auge seines Sohnes.

Hinter der Eskorte schließt sich die Tür. Dort im Krankenzimmer werde auch ich liegen, denkt unser Mann, an der Seite eines Sterbenden, eines gegen seinen Willen Geopferten, um den sich niemand bekümmert. Und um mich dreht sich eine Aktion, es ist schrecklich.

Nun ist unser Mann wieder an der Reihe. Nie ist wohl eine Gipsmasse feindlicher auf ein Bein geklatscht worden. Als er ins Krankenzimmer nebenan getragen wird, ergibt sich, daß der Inder nicht darin ist, er wurde in ein Sydneyer Hospital geschafft, nur der Weg führte durch das Zimmer.

Bis zum Abend ist der Prozeß nicht abgeschlossen. Sollte das Gericht auch morgen nicht zum Urteilsspruch kommen, so darf die „Strathaird" dennoch absegeln, und unser Mann muß an Bord bleiben und wird in Brisbane das Urteil erfahren. Spricht aber das Gericht schon morgen aus, daß Landungsverbot und Schiffshaft zu Recht bestehen, dann ist er auf der „Narkunda" nach Europa zu deportieren. Die dritte Möglichkeit lautet: an Land gelassen zu werden.

„Kopf hoch, alles geht gut bei Gericht", berichten die Besucher, „Piddington hat die Staatsanwälte in eine Sackgasse gejagt, und Richter Evatt selbst bezeichnet die Angaben der sogenannten Information durch England als lächerlich. Aus London ist ein Telegramm da, daß England die Ausweisung nicht verlangt hat, wie behauptet wurde. Im englischen Unterhaus hat nämlich Mister Wilmot im Namen der Labor Party eine Interpellation eingebracht, ob die britische Regierung bei der australischen das Landungsverbot veranlaßt habe. Der englische Innenminister hat geantwortet: ‚Über die Zulassung von Personen nach Australien haben allein die australischen Behörden zu bestimmen, weshalb die Frage eines Ratschlags oder eines Verlangens nicht auftauchen kann.' Es geht gut, Kopf hoch!"

Aber unser Mann hebt den Kopf nicht hoch, er erweist sich im Gegensatz zu seinem Ruf als einsilbig und mißgestimmt. Die Nacht über bleibt er im Schiffshospital, während unten in seiner Kabine dem Steward O'Hara die Arbeit blüht, die mitgebrachten Habseligkeiten unseres Mannes plus einer beträchtlichen Warenmenge von Liebesgaben im Koffer zu verstauen.

Freitag, der 16. November, ist der nächste Tag; es überstürzen sich die Boten vom Gerichtsschauplatz, Frau Jollie-Smith kommt dreimal an Bord, um Auskunft über dunkle Punkte zu heischen, die die Anwälte der Regierung im Vorleben unseres Mannes gefunden haben wollen. Die aufs Deck führende Tür des Krankenzimmers öffnet sich, und unser Mann sieht einen Tonfilmapparat auf sich gerichtet, umstanden von Neugierigen. „Würden Sie ein paar Sätze sprechen?" Unser Mann spricht einen Protest gegen seine Fernhaltung von Australien und sagt ein paar Worte über die Tätigkeit des Weltkomitees gegen Krieg und Faschismus und über den Naziterror. (Von morgen abend an wird der Film in den Melbourner Kinos laufen, in Sydney aber verboten sein, so ist das in Australien.)

Die Tonfilmaufnahme ist beendet, der dicke Obersteward sperrt die Tür von außen wieder ab, das empört die auf dem Verdeck Versammelten, eine Frau springt auf den Steward zu und schlägt ihn ins Gesicht. „Wie können Sie es wagen, diesen Mann einzuschließen?" – „Aber, Madam", stößt der Obersteward hervor, während die eine Seite seines Gesichts noch dicker wird, „das Zimmer ist doch auf der anderen Seite offen." – „Sorry", sagt die Frau, „das wußte ich nicht", und verschwindet in der Menge.

Jenseits dieser Szene liegt unser Mann, ein Brief von Reverend Rivett wird ihm gebracht: „Mein lieber Freund. Ich kann Sie nicht anders nennen als meinen lieben Freund, wenn Sie auch meinen Namen wohl nie gehört haben. Ich bin ein sehr alter Diener Gottes und glaube fest, im Sinne Gottes zu handeln, wenn ich dagegen auftrete, daß man Sie von meinem Vaterland fernhalten will. Sie kämpfen für den Frieden, und ich weiß auch, wie Sie das verstehen: Sie wollen die Ursachen aller Kriege ausrotten mit Feuer und Schwert. So weit wage ich nicht zu gehen, aber ich weiß, daß die Mächtigen dieser Erde mit salbungsvollen Phrasen Kriege vorbereiten. Ich hatte bestimmt gehofft, heute zu Ihnen kommen zu können, obwohl ich krank bin – meine Krankheit und mein Alter (fast achtzig Jahre) haben mich auch nicht verhindert, täglich für Ihre Freilassung zu sprechen. Eine unaufschiebbare Pflicht aber hält mich ab, Sie heute zu besuchen. Ich bete zu Gott, daß wir einander den-

noch sehen können. Mit besten Wünschen Ihr aufrichtiger Arthur Rivett."

Schade, daß er verhindert ist. Ein anderer Besucher aber wird leise von Freunden angekündigt. Unser Mann verabschiedet seine Gäste, um diesen Besucher zu empfangen. Es ist der, dessen Personalbeschreibung die Behörden in allen Blättern veröffentlichten, dessen Auftauchen überall Aufsehen hervorruft, den die Karikaturisten mit Tarnkappe und Siebenmeilenstiefeln konterfeien: Gerald Griffin.

Aus entgegengesetzten Richtungen waren Gerald Griffin und unser Mann auf dem Weltmeer gen Australien gefahren, zu gleichem Zweck; jeder hatte von den widrigen Wettern gehört, die den anderen bedrängten, sie hatten nicht mehr gehofft, einander kennzulernen, und glauben nun, diese erste Begegnung werde auch die letzte bleiben, bald werde der eine ostwärts und der andere westwärts davonsegeln müssen, auf Nimmerwiedersehen. Gerald Griffin nimmt ein Briefpapier der „Strathaird" vom Tisch und schreibt einen Brief an die europäischen Antifaschisten, den unser Mann mitnehmen und vervielfältigt in Deutschland verbreiten lassen wird, als Botschaft, seltsam und weltenfern von Deutschland zustande gekommen.

Inzwischen ist es zwei Uhr geworden, milde wird unseres Mannes letzter Besucher hinausgedrängt, weil die Räumung des Krankenzimmers angeordnet ist; oh, ahnten die Beamten, auf wessen Schulter sie ihre Hand legen! Gerald Griffin geht über das spitzelbesäte Deck, über die polizeibedeckte Landungsbrücke, geht in das Land, in dem überall Häscher nach ihm fahnden.

An die auf das Deck führende Tür des Krankenzimmers, an die versperrte, wird plötzlich vehement getrommelt: „Mister Kisch, Kamerad Kisch! Sie dürfen ans Ufer. Hören Sie uns?" – „Ja." – „Das Gericht hat Ihre Freilassung verfügt." – „Hurra!"

Hurra! Das Urteil stellt fest, die Haft unseres Mannes an Bord der „Strathaird" sei ungesetzlich, da nicht bewiesen wurde, daß die „für ein Landungsverbot erforderliche Information von seiten der Regierung einer befreundeten Macht durch offizielle Kanäle" wirklich erfolgte. Durch seinen Sprung vom Deck des Schiffes habe der Kläger nicht bloß

kein Gesetz verletzt, sondern fair gehandelt; jeder Ehrenmann darf mit allen Mitteln versuchen, sich aus unrechtmäßiger Haft zu befreien, und wäre selbst dann nicht strafbar, wenn er dabei fünfzehn Menschen getötet hätte. (Warum fünfzehn, warum nur fünfzehn?) Dem beklagten Master der „Strathaird", A. E. Carter, wird auferlegt, den Kläger unverzüglich freizugeben. Die Kosten des Verfahrens fallen ihm, dem Kapitän, zur Last.

Hurra! Unser Mann hat als Ehrenmann gehandelt, indem er wie ein Lausbub vom Schiff sprang; als Ehrenmann, das erhöht das Ansehen der Bewegung; als Ehrenmann, wahrscheinlich glaubt er nun selbst, einer zu sein. Nur nicht übermütig werden, Bürschchen, der heutige Tag ist noch nicht zu Ende, und man soll sich nicht vor dem Abend loben.

Vier Stewards heben unseren Ehrenmann auf eine Bahre, O'Hara nimmt den Koffer, und dieweil vom Ufer her Zurufe brausen und die Operateure kurbeln, daß es eine Art hat, bewegt sich der Zug langsam abgemessenen Schrittes die Gangway hinab zum fünften Kontinent, zum heißersehnten Gestade, auf den australischen Boden.

Unser Mann sieht um sich. Trinke, Auge, was die Wimper hält, von Australien, aber ach, so viele Polizisten kann die Wimper nicht halten. Aus der Masse löst sich ein Zivilist und sagt zu unserem Mann: „Sie haben sich mit mir ins Polizeihauptquartier zu begeben." – „Und mein Koffer?" – „Das braucht Sie nicht zu bekümmern."

Während unser Mann von der Bahre in ein Polizeiauto umgeschlagen wird, umdrängt ihn die Sydneyer Journalistik. „Geben Sie uns ein paar Worte." – „Ja, eine gute Nachricht. Eben hat mich Griffin besucht. Er hat bei mir eine Botschaft an die europäischen Antifaschisten geschrieben." – „Gerald Griffin?" – „Ganz recht, Gerald Gri . . .", die Autotür wird zugeschlagen. Die Hupe heult, die Fahrt auf australischem Festland beginnt.

„Könnten wir nicht über die Hafenbrücke fahren?" fragt unser Mann seinen Begleiter. „Ich hab soviel von ihr gehört." – „Nein."

Das Auto durchsaust eine Geschäftsstraße, die Aufschriften auf den Firmenschildern sind vertikal, schreibt sich unser Mann ins Gedächtnis, die Neonlichter brennen auch tags-

über, die Häuser erinnern an die von Los Angeles. „Pitt Street" ist an der Straßenecke zu lesen, dann „Liverpool Street"; der Wagen biegt in eine schmale Querstraße ein, hält dort, unser Mann sieht eine Autokolonne nachfolgen und gleichfalls hier halten. Polizisten tragen ihn in die Aufnahmehalle des Polizeipräsidiums. Was nachströmt, wird, soweit es nicht beamtet ist, aus dem Raum bugsiert, Mitglieder des antifaschistischen Komitees, der Leiter des Anwaltsbüros von Jollie-Smith, Reporter.

Umgeben von rechteckigen und dreieckigen Figuren, Detektiven amerikanischen Typs, liegt unser Mann auf dem Boden. Zwei von ihnen hatten sich an Bord als mit ihm Sympathisierende vorgestellt, jetzt grinsen sie hämisch, sie haben es nicht mehr nötig zu verschleiern, wer sie sind.

Aus der Halle führt ein Fenster in die Toreinfahrt, von dort lugen die Ausgesperrten herein. Unser Mann wird hochgehoben, auf eine Bank gesetzt und sieht, wie sein Koffer durchsucht, der Inhalt teils rechts, teils links gelegt wird.

„Was ist los?" protestiert er mit der Kühnheit eines gerichtlich approbierten Ehrenmannes. „Ist es in Australien üblich, jedermanns Gepäck zu durchschnüffeln? Ich bin doch kein Häftling."

„Wird sich gleich herausstellen, was Sie sind", erwidert der Zivilist, der unseren Mann an der Landungsbrücke zur Polizei eingeladen hat, ein Mister Wilson, Inspektor der Zollbehörde. „Was haben Sie in den Taschen?"

„Diesen Brief zum Beispiel", kann unser Mann zu äußern sich nicht enthalten, „diesen Brief da. Den hat Gerald Griffin heute bei mir geschrieben."

Die Gesichter ringsum verzerren sich. Einer der Polizeiagenten will höhnisch sein und sagt: „Griffin ist nicht in Australien." – „Ich auch nicht", antwortet unser Mann.

Für die Aufnahme ins Detektivkorps von Sydney scheinen vor allem äußere Gesichtspunkte maßgebend zu sein. Eunuchoider Hochwuchs, abstehende Ohren, Blatternarben und Boxernasen. Alle Detektive sehen einander ähnlich, insbesondere jetzt, da sie sich mit dem Namen „Griffin" verspottet fühlen. Die uniformierten Polizisten dagegen zeigen keine Feindseligkeit gegen unseren Mann; als sie ihn trugen, fühlte er sich beinahe in Freundesarmen.

„Sie werden jetzt einer Diktatprüfung unterzogen", eröffnet Inspektor Wilson unserem Mann. „Schreiben Sie mit, was Konstabler MacKay Ihnen in gälischer Sprache vorlesen wird."

„In gälischer Sprache?" ruft unser Mann laut, damit das Publikum hinter dem Fenster erfahre, was sich hier begibt – ein szenisches Hilfsmitttel, in der Dramaturgie als Mauermalerei oder Teichoskopie bekannt. „In gälischer Sprache? Ich spreche zwar ein wenig keltisch, ich war einmal in Strathnaver" (Reminiszenz an das langweilige Gespräch mit dem schottischen Kabinengenossen), „aber es ist sinnlos und unfair, mich daraus zu prüfen. Sie machen ganz Australien damit lächerlich."

Ob das dem Inspektor Wilson unglaubhaft vorkommt oder ob es ihm gleichgültig ist, wenn er ganz Australien lächerlich macht, wie dem auch sei, er gibt dem Konstabler MacKay ein Zeichen. Konstabler MacKay schickt sich an, aus einem dicken Buch vorzulesen, und unser Mann, dem man eine Füllfeder, einen Bogen Papier und eine Schreibunterlage gereicht hat, schickt sich an zu schreiben. Freilich nicht mitzuschreiben. Er will seinen obigen Protest schriftlich niederlegen. Leider hat die Füllfeder die Eigenschaft der meisten Füllfedern, sie enthält keine Tinte.

„Da ist doch keine Tinte darin! Was ist das für ein Trick?" Wütend zerknüllt unser Mann das Papier, und da ein Detektiv bedrohlich auf ihn zuspringt, wirft er es diesem ins Gesicht, eine Frechheit, die hoffentlich dem Berliner „Angriff" nicht zur Kenntnis kommen wird. Eine andere Füllfeder wird unserem Mann gereicht, er nimmt sie nicht. Konstabler MacKay liest vor, unser Mann wendet sich ab, was ihn nicht hindert zu bemerken, daß die gälischen Worte jetzt ganz anders klingen als das erstemal. Aha, aha, der Kerl kann selbst nicht Gälisch!

Ein Protokoll wird aufgenommen, des Inhalts, unser Mann habe die Diktatprüfung nicht bestanden. „Sie sind verhaftet", proklamiert Mister Wilson, und schon packen drei Polizisten unseren Mann, um ihn davonzutragen. In diesem Augenblick dringt Mister Thorne in den Raum, Büroleiter der Anwältin Jollie-Smith, und bietet Sicherstellung an.

„Die Freilassung gegen Kaution wird abgelehnt", ist das letzte, was unser Mann noch hört, während er wie auf Engelsflügeln von dannen schwebt.

Vor einem Stehpult im Gefängniskorridor wird er gelandet, auf daß ihm die Fingerabdrücke abgenommen werden können, und nach dieser schmutzigen Prozedur hebt man ihn wieder in höhere Sphären. Aus den Gucklöchern der Zellen starren große, unheimliche Augen; Augen ohne Gesichter, Augen an sich sind immer groß und unheimlich.

In einer Einzelzelle läßt man unseren Mann zu Boden gleiten beziehungsweise auf ein Brett, das auf dem Boden liegt. „Das sieht ja scheußlich aus", ruft er, und so ist es auch. Die Pritsche und eine schwarze, durchlöcherte Wolldecke und eine Klosettschüssel und ein unbeschreiblicher Gestank, das ist das Inventar. „Nicht einmal ein Stuhl ist hier. Wie soll ich denn das Klosett benutzen? Ich kann doch gar nicht aufstehen von diesem Brett."

Die Polizisten schauen einander an, sie scheinen einzusehen, daß das kein geeigneter Aufenthalt für einen Verletzten ist. „Wir werden dem Inspektor sagen, daß Sie sich beschweren." Damit gehen sie, hinter ihnen ertönt der nachhaltige Akkord, den jeder Häftling kennt, der Dreiklang aus dem Trommelschlag der zufallenden Eisentür, dem Baß des Schlüssels, der sich im Schloß dreht, und der Zimbel des Schlüsselbunds.

Einzelhaft hat immerhin einen Vorteil: man ist allein. So hart sich's auch hier liegt und so stark es auch stinkt, nach all dem Wirbel täte es gut, ein wenig schweigen und die Augen schließen zu dürfen.

Noch sind die Augen nicht ganz geschlossen ... ein Beamter tritt ein, geschniegelt und gestriegelt, in der Hand eine Reitpeitsche mit Silbergriff, das Abzeichen der Polizeiinspektorswürde. Er näselt: „Wenn Sie es hier schmutzig finden, müssen Sie ein sehr reinlicher Mann sein."

„Ich zweifle nicht daran, daß es hier ebenso rein ist wie bei Ihnen zu Hause."

Diese Antwort ruft bordeauxrote Flecke der Wut auf den Inspektorswangen hervor, sein Kinn schiebt sich nach vorn, sein Peitschenarm hebt sich und ... senkt sich nach einer Sekunde wieder. Mit einem gezischten „Ihre Frechheit wird

Ihnen bald vergehen" verläßt er die Zelle. Eisentür, Schloß und Schlüsselbund vereinigen sich zum Abgesang.

So? „... wird Ihnen bald vergehen." Die wollen ihn wohl insgeheim beiseite schaffen, wohin die Öffentlichkeit nicht dringt, wo ihm die Frechheit vergehen soll, bald, irgendwohin und lautlos.

Nein, die Gelegenheit, die Augen zu schließen und zu schweigen, scheint unserem Mann noch nicht gekommen, jetzt ist es Zeit zu lärmen. Er kriecht über die Steinfliesen zur Tür, richtet sich mühselig auf und beginnt eine Demonstration. Er brüllt durchs Guckloch. Er brüllt, was ihm durch den Kopf geht. Er brüllt nach einem Arzt. Er brüllt nach einem Rechtsanwalt. Er brüllt nach dem Konsul. Er brüllt nach einem Stuhl. Er brüllt, man möge ihn zum Klosett tragen, allein könne er sich nicht hinbegeben. Er brüllt, er werde die Zelle vollmachen. Er brüllt, er werde seinen Gipsverband zerschlagen, wenn man ihn nicht von hier wegbringe. Er brüllt, ein solches Pack von Polizeiverwaltung gäbe es in der ganzen Welt nicht.

„Bravo, bravo", tönt es aus der Nachbarzelle, „so ist's richtig! Sag ihnen noch mehr!"

Er brüllt, es sei eine Schande für Australien, den Gast einer großen Organisation so zu behandeln. Er brüllt, es sei ein schmutziger Trick, ihn in keltischer Sprache zu prüfen. (Heiterkeit in den Nachbarzellen. Zurufe: „Ist das wahr?") Er brüllt, ja, das sei wahr, man habe ihn einer Prüfung in gälischem Keltisch unterzogen, um ihn in diese Dreckzelle werfen zu können. Er brüllt, die australischen Merinos wollen sich auf diese Weise bei den Nazileithammeln beliebt machen. Er brüllt – eben gehen Polizisten vorbei –: Warum laßt ihr euch, Polizisten, gefallen, daß man so mit einem Friedensdelegierten umgeht! Er brüllt, er werde dem Inspektor die Reitpeitsche in sein Affengesicht schlagen. Er brüllt, brüllt stundenlang, von Beifallsrufen und Händeklatschen aus den Nachbarzellen begleitet.

Zwei Wächter bringen Kaffee und Brot, er versetzt der Tasse einen Fußtritt und sagt zu ihnen: „Ihr wart doch im Krieg, warum duldet ihr, daß man hier mit einem Kriegsgegner so umspringt?"

Dann brüllt er wieder durchs Guckloch, bis es Abend wird

und darüber hinaus. Nun aber fallen die Zellennachbarn von ihm ab, sie wollen schlafen. „Ruhe!" schreien sie. „Seien Sie ruhig, oder wir verprügeln Sie morgen." Unser Mann brüllt weiter.

Während er brüllt und brüllt, ist Canberra, der Sitz der Bundesregierung, auch nicht untätig geblieben. Ein Kommuniqué wurde ausgegeben: „Trotz der Entscheidung des Obersten Gerichtshofs ist die Bundesregierung entschlossen, daß Herr Kisch entweder der Passagier eines Schiffes oder der Insasse eines von Seiner Majestät Gefängnissen sein wird... Das neue, nach Kischs Landung eingeleitete Verfahren sichert seine Deportation in wasserdichter Gesetzlichkeit."*

Ebensowenig wie von dieser Entschlossenheit der Regierung und von der Wasserdichtheit seiner Deportation weiß unser Mann von einem blutigen Vorfall, der sich in Sydney abspielte.

Ernest Gustave Lamb, wohlhabender Bürger von Sydney, einundfünfzig Jahre alt, geschieden, dem Faschismus und dem Alkohol verfallen, hatte heute tief ins Glas und in die Zeitung geguckt. Das war das gleiche, was er auch sonst tat, und im Glas war gleichfalls dasselbe, was sonst darin war: Whisky. In der Zeitung aber stand, der europäische Delegierte zum Kongreß gegen Krieg und Faschismus werde in seinem Prozeß von Christina Jollie-Smith, der bekannten Anwältin aus dem Manchester Unity Building, vertreten.

Christina Jollie-Smith? War das nicht die, die seine Frau beim Scheidungsprozeß beraten, alle Schuld ihm zugeschoben hatte?! Und jetzt vertritt sie den Ausländer, diesen Hetzer! Von Wut gepackt, sprang er auf, rannte ins Manchester Unity Building, nicht ohne vorher von einem Bauplatz einen eisernen Haken losgerissen zu haben.

Frau Jollie-Smith war allein in ihrem Büro, als Lamb hereinstürzte. „Du wirst keine roten Ratten mehr verteidigen", schrie er, „jetzt mußt du krepieren!" und ließ den Eisenhaken auf ihren Schädel niedersausen. Um Hilfe schreiend,

* Für den englischen Übersetzer: In spite of the decision of the High Court, the Commonwealth is determined that Herr Kisch will be either a passenger on a ship or an internee of one of His Majesty's jails . . . The fresh action taken after Kisch landed from the vessel ensures his deportation in watertight legality.

vermochte Frau Jollie-Smith sich auf den Korridor zu schleppen, dort brach sie blutüberströmt zusammen.

Manchester Unity Building ist ein Bürohaus. Aus allen Türen liefen Leute herbei, sie hielten den Täter fest und übergaben ihn der Polizei. „Ich bin eigens hergekommen, um sie hinzumachen (doing her in)", wiederholte Lamb immer wieder, „damit sie keine Roten mehr verteidigen kann. Ich will wegen vorbedachten Mordes angeklagt werden."

Vielleicht ist er einer von denen, die aus den Zellen durch Ruherufe den Wunsch äußern, nicht um den Schlaf gebracht zu werden. Denn der Klient der ins Krankenhaus geschafften Frau Jollie-Smith, unser Mann nämlich, brüllt noch immer. Er will aus der Nachbarschaft des Mörders in die der fast Ermordeten, ohne daß er von dem Mordanschlag weiß. (Der Täter ist übrigens einige Wochen später den qualvollen Tod durch Entgiftung gestorben, weil er in der Haft keinen Whisky bekam.)

Ein Polizist patrouilliert auf dem Korridor und flüstert unserem Mann gutmütig zu, er möge nicht mehr schreien, man telefoniere schon mit Canberra. „Die wollen dort all das Zeug wissen, das Sie hier brüllen."

Das ist Wasser auf unseres Mannes heiser gewordene Mühle, er brüllt drohend, droht brüllend.

Um Mitternacht öffnet sich die Tür, vier starke Armpaare ergreifen ihn. Will man ihn in den Dunkelarrest stecken? Nein, man trägt ihn in den Hof und verstaut ihn in einen Ambulanzwagen, der ins Krankenhaus fährt.

Gut gebrüllt, Löwe, raunt er sich ins Ohr, wir aber haben es doch gehört und mißbilligen dieses Eigenlob, obwohl wir mildernde Umstände nicht versagen.

Für das Sydney City Hospital ist das Brüllen noch kein Aufnahmegrund, es muß zunächst festgestellt werden, ob ein medizinischer Grund vorliegt. Deshalb tut der Arzt, was unser Mann zu tun gedroht hat, er zerschlägt den Gipsverband; dann wird der blau-weiß-rot angelaufene Unterschenkel gemustert und die Entscheidung gefällt, die Trikolore habe mitsamt ihrem Träger hier zu bleiben.

Der Pflegebefohlene der Polizei ist zum Pflegebefohlenen

des Sydney City Hospitals geworden; die vier Konstabler, die unseren Mann im Wagen hergeleitet haben, können nun nach Hause gehen – sollte man glauben. Dem ist aber mitnichten so. Zu seiten der Rollbahre marschieren die vier in den langgestreckten Krankensaal ein und setzen sich im Rund um das Bett, in das unser Mann gelegt wird. Eigentlich nur drei, der vierte bewacht die Tür. Scharf beobachten sie unseren Mann, dem eben von zarter Hand der Körper, einschließlich zartester Stellen, mit Alkohol abgerieben wird; sie lassen ihn selbst dann nicht aus dem Auge, als er mal muß. Er muß mal. Eine Leibschüssel wird ihm gereicht und Papier, und nun hockt er auf fremdem Kontinent und kennt sich nicht aus, die Tiefen- und Längenverhältnisse sind ihm unbekannt, die Lage ungewohnt, das Risiko ungeahnt groß, und drei Polizisten, revolverbewehrt, lassen ihn nicht aus dem Auge. (Der vierte bewacht die Tür.) Am Morgen sitzen sie noch immer da, wenngleich die Köpfe über den Uniformkragen andere sind, in der Nacht scheint eine Wachablösung stattgefunden zu haben.

Beim Einzug ins Krankenzimmer hatte sich das Vorhandensein von Menschen nur aus glucksenden Geräuschen ahnen lassen, hier und da fuhr ein Lichtschein über unverständliche Schatten. Da der Tag leuchtet, sieht sich ein nachts Hereingebrachter zwischen Unbekannten liegen, die ihn ebenso neugierig betrachten wie er sie.

Halle der Knochenbrüche. Etwa achtzig Mann liegen im Saal. Das Inventar gleicht dem einer Weberei. Jedes Bett ist ein Handwebstuhl, über jedem Bett wölbt sich ein Überbau von Brettern, Stricken und Rollen, Gewichte halten das Gleichgewicht, gekreuzte Schnüre lassen an das Entstehen von Schuß und Kette denken, aber all das Gehänge und Gestänge ist unbeweglich, dient dazu, der Patienten gebrochene Gliedmaßen hoch- und festzuhalten.

Um acht Uhr morgens geht die ärztliche Visite von Webstuhl zu Webstuhl. Als wäre unser Mann die Tänzerin Fanny Elßler, von deren berühmten Beinen man zu ihren Lebzeiten immer und immer wieder Gipsabgüsse machte, wird sein Bein neuerdings in Gips gelegt. Als wäre er die Tänzerin Fanny Elßler nach einem ihrer Bühnenabende, tragen vier Männer ihn zum Wagen.

Es geht zur Polizei, wo ihm heute wegen hartnäckiger Unkenntnis der gälischen Sprache der Prozeß gemacht werden soll. Im Warteraum des Polizeigerichts ist die Jagdbeute der Polizei von heute nacht aufgestapelt, Taschendiebe, Zuhälter, Prostituierte, Trunkenbolde, Messerstecher, ein chinesischer Spielhausbesitzer, und sie sehen genauso aus wie ihre Kollegen in anderen Weltteilen auch.

Nicht unfreundlich nehmen sie unseren Mann auf und belehren ihn, heute amtiere Richter May, und der sei o. k. Eine alte Trinkerin rühmt sich, etwas Deutsch zu können, yes, Sir, und dann sagt sie mit Stolz: „Schnaps". Des weiteren unterrichten sie den Fremdling bereitwillig und kollektiv über die nächtliche Geographie von Sydney, aber leider lichtet sich das Kollektiv nach und nach, denn wer abberufen wird, um seinem Richter Rede und Antwort zu stehen, kehrt nicht mehr in das Fegefeuer des Warteraumes zurück, sondern wird direkt in den Himmel der Freiheit oder in die Hölle der Haft überstellt.

Auch unserem Mann schlägt endlich die Stunde. Polizisten tragen ihn in den dicht gefüllten Saal und wollen ihn auf die Anklagebank setzen, jedoch er klappt zusammen, und so legt man ihn denn vor dem Tisch des Hauses auf die Erde.

Mister Piddington führt seine Sache mit Wucht. Immer toller sei das, was da in Australien getrieben wird. Zuerst habe man diesen Gentleman gesetzwidrig an der Landung verhindert, dann in Melbourne nach Seeräuberart überfallen und auf ein Schiff verschleppt, und gestern, sofort nachdem das Obergericht ihm seine Freiheit wiedergab, wurde er von neuem gekidnapped, und auf seine Anwältin Frau Jollie-Smith wurde ein Mordüberfall verübt. Mister Piddington beantragt Vertagung, weil er wegen des Attentats auf die Anwältin die Aktenvorbereitung nicht besitze.

Demgegenüber wendet der Kronanwalt ein, es bedürfe keiner Aktenvorbereitung, es handle sich ja nur um die Feststellung, daß der Angeklagte die gesetzliche Intelligenzprüfung nicht bestanden hat. Und das sei klar wie die Sonne und werde nicht bestritten.

Wohl werde das bestritten, erwidert Piddington, er bestreite das durchaus und werde beweisen, daß just die gesetzliche Intelligenzprüfung nicht vorgenommen wurde.

Er bitte, seinem Vertagungsantrag stattzugeben und den schwerverletzten Angeklagten auf freien Fuß zu setzen.

Wahrhaftig, der schwerverletzte Angeklagte liegt auf dem Parkett, unrasiert, blaß, nichts hört, nichts sieht er von der Verhandlung, seine Lippen zittern, und manchmal versucht er, ein Stöhnen zu verbeißen, jeden Augenblick – so scheint es – kann seine Seele aus dem zerknitterten Pyjama entweichen.

Dennoch protestiert der Staatsanwalt gegen den Antrag auf Freilassung: der Angeklagte sei ein gefährlicher Agitator, sein verwegener Sprung von einem Ozeandampfer beweise zur Genüge, wie groß die Fluchtgefahr sei, und er ...

„Was?" unterbricht Richter May. (Richter May wird den Angeklagten verurteilen müssen, wie es seine vorgesetzte Behörde verlangt, er ist ja kein richtiger Richter, er ist nur ein Polizeibeamter; muß er sich aber auch einreden lassen, daß dieser sich in Agonie windende Mensch eine Flucht unternehmen werde?) „Was?" unterbricht er den Staatsanwalt, „Sie wollen mir weismachen, daß ein Mann in diesem Zustand fliehen kann? Ich vertage die Verhandlung auf nächsten Freitag. Der Angeklagte ist gegen eine Sicherstellung von 100 Pfund bis zur Urteilsverkündung frei."

Und siehe da, in diesem Augenblick begibt sich ein Wunder. Unser Mann erhebt sich vom Sterbelager und humpelt ohne fremde Unterstützung zur Tür. Die Leute im Saal, sie haben, wie die anderen Bewohner Sydneys, ihn bisher nur in liegender Lage, noch niemals aufrecht gesehen, starren ihn entgeistert an, dieweil er aufsteht und wandelt, und dann bricht ein Gelächter los, wie es dieser Erdteil angeblich noch nie vorher erlebt hat. Allerdings ist es ein junger Erdteil.

Nur der Vertreter der Krone lacht nicht, er spricht eine trübe Prophezeiung aus, die eine Stunde später von den Zeitungsjungen ausgerufen wird: „Das kann ja schön werden!"

Keineswegs darf unser Mann direkt in die Freiheit humpeln, zunächst muß er wieder in eine Gefängniszelle. Der Inspektor mit der Silberpeitsche verfügt: „Keinen Stuhl in die Zelle", entfernt sich aber so schnell, daß eine abfällige

Antwort im Dreiklang von Tür, Schloß und Schlüsselbund unhörbar würde.

Bei der Erlegung der Kaution, welche der Sekretär des Gewerkschaftsverbandes von Neusüdwales, King, gestellt hat, werden die Formalitäten nach Tunlichkeit verzögert. Aber schließlich haben auch Formalitäten ein Ende, und unser Mann darf in die Freiheit einer Woche. Vorläufig bedeutet diese Freiheit nur die Rückkehr ins Sydney City Hospital. Es ist das gleiche Bett und dennoch das gleiche nicht: die es umgebenden Polizisten fehlen, und auch an der Tür sitzt keiner.

Zur nachmittägigen Besuchsstunde kommen Freunde und Fremde. Unser Mann ist fieberfrei, und doch erscheint Gwendolyn; man kann einander freundschaftlich ansehen, aber kaum miteinander sprechen, zu viele Leute sind Zeugen. „In Ihrer Kabine war es besser für Sie", sagt Gwendolyn. „O ja", sagt unser Mann.

„Morgen haben wir ein Meeting in der Domain", teilen unserem Mann die Freunde vom antifaschistischen Komitee mit und erklären ihm, was die Domain ist: eine Art Forum Romanum, auf dem die Dialektiker verkünden, daß das Bestehende nicht unveränderlich sei. Viele politische Kämpfe wurden in der Domain ausgefochten, zuletzt mitten im Weltkrieg die siegreiche Kampagne gegen den Versuch, in Australien die allgemeine Dienstpflicht einzuführen. In der Domain herrscht Redefreiheit – allerdings, zu den kommunistischen Meetings kommt die Polizei und verhaftet die Verkäufer von Literatur. „Morgen spricht Reverend Rivett und dann Sie, sind Sie einverstanden? Wir werden Sie morgen mittag abholen." Morgen ist Sonntag.

Weil die lahmen Patienten den Gottesdienst nicht besuchen können, schickt die Vincent-de-Paul-Sozietät eines ihrer Mitglieder ins Krankenhaus, auf daß den Verlassenen frommer Trost gespendet werde. Diesmal macht den Sonntagsdienst ein Mann von kleiner Statur, Typus eines Handwerkers, im Knopfloch trägt er ein Kreuz mit der Umschrift „St. Vincent de Paul".

Am Bett unseres Mannes angelangt, fragt er diesen, ob er große Schmerzen habe, ob er einen Unfall erlitten, ob er aus Sydney sei, ob er ein Gebetbuch brauche. Unser Mann

dankt für das Interesse und fügt hinzu, er habe viel über das Leben von St. Vincent de Paul gelesen, das sei ein abenteuerliches und tapferes Leben gewesen.

„Ich weiß wenig vom Leben des heiligen Vincent", erwidert das Männchen treuherzig.

„Was St. Vincent de Paul zu seiner Zeit getan hat", fährt unser Mann fort, „tut in unserer Zeit die Rote Hilfe. Sie hilft den Gefangenen und den Opfern der Ungerechtigkeit."

„Rote Hilfe? Davon weiß ich leider gar nichts, ich höre davon zum erstenmal. Aber ich werde unseren Pfarrer darüber fragen."

„Der wird Ihnen nicht das Richtige sagen. Die Geistlichen haben auch für Vincent de Paul nur Hohn und Verleumdung übriggehabt, selbst als er schon Almosenverwalter des Königs war. Ihr Pfarrer wird sicherlich gegen die Rote Hilfe sein, wenn Sie ihn befragen werden."

„Ja, aber was soll ich machen, um etwas darüber zu erfahren? Mich interessiert das sehr."

„Lesen Sie die Rote-Hilfe-Broschüren, und dann können Sie in Ihrer Sozietät den Antrag stellen, man möge die Rote Hilfe unterstützen."

„Ja, wenn ich mit dem Inhalt einverstanden bin, werde ich das tun. Aber wo bekommt man solche Broschüren?"

„Zum Beispiel heute nachmittag in der Domain."

Er bekreuzigt sich. „Ich war noch niemals bei einem Meeting in der Domain."

„Sie müssen es wagen, wenn Sie sich einen Anhänger von Vincent de Paul nennen. Der ging sogar zu den Cholerakranken und zu den Galeerensträflingen."

Bewegt, als leiste er ein Gelübde, verspricht der Handwerksmann, in die Domain zu kommen. „Wird heute nicht dieser Ausländer dort sprechen, dieser ...?"

Ja, alle Sonntagsblätter melden, er werde heute öffentlich sprechen, allen Anstrengungen und Erklärungen der Behörden zum Trotz. Und damit nicht genug. Dienstag abend werde er in Australia-Hall auftreten, nachher nach Melbourne fliegen, von dort im Flugzeug zurückkehren, und am Freitag sei in den Sydneyer Betrieben ein Streik beabsichtigt, damit die Arbeiterschaft den Ausländer in geschlossenem Zug zum Polizeigericht begleiten könne ...

Alarmnachrichten. Sie erklären die besorgten Mienen, mit denen die Ärzte bei der Morgenvisite das Bein unseres Mannes betrachten. Da es mit Gips verkleidet ist, können sie gar nichts sehen, aber sie schütteln die Köpfe, als wäre ihnen in ihrer Praxis noch nie ein so beängstigend blasser Gipsverband vor Augen gekommen.

„Das Bein muß hochgehängt werden", verordnet der Chefarzt und fügt im Ton herzlicher Sympathie hinzu: „Sie werden viel Geduld haben müssen, lieber Freund, sonst bleiben Sie Ihr Leben lang ein Krüppel."

„Herr Doktor", sagt unser Mann, „ich will heute das Spital verlassen."

Im Nu verwandelt sich der Ton herzlicher Sympathie in scharfes Anschnauzen: „Glauben Sie, wir sind ein Taubenschlag? Daß man sich aufnehmen lassen kann und wieder weggehen, wenn man gerade Lust hat? Wir geben uns Mühe, Ihr Bein zu retten, und Sie treiben Schindluder mit uns..."

Wütend ziehen die Ärzte ab, denn sie haben den Auftrag nicht zu erfüllen vermocht, den politisch peinlichen Patienten mit medizinischen Mitteln vom öffentlichen Auftreten abzuhalten. Noch vom Nebenbett her drohen sie: „Sie werden es bereuen. In längstens vierzehn Tagen sind Sie zur Amputation hier."

Das ist wohl mehr ein Schreckschuß als eine Diagnose, aber man kann ihm Wirksamkeit nicht absprechen. Ein Bein zu verlieren ist keine angenehme Perspektive.

Eine halbe Stunde später kommt ein deutscher Anstaltsarzt, Doktor Theiler, ans Bett. Er kommt als Landsmann. Sein Vater, erzählt er, Leiter einer lutheranischen Mission in Queensland, erhalte seit Hitlers Machtantritt keine Subvention aus Deutschland mehr. Es geschähe also, sagt er, nicht etwa aus politischen Gründen, sondern aus rein ärztlichen, wenn er unserem Mann dringend rate, im Krankenhaus zu bleiben.

Unser Mann besteht jedoch auf Entlassung, er unterschreibt eine Erklärung, daß er auf eigenen Wunsch, auf eigene Verantwortung und gegen den Rat der Ärzte das Spital verlasse. Als er dann aus dem Bett steigt, hilft ihm niemand, er muß sich allein ankleiden, allein zum Fahrstuhl humpeln. Unten im Hof warten die Freunde. Mit der Be-

gründung, jetzt sei keine Besuchsstunde, war ihnen verwehrt worden, unseren Mann aus dem Krankenhaus abzuholen.

Nein, die Domain ist dem Forum Romanum in nichts ähnlich. Weder steinerne Stufen noch marmorne Säulen, weder Rostren noch Tempel. Kein Staub, kein Stäubchen. Grün strahlt die Domain bis zu ihrem Hintergrund von mildem Blau, der mildblaue Hintergrund ist das Wasser im Hafen. Die Rasenflächen heben sich in Wellen, auf deren niederen Kämmen alte Bäume verloren umherstehen. Kleine Kinder und erwachsene Männer spielen mit Bällen; das Ballspiel der Erwachsenen heißt Kricket.

Der November ist in Australien ein Monat des Hochsommers, im offenen Taxi fährt unser Mann mit Freunden über das grüne Gefild zu seiner ersten Versammlung auf australischem Erdreich. Auf einem Hang steht eine Gruppe von Leuten, unser Mann fragt: „Ist hier unser Meeting?" Die Freunde verneinen lächelnd. Unter einem Baum ist ein Podium aufgerichtet, ein paar Dutzend Hörer umgeben den Redner. „Ist das unser Meeting?"

„Nein, auch nicht."

Langsamen Tempos fährt der Wagen auf eine Fläche zu. Sie ist bestanden von Menschen, ein dichter und weiter Wald von Menschen. Nur ihre Rücken sind zu sehen, an zwanzigtausend Hinterköpfe mit zwanzigtausend Nacken, die Gesichter sind nach dem Mittelpunkt der Wiese gerichtet, dorthin, wo von einem Lastauto ein Redner mit silbern leuchtendem Vollbart zu ihnen spricht. Symmetrische und weitausladende Gesten begleiten seine Worte. „Das ist Reverend Rivett", sagen die Freunde, und unser Mann freut sich auf den Händedruck mit ihm, der ihm den guten Brief geschrieben hat und soviel Solidarität bekundet.

Die Freunde heben unseren Mann aus dem Taxi, die äußeren Kreise der Versammlung werden aufmerksam, dann die nächstinneren, man trägt ihn durch die Menge. Nach ein paar Schritten aber hält man an, vorne scheint etwas vorgefallen zu sein, alles versucht, der Tribüne zuzudrängen, von der der Redner verschwunden ist. Wer nicht vorwärts kann, stellt sich auf die Zehenspitzen, reckt den Kopf, man flüstert erregt.

Versammlungsteilnehmer berichten den im Auto Angekommenen von der Rede Rivetts. Mit solchem Feuer habe der Alte noch nie gesprochen wie heute. Reverend Rivett hat mit der Feststellung begonnen, das heutige Meeting sei das größte seit zwanzig Jahren, das größte seit der Antidienstpflichtversammlung, mit der das australische Volk einen Vorstoß gegen seine Vergewaltigung unternahm. Es sei Zeit für die Völker, einen neuen Vorstoß zu unternehmen. „Für die Rettung der Demokratie glaubten die Völker den Weltkrieg zu führen, aber das Ergebnis ist, daß sie Faschismus oder Gefahr des Faschismus geerntet haben. Fünfundsiebzig Prozent der Bevölkerung Australiens sind arbeitende Menschen", sagte Reverend Rivett, „und wenn diese gemeinsam für ihr Recht einstehen, können sie Krieg und Faschismus verhindern, mit so üblen Mitteln diese beiden Geißeln der modernen Menschheit auch vorbereitet werden. Friedenskämpfern hat man verboten, bei uns einzukehren, und diese Schmach noch vergrößert, indem man dieses Verbot mit der Unkenntnis entlegener Sprachen begründete. Käme Christus hierher, um für den Frieden der Menschen auf Erden zu werben, unsere Landpfleger und Zöllner würden ihn daran zu hindern versuchen, weil er ein Ausländer sei und keine europäische Sprache beherrsche, zumindest nicht Gälisch."

Mitten in seiner Rede habe Reverend Rivett das Taxi erblickt, das sich langsam dem Versammlungsplatz näherte. „Dort naht unser Gast, dessen Einlaß man verhindern wollte. Freuen wir uns, daß wir nicht vergeblich gekämpft haben, freuen wir uns, daß wir ihn sehen. Meine Zeit ist um, ich schließe." Und bei den Worten „Ich danke Ihnen", mit denen jeder angelsächsische Redner schließt, sank Reverend Rivett um.

Die Massen im Rund ergriff eine Ahnung, daß das mehr als ein Unwohlsein, mehr als eine Ohnmacht war. Und jetzt ist die Ahnung Gewißheit, erregt flüstert es von der Mitte her bis an den Rand: „Er ist tot... Er ist tot."

Reverend Rivett ist tot.

Erschüttert und starr stehen die Zwanzigtausend da, in ihrem Auge ist noch das Bild des Redners, in ihrem Ohr sind seine Sätze. Reverend Rivett liegt in dem Wagen, von dem

er sprach, und ist tot. Unser Mann wird hinaufgehoben. Er sieht den Reverend Rivett zum erstenmal und zum letztenmal.

Ärzte breiten ein Tuch über den Toten, Stille, Totenstille herrscht, im Block der Zwanzigtausend öffnet sich eine Straße, durch die Reverend Rivett aus der Versammlung getragen wird, in die Leichenkammer des nahen Hospitals.

Ein alter Mann erklimmt das Lastauto und beginnt zu sprechen, Frank Cotton, des Toten Freund von Jugend an. Er war heute mit Reverend Rivett zur Versammlung gekommen und möchte vor denen, deren Ohr sein Freund in seiner Todesstunde gesucht hat, etwas zum Andenken seines Freundes sagen. „Schon im Burenkrieg hat Arthur Rivett gegen die Teilnahme australischer Truppen gekämpft", erzählt Frank Cotton, „schon damals griffen ihn die Kriegshetzer ingrimmig an, und im Weltkrieg war es noch schlimmer, aber Arthur hat seine Überzeugung mutig weiterverfochten, bis an sein Ende . . . bis an sein . . ."

Hier kann der Redner nicht mehr weiter, schluchzend wankt er zurück, die Menge erzittert in neuer Befürchtung.

Senator Rae tritt vor die Versammlung, auch er einer von der alten Garde, auch er legt Zeugenschaft ab über Arthur Rivett, an dessen Seite er zwei Menschenalter lang stand. Dann gibt der Vorsitzende, L. L. Sharkey, unserem Mann das Wort, „das Wort, das wir uns erzwungen". Er müsse jedoch um Nachsicht für den Gast bitten, falls der in gebrochenem Englisch sprechen sollte.

„Ja", nimmt unser Mann das Wort, „ja, mein Englisch ist gebrochen, auch mein Bein ist gebrochen, nicht gebrochen aber ist mein Herz. Denn die Aufgabe, mit der mich die Antifaschisten Europas zu denen Australiens sandten, erfüllt sich, da ich zu euch spreche. So tief uns der Schmerz über den jähen Tod von Reverend Rivett bewegt, es war ein edler Tod; Reverend Rivett fiel mitten in der Ausübung einer selbstgewählten Pflicht. Sein Name, bisher nur den Australiern teuer, wird nun auch von den europäischen Antifaschisten geehrt werden, und wenn ich ein Buch über Australien schreibe, dann soll darin, das verspreche ich hier, dem tapferen Priester ein Kreuz des Gedenkens errichtet sein."

†

REVERENDARTHUR RIVETT

ein Kämpfer gegen den Krieg
ein Kämpfer gegen Faschismus
Gestorben
in Sydney Domain am Sonntag,
dem 18. November 1934

Wie die rückwärtszerrenden und abwärtszerrenden Gewalten, vor denen Reverend Rivett bis zum letzten Atemzug gewarnt, wie diese Gewalten des Rückschritts und der Hetze in Deutschland zur Herrschaftsform wurden, davon gibt unser Mann Bericht; er spricht über die Schändung von Menschenwürde und Menschenrecht im Hitlerkerker und sagt, was von dem illegalen Widerstand deutscher Arbeiter in Worten ausgedrückt werden kann.

„Jedoch damit", zetert am nächsten Tag die reaktionäre Presse, „jedoch damit war der Tag noch lange nicht zu Ende, den der Vorsitzende in seinem Schlußwort als einen denkwürdigen in der Geschichte Australiens bezeichnete. Um das sich in Bewegung setzende Lastauto formierte sich die Menge als ‚Schutzgarde, damit unserem Gast kein Harm geschehe'. Der saß auf dem Lastauto und schwenkte einen Strauß roter Blumen, der ihm bei seiner Ankunft auf dem Versammlungsfeld überreicht worden war. Tausende folgten dem Wagen durch Macquarie Street, die für den morgigen Einzug des Herzogs von Gloucester festlich dekoriert ist, und sangen ‚Red Flag' und ähnliche Lieder. Einige Dekorationen mit der Aufschrift ‚Willkommen' wurden von den Kandelabern gerissen und an dem Auto befestigt. Vor dem Abgeordnetenhaus wurde der Delegierte unter ununterbrochenen Hochrufen aus dem Lastauto gehoben und in ein Personenauto getragen. Dann sang man die ‚Internationale', wobei die Menge nach Mister Kischs Vorbild die Fäuste zum Gruß erhoben hielt. Diese Geste ist, wie uns von informierter Seite mitgeteilt wird", (fix gearbeitet, deutsches Konsulat!) „die Grußform des sogenannten Roten Frontkämpferbundes, einer schon vor Herrn Hitlers Regierungsantritt in Deutschland aufgelösten kommunistischen paramilitärischen Formation ... Wie wir erfahren, wird Polizeirichter May, der

die verhängnisvolle Freilassung verfügte, bei der Fortsetzung der Verhandlung am Freitag nicht mehr im Richterstuhl erscheinen."

Gerald Griffin, „der Mann mit Tarnkappe und Siebenmeilenstiefeln", war Freitag in Sydney gewesen; Newcastle, wo er Sonnabend im Saal des Gewerkschaftshauses auftrat, liegt hundert Meilen nördlich von Sydney an Australiens Ostküste; am Sonntag, an dem der andere verbotene Delegierte in Sydney Domain spricht, wird Gerald Griffin in Melbourne erwartet, sechzehn Schnellzugstunden weit westlich von Sydney, an Australiens Südküste.

Er soll am Abend in einem Protestmeeting gegen die beiden Landungsverbote sprechen. Alle Bahnhöfe in der Umgebung Melbournes sind polizeilich bewacht, in den Zügen werden die Passagiere streng zur Ausweisleistung veranlaßt, die Beamten fassen alte Männer bei deren echten Bärten, um festzustellen, ob es nicht falsche Bärte sind, auf den Landstraßen wird ein Auto nach dem andern angehalten und untersucht, sogar der Kühler.

Achttausend Menschen sind abends im Melbourne-Stadion. Um zehn Uhr, die ersten Redner, die Labor-Abgeordneten Blackburn und Frank Brennan, haben geendet, erhebt sich der Vorsitzende und teilt mit, er werde eine Frage stellen und nach ihrer Beantwortung den Saal verdunkeln und die Türen schließen lassen. Achttausend Menschen halten den Atem an.

Vorsitzender Gleeson: „Ist Gerald Griffin im Saal?"

Eine Stimme von der Ostseite der Halle: „Ja, ich bin hier."

Mit der Gewalt einer Eruption schlägt die Atemlosigkeit in ein Toben der Begeisterung um, die Versammelten steigen auf Stühle und Bänke, die Galeriebesucher strömen auf jene Seite, von der man den sehen kann, der die Frage beantwortet hat und aufgestanden ist, ein junger Mann mit hoher Stirn und großer Hornbrille: der steckbrieflich gesuchte Gerald Griffin. Tücher werden geschwenkt, Hochrufe brausen, das Händeklatschen nimmt kein Ende, auch nicht, nachdem die Lichter verlöscht sind.

Aus dem Finstern schallt Gerald Griffins Stimme, er erzählt von seinem vorgestrigen Besuch auf der „Strathaird",

von seiner gestrigen Rede bei den Bergarbeitern von Newcastle, von seiner heutigen Fahrt nach Melbourne, einer Fahrt mit Hindernissen. Er ruft auf zum Kampf gegen Krieg und Faschismus.

Während nach seiner Rede der Beifall tobt, verschwinden fünf Männer durch einen Seitenausgang in eine Querstraße, wo ein Auto hält; einer der fünf preßt sein Taschentuch an den Mund. Die fünf Männer schauen sich vorsichtig um, ob kein Polizist in der Nähe ist. Nichts Verdächtiges. Kaum aber flitzt ihr Wagen los, da sperren ihm an der Straßenecke zwei heranfahrende Polizeiautos den Weg. „Hände hoch!"

Die Insassen des Privatwagens müssen umsteigen ins Polizeiauto, die beiden wuchtigsten der Konstabler halten die Arme des Mannes fest, der sein Taschentuch gegen das Gesicht gepreßt hat.

Schade!

Schade, daß dieser Mann nicht Gerald Griffin ist, schade, daß keiner der Verhafteten Gerald Griffin ist und daß alle fünf binnen einer halben Stunde die knurrende Wachstube verlassen dürfen.

Was Gerald Griffin anbelangt, so hatte er in der Dunkelheit und ohne Hornbrille seinen Platz gewechselt und wartete dann das Ende der Versammlung ab, um mit dem Strom der Achttausend von dannen zu schwimmen.

Ob rechts, ob links, es gibt nur eine Meinung: wenn etwas noch ungeschickter und lächerlicher sein kann als die beiden Landungsverbote, so ist es die Tatsache, daß die Regierung sie nicht durchzuführen vermag. Welch eine unfreiwillige Regierungspropaganda für die Antifaschisten!

Auf einer der vielen Karikaturen in den Zeitungen sieht man unseren Mann – nein, unser Männchen, denn ganz klein und häßlich sitzt er auf einem Stuhl; unter ihm jedoch läßt die Regierung ihr Licht leuchten, und dadurch erscheint der Schatten des kläglichen Zwergs gigantisch und respekteinflößend an der Wand. – „Schafft Griffin her", schreit auf einer anderen Zeichnung der Generalstaatsanwalt Menzies der Polizei so heftig zu, daß die Konstabler an die Wand klatschen und die für Griffin vorbereiteten Handschellen zu baumeln beginnen. Ein Karikaturist läßt Griffin und unseren

Mann Arm in Arm durch die Einreiseverbote schreiten wie durch einen Triumphbogen.

Ceterum censeo, zeterte Menzies noch vor vier Tagen, die Delegierten werden den Fuß nicht auf den Boden des australischen Gemeinwesens setzen. Dieses Axiom hat er mit der gleichen Energie verfochten wie die mittelalterlichen Geographen das ihre: den südlichen Teil der Erdhälfte könne nimmermehr eines Menschen Fuß betreten, weil sotaner Fuß oben haften, hinwiederum sein Körper und sein Kopf nach unten hängen müßten, welches zwar bei Fliegen an der Zimmerdecke möglich sei, mitnichten aber bei Menschen. Seither hat sich dieses Axiom als unrichtig erwiesen, unter anderem bei jenen Füßen, für die Mister Menzies eine Ausnahme statuieren wollte. Der eine trägt einen Siebenmeilenstiefel, der andere eine gipserne Hülle, und so fest wurden die verbotenen Füße auf australischen Boden gesetzt, daß dieser in ein einziges Versammlungsfeld verwandelt zu sein scheint.

So kann es keinesfalls weitergehen, den beiden Gegenfüßlern Menzies' muß der Boden entzogen werden. Um das dem Griffin zu tun, wird die Nachricht lanciert, der Mann, der als Griffin in den Versammlungen auftrete, sei gar nicht Griffin, sondern ein Australier, die Behörde kenne seinen Namen und seine Adresse genau, habe aber keinen Anlaß, gegen ihn einzuschreiten.

Dann wird, vielleicht aus Politik, vielleicht aus Sensationslust, diese Behauptung übersteigert: nicht *einen* Mann, sondern drei Männer lasse das antifaschistische Komitee in verschiedenen Teilen Australiens jeweils als Griffin sprechen. Und einer dieser drei heiße sogar wirklich „Griffin". Das gibt Anlaß zum Titel „Griffin ist wirklich Griffin, wenn auch ein anderer", als ob schon allgemein feststünde, daß es auf keinen Fall der richtige sei.

Zur Verstärkung dieser Kampagne wird ein „Privattelegramm aus Wellington (Neuseeland)" ausgegeben, „Mister Gerald Griffin, der sich seit seinem Abtransport aus Australien wieder hier befindet, erklärte heute, er sei sehr belustigt darüber, daß jemand in Australien unter seinem Namen Versammlungen abhalte".

Um dieses Netz von Falschmeldungen zu zerreißen, lädt Griffin Pressevertreter zu einer (selbstverständlich vor Über-

rumpelung gesicherten) Zusammenkunft ein, legitimiert sich mit Paß und Unterschrift und mit seinen beiden in Neuseeland ausgestellten Schiffskarten, aber die Interviews werden von den regierungsbeeinflußten Chefredaktionen mit der gleichen Überschrift versehen, unter denen über sein Auftreten in den Versammlungen berichtet wird: „Der Mann, der Griffin zu sein behauptet".

Sogar die sozialdemokratische Presse beginnt, die Formel „der angebliche Griffin" anzuwenden, und so erwachen auch in der Arbeiterschaft Zweifel; mancher betrachtet sich als genasführt, schämt sich, einem falschen Griffin zugejubelt zu haben; in den Betrieben setzt es Diskussionen. Die antifaschistische Bewegung, von der viele Schichten der Bevölkerung zum erstenmal durch die Schikanen gegen die Delegierten hörten, gerät in den Verdacht, ein übles Manöver inszeniert zu haben.

Gerald Griffin hatte ursprünglich die Absicht, ebenso illegal, wie er gekommen war, nach Neuseeland zurückzukehren. Eine geheime Abreise hätte aber die Lügen nicht zum Verstummen gebracht, und so beschloß er, sich den Behörden zu stellen. Öffentlich wurde angekündigt, Griffin werde am nächsten Sonntag in der Domain sprechen. Wieder waren Zehntausende auf dem Platz. Das Wort wurde einem Mister John King erteilt, der sich sofort als Gerald Griffin zu erkennen gab und begründete, warum er heraustrete „aus dem Rauch". (So nennt man in Australien die Illegalität.)

Kompaniestark war die Polizei auf dem Platz der Redefreiheit erschienen, sie umstellte in dichtgeschlossenem Kreis die Tribüne mit dem Langgesuchten, jeden Augenblick ließ sich ein Angriff, ein Handgemenge gewärtigen. Bleich, aber unbeirrt sprach Griffin gegen die Tyranneien des Faschismus und gegen die, in deren Interesse ein Neubeginn des Völkerschlachtens liegt.

Nach zwanzig Minuten erklärte er seine Rede und seine illegale Vortragsreihe durch Australien für beendet, stieg von der Tribüne herab. Das uniformierte Aufgebot, das seinerseits durch einen dichten Kordon von Zivilpolizisten gegen die Versammlungsteilnehmer abgeriegelt war, nahm Gerald Griffin fest.

Andere Methoden mußten gegen unseren Mann angewen-

det werden. Er war durch Gerichtsbeschluß auf freiem Fuß, man konnte ihn nur bei einer strafbaren Handlung verhaften. Deshalb wurden ihm Fallen gestellt, zumeist in den „Dinner-Hour-Meetings", den Versammlungen, die während der Mittagspause vor dem Fabriktor abgehalten werden. Hierher konnte man Provokateure entsenden, denn die Belegschaftsmitglieder kennen einander nicht allesamt, und die Vermutung, daß sich ein Spitzel eingeschlichen habe, liegt ziemlich fern, insbesondere für die politisch wenig erfahrenen Zufallshörer. Hauptsächlich um solche Indifferenten zu erfassen, werden diese Mittagsversammlungen vor den Arbeitsstätten abgehalten, aber die Veranstalter begegnen hier oft einem kühlen, fast ablehnenden Auditorium: daß die Versammlung zum Arbeiter kommt statt der Arbeiter zur Versammlung, ruft sein Mißtrauen wach. Wenn auf dem Fabrikhof Caruso sänge oder Greta Garbo spielte, er würde nur widerwillig hinhören und brummen: Was wollen die von mir?

Solche Stimmungen sind guter Boden für Provokationsbazillen. Unser Mann sprach vor den Eisenbahnwerkstätten von Eveleigh. Eine dröhnende Stimme rief dazwischen: „Genosse, sagen Sie uns ganz offen, ob wir im nächsten Krieg zuerst unsere eigenen Offiziere erschießen sollen?" Wenige Minuten später ließ sich der gleiche oder ein ähnlicher Zwischenrufer vernehmen: „Führen Sie uns zum Gouverneursgebäude, und wir werden dort gleich Ordnung schaffen!"

Für Dienstag, drei Tage nach dem Domain-Meeting, war eine Abendversammlung in Australia-Hall angesetzt. Unser Mann kam an, Freunde hoben ihn aus dem Auto und auf eines Simson Rücken, der ihn treppauf trug. Polizei rechts und links, nebenan und hinterdrein. Sie schritt, aber sie schritt nicht ein, weder auf der Treppe noch im Vorraum.

Erst in dem Augenblick, als unser Mann in den gefüllten Saal eintrat und die Versammelten ihn begrüßten, schob sich ein baumlanger Detektiv durch die Polizeikette und sagte, lauter und brüsker als nötig, zu unserem Mann: „Folgen Sie mir sofort in die Garderobe." Versammlungsteilnehmer drängten bedrohlich gegen den Polizeikordon, Zurufe wurden laut und die Stimmung kritisch. Der Simson, der unseren Mann noch immer auf dem Rücken trug, schickte sich an,

den Weg zum Podium fortzusetzen, Polizisten stellten sich ihm entgegen. „Hallo", rief unser Mann, „laßt uns mal zuerst hören, was der Onkel uns zu erzählen hat."

„Ich bin nicht Ihr Onkel", schrie der Detektiv, „und Sie sind, gottlob, nicht mein Neffe."

„Nun, nun", begütigte ihn unser Mann, „mein Sohn sind Sie ja auf keinen Fall." Ringsum wurde gelacht. Der Detektiv krallte seine Hand in unseres Mannes Schulter. Aber er verhaftete nicht. Ihm mochte eingefallen sein, daß hier keine formale Amtsehrenbeleidigung vorliege. Wenn man jemandem sagt: „Sie sind vielleicht mein Sohn", so ist das in Australien die schwerste Beleidigung, die der Mutter. Unser Mann hatte jedoch ausdrücklich das Gegenteil versichert: der Detektiv sei auf keinen Fall sein Sohn.

Simson und seine Last bewegten sich in den Garderobenraum. Dort händigte der Detektiv unserem Mann eine Vorladung für die Verhandlung am Freitag ein. Sonst nichts. Das hätte ebensogut im Saal oder vor dem Hauseingang getan werden können, abgesehen davon, daß unser Mann auch ohne die schriftliche Vorladung bei Gericht erschienen wäre. Aber darauf war es der Polizei nicht angekommen, angekommen war es ihr darauf, einen Zusammenstoß hervorzurufen. Im Laufe des Meetings, das nunmehr beginnen konnte, wurde die Vorladung an den Meistbietenden versteigert.

Tags darauf verständigten die Freunde unseren Mann von seinem bevorstehenden Zusammentreffen mit dem Ministerkabinett beim Empfang der Fellowship für den Poeta laureatus . . .

„Halt, halt! Ich verstehe kein Wort. Habt ihr in Australien einen Poeta laureatus? Was ist die Fellowship? Warum gibt sie ihm einen Empfang? Was hat das mit dem Ministerkabinett zu tun? Und was mit mir?"

Nein, Australien besitzt keinen Poeta laureatus, aber derjenige, der diese mittelalterliche Höflingscharge gegenwärtig in England bekleidet, ist nach Australien beordert worden, um mit dem Sohn des Königs an der Jahrhundertfeier teilzunehmen. Selbiger Poeta laureatus heißt John Masefield.

„John Masefield? So heißt auch ein Poeta ganz anderer

Art. In Upton Sinclairs Anthologie der sozialen Literatur gibt es revolutionäre Verse von einem Masefield."

„Das ist der gleiche, aber solche Verse macht er nicht mehr. Vielleicht erinnern Sie ihn an seine früheren Gedichte, wenn Sie mit ihm zusammenkommen."

„Wieso, zum Teufel, soll ich denn mit ihm zusammenkommen?"

Das ist so: die Fellowship of Australian Writers, der Schutzverband australischer Schriftsteller, veranstaltet zu Ehren des hohen Kollegen ein Bankett, die Bundesregierung und die Regierung von Neusüdwales haben ihr Erscheinen zugesagt.

Nun aber haben linksstehende Mitglieder des Verbandes, gerade so viele, als zur Einladung eines Gastes statutengemäß berechtigt sind, beschlossen, einen ausländischen Kollegen zu dem Bankett einzuladen. Und zwar jenen, der nach Ansicht der Regierung widerrechtlich und unerwünscht im Lande ist.

Krach im Schutzverband. Die Rechte beschuldigt die Linke, Politik in den Verband hineingetragen zu haben, die Linke entgegnet, die Politik sei vom Vorstand hineingetragen worden, indem er aus rein politischen Gründen den fremden Kollegen nicht von selbst einlud. Der Vorstand behauptet, unser Mann sei nicht als Schriftsteller, sondern zu politischer Tätigkeit nach Australien gekommen. So? antwortet die Opposition, und was ist's mit den offiziellen Jubiläumsgästen aus Übersee, den Hankey und Baden-Powell und all den noch höheren, fuhren sie etwa nicht zu politischer Tätigkeit nach Australien? Glaubt der Vorstand, der Poeta laureatus kam hierher, um sich uns anzusehen oder um ein Gedicht auf Australien zu machen? Nein, Mister Masefield wurde zu politischer Tätigkeit hierhergesandt, und deshalb beteiligt sich die Regierung an dem Empfang.

Interviewt, ob sie trotz der Einladung des unerwünschten Ausländers erscheinen werden, erklären Ministerpräsident und Minister, darunter Minister Th. White, der den Schriftstellerberuf unseres Mannes bestreitet, daß sie sich durch nichts daran hindern lassen werden, an der Huldigung Australiens für den englischen Poeta laureatus teilzunehmen. „Ich werde kommen", verkündet jeder Minister ein-

zeln, „ob Kisch da ist oder nicht." – „Ich werde kommen", verkündet auch unser Mann, „ob die Minister da sind oder nicht." Er empfinde es als Ehre, der Einladung Folge zu leisten, denn er sei selbst im Vorstand der Fellowship of German Writers. Mister John Masefield, befragt, ob er etwas gegen die Anwesenheit des prohibited immigrant beim Festmahl einzuwenden habe, antwortet: „Ich habe keine Meinung in dieser Angelegenheit."

In England scheint man diesem Zusammentreffen eines hohen Hofmannes mit dem beanstandeten Fremden noch mehr politische Bedeutung beizumessen als im Dominium. Die Korrespondenten der Londoner Presse bekommen Weisung, bei ihren Berichten über den Verlauf des Banketts keine Kabelspesen zu sparen, und im Wentworth-Hotel werden Telefonzellen gebaut, von denen aus die Berichterstatter die Festhalle überblicken können.

Wir aber, nicht auf Zeilenhonorar und Aufträge von Fleet Street angewiesen, wollen uns damit begnügen zu sagen, daß es ein wohlgelungenes Fest war. Fünfhundert Gäste, die Herren im Cut, die Damen mit Schmuck. Die Mitglieder der Regierung, so mannhaft sie ihr Erscheinen in Aussicht gestellt hatten, waren ausnahmslos ferngeblieben. Dagegen glänzte der nicht allen liebsame Gast durch seine Anwesenheit. Vier Männer trugen ihn feierlichen Schrittes durch die lautlos zur Seite tretende Menge zu seinem Platz, und er nahm sich im Jackett und in den Hosen seines blauen Pyjamas ganz schmuck aus.

Der Vorsitzende begrüßte Mister John Masefield mit warmen Worten. Mister John Masefield dankte mit warmen Worten, hob die Notwendigkeit von Solidarität und Freundschaft und Liebe zwischen den Angehörigen der schreibenden Zunft hervor und ging dann eilig von dannen – vielleicht gemahnte ihn die Anwesenheit des anderen überseeischen Kollegen peinlich an eine Zeit, da er für Upton Sinclairs Anthologie so unversöhnliche Worte gegen alle Helfershelfer der Mächtigen gefunden hatte.

Vierhundertneunundneunzig blieben essend und plaudernd im Saal, darunter der andere fremde Gast. Eine Autogrammpolonäse zu ihm beendete das schöne Fest. Er fügte zu seinem Namenszug jedesmal die Worte „ein Springer"

hinzu, um auszudrücken, daß ihn hier niemand als Schriftsteller kenne und nur von dem Akrobaten ein Andenken heische.

Mit spitzem Lächeln reichte ihm eine Dame „ihr Lieblingsbuch", auf daß er es signiere, ein kostbar eingebundenes Exemplar von „Mein Kampf". Bereitwillig schreibt er auf die Titelseite die Feststellung, zum erstenmal im Leben setze er seinen Namen auf solch stupides Zeug.

Am nächsten Tag – oh, wir haben ein reichhaltiges Festprogramm, tschindara-tschin-bum, hereinspaziert, meine Herrschaften! –, am nächsten Tag ist Liverpool Street schon vor neun Uhr morgens schwarz von Menschen, begierig, kundig, eingedenk, teilhaftig, mächtig, voll genießen sie die Zeremonie, mit der der Angeklagte die Freitreppe zum Polizeigericht emporgetragen wird, und auch der Verhandlungssaal ist begierig, kundig usw., und vor allem: voll.

Wie angekündigt, sitzt Richter May, der unseren Mann auf freien Fuß gesetzt hat, nicht mehr im Richterstuhl.

„Nein", erwidert unser Mann, als er von Richter Gibson gefragt wird, ob er sich schuldig bekenne, und es geht los.

Inspektor Wilson von der Zollbehörde wird als Zeuge verhört, ob und wie die Intelligenzprüfung vorgenommen wurde. Er sagt aus, der Angeklagte habe so laut, daß es die Leute außerhalb der Wachstube hören konnten, gerufen: „Es ist unfair, mich gälisch zu prüfen. Nicht mich stellen Sie damit bloß, sondern Australien. Die ganze Welt wird darüber lachen."

Bewegung im Publikum. Polizisten stürzen mit Gummiknüppeln auf die Zuhörer zu und bellen: „Ruhe im Gerichtssaal!" Ein Mann ruft gestikulierend: „Ein Prophet! Er wollte euch warnen, Australien lächerlich zu machen." Man schleppt ihn aus dem Saal. „Ein Prophet!" hört man ihn noch von draußen rufen.

Zeuge Wilson: „Der Angeklagte behauptete, es sei keine Tinte in der Füllfeder, die ich ihm gereicht hatte, und ..."

Bewegung im Publikum. Die Polizisten bellen: „Ruhe im Gerichtssaal!"

Zeuge: „... und zerriß das Papier und warf es fort." (Daß der Angeklagte es auf einen Detektiv warf, verschweigt der Zeuge großmütig.) „Er sagte auch, er sei einmal in Strath-

naver gewesen und spreche etwas Keltisch, aber Konstabler MacKay habe keine Ahnung davon."

Konstabler MacKay wird als nächster Zeuge vorgerufen, gibt an, er sei bis zu seinem sechzehnten Lebensjahr im Dorf Tongue in Sutherland, einer gälisch sprechenden Gegend Schottlands, aufgewachsen, der Schulunterricht sei englisch gewesen.

Piddington befragt den Zeugen MacKay nach einigen gälischen Worten, Zeuge antwortet, er habe sie vergessen. Auch einfache Vokabeln, wie „nein", „Straße", „Haus", kennt er nicht oder übersetzt sie falsch. (Piddington hat ein englisch-gälisches Wörterbuch mitgebracht.)

„Es ist schon zwanzig Jahre her, seit ich gälisch sprach", entschuldigt sich MacKay.

Piddington fordert ihn auf, ein Wort aus dem Diktionär vorzulesen. (Keltisch hat eigene Buchstaben.) Zeuge: „Das scheint irisches Gälisch zu sein, ich kann nur schottisches Gälisch lesen."

Piddington: „Die schottische Bevölkerung zählt 4 843 000 Seelen, kaum 2,8 Prozent von ihnen sprechen keltisch. Das ist also keine lebende europäische Sprache im Sinne des Gesetzes."

Es entspinnt sich ein linguistischer Streit, Beweise begegnen Gegenbeweisen, Beweisanträge und Gegenbeweisanträge kreuzen sich, die Vertagung des Prozesses wird gefordert.

Staatsanwalt: „Ich habe nichts dagegen, unter der Bedingung, daß der Angeklagte bis zur Wiederaufnahme in Haft bleibt, damit sich so skandalöse Szenen wie in der Domain die geballte Faust, die Demonstration in Macquarie Street oder die öffentliche Versteigerung der Vorladung nicht wiederholen."

Der Richter erklärt, die Freilassung des Angeklagten bis zur Urteilsverkündung sei bereits verfügt und sei nicht rückgängig zu machen. Der Prozeß wird vertagt.

Zur nächsten Verhandlung bringt der Staatsanwalt einen Sachverständigen mit: John McCrimmin, Polizeiinspektor a. D., geboren auf Isle of Skye, einer zu Schottland gehörenden Hebrideninsel, soll bekunden, daß Konstabler MacKay richtiges Schottisch-Gälisch spreche. Um die Eignung des

Sachverständigen zu beweisen, legt ihm der Staatsanwalt den Text der Diktatprüfung vor.

John McCrimmin liest vor und übersetzt, ohne zu stocken: „Er erinnert sich daran, daß sein Vater ein Buch, genannt das ‚Rote Buch', besaß, welches vielerlei über die Sippen des Hochlands erzählte und auch Teile von Ossianschen Gedichten enthielt."

(Der Sydneyer Schriftsteller Julian Smith* entdeckte, daß dieses Zitat einem alten Werk „Sprache und Literatur des schottischen Hochlands" von Prof. John Stuart Blackie entstammt, darin eben die Maßregeln angeführt sind, mit denen König Georg II. im Jahre 1747 nicht nur die gälisch-keltische Sprache zu unterdrücken versuchte, sondern sogar das Tragen von schottischer Tracht zu einem schweren Verbrechen stempelte. Wäre die Terra Australis schon damals ein freies britisches Dominium gewesen, so hätte sie jeden nur gälisch sprechenden Einwanderer ebenso abgewiesen, wie sie heute den nicht gälisch sprechenden abweist.)

Da der Sachverständige McCrimmin das Prüfungsstück fließend liest und übersetzt, müßte man nun widerspruchslos seine Entscheidung hinnehmen: Konstabler MacKay vermag die schottisch-gälischen Worte so vorzulesen, daß jeder Kenner dieser Sprache sie mitschreiben kann.

Leider mischt sich Mister Piddington mit einer Frage an den Richter ein: „Erlauben Sie, Verehrungswürdiger, daß auch ich von Mister McCrimmin etwas übersetzen lasse?" Der Verehrungswürdige erlaubt es, Piddington hält dem sachverständigen Kelten ein Buch hin und verdeckt das letzte Wort der zu übersetzenden Stelle.

Sachverständiger (übersetzt): „Ebenso könnten wir nützen, wenn wir es ihr frei überließen, sich zu ihrer Zerstreuung dem Laster hinzugeben."

Piddington: „Wollen Sie, bitte, Ihre Übersetzung dem Protokollführer diktieren?"

Sachverständiger (diktiert): „Ebenso könnten wir nützen . . ." Mit entschuldigendem Lächeln: „Das ist keine sehr moralische Sentenz."

* „On the Pacific Front. The adventures of Egon Kisch in Australia." By Julian Smith; Sydney 1936. Australian Book Services Ltd., Manchester Unity Building. (230 S.; 14 Photos.)

Piddington: „Im Original schon. Es ist nämlich der Satz aus dem Vaterunser: Führe uns nicht in Versuchung, sondern erlöse uns von dem Übel. Das Wort, das ich mit dem Finger verdeckt habe, heißt ‚Amen'."

Die Polizisten rücken gegen das Auditorium vor. „Ruhe im Gerichtssaal!" Aber all die drohend geschwungenen Gummiknüppel können das Gelächter nicht ersticken. Der Richter schneuzt sich des langen und breiten.

Sachverständiger: „Im Gälischen gibt es drei verschiedene Arten von Orthographie, und dadurch kann sich leicht ein anderer Sinn ergeben."

Piddington: „Ich glaube nicht, daß eine Orthographie das Vaterunser so verwandeln kann. Übrigens bezweifle ich jetzt, Mister McCrimmin, daß Sie den Text der Diktatprüfung auch so fließend übersetzt haben, als Sie ihn zum erstenmal lasen."

Sachverständiger (mit Entschiedenheit): „Jawohl, das habe ich."

Piddington: „Wann war denn das?"

Sachverständiger (merkt, daß er sich verplappert hat): „Muß ich diese Frage beantworten?"

Piddington: „Sie haben ja schon zugegeben, daß Sie den Text vorher kannten, also können Sie auch sagen, wann Sie ihn gesehen haben."

Sachverständiger: „Gestern."

Piddington: „Und wo?"

Sachverständiger schweigt.

Piddington: „Im Büro des Herrn Staatsanwalts?"

Sachverständiger: „Ja, aber ich habe den Text sofort ..."

Der Rest seiner Aussage erleidet trotz Gummiknüppeldrohung und „Ruhe-im-Gerichtssaal"-Gebell kläglichen Schiffbruch im Sturm der Heiterkeit.

Wieder mündet die Disputation in die prinzipielle Frage, ob Gälisch im allgemeinen und Schottisch-Gälisch im besonderen eine Sprache im allgemeinen und eine europäische Sprache im besonderen sei.

Richter Gibson meint, Schottisch-Keltisch werde in Europa gesprochen, also sei es ohne Zweifel eine europäische Sprache.

Piddington: „Es gibt mehr Chinesen in Sydney als schot-

tisch-gälisch sprechende Menschen in Europa. Wenn aber jemand ernsthaft behaupten wollte, Chinesisch sei ohne Zweifel eine australische Sprache, würde man ihn ins Irrenhaus sperren."

Richter: „Zielt das auf mich?"

Piddington: „Sie haben doch nicht behauptet, Verehrungswürdiger, daß Chinesisch ohne Zweifel eine australische Sprache sei."

Erst recht geraten Rechtsanwalt und Staatsanwalt einander in die Haare, bei jeder Gelegenheit beschimpfen sie einander weidlich, niemals aber tun sie es ohne die vorgeschriebene Anredeform „mein gelehrter Freund".

„Your Worship" dagegen ist die Formel, die hier, bei einem Gericht unterer Instanz, dem Richter gebührt.

Unser Mann sagt: „Your Warship" – Gelächter, „Ruhe im Gerichtssaal!" –, ohne daß man es dem Ausländer als bösen Willen auslegen kann, wenn er den feinen Unterschied in der Aussprache nicht herausbringt und dadurch eine verehrungsberechtigte Amtsperson einem ollen Kanonenboot gleichsetzt.

Zwei Ecktürme wachsen auf dem Richtertisch zu schwindlichten Höhen empor. Der rechte dräut den Frevlern, die dem Gälischen das Recht bestreiten, eine Sprache im Sinne des australischen Einwanderungsgesetzes zu sein, aus dem anderen Turm richtet sich die Bestückung gegen jene, die einen aussterbenden Dialekt ausgraben, um ihn für ihre politischen Antipathien zu mißbrauchen. Noch sind die Turmbauten nicht bis zum Giebel gediehen, noch liegt weiteres Baumaterial bei den Rivalen bereit, Bücher, Zeitschriften, Statistiken. Aus allen Werken starren die Lesezeichen hervor, als wären sie Flintenläufe.

Unser Mann könnte zum Turmbau seiner Partei nur einen einzigen Quaderstein beitragen; er erinnert sich, daß Friedrich Engels in der „Lage der arbeitenden Klasse in England" vom Verschwinden der gälisch-keltischen Sitten und Sprache spricht und die wirtschaftlichen Gründe und sogar den Zeitpunkt dieser Erscheinung anführt; die mit dem Ende des 18. Jahrhunderts einsetzende Industrierevolution erschloß das schottische Hochland; auf den neuerstandenen Chausseen wanderte die bisher zumeist aus Schmugglern und

Wilddieben bestehende Bergbewohnerschaft in die Industriebezirke ab, und vor dem Anrücken der englischen Zivilisation mußten die alten Gebräuche und Ausdrucksformen verschwinden.

Aber es gelingt nicht, ein Exemplar von Engels' Meisterreportage aufzutreiben in dem Land, in dem sich mehr als in einem anderen die Lage der englischen Arbeiterklasse vom Anfang des vorigen Jahrhunderts ausgewirkt hat. Belege aus der bürgerlichen Literatur hingegen schleppt Piddington in solcher Fülle heran, daß der Staatsanwalt die Hände ringt. „Was soll denn das für einen Zweck haben?"

„Den Zweck", antwortet Piddington, „Ehre und Freiheit eines bedeutenden Gastes zu retten, und mehr als das, den Ruf Australiens."

Staatsanwalt: „Quatschen Sie keinen solchen Blödsinn, mein gelehrter Freund, Ihr bedeutender Gast wird eingesperrt werden, wie er es verdient, und in acht Tagen erinnert sich kein Mensch mehr seines Namens."

Auch er scheint ein Prophet zu sein, wenigstens was das Einsperren betrifft. Der Richter denkt nämlich gar nicht daran, sich mit den beiden babylonischen Türmen und ihrer Sprachverwirrung zu befassen, er denkt nicht daran, den Prozeß um weitere Verhandlungstage zu verlängern, deren Abende der Angeklagte doch nur, wie die bisherigen, verwenden würde, um Vorträge und Reden zu halten.

Woran Richter Gibson sicherlich denkt, ist die Absetzung seines Vorgängers, des Richters May. So erhebt er sich denn und verkündet das Urteil: Keltisch ist eine europäische Sprache, Schottisch-Gälisch ist eine Abart dieser Sprache und selbst eine europäische im Sinne der Einwanderungsakte, der Konstabler, der den Angeklagten der Diktatprüfung unterzog, war dieser Sprache mächtig, und der Angeklagte hat die Prüfung nicht bestanden. Daher ist der Angeklagte schuldig, unbefugt in Australien eingereist zu sein, und wird zu sechs Monaten Zwangsarbeit und zur Zahlung der Gerichtskosten verurteilt.

Piddington: „Unerhört! Zum Strafausmaß habe ich ja noch gar nicht plädiert."

Richter: „Das ist nicht nötig, das Strafausmaß ist im Gesetz genau festgelegt."

Piddington: „Sie verwechseln, Verehrungswürdiger, Ihren von der Regierung erhaltenen Auftrag mit dem Gesetz. Sechs Monate Zwangsarbeit sind keineswegs festgelegt, sondern im Gegenteil als Höchststrafe angegeben."

Da sich erweist, daß das stimmt, wird das Strafausmaß zurückgezogen, und Piddington plädiert.

Plädiert? Wie ein heraldischer Löwe hält er den Ehrenschild seines bereits schuldig gesprochenen Klienten in den Klauen. Nicht mehr um den Sieg kann er kämpfen, bloß noch um glimpfliche Gefangenschaft, er faucht und funkelt und dröhnt: Nur die Mindeststrafe darf verhängt werden.

Richter Gibson ist kein Romantiker, er fürchtet nicht, von einem Wappentier zerfleischt zu werden, er fürchtet nur das Schicksal des Richters May. Darum fällt er von neuem das Verdikt: „Sechs Monate Zwangsarbeit und Zahlung der Gerichtskosten."

Vier Polizisten schleppen unseren Mann aus dem Saal, zahlreiche andere preschen gegen das Publikum vor, das seiner Empörung über die hohe Strafe lauten Ausdruck gibt.

Wiederum wird unser Mann einer Leibesvisitation unterzogen; höhnisch steht der Polizeiinspektor dabei und knallt die Silberpeitsche gegen seine Ledergamaschen.

Verhallt ist der altgewohnte Dreiklang von Tür, Schlüssel und Schlüsselbund. Unser Mann liegt in einer großen Zelle und versucht sich auszumalen, wie sich das nächste Halbjahr gestalten wird. Sechs Monate Zwangsarbeit, vielleicht im australischen Busch unter Känguruhs und giftigen Schlangen. Es kann auch noch länger als sechs Monate dauern; Gerichtskosten werden überall im Fall der Nichteinbringlichkeit mit Haft bezahlt – die einzige international geltende Valuta.

Zwei Stunden später wird unseres Mannes Zelle anderweitig gebraucht. Aus Parramatta ist ein Schub von zwölf Häftlingen angekündigt, erzählen ihm die Polizisten, die ihn freundlich und fürsorglich in eine kleinere Zelle tragen. Die stinkt noch mehr als die große; sie stinkt am meisten von allen ihm hier vertrauten Zellen. Ohne Licht, ohne Lektüre, ohne Bleistift und ohne Papier liegt er auf der Pritsche. Zum Abendbrot gibt's Kaffee (oder ist es Tee?), immerhin nicht

so schlimm wie in Spandau, und drei Scheiben gerösteten Brots.

Spätabends ruft ein Polizist mit gedämpfter Stimme durchs Guckloch: „Zerreißen Sie das sofort!" und schnellt ein Papierkügelchen in die Zelle. Ein Brief: „Keine Sorge, wir arbeiten weiter. G."

„G." bedeutet Gwendolyn.

Auch Gerald Griffin wird zu sechs Monaten Zwangsarbeit verurteilt; in Sträflingskleidern sitzt er im Zuchthaus von Parramatta. Griffin ist in Irland geboren, also ein Kelte, ein Gäle sogar. Sein Verbrechen besteht darin, daß er nicht Holländisch kann.

Die beiden Verurteilungen wühlen die Gemüter auf. Vor allem sieht die Arbeiterschaft das Vorgehen der Behörden als Herausforderung an; die Protestbewegung wächst und äußert sich so radikal, wie dies noch vor einigen Jahren undenkbar gewesen wäre.

Zur Zeit der Prosperität, als noch keine industrielle Reservearmee von Hunderttausenden die Löhne drückte, als viele Arbeiter ein Häuschen mit Garten und manche ein Kleinauto erwerben konnten, galt den Australiern ihr Land als ein ewig unveränderbares Paradies, sie fühlten sich den Bewohnern der übrigen Weltteile überlegen, und ihre Zukunftsforderungen, ihr politisches und gewerkschaftliches Ideal erschöpften sich in dem Satz: „Ten bob a day – zehn Schilling Tagesverdienst."

Selbst jene Mitglieder der Labor Party, die sich Sozialisten nannten, glichen im Grunde dem Tolstoischen Gerichtsherrn Iwan Iljitsch; der weiß genau, daß alle Menschen sterben müssen, und glaubt dennoch nicht an seinen Tod, weil er, Iwan Iljitsch, ja nicht „alle Menschen" ist. So wußten jene Labor-Sozialisten von den internationalen Gesetzen der kapitalistischen Produktion, von der Ausbeutung der Arbeitskraft, vom Wechsel von Konjunktur und Krise und vom Kampf der Klassen, leugneten aber die Gültigkeit dieser Gesetze für Australien.

Als die Weltkrise über vier Weltteile hereinbrach und den fünften verschonte, schien das ein neuer Beweis für die Sonderstellung Australiens zu sein. 1929 jedoch kreuzte die

Krise den Äquator, und der konservative Ministerpräsident Bruce (jetzt Australiens Vertreter in London und beim Völkerbund) wußte besser von ihrem Kommen als die Sozialisten obiger Observanz. Er demissionierte und machte einem Labor-Kabinett Platz, damit dieses die Verantwortung auf sich lade.

In der Tat konnte das neue Ministerium die Landung der Krise nicht verhindern. Sie hißte ihre graue Fahne, sie verwandelte die arbeitswilligen Bewohner des menschenärmsten Erdteils in Arbeitslose, sie schloß Betriebe, sie schränkte Belegschaften ein und erhöhte die Arbeitszeit und senkte die Löhne, sie rief Streiks und Aussperrungen hervor, sie ließ den Ministerpräsidenten von Neusüdwales, J. Lang, einen Labor-Mann, durch den britischen Generalgouverneur absetzen und übergab auch die Regierung des Staatenbunds wieder einer nationalistischen Koalition.

Bei Iwan Iljitsch beginnt es zu dämmern. Schon verhaftet man in der Domain, dem Platz der freien Rede. Schon verbietet man Bücher, die in England erlaubt sind. Und nun will man uns sogar vorschreiben, wen wir hier empfangen dürfen? Sollen wir uns gefallen lassen, daß Antifaschisten und Kriegsgegner verurteilt werden?

Neue Anhänger stoßen zur Avantgarde des Klassenbewußtseins, die diese Entwicklung längst vorausgesagt hat, in den Arbeiterbezirken gründen sich antifaschistische Komitees, Keimzellen der Einheitsfront.

Aber auch weite Kreise des Kleinbürgertums und des Bürgertums sind höchst unzufrieden mit ihrer Regierung. Sie ist ihnen zu konservativ, vertritt allzu offen die Interessen von ein paar Banken, Versicherungsgesellschaften, reichen Weizenfarmern und Schafzüchtern und der fast ganz in englischen Händen liegenden Großindustrie.

Die Mehrheit der australischen Bevölkerung ist demokratisch. Hierzulande gibt es keinen Hof, keine Aristokratie und keine privilegierte Offizierskaste – Kommandant der australischen Truppen im Weltkrieg war ein als Reserveoffizier eingerückter jüdischer Ingenieur namens Monash. Den Ehrgeiz, in „bessere Kreise“ aufgenommen zu werden, hat der richtige Australier nicht; anders als in Europa schaffen Titel und Orden, ja selbst Reichtum allein

kein Ansehen; anders als in Amerika empfindet man es als lächerlich, alles auf der Welt nur nach dem Einkaufspreis zu schätzen.

Sich das Leben so leicht wie möglich zu machen, sich Hirn und Seele nicht allzusehr zu beschweren, ist des Australiers oberste Maxime. Sein Ahne hatte Land und Weide in Besitz genommen, wo er sie fand, Eingeborene, chinesische und europäische Einwanderer als Sklaven verwendet und nach Gutdünken leben oder sterben lassen – nichts störte ihn als die Obrigkeit mit ihrem Zuchthausregime und ihrem Verlangen nach Bezahlung des Bodens und der Steuern. Immer waren daher die duftigsten Blumen im Bukett der australischen Flüche für die Behörden ausersehen.

Davon steckt dem Enkel etwas im Blut. Er findet es verdammt unsympathisch, was die Behörden da treiben, und verdammt sympathisch, daß sich die beiden Delegierten dagegen wehren. Insbesondere der Tiefsprung vom Deck wird von dem sportfanatischen Erdteil als sportliche Leistung gewertet.

Was die Regierung den beiden zu sagen verwehren wollte, haben sie wiederholt gesagt. Jeder im Lande hat es gehört oder gelesen, und keiner im Lande hat etwas Gefährliches darin gefunden. Also war das Verbot nicht nur wirkungslos, sondern auch durchaus sinnlos, und die sechs Monate Zwangsarbeit sehen wie nackte Rache aus.

Das anfängliche Mißtrauen gegen die beiden Delegierten hat sich als unberechtigt erwiesen, Griffin ist der richtige Griffin und nicht jemand, der sich für ihn ausgibt. Von dem anderen hat Minister White behauptet, er sei ein politischer Agitator und kein Schriftsteller, jedenfalls kein besonderer, sonst wäre er ins Englische übersetzt. Jetzt aber kündigen die Buchhändler zwei englische Ausgaben an, „Secret China" erscheint in London, „Changing Asia" in New York.

Die Berufung gegen die Verurteilung rollt zu verschiedenen Instanzen, und niemand kennt sich in diesem Labyrinth aus. Unter anderem muß unser Mann vor einem Supreme Court in der alten Hauptstadt Parramatta erscheinen, und stilles Schaudern befällt ihn, da er in dieses Gerichtszimmer getragen wird, wo in den Kinderjahren der Kolonie Neusüdwales ein betrunkener Richter, ohne die Ange-

klagten oder die Zeugen anzuhören, Urteil auf Urteil lallte: „Tod durch den Strang."

Davon ist im gegebenen Fall keine Rede, es wird in Parramatta überhaupt kein Urteil über ihn gefällt, weil sich – wie gesagt, komplizierte Dinge – gleichzeitig das Oberste Bundesgericht in Sydney mit der Sache befaßt. Dessen Fünfmännersenat berät eine Woche lang über die Frage, ob der Einwanderer zu Recht aus Schottisch-Gälisch geprüft worden ist, und entscheidet dann mit vier gegen eine Stimme: nein.

Wohl sei Scotch-Gaelic in philologischem Sinne eine Sprache und zweifellos eine europäische, hingegen sei sie es, zum Unterschied von Irish-Gaelic, der Staatssprache des Freistaates Irland, nicht in politisch-rechtlichem Sinne, id est nicht in dem des Einwanderungsgesetzes. Diesem Sinn entspreche eine sich rapid vermindernde Sprechweise einiger abgelegener Pfarrgemeinden keineswegs. Somit wird das Urteil des Polizeigerichts aufgehoben und jede weitere Verfolgung wegen Unkenntnis des Schottisch-Gälischen oberstgerichtlich untersagt.

So ist denn unser Mann zum erstenmal in Australien ein freier Mann, nicht nur ein auf freiem Fuß befindlicher Mann. Er verlangt seinen Paß und sein Rückreisebillett, die man ihm in Fremantle abgenommen hat, erhält sie aber nicht.

Im Eisenbahnzug, der ihn von Sydney zu einer Versammlung nach Melbourne führt, drängen sich Bauern, Dorfpriester, Frauen, Kinder; sie fahren zum Eucharistischen Kongreß. Auf dem Bahnhof in Melbourne wird unser Mann mit Ansprachen begrüßt und die Internationale gesungen; bewegt stehen die eucharistischen Pilger entblößten Hauptes im Kreis, dann nahen sie sich dem vermeintlich heiligen Mann, berühren ehrfürchtig seine Krücken, versuchen ihm die Hände zu küssen und erbitten seinen Segen.

Das antifaschistische Meeting findet im Stadion von West-Melbourne statt; das ist heute ebenso voll wie beim Auftreten von Griffin; wieder sind über Zehntausend versammelt. Der Labor-Abgeordnete Blackburn faßt die Gründe der allgemeinen Erregung in einem Satz zusammen: „Wir Australier waren stolz darauf, in einem freien Land zu leben; aber das, was den beiden Antikriegsdelegierten widerfahren

ist, hat jedem von uns gezeigt, daß Australien kein freies Land mehr ist und auch die Reste der Freiheit in Gefahr sind."

Unser Mann leitet sein Referat damit ein, daß er bereits zur Jahrhundertfeier in Melbourne sein wollte. In den Tagen, deren Gedenken der Staat Victoria feierte, dauerte eine Reise aus Europa nach dem damals unbewohnten Port Phillip, dem heutigen Hafen von Melbourne, acht Monate, und von dort hierher, wo heute die Versammlung abgehalten wird, kaum zehn Minuten. Er aber habe von Europa hierher nur vier Wochen gebraucht und vom Melbourner Hafen bis nach West-Melbourne nicht weniger als nochmals vier Wochen. So wurde der Abstand zwischen Erdteil und Erdteil verringert, und der Abstand zwischen Mensch und Mensch ist größer denn je.

Über den weiteren Inhalt der Reden kann man in den Protokollen des Bundessenats nachlesen, der sich – aber wir wollen den Ereignissen nicht vorgreifen. Vor der Pause wird die Versammlung aufgefordert, Beiträge für den Verteidigungsfonds zu spenden. In der Mitte des Saales erhebt sich ein Boxring, auf ihn regnet es Geld von allen Seiten, nur zehn Minuten lang und nur kleine Münze. Die Zählung ergibt 130 Pfund, ein beispielloser Rekord.

Am nächsten Tag sieht unser Mann Melbourne, die Stadt, die seine unbezähmbare Neugierde wachrief, als er, ein dem Schiff Verhafteter, seine Besucher von ihr sprechen hörte. Melbourne ist ein Märchen, auch für den, der aus dem Märchen Sydney kommt. Sydney scheint entstanden zu sein, indem aus einem gigantischen Becher Tausende von Würfeln auf eine bizarr gezackte, von Hügeln umsäumte Bucht geschüttet wurden, unbekümmert darum, ob einer oder der andere der Würfel ins Meer fiel, einer oder der andere just noch am Felsenrand hängenblieb; dann stapfte ein Riese durch das bewürfelte Land und schuf so die Serpentinenstraßen am Hafen. (Wo er hinschiß, ist die City.)

Was aber Melbourne anlangt, so hat es sich ein Feenkönig sorgsam erdacht, bevor er es hinzauberte, und hernach hüpften seine Töchter über die Wege und bestreuten sie mit unsäglich bunten Beeten und Blumen und Sträuchern.

Nun beguckt sich unser Mann diese moderne Wunderstadt, fährt durch St. Kilda Road, eine Straße, weit schöner

als die Avenue des Champs-Elysées in Paris, nun lernt er alles verstehen, was ihm bei jenen Bordgesprächen der Melbournesen unverständlich war.

„Deepdene" ist die Straßenbahn, die den Stadtteil Deepdene durchfährt, Heidelberg ist ebenfalls ein Stadtteil am Yarra Yarra-Fluß und heißt so, weil der erste Grundstücksbesitzer dieser Gegend den Yarra Yarra dem Neckar ähnlich fand. Auch ein Braunschweig gibt's in Melbourne, jawohl. Und mit dem Menzies, bei dem man Cocktail trinkt, verhält es sich wie mit Heidelberg und Braunschweig; es ist nicht der Staatsanwalt, sondern ein Gastwirt in William Street, Ecke Collins Street. Bei Lyons in Swanston Street trinkt unser Mann Kaffee, und dieser Lyons ist alles eher als Australiens Ministerpräsident. Dagegen ist Bill Dolphin, der Geigenmacher, durchaus original; nach Feierabend kommen seine Freunde, und es geht feuchtfröhlich zu. Jemand lädt unseren Mann zu sich ein. „Rufen Sie mich vorher an, Ivanhoe 4646, das ist leicht zu merken..." Ja, sagt unser Mann, ich habe mir Ihre Nummer schon gemerkt, als Sie sie an Bord der „Strathaird" nannten.

In Unity Hall spricht unser Mann in einer Versammlung, auch nach Wonthaggi fährt er, einer Stadt hundert Kilometer hinter Melbourne, die schwärzer ist als andere Kohlenstädte, obwohl sie so hart am Meer liegt, daß die Wellen an die Häuser klatschen.

Schwere Debatten setzt es im Senat von Canberra. Eines seiner Mitglieder, der alte Sozialist Rae, wurde vom australischen Komitee gegen Krieg und Faschismus nach Neuseeland delegiert, um eine Vortragstournee abzuhalten. Die neuseeländische Regierung, sonst konservativer als die australische, hat die Einreise bewilligt, wohlweislich will sie das Feuer nicht schüren, das seit den beiden Landungsverboten über dem ganzen australischen Archipel lodert. Nicht so klug sind Raes Senatskollegen und Landsleute; sie verlangen eine Maßregelung, weil er sich in die Verhältnisse eines Nachbarstaates einmische, weil er seine Beurlaubung von den Senatssitzungen mit privaten Angelegenheiten begründet habe und vor allem, weil er dieser staatsfeindlichen Antikriegsbewegung angehöre.

Unerkannt (vermummt?) hat ein Senator namens Payne dem Meeting im Melbourne-Stadion beigewohnt, er tut sich auf diesen seinen Mut allerhand zugute und gibt im Senat den Inhalt der schrecklichen Reden wieder; er schwört, der Kapitalismus sei dort als Ursache der Kriege bezeichnet und diese und ähnliche lästerliche Behauptungen mit Beifall aufgenommen worden. Auf dem Titelblatt einer in der Versammlung verschleißten Broschüre vergieße ein Krokodil Tränen vor dem neuen Kriegerdenkmal. „Ich lenke die Aufmerksamkeit der hohen Regierung ..."

Ach, die Aufmerksamkeit der hohen Regierung ist schon lange gelenkt. Sie hat am Tage nach der Verurteilung unseres Mannes die Stimmen aus dem Goebbelsschen Blätterwald, die den sechs Monaten Zwangsarbeit begeistertes Lob zwitscherten, an die australische Presse ausgegeben. Aber daß die Nazis befriedigt sind, befriedigt die demokratischen Australier keineswegs. Befriedigt hingegen ist unser Mann, weil er auf diesem Wege erfährt, wie schnell die gleichgeschaltete Presse Deutschlands die illegalen Antifaschisten davon unterrichtet hat, daß ihre Freunde den Kampf bis nach Australien tragen.

Im Bundesparlament bringt die Regierung einen Gesetzentwurf ein, der sie ermächtigen soll, jeden ihr mißliebigen Fremden auch ohne Sprachprüfung von Australien fernzuhalten. Die Labor Party opponiert, die Regierung erklärt, das Gesetz werde nicht rückwirkend auf die beiden Delegierten Anwendung finden, dennoch fällt der Entwurf.

Nach der Aufhebung des Polizeiurteils durch den Obersten Gerichtshof wird die Beeinflussung der öffentlichen Meinung gegen die Delegierten organisiert. Täglich veröffentlicht der „Sydney Morning Herald" spaltenlange pseudonyme Zuschriften, in denen Scotch-Gaelic geradezu zu einer Weltsprache gestempelt wird. Schotten, Hochländer, klingt es aus dem Mund der Masken, gerät euer Blut nicht in Wallung, wenn ein Fremder die Sprache eurer Heimat schmäht und ihm von Australiens höchsten Richtern recht gegeben wird?!

An jedem Neujahrstag versammelt sich die schottische Kolonie von Sydney auf dem Gelände der Landwirtschafts-

messe zu fröhlich-landsmannschaftlicher Tagung. Auch diesmal kommen sie heran, die Macphersons, die Macdouglas', die Macintoshs, die Macgregors, die Macdonalds und die Macdarishes, in Röckchen und Käppchen und mit dem Dudelsack, aber statt zu tanzen und lustig zu sein, vernehmen sie Flüche gegen den Mann, der die Ursprache ihrer Urahnen nicht kennt und dennoch freigesprochen wurde; ein Priester versteigt sich in seiner Predigt zu den wenig priesterlichen Worten:

„Würde ein australischer Gerichtshof im schottischen Hochland behaupten, Schottisch-Gälisch sei nicht als lebende Sprache anzusehen, so würden diese Herren selbst nicht länger als lebend anzusehen sein. Denn man würde sie erschlagen."

Nicht alle Schotten, scheint es, wollen an solchem Totschlag teilhaben; viele schreiben unserem Mann, daß sie sich als gute Schotten fühlen, auch wenn sie nicht Gälisch verstehen. Einer, der es versteht, schickt zum Beweis, daß er es versteht, einen gälischen Brief an unseren Mann, die englische Übersetzung legt er bei. Er preist die gälische Sprache als markig und ausdrucksvoll, ihre Wiedererweckung wäre des Kampfes wert; beleidigt sei das Gälische nicht durch den, der es nicht kennen konnte, sondern durch jene, die es zu einer Falle mißbrauchten. Er habe dem „Sydney Morning Herald" den gleichen Brief geschrieben, aber da er nicht abgedruckt wurde, möge er wenigstens bei Gericht als Zeugnis eines treuen Kelten dienen.

Durch „inoffizielle Kanäle" erfahren die Freunde unseres Mannes, daß höchst offizielle Persönlichkeiten die Verfasser der pseudonymen Artikel im „Sydney Morning Herald" sind.

Hinter dem Namen „Columbinus" verbirgt sich zum Beispiel Sir Mungo MacCallum, Kanzler der Sydneyer Universität, Führer der Konservativen, ideologischer Ratgeber des Ministeriums. Er spricht sich für die Verwendung der gälischen Sprache bei Intelligenzprüfungen aus, weil durch sie, „wenn auch auf vertrackte und winkelzügige Weise, ein unerwünschter Ausländer von Australien ferngehalten werden kann". Mit herabgelassenem Visier berennt Ritter Mungo die Richter, die die ihm sympathische „vertrackte und winkelzügige Moral" als vertrackte und winkelzügige

Unmoral verurteilt haben, und neigt am Schluß des Turniergangs mit einem ironisch-demütigen „Caesar super grammaticam" die Waffen vor dem Obersten Gericht – dem Cäsar, dem er Unkenntnis der Grammatik vorwirft.

Ein einst fortschrittliches Wochenblatt, „The Bulletin", wird durch sein Bedürfnis, der Kampagne eine neue Note beizugesellen, antisemitisch; um die jüdischen Abonnenten dennoch nicht vor den Kopf zu stoßen, erfindet es die Rasse der „internationalen Juden", deren vorläufig einziger Repräsentant – erraten! – unser Mann ist.

Das alles ist nur Vorspiel zur nächsten Komödie. Am 3. Januar erscheint ein Polizeibeamter im Büro der Anwältin Jollie-Smith; er hat unserem Mann, dessen Adresse die Polizei nicht kennt, eine Vorladung persönlich einzuhändigen. Unser Mann ist natürlich nicht anwesend, aber Frau Jollie-Smith ist anwesend, eben aus dem Hospital entlassen, und sie gibt dem Beamten den Bescheid, übermorgen um zehn Uhr vormittags wiederzukommen. Übermorgen, am 5. Januar, ein Detail, das sich als entscheidend herausstellen wird, nimmt unser Mann aus den Händen des Polizeibeamten die Vorladung entgegen.

Ein neuer Prozeß ist die Antwort auf das wiederholte Verlangen nach Rückgabe von Paß und Fahrkarte.

Der König von Großbritannien hat (unter anderem) darauf zu achten, daß in seinem Reich keine Einmengung in ein schwebendes Verfahren, keine Beeinflussung des Gerichts und keine Beleidigung des Obersten Gerichtshofs erfolge. In des Königs Namen und beraten von Mister Piddington, verklagt unser Mann den „Sydney Morning Herald", der seine Kampagne angesichts des neuerlichen Verfahrens zur Hetze steigert.

Kopfschüttelnd wird diese Klage überall diskutiert. Das Organ des Ministeriums! Das Organ der Konservativen! Das Organ des Kapitals! Unermeßlich reich an Einfluß und Geld, hatte es, selbst als die Labor Party in der Regierung saß, seine scharfmacherische, reaktionäre Politik fortgesetzt, jeder falschen Nachricht durch seinen würdigen Ton und seine seriöse Aufmachung den Stempel der Wahrheit aufgedrückt. „S. M. Herald" vor Gericht zu stellen, das ist, als

ob man in Hitlerdeutschland den „Völkischen Beobachter" vor Gericht stellen wollte ...

Bevor aber diesem mächtigen Inländer der Prozeß gemacht wird, wird er dem nicht ganz so mächtigen Ausländer gemacht. Dieses Mal wurde gegen ihn alles noch „wasserdichter" vorbereitet als bisher, dieses Mal vertritt die Klage der Generalstaatsanwalt von Neusüdwales, Mister Manning (Menzies ist Generalstaatsanwalt des Staatenbundes), und als Kronzeuge erscheint der Innenminister höchstpersönlich, Thomas Paterson mit Namen, mit dem Angeklagten weder verwandt noch verschwägert, danke.

Zeuge sagt aus, die australische Regierung habe nach dem erfolgten Freispruch des Angeklagten an die britische Regierung die Bitte gerichtet, ihre Stellungnahme zu der Ausweisung unchiffriert zurückzukabeln. Als Antwort traf aus London folgende unchiffrierte Depesche des Staatssekretärs für die Dominions ein: „Die Lage ist die, daß dem Egon Erwin Kisch im September 1933 im Hinblick auf seine bekannte subversive Tätigkeit die Landung im Vereinigten Königreich verwehrt wurde. Die Erlaubnis, das Vereinigte Königreich zu betreten, würde ihm auch jetzt verweigert werden." Dieser „durch offizielle Kanäle von der Regierung einer befreundeten Macht" eingelaufenen Information zufolge habe er, Minister Paterson, das neuerliche Verfahren verfügt.

Zeuge verneigt sich, will sich zurückziehen. „Einen Augenblick." Mister Piddington hat an Minister Paterson Fragen zu stellen, sie prasseln wie Hagel hernieder: „Ist Ihnen bekannt, daß europäische Faschisten Maßregeln gegen den Delegierten verlangt und erzwungen haben? Ist Ihnen bekannt, daß gedroht wurde, Deutschland werde sich vom australischen Wollmarkt zurückziehen und sogar einen bereits abgeschlossenen Kauf in Höhe von 10 000 Pfund rückgängig machen, wenn das Einreiseverbot nicht erlassen, beziehungsweise die Ausweisung nicht verfügt werde? Ist der Herr Minister bereit, den chiffrierten Depeschenwechsel vorzulegen, der der Bitte um das unchiffrierte Telegramm vorangegangen ist?"

Nein, der Herr Minister ist dazu keineswegs bereit. Er verschanzt sich hinter das Amtsgeheimnis und erklärt, daß

er auch den Ministerialbeamten Jones, der von der Verteidigung als Zeuge für die Naziintervention geführt wird, nicht von seinem Dienstgeheimnis entbinden werde. Zeuge verneigt sich, zieht sich zurück.

An den Generalstaatsanwalt Manning richtet Piddington die Frage, wann und wo der Angeklagte sich des Verbrechens schuldig gemacht habe, dessen er angeklagt ist.

Darauf ist der Generalstaatsanwalt Manning sehr wohl vorbereitet. Er hat zwei amtliche Zeugen dafür zur Hand, daß der Angeklagte unbefugt in Australien war. Der eine, der Zollbeamte, der unseren Mann vor zehn Wochen mit dem Landungsverbot so peinlich überrascht hat, ist eigens aus Fremantle geholt worden, von wo es nach Sydney ebenso weit ist wie von Madrid nach Stockholm. Als zweiten Zeugen für die Hunderttausenden bekannte Tatsache, daß unser Mann sich in Australien befindet, führt der Generalstaatsanwalt einen Sydneyer Polizeibeamten, der unter Eid bezeugt, unserem Mann die Vorladung zur Gerichtsverhandlung eingehändigt zu haben.

„Wann war das?" fragt Piddington.

„Am 5. Januar."

„Aber die Vorladung trägt das Datum 3. Januar. Beide Aussagen könnten viel besser beweisen, daß der Angeklagte *nicht* in Australien war, denn nach der einen ist der Angeklagte in Fremantle nicht gelandet, und der andere Zeuge hat ihn am 3. Januar überhaupt nicht gesehen."

Manning: „Dann war es eben am 5."

Piddington: „Sie können doch nicht am 3. jemanden eines Verbrechens anklagen, das er erst am 5. begehen wird?!"

Ach was, darüber soll sich das Oberste Gericht den Kopf zerbrechen – wenn es überhaupt zu einer Berufungsverhandlung kommen sollte. Hier wird verurteilt.

Generalstaatsanwalt Manning fordert Schuldigsprechung. Er fordert sie nicht etwa im Interesse der australischen Rechtssicherheit, denn von nun an werde der Angeklagte Australien ohnehin bloß aus dem vergitterten Fenster einer Kerkerzelle oder aus dem Bullauge eines davonfahrenden Schiffes erblicken. Aber im Interesse anderer Staaten möge ihm das Kainszeichen der Verurteilung aufgedrückt werden, so zwar, daß „his future movements might

be subject to scrutiny wherever he went, and so that people in other countries might know the status he has acquired in Australia". („... seine künftigen Handlungen überall Grundlage einer Maßnahme bilden können, wohin immer er sich begebe, und damit die Leute in anderen Ländern erfahren, welchen Stand er während seines australischen Aufenthalts erworben hat") – nämlich den Stand eines Zuchthäuslers.

Nicht das geringste ist dem Herrn Generalstaatsanwalt an der Abbüßung der Strafe gelegen. Im Gegenteil. Er ist bereit, dem Angeklagten die Aussicht aus dem Gitterfenster zu ersparen, wenn dieser seinerseits bereit ist, aus dem Bullauge des nächsten abfahrenden Schiffes zu gucken. In diesem Fall würde der Generalstaatsanwalt auch für die sofortige Rückgabe von Paß und Schiffsbillett Sorge tragen.

Unser Mann will in vierzehn Tagen abreisen, aber damit ist dem Generalstaatsanwalt und seinen Auftraggebern durchaus nicht gedient. Warum nicht? Der Prozeß S. M. von Großbritannien gegen „S. M. Herald" ist angesetzt, die Regierung befürchtet, die klägerische Partei habe alle Pseudonyme gelüftet. Hohe Herren sind darunter und von Gefängnisstrafen bedroht. Nur wenn der Kläger außer Landes wäre, würde der Prozeß nicht steigen. Er darf nicht steigen, um keinen Preis.

Im Sydneyer Arbeiter-Kunstklub wird Theater gespielt, Kabarett gemacht, referiert, viel diskutiert und noch mehr getanzt, insbesondere am Sonntag. Matrosen aus aller Herren Ländern verkehren dort.

Seit ein paar Tagen liegt die „Mosel" am Circular Quay, ein deutsches Schiff, und ein paar Jungs ihrer Bemannung sind im Klub schon von früher her wie zu Hause. Wenn man sie fragt, ob sie politisch organisiert sind, so antworten sie: „*Solche* Nazis sind wir", und heben lachend die Faust in Schulterhöhe, um zu zeigen, welcher Art Nazis sie sind. Ihrer zwei kommen am 18. Januar in den Klub mit der Nachricht, der Kapitän habe den Schiffsarrest inspiziert und befohlen: „Wir segeln halb sieben. Sobald der Gefangene an Bord ist, sind sofort die Taue zu lösen." Die Matrosen glauben, daß es sich um den Antikriegsdelegierten handelt.

Am gleichen Tag hat ein wohlmeinender Konstabler einem Taxichauffeur zugeflüstert: „Fahr zu Piddington und sag ihm, daß Kisch heute um sechs Uhr auf ein Boot gebracht werden soll."

Zweifellos will man unseren Mann heute verurteilen und gleich abtransportieren.

In der Nachmittagsverhandlung erhebt sich der alte Piddington, zitternd vor Erregung, zu einer Mitteilung: „Die Tatsache, die wir erfahren haben, ist so unglaublich, so... so...", stößt er hervor und fällt mitten im Satz bewußtlos zu Boden.

Einen Arzt! Einen Arzt! Alles rennt durcheinander, man bemüht sich um den Ohnmächtigen; mit einem Achselzucken zum Generalstaatsanwalt hin unterbricht der Richter die Verhandlung, vertagt sie auf morgen. Während die Abendblätter den neuesten Zwischenfall melden, „Piddington K. C. im Gerichtssaal zusammengebrochen", fährt die „Mosel" aus dem Hafen, und ihr Schiffsarrest ist leer.

Bei der nächsten Verhandlung ist Piddington, der Wakkere, wieder auf dem Posten, doch kann er die Verurteilung unseres Mannes nicht verhindern. Drei Monate Zwangsarbeit wegen unbefugten Aufenthalts und weitere 106 Tage für die Gerichts- und Berufungskosten – der Richter rechnet sie gleich in Haftzeit um, weil er (mit Recht) ihre Nichteinbringlichkeit annimmt.

Die Unkenntnis der gälischen Sprache war seinerzeit mit sechs Monaten Zwangsarbeit bestraft worden, jetzt, ohne dieses Verbrechen, beträgt das Urteil sechseinhalb Monate!

Im Parlament von Neusüdwales bringt der Labor-Abgeordnete Gorman eine Interpellation ein, weil der Generalstaatsanwalt von einem ihm direkt unterstellten Richter plädiert, ihm also den Urteilsspruch von Amts wegen befohlen hat. Der Ministerpräsident antwortet, Mister Manning sei nicht in seiner Eigenschaft als Generalstaatsanwalt und Vorgesetzter des Richters, sondern als Rechtsbeistand der Krone vor Gericht erschienen. Diese Antwort löst Tumulte aus, die Sitzung muß unterbrochen werden.

Gegen das Urteil hat Piddington abermals Berufung eingelegt, und das Oberste Gericht anerkennt die angegebenen

Gründe als zureichend für die Ansetzung einer Berufungsverhandlung*.

Unser Mann ist auf freiem Fuß, diesmal gegen ein Pfand von 200 Pfund.

Der Vorsitzende und andere Vorstandsmitglieder des Schriftstellerverbandes, die unseren Mann nicht zum Masefield-Dinner einladen wollten, haben ihre Demission geben müssen; des neuorientierten Verbandes erste Veranstaltung ist ein Festabend zu Ehren der aus Westaustralien eingetroffenen großen Romanschriftstellerin Katherine Susannah Prichard und unseres Mannes, eines eben zu Zwangsarbeit Verurteilten.

Zu dieser Veranstaltung hat sich der Vorsitzende P. R. Stephenson eine literarhistorische Überraschung ausgedacht: die authentische Biographie über den umstrittenen Gast. Er hatte aus dem tschechischen Konversationslexikon im tschechoslowakischen Generalkonsulat den betreffenden Artikel heraussuchen und übersetzen lassen und liest ihn jetzt feierlich vor.

Ach du meine Güte! Es war eine ganz alte Auflage des Lexikons, eingefrorene Posthornklänge tönen hervor, errötend und erblassend vernimmt sie der Betroffene, mit heiterem Hallo vernimmt sie Australien; denn das Lexikon beschränkt sich im Grunde darauf, zu attestieren, K. gilt als Kenner des Prager Nachtlebens.

Andere Reminiszenzen, bessere und nicht so weit zurückliegende, gibt es bei anderen Veranstaltungen. So nähert sich nach einem Vortrag in der Sydneyer Vorstadt Balmain ein Mann von kleiner Statur, vor Schüchternheit noch kleiner, dem Podium. „Sie werden sich meiner nicht mehr erinnern, ich war einmal im City Hospital bei Ihnen, von der Vincent-de-Paul-Sozietät. Sie haben mir damals gesagt, ich soll zu dem Meeting in der Domain gehen."

„Waren Sie dort?"

„Mein Gott, das vergesse ich mein Lebtag nicht. Ich war ohnehin aufgeregt, ich habe ja vorher noch nie eine Volksversammlung mitgemacht. Kaum war ich dort, starb der alte Rivett vor meinen Augen, dann trug man den Kisch hinauf,

* Die juristische Seite des Falles ist in der Broschüre behandelt: „How the Kisch-Griffin Ban was smashed" by P. Thorne. (Sydney 1935, Intern. Labor Defense.)

und ich traute meinen Augen nicht: das war doch der Mann, mit dem ich vormittags gesprochen hatte."

„Na, und haben Sie bei der Vincent-de-Paul-Gesellschaft den Antrag gestellt, die Rote Hilfe zu unterstützen?"

Der Alte lächelt: „Das war ja nur ein Witz von Ihnen. Jetzt verstehe ich das schon. Früher habe ich gar nichts davon gewußt, daß Menschen im Kerker sind nur wegen ihrer Überzeugung. Ich bin Mitglied der Roten Hilfe geworden, die Vincent-de-Paul-Sozietät weiß nichts davon. Aber privat spreche ich mit den Mitgliedern darüber, und ich habe schon sechs für die Rote Hilfe angeworben."

„Das ist wirklich schön."

„Jaja. Ich bin hierhergekommen, um es Ihnen zu sagen."

Wieder liegt ein deutsches Schiff im Hafen vor Anker, die „Leuna", wieder gehören der Bemannung solche Nazis an, die die Faust heben, um zu zeigen, welcher Art Nazis sie sind. Am Tag, da die „Leuna" absegeln soll, erscheinen zwei Detektive in einer Wohnung von Potts Point und fragen nach unserem Mann. „Wer? Der verbotene Immigrant?" – „Ja, der." – „Wieso soll der bei mir wohnen? Bei mir wohnt überhaupt niemand." Die Detektive überzeugen sich, daß das stimmt. (Unser Mann ist schon am Vormittag aus dieser Wohnung übergesiedelt.)

Auf neutralem Boden, in der Freimaurerloge oder in einem wissenschaftlichen Zirkel, werden einem Minister Vorwürfe gemacht: „Den Mann auf ein Nazischiff zu verschleppen bedeutet doch Mord!" Für eine derartige Ahnungslosigkeit in Sachen des Völkerrechts hat der Minister nur ein überlegenes Lächeln übrig. „Kein Haar darf man ihm krümmen. Er ist ja tschechoslowakischer Staatsbürger, untersteht also gar nicht der deutschen Gerichtsbarkeit, außer wenn er an Bord etwas anstellt..."

Soll man lachen oder weinen darüber, daß das Unvorstellbare unvorstellbar ist? Soll man weinen oder lachen darüber, wenn Worte wie „Völkerrecht" und „Gerichtsbarkeit" im Zusammenhang mit den Nazis ausgesprochen werden?

Gerald Griffin, auch er bis zu seiner Berufungsverhandlung gegen Kaution auf freiem Fuß, hält in Queensland Ver-

sammlungen ab. Unser Mann war dort gleichfalls angekündigt gewesen, hatte aber wegen der Prozesse absagen müssen. Jetzt läßt sich's nicht mehr aufschieben, obwohl wieder Pläne bestehen, ihn unterwegs anzuhalten und auf ein Schiff zu bringen.

Er fährt also nicht aus Sydney ab und nicht mit dem angekündigten Zug. Ungestört verläuft die Reise in den hohen Norden, der, dem Äquator näher, ein heißer, tropischer Norden ist. Ungestört von Freund und Feind kommt er am Morgen in Brisbane an. Wie schön ist ein leerer Bahnsteig, die Luft ist rein, der Ankömmling atmet sie in vollen Zügen. Nur zwei Krücken sind an seiner Seite, sonst niemand, dieweil er die Stadt durchstelzt.

Solange man auf zwei gesunden Beinen steht, merkt man nicht, wie viele ihrer sind, die es nicht tun. Sie, die Männer auf Krücken, bilden eine besondere Gemeinschaft, sie blinzeln sich auf der Straße zu, mustern gegenseitig Gliedmaßen, Krücken und allfällige Kriegsabzeichen, prüfen einander. Machst du deine Schritte, indem du die Hände auf den unteren Quergriff stützest oder indem du deine Achselhöhlen auf die Krücken drückst? Setzest du die Krücken voran und ziehst die Beine nach oder machst du es umgekehrt? Sind deine Krücken alt oder neu, hölzern oder aus Aluminium, hast du einen verkürzten Fuß, ein Holzbein oder gar kein Bein, bist du ein Lebenslänglicher oder nur ein Gast in der Welt der Krücken und Krüppel ...?

Unser Mann hat sich zu der Adresse durchgefragt, die ihm mitgegeben wurde. Nun öffnet er die Tür des Raums, einige Leute halten eine Sitzung ab, aber angesichts des im Türrahmen stehenden Mannes stockt die Debatte jäh, die Gesichter ziehen sich in die Länge. Unser Mann hat sich ohne Zweifel in der Adresse geirrt, ist irgendwohin geraten, wo er stört, vielleicht zu Feinden. Was hilft's, es bleibt ihm nichts anderes übrig, als sich vorzustellen.

„Ja, wir wissen", wird ihm erwidert. Pause.

„Und wer sind Sie, bitte?" fragt er; weil man es ihm nicht von selbst sagt, fragt er es nicht ohne Befürchtung.

„Wir sind der Kisch-Begrüßungsausschuß."

„Seid ihr das? Schön begrüßt ihr mich."

„Wir stellen eben das Programm für Ihren Empfang zu-

sammen... Vertreter der Betriebe werden auf der Bahn sein, und der sozialistischen Gemeinden, und ... was sollen wir jetzt machen, Sie sind ja schon hier!"

„Das ist doch nicht so schlimm, ich gehe einfach zum Bahnhof zurück und werde dort auf meinen Empfang warten." So tat er auch.

Am Ausläufer des Bahnsteigs, es ist schon mehr freie Strecke als Bahnhof, sitzt in sich gekauert unser Mann auf einer Bank, unter der Bank liegen die Krücken. Zwei Eisenbahner neben ihm essen ihre Stullen, gehen dann weg, ohne ihn auch nur mit einem Blick zu streifen.

Ohne ihn auch nur mit einem Blick zu streifen, versammelt ein Polizeiherr seine Mannen an diesem entlegenen Bahnhofsende und gibt die letzten Instruktionen: „... energisch ... auch beim geringsten Anlaß ... wenn er mit jemandem stehenbleibt, stört er den Verkehr ..."

Ein Zivilist und zwei Konstabler werden bestimmt, am ersten Waggon zu stehen. Ein Zivilist und zwei Konstabler werden bestimmt, am zweiten Waggon zu stehen. Ein Zivilist und zwei Konstabler werden bestimmt, am dritten Waggon zu stehen.

Etwas abseits von dieser operativen Gruppe hält sich ein Mann in blauer Bluse, eine Gesichtshälfte ist eine gewöhnliche Gesichtshälfte, die andere ist verstümmelt, wie weggerissen. Der Inspektor ruft ihn zu sich: „Fitzpatrick!"

„All right, Sir."

„Sie haben den Wagen hier?"

„All right, Sir. Einen Milchwagen."

„Fahren Sie nicht allzu nah hinter ihm her. Er wird wahrscheinlich in Camphill wohnen, bei einer Frau Hussie in Stephen Street."

„All right, Sir."

Dem Bahnhofsportier wird eingeschärft, auf den Polizeiinspektor zuzutreten und mit lauter Stimme zu sagen: „Der Stationsvorsteher erlaubt nicht, daß auf dem Bahnhof ein Banner entrollt wird." Die Szene wird geprobt.

Den Kopf in die Hände gestützt, schielt unser Mann nach den vollen Gesichtern der Detektive und dem halben von Fitzpatrick dazu, der ihm nachfahren soll zu einer Frau Hussie, Camphill, Stephen Street. Am fernen Ausgang des

Bahnsteigs sieht er eine Menschenansammlung sich vergrößern und verdichten, über ihr ragen die Staffeleien der Photographen und die Stangen eines zu entrollenden Banners, gegen das der Portier mit lauter Stimme im Namen des Stationsvorstehers protestieren soll, Signal zum Einschreiten der Polizei.

Endlich fährt der Zug mit dem Erwarteten ein, der nicht darin ist, sich aber dergestalt unter die Ankömmlinge mengt, daß ihn jedermann für einen von ihnen halten muß. Vor der Ausgangstür Empfang, keiner schreit so laut „Hurra" und schwingt so hoch den Hut wie einer, auf den unser Mann mit dem Finger weist. „Sie sind ein Polizeiagent, ich kenne Sie." Ein Hochruf bleibt im Mund, ein Hut in der Luft stecken.

Leise sagt unser Mann zu den Fahnenträgern, sie mögen das Banner einrollen und es erst entfalten, wenn er das Zeichen dazu gebe. Ansprachen werden gehalten, die unseres Mannes schließt mit den Worten: „Und nun laßt uns das Banner der Antikriegsbewegung entrollen, und wir werden sehen, wie jener unbeteiligte Mann dort herbeieilen und den Polizeiinspektor im Namen des Stationsvorstehers mit lauter Stimme auffordern wird, es zu verbieten."

Der Bahnhofsportier kann diese Prophezeiung nicht hören, er steht etwa zwanzig Meter entfernt, jetzt aber schießt er auf den Inspektor zu. „Der Bahnhofsvorsteher erlaubt nicht, daß hier ein Banner entrollt wird", und begreift nicht, warum diesem ernsten Satz ein so homerisches Gelächter folgt.

Vor dem Bahnhof parkt ein Milchauto, am Steuer döst ein Mann in blauer Bluse, man sieht nur sein Profil. Unser Mann stellt sich vor ihn hin und sagt zu seinen Freunden: „Das ist ein Spitzel."

„Ich? Ein Spitzel?" entrüstet sich der Chauffeur. „Was fällt Ihnen ein?"

„Aber, Kamerad ..." Die Freunde sind erschrocken über das Verhalten unseres Mannes. Der kommt zum erstenmal hierher, beleidigt einen harmlosen Chauffeur, kann uns einen saftigen Skandal an den Hals hetzen. „Aber, Kamerad, wie kommen Sie darauf? Dieser Mann ist doch kein Spitzel."

„Doch", beharrt unser Mann, „er hat nur eine Wange und nur ein Ohr, wie ihr von der anderen Seite sehen könnt, heißt Fitzpatrick, ist ein Spitzel und soll mir zu Frau Hussie nachfahren, nach Camphill, Stephen Street."

Alle schauen den Spitzel Fitzpatrick en face an und unseren Mann, den übersinnlich Begabten, von der Seite. Gestern hat das Empfangskomitee vertraulich den Beschluß gefaßt, den Gast bei Frau Hussie einzuquartieren; wieso weiß er das?

Fitzpatrick protestiert nicht mehr, er gibt Gas, und weg ist er mitsamt dem Milchwagen. Das Auto mit unserem Mann fährt statt nach Camphill aus der Stadt Brisbane hinaus, hinter das Dorf Granville, auf die Farm des Freundes Sintivalla.

Die Tournee durch Queensland beginnt, die Versammlungen finden in Stadien, in Theatern, in Hochschulen, in Kinos und Kriegergedenkhallen statt; aus den Dörfern, die noch die alten Namen aus der Buschnegerzeit tragen, und aus den Dörfern mit englischen und deutschen Namen kommen die Bewohner in geschlossenen Trupps.

In fast militärisch ausgerichteten Viererreihen, mit einer goldbestickten schwarzweißroten Fahne des Vereins „Germania", marschieren die deutschen Bauern, Schafzüchter und Arbeiter aus Minden heran, aus Marburg, Kirchheim, Hessenberg und wie die deutschen Orte hier alle heißen. Von 11 000 Einwohnern im Lockyer Distrikt, einer Landschaft von 80 Meilen Durchmesser, sind nicht weniger als 10 000 Deutsche. Drei Generationen hindurch sprachen sie nicht englisch, so daß englische Firmen für Queensland deutsche oder deutschsprechende Reisende anstellen mußten, die australischen Woll- und Vieheinkäufer ihre Geschäfte im Lockyer Distrikt und in den Darling Downs nur deutsch abschlossen.

Erst seit Beginn des Weltkriegs zeigt sich ein Riß in der Tradition. Damals wurden deutsche Schulen geschlossen, die Jugend hörte auf, deutsch miteinander zu reden, und will als „dinky-dye Aussies", als waschechte Australier gelten. Und doch ist auch in jenen, deren Väter als „Anzacs" gegen Deutschland standen, in jenen, die kaum mehr Deutsch verstehen, in jenen, die am Sonntag nicht mehr in die luthera-

nische Kirche kommen, und doch ist auch in dieser Nachkriegsjugend ein liebevolles Interesse an Deutschland wach, eine Sehnsucht nach dem Land von Großmütterchens Märchen.

Dort, in der Welt des „Es war einmal", hat sich wieder etwas begeben, was an den Lindwurm und an die Hexe erinnert, ein grusliger Spuk, davon haben sie gehört und gelesen. Jetzt fragen sie den, der von dort kommt, Alte, die stolz sind, Deutsche zu sein, und Junge mit dem Traum von der Märchenheimat: Ist es wahr, daß man politische Gegner nackt auspeitscht, politische Gegner ohne Urteil erschießt, erhängt und zu Tode martert? Ihre Fragen scheinen zu flehen: „Sag uns, daß das alles nicht wahr ist."

Polyglott geht es zu in und nach den Versammlungen von Wynnum, Toowoomba und anderen Städten; am Rand der Darling Downs ließe sich der Turmbau von Babel auch nicht vollenden. Eine Gruppe russischer Arbeiter fragt, wie es jetzt in Rußland sei, ob der Delegierte etwas gehört habe über Artjom; Gerüchte über sein Leben und seinen Tod sind hierher, zu seiner alten Arbeitsstätte, gedrungen. „Er lebte nämlich hier mit uns, und als im siebzehner Jahr in Rußland die Revolution ausbrach, wollte er, wir sollen alle zurück, jetzt gebe es keinen Zaren und keinen Kapitalismus mehr, und die Arbeiter seien frei. Aber wir haben nicht geglaubt, daß so etwas lange dauern kann, und er ist allein abgefahren."

Ja, euer Artjom war Volkskommissar in Sowjetrußland, 1921 kam er durch einen Eisenbahnunfall ums Leben. Die Stadt, die seinen Namen trägt, ist die Hauptstadt des Donezbeckens, und in dem Bezirk seines Namens gibt es Hunderte von modernen Kohlengruben, Montanwerken, Glasfabriken und Arbeiterstädten. Auch die Universität von Charkow heißt nach ihm. Auf dem Marktplatz seiner Stadt Artjomowsk steht er aus Stein gehauen im Bergmannskleid, mit Wickelgamaschen und die Grubenlampe in der Hand, so wie ihr ihn wahrscheinlich gekannt habt, towarischtschi.

„Jaja, so kannten wir ihn, towarischtsch. Damals hatten wir nicht den Mut, mit ihm zu gehen. Jetzt sind wir arbeitslos."

Weit von hier, in Neusüdwales, steht „S. M. Herald" vor den Obersten Richtern, und es ergeht ihm nicht gut. „Nach mehr als einem Jahrhundert der Unantastbarkeit", schreibt der „Labor Daily" am 8. Februar 1935, „zerfiel endlich all der Bombast und die Arroganz des ‚Sydney Morning Herald', als er gestern in Sack und Asche, kriecherisch und liebedienerisch die ‚apologia pro sua vita' anbot, bevor noch das Oberste Gericht ihn wegen versuchter Beeinflussung verurteilte. Niemals hat es in der Geschichte der australischen Journalistik eine beschämendere Selbsterniedrigung gegeben als das Bekenntnis des ‚Sydney Morning Herald': ‚Wie immer der Urteilsspruch ausfallen möge, wir sprechen unsere tiefe, uneingeschränkte Reue aus über einige in den inkriminierten Artikeln enthaltene Behauptungen, welche sich bei Überprüfung als ungenau, übertrieben und unglücklicherweise sogar als beleidigend erweisen...' Doch auch diese Selbstanklage rettete das Blatt nicht vor den verwundend niederprasselnden Worten des Richterspruchs. Seit Australiens größter Patriot, der unvergessene Dr. John Dunmore Lang, vor zwei Menschenaltern ‚die heimtückische alte Kröte von Hunter Street' anprangerte, ward dem ‚Sydney Morning Herald' eine solche heilsame Züchtigung nicht mehr zuteil..."

Bei einem Meeting in den Queensländer Eisenbahnwerkstätten von Ipswich erwähnt unser Mann, daß er nun keinen Grund mehr habe, seine Abreise aus Australien zu verzögern, nachdem die Absicht, den Prozeß gegen den „Herald" zu verhindern, vereitelt ist. „In einer Woche fahre ich."

Schon am nächsten Tag antwortet Mister Menzies im fernen Canberra auf diese Rede im fernen Queensland, unser Mann wiege sich in trügerischen Hoffnungen. „Je länger er sich der über ihn verhängten Strafe entzieht, desto länger wird er in Australien bleiben müssen. Nicht ein Tag der Haftzeit wird ihm geschenkt. Das ist mein letztes Wort in dieser Angelegenheit."

Und damit behält der Generalstaatsanwalt zum erstenmal recht in dieser Angelegenheit, es ist tatsächlich sein letztes Wort in dieser Angelegenheit.

Seit Urväterzeiten sitzt in den unterschiedlichen Regierungen Australiens Billy Hughes, ein trockener Mann, ob-

wohl mit allen Wassern gewaschen, taub, obwohl hellhöriger als seine Ministerkollegen; jetzt ist er zwar nur Minister für Volksgesundheit, bewahrt jedoch in diesem Portefeuille auch allerhand giftige Pillen gegen seine politischen Rivalen auf. Als Labor-Mann war er einst ins Parlament und ins Ministerium gekommen, während des Krieges trat er für die allgemeine Dienstpflicht ein, beide Volksabstimmungen ergaben „Nein"; Billy Hughes verlor die Mitgliedschaft der Labor Party, gewann aber die Ministerpräsidentschaft und 25 000 Pfund als Ehrengabe für seine Verdienste um die Landesverteidigung „von dankbaren Mitbürgern". Vieles hat man ihm schon vorgeworfen, niemals jedoch mangelnde Schläue.

In camera caritatis, dem Ministerkabinett, spricht er nun seine Ansicht über die Affäre aus:

Dummheit Numero eins war es, den unerwünschten Einreisenden nicht schon von Fremantle aus nach Europa zurückzuschicken, ihn in alle australischen Häfen zu schleppen;

Dummheit Numero zwei war es, sich durch die Prüfung in keltischer Sprache ins Unrecht mitten hineinzusetzen;

Dummheit Numero drei war es, den vom Obersten Gericht zweimal Freigesprochenen zum drittenmal vor Gericht zu ziehen. Heute kann man den Mann nicht mehr einsperren, die Arbeiterschaft und weite Kreise der Intellektuellen stehen auf seiner Seite.

Diese Analyse von Billy Hughes dringt in die Öffentlichkeit mit dem Gerücht, er habe gefordert, Mister Menzies habe unverzüglich zum Silberjubiläum des Königs nach London abzureisen. Zwar werde Seine Majestät erstaunt sein, ausgerechnet den Staatsanwalt als Vertreter Australiens zu empfangen, aber nur durch die Abreise könne Mister Menzies seine Erklärung wahrmachen, sein letztes Wort in dieser Angelegenheit gesprochen zu haben.

Wie gesagt, das sind Gerüchte, Couloirgerüchte aus dem Parlament, allzu absurd, als daß man sie glauben könnte. Da wird plötzlich die Entsendung von Lyons und Menzies nach London offiziell kundgetan.

Nie ward wohl einem Staatsanwalt ein so heiterer Abschied bereitet. Er, sein „letztes Wort" und die Abreise sind ein gefundenes Fressen für die Witzbolde. Auf einer Kari-

katur fragt ein Herr im Schiffahrtsbüro den Schalterbeamten: „Kennen Sie mich?" – „Nein, mein Herr." – „Ich muß so schnell wie möglich abreisen, nur mit diesem Kisch möcht ich nicht auf dem gleichen Schiff sein." – „Aha, Sie sind Mister Menzies."

Australiens politischer Satiriker, Adam McKay, hat eine Szene gedichtet, die der „Sydney Telegraph" veröffentlicht. Schauplatz Rom. Ein italienischer Reporter stürzt in die Redaktion. „Ich hab eine Riesensensation!" – „Piano, piano", erwidert der Redakteur mit dem seiner Gattung eigenen Phlegma, „hat sie den offiziellen Stempel vom Duce? Deine letzte Sensation, mein Junge, verschaffte dem Chef drei Monate Urlaub irgendwo, wohin er gar nicht reisen wollte." – „Revolution in Australien, die geflüchteten Minister sind hier gelandet mit Weib, Kind und Gefolge, den Kronjuwelen und ..." – „Australien hat keine Kronjuwelen." – „Nun, so haben sie das Gold aus dem Staatsschatz mitgenommen." – „Australien hat kein Gold im Staatsschatz." – „Egal, sie wurden davongejagt und wollen sich an Mussolini um Hilfe wenden." – „Wer hat sie davongejagt?" – „Egon Kisch; er ist sehr streng mit der australischen Regierung." – „Schreibe eine halbe Seite. Wie ist es mit Photos? Im Archiv haben wir, soviel ich weiß, nur das von Kisch."

Die beiden längst des Landes verwiesenen Delegierten fahren weder auf dem gleichen Schiff wie die beiden Minister, noch haben sie Zeit, auf den Kai zu kommen, um sich von ihnen zu verabschieden. Sie sind auf einer Vortragsreise im Newcastler Bezirk, einem schwarzen Land am blauen Pazifik, einem grauen Elend unter goldener Sonne, des Kumpels Reich.

Hier ist in jeder Stadt das Rathaus Versammlungsraum, Bürgermeister oder Abgeordnete führen den Vorsitz, die Reden werden durch den Rundfunk verbreitet, die Polizei ist unsichtbar. Niemals dürfen die Delegierten im Hotel schlafen, jeder Kumpel will womöglich beide Gäste beherbergen. Das Logis liegt gewöhnlich an der Peripherie oder gar außerhalb der Ortschaft, in später Nacht, nach der Versammlung, geht es über Halde und Hügel in die Bergmannswohnung, die Kinder müssen aus dem engen Bett oder vom harten Sofa, damit der müde Gast Platz finde. Ein-

mal tragen Jugendgenossen unseren Mann meilenweit durch submarine Kohlenstollen, um ihm zu zeigen, wie unter dem Meeresgrund Kohle gefördert wird. Eine Welle von rührender Kameradschaft umfängt die Delegierten.

Aber als sie in den Bahnhof der Stadt Kurri-Kurri einfahren, wird ihnen etwas schwummrig zumute. Denn was sehen sie da vor sich? Sie sehen da vor sich eine militärische Abteilung in schottischen Uniformen und vernehmen Kommandorufe. Zieht das Hochland mit bewaffneter Macht und klingendem Spiel gegen den Feind der gälischen Sprache zu Felde?

O nein, o nein! Es erweist sich, daß die Mannen mit Käppi und Röckchen in freundschaftlicher Absicht aufmarschierten; sie sind die Musikkapelle der schottischen Bergarbeiter von Kurri-Kurri, bewillkommnen die Delegierten mit dem Klang des Dudelsacks und geleiten sie zum Versammlungslokal.

Für den 27. Februar, den Jahrestag der Nacht, in der die Nazis das deutsche Reichstagsgebäude anzündeten, bereiten die Melbourner Antifaschisten einen Fackelzug vor, Kundgebung gegen den Terror in Deutschland; den Zug sollen die beiden Delegierten führen.

Bereits nach der ersten Ankündigung hat die deutsche Konsularvertretung gegen diese „beispiellose Provokation" protestiert, unter Boykottdrohungen verlangt sie das Verbot dieser Veranstaltung.

Leicht gesagt! Der Verbote hat es in dieser Angelegenheit gerade genug gegeben, sie haben den Karren nur verfahren; sollen jetzt jene Minister, die ihre Kollegen wegen der Verbote abgeschoben haben, selbst mit Verboten vorgehen? Würde sich die Melbourner Arbeiterschaft ein Verbot auf Naziintervention gefallen lassen? Es gibt nur eine Lösung: dieser europäische Delegierte müßte einfach „freiwillig" vor dem 27. Februar abreisen, lautlos verduften, sich davonschleichen, und niemand dürfte erfahren, daß seine Abfahrt von der Regierung veranlaßt wurde.

Die Kronanwälte rufen die Anwältin Jollie-Smith an und schlagen vor: Ihr Klient verpflichtet sich, mit dem nächsten Schiff abzureisen, das über Neuseeland geht und keinen

australischen Hafen anläuft. Ihr Klient verpflichtet sich, bis zu seiner Abreise an keiner Kundgebung teilzunehmen, nicht öffentlich zu sprechen und keinerlei Mitteilungen an die Presse zu geben. Dafür kommt die Regierung für die Kosten des Strafverfahrens und der Verteidiger auf, und in seinem Paß wird das australische Landungsverbot nicht vermerkt. Sollte auch nur eine dieser Bedingungen abgelehnt werden, so wird er zur Abbüßung der Zwangsarbeitsstrafe verhalten, für die Bezahlung der Kosten haftbar gemacht und in seinem Paß Strafe und Ausweisung eingetragen.

Nicht nur eine dieser Bedingungen wird abgelehnt, sondern alle. Die Vertreterin unseres Mannes teilt es den Kronanwälten mit, und die antworten: „Ihr Klient soll machen, was er will, wir kümmern uns nicht mehr um ihn. Wir zahlen die Kosten und schicken ihm seinen Paß, damit er abfahren kann. Hoffentlich geschieht das recht bald."

Verflucht hoch sind die Kosten, einschließlich derjenigen des seinerzeit verurteilten Kapitäns der „Strathaird" machen sie 1524 Pfund aus, also ungefähr so viel, wie vor einem Menschenalter die große Melba zahlte, um ihre tschechische Konkurrentin Emmy Destinn am Betreten Australiens zu verhindern. Erinnerst du dich, Leser, daß wir bei Erwähnung dieser Primadonnentragödie ein Zitat anführten, demzufolge alle großen weltgeschichtlichen Tatsachen sich sozusagen zweimal ereignen, das eine Mal als Tragödie, das andere Mal als Farce ...?

Gerald Griffin und unser Mann fahren nach Melbourne, geradewegs zum Fackelzug. Vor dem Gewerkschaftshaus steht die Spitze des Zuges, in den Querstraßen formieren sich die Organisationen und Betriebe zu Kolonnen, die beiden Delegierten werden aufgefordert, am Mikrophon des Gewerkschaftssenders eine Ansprache zu halten. Unser Mann würde gern die Gesichter der Herren vom deutschen Generalkonsulat sehen, während er Hitler und Thälmann, Göring und Dimitroff, Goebbels und Ossietzky einander gegenüberstellt.

Zum erstenmal in der Geschichte Ozeaniens nehmen Eingeborene geschlossen an einer Demonstration der Weißen teil; auf dem denkbar primitivsten Instrument, einem Blatt des Kautschukbaums, das sie an die Lippen pressen, spielen

sie revolutionäre Lieder; wie Urwaldbrausen tönt ihre Marseillaise.

Zwölfhundert Fackeln wurden ausgegeben, zehnmal soviel Menschen bilden den Zug; laut zustimmend oder still ablehnend oder nur neugierig stehen dreißigtausend Spalier. Zwischen Zug und Zuschauern marschiert Polizei und Gendarmerie des Staates Victoria, vorneweg die Detektive des Political Squad.

An der Ecke von Bourke Street, einer ansteigenden Straße, und Swanston Street macht die Tête wegen irgendeiner Stockung halt. Auch auf dem Firmament scheint ein Fackelzug innezuhalten, fünf besonders hell flammende Fackeln stehen oben einander gegenüber, und tief unter ihnen, dem Kreuz des Südens, schaukeln die irdischen Fackeln wie Lichter einer schwimmenden Flotte.

Weit und hoch spannen sich ihre Segel, und wenn ein Lichtschein sie trifft, kann man Worte lesen: „Befreit" und wieder „Befreit" oder „Thälmann" oder „Ossietzky". Rufe schallen im Sprechchor, und dann singen die Matrosen dieser Flotte.

Nacht des 27. Februar. Wo sind sie hin, die Freunde, Kollegen, Genossen, die, heute ist's zwei Jahre her, in den Keller des Berliner Polizeipräsidiums hinabgestoßen, dann in den Polizeiwagen verstaut wurden, „zur Erschießung", wie man ihnen sagte, schwere Fahrt in den vermeintlichen Tod. Damals kam der Tod noch nicht, er kam erst später, langwieriger, qualvoller. Wie viele wurden am Fenstergitter erhängt, auf der Flucht erschossen, im Sack ertränkt, mit dem Beil hingerichtet, zu Tode geprügelt, im verlöteten Zinnsarg den Angehörigen zugestellt! Und wie viele noch in den Kerkern, jeden Tag, jede Nacht des gleichen Endes gewärtig!

„Befreit ...! Befreit!"

Mit Fackeln und Fahnen bewegen sich die Kolonnen, du siehst sie bis zur Straßenbiegung, fast eine Meile lang, aus Russell Street stampfen neue nach, und du weißt, der Strom ist unendlich, nicht nur in den Straßen Melbournes erzwingt er sich den Weg, er fließt durch Europa, Amerika, Asien, Afrika.

Ein mächtiger Strom. Ein mächtiger? Sind nicht weit mächtiger die ererbten, die erbeuteten Vorrechte, der starre

Besitz, die Interessen des Profits, der Cäsarenwahn der Staatsmänner, die Verbreiter der Volksverdummung, die korrupten Politiker, die glatten Diplomaten?

Du siehst die australische Nacht erhellt, und du weißt, auch anderswo und überall sind Fackeln entfacht. Und ...? Und darf nicht dennoch ein spitzbäuchiger Gouverneur in Boston Unschuldige hinrichten, um seine persönliche Energie hervorzukehren, um zu zeigen, er lasse sich in seine Befugnisse nicht hineinreden? Und ...? Und kann nicht ein General nach Gutdünken einen Kanzler ernennen, der ein Sechzigmillionenvolk versklavt? Und darf ein Ölmagnat, ein Rüstungsmagnat, ein Zeitungsmagnat nicht Order geben zu bewaffneten Interventionen? Und ...? Und dieser Strom von arbeitenden Menschen – ihre Fäuste und Fahnen und Fackeln heben sich durch die Nacht, rufen nach Befreiung der gefangenen Genossen –, diese Tausende von Melbourne, mit denen Millionen in aller Welt marschieren, haben noch nicht die Macht, das Mauerwerk der faschistischen Bastillen zu sprengen.

Es ist so, aber es kann nicht so sein. Und ...? Und es wird nicht so sein. „Hurra! Hurra!" grüßt eben eine Gruppe aus dem Spalier, hurra, hurra, Jugendgenossen, für eine Welt, der wir hurra zurufen werden.

Ziel des Fackelzugs ist eine weite Au am Yarra Yarra-Fluß, auf ihr kauerten vor einem Jahrhundert Australneger friedlich um ein Lagerfeuer, als der weiße Mann auftauchte. Er war gekommen, um auch diesen Teil Australiens in Besitz zu nehmen, er hat die herrliche Stadt Melbourne und den reichen Staat Victoria gegründet, dem schwarzen Mann jedoch weder Herrlichkeit noch Reichtum gebracht.

Das Marschorchester zieht auf den Versammlungsplatz ein, lagert sich im Kreis, mit beiden Händen drückt jeder ein Kautschukbaumblättchen an die geschlossenen Lippen, und alles ist ähnlich, wie es damals war, aber nicht ganz so. Vor den endlosen Kolonnen der Weißen, die auf die Wiese zuschreiten, flieht der schwarze Mann nicht, es sind seine Freunde, von ihnen hat er seine neuen Lieder gelernt, Kampflieder für Weiß und Schwarz.

„O Tannenbaum, o Tannenbaum ..." ist in angelsächsischen Ländern ein Arbeiterlied, sein Text beginnt mit den

Worten: „Des Werkmanns Fahn' ist tiefstes Rot...", und in den Südstaaten von Nordamerika ist sogar die Melodie, die dem Deutschen so traulich klingt, als aufrührerisch verboten. Hier spielen es die Eingeborenen vom Blatt, vom Blatt des Kautschukbaums, und obwohl Stimmen hart einfallen, glaubt unser Mann das naive deutsche Weihnachtslied zu hören: „...wie grün sind deine Blätter." Dann aber – was ist das? Die Männer aus dem Busch stimmen an: „Links, links, links und links, der rote Wedding marschiert..."

In konzentrischen Kreisen sitzen die Massen auf dem Boden, der matte Schein der verglimmenden Fackeln läßt die Gesichter nicht erkennen. Nur die Tribüne leuchtet, hochgehoben von zwei Armen aus Licht, den Kegeln der Scheinwerfer. Aus dem Hell ins Dunkel tönen die Reden, aus dem Dunkel ins Hell tönen Zwischenruf und Zustimmung; allmählich sind auch die letzten Fackeln zu Ende gebrannt, die Versammelten vollkommen unsichtbar geworden, und nur das Gezweig der Bäume schimmert im Sternenschein.

Hinauszusprechen in die unbegrenzte Natur zum unsichtbaren Menschen ist nichts Leichtes; manchmal vergessen die Redner, daß sie Redner sind, und glauben, einsam in der Mitte einer Kuppel zu stehen, dann senken sie die Stimme, aber im gleichen Augenblick schallt es aus dem Unsichtbaren von allen Seiten her: „Lauter! Lauter!" Die Stimme muß erhoben werden, erhoben dafür, daß sich das Heer nicht auflöse, weil seine erste Schlacht gewonnen ward.

Auch für Gerald Griffin muß freie Abreise ersiegt werden durch nicht erlahmende Solidarität. (Sie wird nicht erlahmen, und nach zwei Monaten wird Gerald Griffin unter dem anhaltenden Druck der Massen freigesprochen werden.)

Einem letzten Rückzugsmanöver des Gegners ist noch zu begegnen. In Canberra wurde eine „private" Mitteilung ausgegeben, unser Mann habe beim britischen Generalgouverneur von Australien interveniert, woraufhin ihm die Strafe nachgesehen und die Abreise bewilligt worden sei. Der Generalgouverneur hat diese Lüge nicht dementiert, und deshalb wird von der Tribüne am Yarra Yarra das Dementi eindeutig gegeben.

Unser Mann verteidigt heute die gälische Sprache, die tausend Jahre alt und trotz jahrhundertelanger Unter-

drückung nicht gänzlich verschwunden ist, sich in Bergstellungen noch behauptet. Im Kaukasus und in Mittelasien sind seit 1917 viele Sprachen und nationale Kulturen zu neuer Blüte erweckt worden, die weit weniger verbreitet und weit tiefer verschüttet waren als die schottisch-gälische. Sie als Intelligenzprüfung gegen einen Nichtschotten zu verwenden war freilich eine heimtückische Waffe, und darum befanden sich die Anwälte unseres Mannes in Notwehr, als sie diese Waffe zerbrachen. Dem Schottisch-Gälischen, einer Sprache im Sinne des Gesetzes und der Wissenschaft, sei die Wiedergeburt zu wünschen... Nur der Faschismus spricht von überlegenen Völkern und unterdrückt Rassen und Sprachen.

Mit einem Schwur, den Faschismus zu bekämpfen und seine Opfer nie zu vergessen, endet die Nacht am Ufer des Yarra Yarra. Die Eingeborenen überreichen unserem Mann einen Kampfbumerang, Erbstück ihres Stammes, eine wahre Damaszenerklinge aus Holz. Das Geschenk soll besagen: Kehre zurück, wie ein Bumerang zurückkehrt.

Vorläufig bleibt unser Mann noch in Melbourne und besucht die Stadt Ballarat, die 1854 den revolutionären Aufstand der Goldgräber sah; in einer heftigen Schlacht eroberten Linientruppen das von Diggern verschanzte Lager „Eureka Stockade". Aber aus dieser niedergeworfenen Revolte erhob sich die Demokratie Australiens; der Steckbrief gegen Peter Lalor, den Führer der „Eureka Stockade", war kaum von den Straßenecken verschwunden, als Peter Lalor schon Präsident der neugeschaffenen Volksvertretung war.

Eben jetzt finden wieder Wahlen für das Parlament von Victoria statt; bürgerliche, Labor- und kommunistische Kandidaten stehen einander gegenüber. Die Organisation gegen Krieg und Faschismus hat Griffin und unseren Mann aufgefordert, in den Wählerversammlungen der Arbeiterparteien über die Notwendigkeit der Einheitsfront zu sprechen. Vorsicht ist die Mutter der Labor Party, und so beschließt ihr Parteivorstand, den beiden Delegierten dürfe in keiner Wahlversammlung der Labor Party das Wort erteilt werden; die Labor Party werde selbständige Organisationen gegen Krieg und Faschismus schaffen.

Griffin und unser Mann können also nur als Zuhörer in

den Labor-Meetings erscheinen. Kaum aber sind sie erschienen, so verlangt die Versammlung im Sprechchor: „Sie – sollen – sprechen! Auf – die – Tribüne!" Die Delegierten sprechen, ohne die erzwungene Gastfreundschaft zu mißbrauchen, sie danken den Mitgliedern der Labor Party für die in der Kampagne geleistete Solidarität und fordern auf zur Kampfgemeinschaft, zur militanten Einheitsfront gegen Krieg und Faschismus.

In Footscray, in Kensington, in Carlton, in Newport, in Collingswood werden die Wahlversammlungen der beiden Arbeiterparteien gleichzeitig auf dem gleichen öffentlichen Platz abgehalten, und so ist es nicht nötig, den Vorsitzenden des Labor-Meetings in Verlegenheit zu bringen; die Teilnehmer gehen zu den Nachbarn hinüber, wenn sie durch den ostentativ verstärkten Beifall von drüben erfahren, daß die beiden Delegierten angekommen sind.

Abschiedsgrüße, Einladungen und Glückwünsche in allen Sprachen erhält unser Mann, aber auch Droh- und Schmähbriefe, er sei ein Agent Hitlers, ein Agent Stalins, ein Agent der Jesuiten, einer von den Weisen Zions, Gereimtes und Ungereimtes. Ad Ungereimtes: „Es möchte *sehr* angezeigt sein, wann Sie bei den Umzug morgen Abends ein Plackat tragen möchten mit der Aufschrift – Wir Tschechen sind eine Nation von *Lügner,* Verräter und Feiglinge!! Mit Verachtungsgruß: ein Österreicher." O du mein Österreich.

Abfahrbereit liegt der Dampfer „Orford" im Melbourner Hafen, und vom Kai, auf den unser Mann vor vier Monaten hinuntersprang, hinkt er nun die Landungsbrücke hinauf. Er wird fast umgerannt von Neugierigen, die, ohne ihn zu beachten, auf und über das Schiff jagen.

Aus Sydney sind viele Freunde zum Abschiednehmen gekommen. Ade, Tom Fitzgerald, guter Freund, ade, Percy Laidler, ade, Jean Devanny, grüßt die Kollegen von der Feder, ade, Gibson und Sharkey, grüßt die Genossen! Auch Gwendolyn ist wieder an Bord, diesmal von keiner Organisation entsendet; aus dem Traum aufgetaucht, wirst du nun wieder ein Traum.

Ade, Gerald Griffin, tapferer Gefährte; gemeinsam mit dir ging's quer durch halb Australien, oft unter wehenden

Fahnen, oft im bergenden „Rauch". Polizeihaft und Freundeskreis, Massenversammlungen und Nächte in einsamen Dörfern wechselten einander ab. Du, junger Genosse von der Insel Neuseeland, wußtest mehr von europäischer Literatur als der Schriftsteller aus Europa. Jede deiner Reden war voll von gutverarbeitetem Material über die ideologischen und ökonomischen Voraussetzungen der Kriegsgefahr, über die historischen Grundlagen des Faschismus, der Weltdelegierte hat von dir gelernt. (Aber sag's nicht weiter, Gerald!) Ade, all ihr Freunde, ade, Gwendolyn, was macht das Taschentuch an deinen Augen, du energische Org.-Leiterin?

Es rollen von den eisernen Riesenspulen die Taue der „Orford" ab, es huht die Sirene, es stößt der Rauch aus den Schloten. Ein Sängerkrieg entspinnt sich am Ufer; zu Ehren eines davonfahrenden Baptistenpriesters singt seine Gemeinde fromme Choräle; dem Dirigenten der Scotch Thistle Society, der in die alte Heimat reist, wollen seine Freunde mit Schnadahüpfelweisen, Schalmei und Dudelsack den Abschied leicht machen; aus der dritten Gruppe tönt es über Stadt und Meer: „Then comrades come rally – And the last fight let us face – The International – Unites the human race..." Von Signalmasten, von Kranen und von Verladegerüsten schwenken die Freunde Arme und Fahnen, rufen Grüße an die Freunde in Europa.

Eben schwimmt die „Strathaird" hafenein, sie kommt aus London, es läßt sich nicht erkennen, ob etwa O'Hara, Freund und Steward, oder Kapitän Carter auf Deck steht.

Nach zwei Tagen Fahrt naht Adelaide, auf dem Pier spielt noch immer die Familie des Kriegsinvaliden um milde Gaben, die Fahne mit dem Kreuz des Südens vor sich aufgepflanzt. Die Stadt ist nicht mehr so unerreichbar weit vom Außenhafen wie vor vier Monaten. Himmelblau schimmert ein Gebirge in der Fahrtrichtung des Autos, die Mount Lofty Ranges, zu ihren Füßen liegt die üppige Adelaide hingestreckt. Dann fährt das Auto in die Stadt ein. Eine Londoner Aktiengesellschaft hat die Hauptstadt Südaustraliens ausgeheckt, mit Reißfeder und Lineal wurde sie konstruiert, aber Blumen und Mädchen schmücken den Plan.

Zwischen Ankunft und Abfahrt des Schiffes spricht unser Mann in zwei Versammlungen; hernach geht es zum Außen-

hafen zurück, wieder Massenabschied. „Wer trieb den Herzog von der Titelseite?" fragt ein Sprechchor, und ein Sprechchor gibt Antwort. „Wer besiegte die Reaktionäre des Commonwealth?" – „Wer ließ sich nicht mundtot machen?"

Montag, 11. März 1935, ist unseres Mannes letzter australischer Tag; die Schleier des Morgens hüllen die Stunde ein, zu der das Schiff in Fremantle festmacht, dem Hafen von Perth. Die Perther Freunde kamen nachts mit dem letzten Eisenbahnzug nach Fremantle.

„Eine Unze Tat wiegt mehr als eine Tonne Worte, darum grüßen dich die I. W. W.", steht auf einem Banner, das wie ein Triumphbogen über die Landungsbrücke gehalten wird. („I. W. W." bedeutet „Industrial Workers of the World", die große syndikalistische, theoriefeindliche Organisation, die während des Weltkrieges in Amerika und Australien direkte Aktionen gegen den Militarismus unternahm. Daß sie die Stadt Sydney in Brand stecken wollte, ist freilich nicht wahr – mit dieser absurden Beschuldigung nämlich wurden die Führer der australischen I. W. W. zu je 14 Jahren Zuchthaus verurteilt. Wenige Jahre nach dem Krieg hörten die I. W. W. zu bestehen auf, ihre Mitglieder, zum Beispiel jene „Sydney-Brandstifter", sind zumeist Kommunisten geworden, wenn sie auch durch ihre Vergangenheit miteinander verbunden blieben.)

Unser Mann dankt den Trägern des Banners und spricht über die Vergangenheit der „Wobblies". Sofort wendet sich ihr Redner an die Menge auf dem Kai: „Ihr alle habt gehört, daß der Delegierte uns zuerst begrüßt hat. Diese Würdigung muß den Arbeitern Australiens zeigen, daß die I. W. W. ihre einzige wirkliche Vertretung sind, alle Parteien und anderen Organisationen nur Irrtum und Irreführung . . ."

Ach so . . . Unser Mann begreift jetzt, weshalb ringsum Unruhe entstanden war: diese übriggebliebene Ortsgruppe der I. W. W. steht in Gegnerschaft zu den beiden Arbeiterparteien und zum Komitee gegen Krieg und Faschismus, ihr Erscheinen hier gilt nur der Unze Tat des Delegierten.

Der hat nun die Linie wiederherzustellen, sagt in seinem Schlußwort: ohne Theorie keine Praxis, ohne Worte auch keine Unze Tat, ohne Willen zur Einigung, ohne Einheitsfront keine Möglichkeit des Sieges.

Vor und auf der Laderampe des Heuerplatzes warten 400 Schauermänner. Sie wollen etwas über ihren deutschen Kollegen, den Hamburger Hafenarbeiter Ernst Thälmann, hören und schicken ihm ein Telegramm nach Moabit.

Pfefferminzbäume und Scharlachbäume, Riesenfarne und Riesenkakteen säumen die Straße Forest Drive, rechts unter ihr windet sich der Swan River, an einer Stelle biegt sich der Fluß so scharf, daß das Uferland wie eine Insel in der flüssigen Schlinge liegt; der konische Turm einer alten Mühle winkt von dem scheinbaren Eiland zur Straße hinauf.

Nach vierzehn Kilometern taucht Perth auf. Für die Mittagsstunde ist ein Meeting angesetzt; jetzt ist noch früher Morgen, und unser Mann hat Zeit, sich in Perth umzusehen. Vor der Polizeistation erhebt sich das Denkmal zweier Polizisten; sie wurden in Coolgardie von Golddieben (muß man nicht, da es sich um Gold handelt, „Räuber" sagen?) erschossen. „Die Täter wurden gehängt" ist lapidar vermerkt, Warnung für jedermann.

Lockung für jedermann: auf St. George's Terrace hängen in den Schaufenstern der Grundstücksmakler, der Banken und der Prospektoren Telegramme über Goldförderung, Berichte über Aufstellung von Maschinen, geologische Pläne und Tabellen mit den Goldkursen. Kauft Aktien! Kauft Parzellen! Die goldenen Zeiten kehren wieder.

1892, als der Farmer Patrick Hannan ahnungslos durch die Frotting Grounds ritt und auf dem Gestein etwas Rotes schimmern sah, hatten für Westaustralien goldene Zeiten eingesetzt. Mit Spekulation, mit Krediten, mit Anteilscheinen und mit Lots an der Goldenen Meile und den Minen von Coolgardie und Kalgoorlie konnte man weit sicherer Millionär werden, als wenn man selbst nach Gold schürfte. Der Digger litt Hitze und Durst, er mußte für Wasser, nicht etwa echtes Trinkwasser, sondern kondensiertes Meerwasser, mit seinem echten Leben bezahlen oder gar mit echtem Gold, er verdurstete oder wanderte ab. Letzteres störte auch die Unternehmer, und so gaben sie dem Ingenieur C. Y. O'Connor den Auftrag, sein Werk zu tun, ein Wasserwerk, eine 350 Meilen lange Röhrenleitung von den Darling Ranges zum Golddistrikt. Als es vollendet war, Wasser und Arbeitskräfte zur Goldgrube strömten, machten

es die Herren von Perth mit dem Wasserleiter, wie es die von Hameln mit dem Rattenfänger gemacht hatten: sie verweigerten ihm den Lohn. O'Connor beging Selbstmord, aber er bekam nachher ein Denkmal, wie auch in Hameln der Rattenfänger das seine bekam.

Wer heutzutage das Glück hat, ein Goldvorkommen zu entdecken, muß es beim Australian Gold Development Trust anmelden, und erst wenn es vom Bergingenieur für abbauwürdig erklärt wird, teilt man dem ehrlichen Finder ein paar Aktien des künftigen Unternehmens zu. Wer das Gold zutage schafft, Erz und Stein hämmert, wird im Taglohn bezahlt, und je kleiner der Taglohn, desto ergiebiger das Bergwerk. An der Spitze der Kurse notieren die Goldlager der Fidschi-Inseln, weil dort Papuas den Abbau besorgen, die dem goldenen und teuren Produkt innewohnende Arbeitskraft schwarz und billig ist.

Wenn man für geleistete Arbeit gar keinen Lohn bezahlen muß, braucht man nicht einmal Gold, um steinreich zu werden. Vor zwei Menschenaltern war Perth eine kleine Stadt, die von dem Goldgehalt ihrer Umgebung nichts ahnte, und doch erstanden hier damals Paläste und Avenuen und Parkanlagen. Denn Perth war Verbannungsort für englische Sträflinge und blieb es noch, als sich die anderen Städte Australiens schon längst gegen die Gefangenentransporte gesperrt hatten.

Auf das massivste Bauwerk der Stadt, das Rathaus, haben die Erbauer, das heißt: nicht die Bauherren, sondern die Bauarbeiter, ihr Signum gesetzt, indem sie jedem Fenster die Form eines breiten Pfeils gaben – der breite Pfeil war das Zwangsabzeichen der Sträflinge – und in höchstem Galgenhumor den Turmgiebel mit einem aus Galgen und Schlinge gebildeten Ornament schmückten.

Die Mittagsstunde ist herangekommen. Fahnen wehen auf der weitweiten, goldgrünen Esplanade. Unseres Mannes hundertstes Meeting, letztes Meeting in Australien. Kinder bringen Blumensträuße, ein fünfjähriges Mädchen flüstert ihm zu, sie habe keine Blumen, aber sie schenke ihm dafür ihr Lolly, ihr Bonbon. Nach seiner Jubiläums- und Abschiedsrede steigt unser Mann, langsam die Krücken setzend, hinab von der Tribüne, er kostet jede Stufe aus. „So,

jetzt kannst du das Lolly lutschen", sagt das kleine Mädchen und schmiegt sich an den fremden Onkel, „ich heiße Gwendolyn, gefällt dir der Name?"

Ein weißhaariger Mann zieht den unseren beiseite. „Haben Sie von der Pariser Kommune gehört?" – „My oath", antwortet unser Mann und vibriert das erste dieser beiden Worte; „my oath" bedeutet auf australisch „das will ich meinen", und wenn man das „my" mit leichtem Wiehern ausspricht, so besagt es, wie sehr man das meinen will. Befriedigt entnimmt der Alte einer Schachtel ein rotes Fahnentuch. „Commune de Paris, 1871. Liberté, Fraternité, Egalité ou la mort." – Tausend Francs und Amnestie hatte General Gallifet nach der Niederwerfung der Kommune öffentlich jedem zugesagt, der eine der Empörerfahnen zur Stelle schaffe, so sehr fürchtete er ihre Auferstehung. Er hat nicht alle in seine Klauen bekommen. Vierundsechzig Jahre später, hier auf der anderen Seite des Globus, sieht unser Mann eine Fahne der Pariser Kommune, mit Stolz gepflegt und verwahrt.

Der Alte erzählt seine, der Fahne Geschichte. Er heißt Roger Grenier, sein Vater, Pierre Grenier, war als Communard zum Tode verurteilt und nachher zu lebenslänglicher Deportation nach Neu-Kaledonien begnadigt worden. Roger zählte damals zehn Jahre. Zu dem Elend, das die ihrer Ernährer beraubten Familien in Paris litten, gesellte sich heimtückische Verfolgung. Der (bis dahin) „blutigste aller Adolfe" schonte in seiner Rache weder Witwe noch Waise, weder Greisin noch Kind; seine Journaille zelebrierte Teufelsmessen gegen die „Brut der Briganten"; niemand wollte Sohn oder Tochter eines Kommunemitglieds beschäftigen, niemand ihnen Wohnung geben; wo immer sie Unterschlupf fanden, tauchten Spitzel und Denunzianten auf. Schließlich wurde den Familienangehörigen der Verbannten bewilligt, ihren Vätern und Gatten nach Neu-Kaledonien zu folgen, 600 Frauen und Kinder auf der Fregatte „Fénélon". Mit ihnen fuhr der kleine Roger über das große Meer, auf seinem Körperchen barg er ein Fahnentuch. Sein Vater hatte, bevor die Häscher ihn holten, ihm aufgetragen, die Fahne gut zu verwahren, und der Junge hatte sie gut verwahrt in Paris, wo so viele Feinde und „Freunde" nach ihr fragten,

und auch auf dem Schiff, wo man aneinandergepreßt im Zwischendeck lag, selbst Waschen und Notdurft sich öffentlich vollzogen und die Augen der Späher überall patrouillierten.

Als die „Fénélon" auf ihrer Fahrt nach den Kerkerinseln 1873 in Port Jackson Anker warf, erlebten die geduckten Opfer des machtgierigen Schleichers Adolphe Thiers etwas, was sie nicht erwartet hatten: Kundgebungen der Liebe und Solidarität. Hunderte von australischen Arbeitern kamen zum Schiff mit Blumen und Geschenken und Einladungen, die Frauen und Söhne und Töchter sahen sich um ihrer Väter willen geehrt, um derentwillen sie bisher geächtet gewesen waren. In Sydney wurde ein Festmahl in der Stadthalle veranstaltet, jeder australische Demokrat wollte in den zwei Tagen, da das Schiff im Hafen lag, die Familie eines Freiheitskämpfers bei sich bewirten.

Was Wunder, daß der kleine Roger Grenier das Land, das ihn und die Seinen so herzlich umarmte, zu lieben begann. Hier will ich leben, entschloß er sich. Vorerst aber ging die Reise weiter, dem Archipel der Verbannten zu.

Vater Grenier küßte seinen mutigen Jungen, und wenn er den Mitgefangenen heimlich die Fahne zeigte, unter der sie gekämpft, zuckte es um ihre Augen. Sechzehn Jahre lang dauerte die Gefangenschaft auf Neu-Kaledonien, dann kam die Vollamnestie. Pierre Grenier kehrte nach Paris zurück, Roger aber stieg unterwegs aus und blieb in Australien, dem Land, in dem zu bleiben er sich als Kind vorgenommen. Mit ihm blieb die Fahne.

Noch heute fühlt sich Roger Grenier als Sohn der Pariser Kommune, und seine Tochter und deren Tochter, die mit ihm zur Versammlung gekommen sind, müssen zeigen, wie gut sie Französisch sprechen. „Ich bin Labor-Mann, aber meine Enkel stehen *Ihnen* näher, Genosse", sagt er, während er mit zärtlichen Gesten die Fahne zusammenfaltet.

Die Stunden bis zur Abfahrt der „Orford" verbringt unser Mann mit einigen Freunden in den Darling Ranges, wo Katharine Susannah Prichard wohnt, mitten im Busch. Nur ein Strauch Bogainvilla steht in blutigroter Blüte, sonst ist alles kahl, sieht aus, als hätte ein Waldbrand hier gewütet. Wenn aber morgen oder übermorgen Regen fällt, wird das Gras binnen wenigen Stunden mannshoch auf-

sprießen und das Gezweig der Bäume und Sträucher zu kompakten Körpern werden.

Unberührt von der Dürre ist die Fauna; im Garten, der keine Grenzen hat, hört man die Dingos kläffen, ein Opossum äugt von einem Ast und springt davon, ohne Seitenblick und ohne Seitensprung spielen auf einem anderen Baum zwei Koalabären tapsig miteinander, und zutraulich nähert sich dem kleinen Ric, dem Sohn der Dichterin, ein Känguruh und läßt sich kraulen.

In der aus Bohlen gezimmerten Laube, mehr Blockhaus als Laube, trinkt man Tee, und die Freunde tragen unserem Mann auf, sich dafür einzusetzen, daß die europäischen Kollegen die für Australien bestimmten Briefe und Materialien nicht immer nur nach Sydney schicken. „Alles geht hier an uns vorbei, tagelang braucht die Post von Perth nach Sydney, und tagelang, um von Sydney nach Perth zurückzugehen. Wir liegen doch Europa viel näher als Sydney und Melbourne, viel näher."

Australien W. rechnet sich nur widerwillig zum Commonwealth, die Sehnsucht von Australien W. gehört Europa, die australischen Freunde möchten gleich mit nach Europa, wo nicht ein solch banaler Alltag herrscht mit heulenden Dingos, hopsenden Känguruhs, gellend blühender Bogainvilla, mit Bären und Opossums auf den Ästen des bald verdorrten, bald jäh emporschießenden Urwalds.

In Fremantle drängen sich Freunde bis hart an den Uferrand, hoffentlich fällt niemand ins Wasser; die Fahne der I. W. W. beharrt auf ihrem Standpunkt, eine Unze Tat wiege mehr als eine Tonne von Worten; der alte Roger ist da, seine Enkelin schwingt das Fahnentuch, das ihr Großvater seinem Vater auf diese Hemisphäre mitgebracht hat.

Mit unbeteiligten Gesichtern, die Hände auf dem Rücken, überragen zwei stattlich gebaute Männer die Menge. Einmal – war es vor vier Monaten oder war es vor vier Jahren? – schritten sie, als ein Schiff diesen Hafen anlief, auf einen namenlosen Passagier zu und nannten ihn beim Namen. Sie waren ein unheimlich großer Doppelpunkt gewesen.

Abschied, letzter Abschied. Die „Orford" löst sich vom Kai und gleitet langsam an einem deutschen Schiff vorbei, der „Justin". „Hipp, hipp, hurra" grüßt die auf dem Deck der

„Justin“ in Reih und Glied aufgestellte Bemannung auf ein Zeichen des kommandierenden Offiziers. Und nach dieser Captatio benevolentiae erfolgt die Demonstration gegen die roten Fahnen und Lieder am Kai. „Heil Hitler, Heil Hitler, Heil Hitler!“ ruft die Reihe in dröhnendem Chor und mit ausgestrecktem Arm.

Das aber ist den Passagieren der „Orford“ zuviel, und auch solche, die unserem Mann keineswegs grün sind, verlangen von ihm: „Sagen Sie uns ein Schlagwort gegen Nazism.“ – „Hebt die Faust und ruft ‚Rot Front‘.“ – „Wie? Road Front?“ – „Ja.“

Da heben sich die Fäuste, und so schallend klingt das „Rot Front, Rot Front!“, daß sogar die vier geknickten Beine auf dem Flaggentuch der „Justin“ zu erstarren scheinen, die sich eben noch so unternehmungslustig in die Luft warfen. Ein Kommando: „Stillgestanden! Horst-Wessel-Lied!“ Aus voller Lunge wird gesungen, und aus voller Lunge fällt der Kontrapunkt in jedes Piano, knallt in jede Verszeile:

Die Straße frei,
Rot Front!
die Reihen fest geschlossen.
Rot Front!
Der Tag für Freiheit
Rot Front!
und für Brot bricht an.
Rot Front!

Verbeißen die Sänger auf der „Justin“ nicht ein Lachen? Das Gesicht des Befehlshabers ist wutverzerrt. Zwischen Chor und Gegenchor hört man plötzlich die Kommandostimme: „Wegtreten!“

Die beiden Schiffe sind aneinander vorbeigeglitten, das Ufer wird wieder sichtbar, die Freunde, die Abschied winkend, ganz links die Fahne der Pariser Kommune. Sie ist das letzte, das unser Mann und wir vom australischen Ufer noch erkennen können, sie ist der Schlußpunkt.

AN BOTANY BAY SITZEND

Eine morgendliche Brise schaukelt die Sonnenkringel auf dem bläulich schimmernden Wasser der Bucht. „Morgendliche Brise", „Sonnenkringel", „bläulich schimmernd", so viele Worte, ebenso viele Hinweise auf eine schöne Gegend. Aber die Gegend ist keineswegs schön, sie ist –

Einen Augenblick! Die morgendliche Brise hat uns eben das Papier aus der Hand gerissen, auf das wir das Landschaftsbild schreiben. Will sie uns hindern, Einwände zu machen? Kümmere dich, Brise, um die schwimmenden Sonnenflecke, kräusle sie und störe uns nicht, wir wollen und werden die Wahrheit schreiben.

Was stand denn auf unserem Papier, das jetzt selbst auf den bläulich schimmernden Wellen tanzt? Darauf stand, daß die Gegend keineswegs schön ist. Setzen wir fort: Riedgras oder kahler Boden und hinter uns der Busch von Kurnell Park säumen die Bucht ein; menschenleer, häuserleer und schiffeleer ist's hier. In Rockdale steht eine Gerberei; vor dem Gestank ihrer Abwässer flüchtet jeder zufällig in die Bucht geratende Fischschwarm eilig ins offene Meer zurück oder in den St. Georges River. Nur ein Haifisch, ihn stört kein Gerbstoff, tummelt sich, kaum hundertfünfzig Schritte von uns entfernt, im Wasser; er wird hier weder Fisch noch Fleisch finden.

Auf der einen Seite des Ufers, sie gehört zur Vorstadt Laperouse, haben Obdachlose ihr Obdach, eine aus zerbeulten Blechplatten, zerbrochenen Kistenbrettern und löchrigen Ölkannen zusammengeklebte Hüttensiedlung, mit bitterer Ironie „Happy Valley", Glückliches Tal, genannt. Nahebei, in den Dünen, führen Eingeborene die Kunst des Bumerangwerfens vor, um von neugierig Stehenbleibenden einen Penny zu erbetteln.

Mitten aus Kurnell Park steigt Rauch hoch, oberhalb der Baumkronen wird er vom Morgenwind erfaßt und steht schräg auf der Kuppel des Buschs. Vielleicht haben Pfad-

finder ein Lagerfeuer angefacht, obwohl das hier doppelt streng verboten ist.

Kurnell Park ist nämlich Nationalheiligtum und Nationaleigentum. Das erstere, weil es ein historischer Punkt ist, und das zweite, weil niemals jemand Lust verspürt hatte, hier zu wohnen, die Anschaffung durch die Nation also billig war. Zerr nicht, Brise, das sagt nichts gegen Australien, überall in der Welt macht patriotischer Eifer dort halt, wo es um Geld geht.

An der Landzunge Kurnell Park landete der Entdecker Australiens. Seither ist der Erdteil einigermaßen besiedelt und bebaut worden, Hütten wurden zu Millionenstädten, Anlegestellen für Kanus wurden zu Welthäfen, und nur hier, wo der erste Anlegeplatz war, erstand kein Hafen, nur hier, wo man das erste Eingeborenendorf sichtete, findet sich kein Dorf und keine Stadt, selbst die Fische sind verschwunden, bei deren Fang der Entdecker die schwarzen Männer damals überraschte.

Gegen seinen Willen, aus purem Zufall, geriet der Entdecker hierher, von der Südküste Tasmaniens hatte ihn ein widriger Wind... Warum zupfst du so wütend, Brise? Ach so, du warst es selbst, die den Europäer herüberholte, damit er den Kontinent auffinde! Gut, so sei das Wort „widrig" zurückgenommen, du warst damals ein wohlmeinender Wind, wenn du auch deinen Zweck nicht recht erreichtest. Dein Schützling fuhr in Botany Bay ein, ging nach einem kleinen Intermezzo, das wir im zweitnächsten Kapitel behandeln wollen, an Land, begrub den eben an Schwindsucht verstorbenen Matrosen Thorby Sutherland, nahm Süßwasser aus einem kleinen Fluß, hißte auf alle Fälle die englische Flagge und segelte auf Nimmerwiedersehen nordwärts davon.

Gleich zu Beginn seiner Weiterfahrt, schon nach zwölf Meilen, schien es ihm, als ob sozusagen zwei Knöpfe des Küstensaums offenstünden und ein kleiner Meerbusen jungfräulich hervorschimmerte. Er zeichnete das auf seiner Karte ein und textierte es als „Port Jackson". Im übrigen aber ließ er den lieblichen Busen links liegen, der später die Stadt Sydney säugte. Das Jahr, das man damals schrieb, war 1770, das achtlos vorbeifahrende Schiff war die ausrangierte

Kohlenbarke „Endeavour", und der Mann, der sie befehligte, hieß James Cook und war Leutnant.

Zerr nicht, Brise, er *war* Leutnant. Gewiß, es ist nicht angenehm für einen Weltteil, von einem schlichten Leutnant entdeckt worden zu sein, und deshalb wird er in den Geschichtsbüchern als Kapitän Cook bezeichnet. Aber zum Kapitän wurde er erst nach seiner Heimkehr ernannt, und du mußt doch zugeben, Brise, daß man den Entdecker Australiens nicht als Leichtmatrosen bezeichnen würde, wenn er später dazu degradiert worden wäre.

Wie dem auch sei, James Cook – du siehst, Brise, wir vermeiden seinen Rang, damit du mit dem ewigen Gezupfe aufhörst – gilt als der Kolumbus Australiens, obwohl er nur an diesem Tümpel Botany-Bucht Anker warf und dann die Ostseite des Kontinents entlangsegelte. Die Westküste hatten vorbeifahrende Niederländer schon lange vorher auf ihren Karten als „Nieuw Holland" eingezeichnet. Sogar ein Engländer, der Seeräuber William Dampier, hatte achtzig Jahre vor seinem Landsmann Cook an der Nordküste Australiens gekreuzt, um mit seinem gestohlenen Schiff der regulären ostindischen Schiffahrt aus dem Weg zu gehen. Jonathan Swift läßt Gulliver hier, im Land der Houyhuhnms, der Pferdemenschen, stranden, das er nach der Karte Dampiers für die Südwestküste Asiens hält.

Noch älter als die Entdeckung Australiens ist der Name Australien. Als Huldigung für den König von Spanien, der ein Habsburger, ein Österreicher, ein Austriæ war, hatte der Seefahrer De Quiros 1606 die größte der melanesischen Inseln auf den Namen „Austrialia del Espiritu Santo" getauft. Der Name ging auf die ganze Gegend über, jedoch der Espiritu Santo des Nationalhasses, der 1914 auf die Erde flatterte, sprach dem Feindesland Austria das Recht ab, sich für den Taufpaten von Australien zu halten: Austrialia (mit zwei i) habe mit Australia (mit einem i) weniger zu tun als Melanesien mit Australien, dieses letztere leite seinen Namen von „auster" ab, dem römischen Wort für Südwind – eine windige Erklärung, jawohl, Brise, nie wäre sie aufgetaucht, hätte Austria an der Seite Australiens Krieg geführt.

Leutnant Cook kümmerte sich um keinen der früheren Namen, ihn erinnerte der Landstrich, den er entlangstrich,

an die Küste der englischen Provinz Wales; aber um dem neuen Gebiet nicht zuviel Ehre anzutun, nannte er es nicht Neu-Wales, sondern nur Neu-Süd-Wales.

Keineswegs war James Cook neugierig, seine australische Entdeckung wiederzusehen, so nahe von ihr er auch auf seinen beiden nächsten Weltreisen kreuzte. Und könnte er heute seinen alten Landungsplatz aufsuchen, müßte er feststellen: „Alles ist noch so wie vor hundertfünfundsechzig Jahren. Nur das Dorf der Wilden fehlt und im Wasser die Fische ... Hat also keine Bedeutung gehabt, daß ich hierherkam und die englische Flagge hochzog."

Enttäuscht würde er wieder ins Jenseits segeln und so den gleichen Fehler begehen, den er zu Lebzeiten beging: nicht um die Ecke zu schauen. Wegen dieses Fehlers konnte Cooks 1771 erstatteter Bericht viele Jahre lang keinen Menschen dazu verlocken, in die neuentdeckte Region zu übersiedeln.

An Bord der Cookschen „Endeavour" war jedoch ein Mister Joseph Banks mitgefahren – schon gut, Brise, er wurde später zum „Sir" gerittert. Selbiger Joseph Banks war ein reicher junger Mann mit großem Interesse für Botanik; ihm und dem anderen mitfahrenden Botaniker, dem Schweden Solander, zu Ehren hatte der Landungsplatz den Namen Botany Bay bekommen.

Nach England zurückgekehrt, tat Mister Joseph Banks alles dazu, daß sein Patenkind nicht vergessen werde, daß es wachse und sich als nützliches Glied des britischen Empire erweise. Seine Agitation hatte Erfolg, nachdem England durch den nordamerikanischen Freiheitskrieg seine größte Kolonie verloren hatte. Achtzehn Jahre nach der „Endeavour" liefen wieder Schiffe in Botany Bay ein, Schiffe mit einer merkwürdigen Ladung, von der im nächsten Kapitel dieses Buches die Rede sein wird.

Zu unseren Füßen plätschern apoplektische Wellen an den floßartigen, glattglänzenden Felsrand, auf den Cook seinen Fuß, den ersten beschuhten Fuß, setzte, zu unseren Häupten kreischen hungrige Möwen.

Zwei Burschen im blauen Overall, wahrscheinlich Arbeitslose, rudern in einem primitiven Boot heran, machen es am Ufer fest, legen sich bäuchlings ins Gras und fangen an, abwechselnd Münzen hochzuwerfen, „Two-up" heißt dieses

Spiel, es ist verboten, Erwachsene und Kinder treiben es an allen Ecken und Enden.

Oberhalb der Wipfelkontur von Kurnell Park vergrößert die windschiefe Rauchsäule ihren Durchmesser. Der Haifisch im Wasser hofft noch immer, hier Handgeld zu machen. Auch der Brise engherzig-patriotischer Eifer erlahmt nicht, sie ist weiterhin bemüht, sich unseres Manuskripts zu bemächtigen.

Angesichts dieser öden Landschaft verstehen wir, daß Cook keinerlei Sehnsucht zeigte, sie wiederzusehen. Hätte er das Projekt erlebt, Botany Bay zu kolonisieren (er erlebte es nicht, 1779 wurde er auf Hawaii von Eingeborenen getötet), so hätte er es wohl bekämpft. Schon deshalb, weil er Banks haßte, diesen „Snob und Bücherwurm". Für seine zweite Weltumseglung hatte Kapitän Cook – ja, Brise, jetzt können wir schon „Kapitän" sagen, denn inzwischen war seine Rangerhöhung erfolgt – an Banks' Stelle einen deutschen Botaniker angeheuert, Johann Reinhold Forster. Auch mit ihm verfeindete sich Cook, als Forster seine Zeichnungen selbst veröffentlichen wollte, statt sie dem Kapitän zu überlassen.

Johann Reinhold Forster nahm seinerseits seinen vierzehnjährigen Sohn Georg auf die Fahrt mit, bei der die Neuen Hebriden, Neu-Kaledonien und die Norfolk-Inseln entdeckt wurden, und der kleine Georg sah und zeichnete und schrieb unterwegs für seinen Vater.

Auf dieser Weltreise war in Georg Forster der Trieb zum Schriftsteller erwacht, jedoch seine Kenntnis von fernen südlichen Sonnenwelten machte ihn nicht dünkelhaft gegenüber der alten Heimat. In seinem heißen Herzen schmiedete er Nähe und Weite, Wissenschaft und Literatur, Mensch und Natur zur Einheit, und durch seine „Ansichten vom Niederrhein" ist Forster neben Seume der gültigste deutsche Reiseschilderer. Er hat den Brüdern Humboldt den Weg gewiesen, aber er sitzt nicht, wie sie, marmorn vor der Berliner Universität, man kennt ihn in Deutschland ebensowenig wie in Ozeanien. Georg Forster ist ausgemerzt aus der Literatur, Naturwissenschaft und Geschichte, denn er hat sich zu den Menschen- und Bürgerrechten bekannt, die die Französische Revolution proklamierte; die Reichsacht gegen Revolutionäre

gilt in allen Reichen, erlischt auch nach anderthalb Jahrhunderten nicht.

In der Mitchell-Library, Sydney, findet sich die Reisebeschreibung Johann Reinhold Forsters, an der sein Sohn Georg mitgearbeitet hat, nichts aber von Georg Forsters eigenen Schriften. Die Mitchell-Library ist als Herberge für all das gedacht, was vom unteren Teil der Erdkugel vom Südpol bis zu den Philippinen, jemals in Büchern festgelegt oder auf Karten vermerkt ward, Originaldokumente von Entdeckungsreisen und photostatische Kopien, Wissenschaft, Literatur, Memoiren. Ihr Bücherbestand zählt 125 000 Nummern. Nur wenige behandeln das eigentliche Australien, im Grunde genommen ist wohl über jedes französische Departement mehr geschrieben worden als über den fünften Kontinent. Die Monographien über Einzelfragen und die Standardwerke über Australien haben fast immer die gleichen Themen zum Inhalt, völkerrechtliche und zollpolitische Auseinandersetzungen über die Stellung Australiens zum Mutterland, historische Forschungen über die Tatsache, daß die Eisenbahnen der australischen Staaten verschiedene Spurweiten haben, Ethnographie und Zoologie, jedoch nicht viel von den Grundproblemen, die diesen Kontinent von den anderen unterscheiden.

Laß das Zerren, Brise, ein so junger Erdteil mußte eben mehr Zeit zur Bewältigung der Praxis verwenden als für Theorie oder Poesie. Auch eine Dosis jungenhafter Verschämtheit mag mit im Spiel sein.

Dichter, dunkler und dicker steht der Qualm über Kurnell Park. Ein Waldbrand? Jeder innerhalb Australiens aufgegebene Brief trägt als Poststempel den Appell: „Avoid Bush-Fire", vermeidet Waldbrände, es muß sich demnach um ein im Wortsinne brennendes Problem handeln, allerorts stößt man auf Spuren von Feuersbrünsten, die die Forsten in Schutt und Asche legten.

Schafzüchter hassen den Wald, denn er nimmt ihnen Weideland weg, seine Baumwurzeln entziehen dem Boden Feuchtigkeit, so daß das Gras nicht dicht genug wächst, die Stämme verstellen die Übersicht über die Herde. Noch einfacher, als den lästigen Wald durch Schnitte in die Rinde (ringbarking) verbluten zu lassen, ist es, ihn anzuzünden;

was schadet es, wenn der Wind die Flammen quer über den ganzen Kontinent treibt? War doch vor nicht allzulanger Zeit der Busch oft von Amts wegen angezündet worden, als es galt, flüchtige Sträflinge tot oder lebendig einzufangen.

Heute wird der Waldbrand täglich millionenmal per Post zur Nationalgefahr gestempelt, sicherlich werden auch Vorkehrungen gegen Legung und Ausbreitung der Brände getroffen, Aufforstungsversuche unternommen. Mit welchem Erfolg? Aus welchen Gründen? Kein Standardwerk über Australien streift die Frage der Waldbrände.

Eine andere Nationalgefahr spukt in der Politik, die Gefahr eines feindlichen Überfalls. Wer aber ist es, der Australien besetzen will oder besetzen kann? Welche Tatsachen liegen vor, die Verwandlung des Volksvermögens in Kriegsrüstungen zu rechtfertigen? Auch hier keine Antwort.

Aus chinesischen Kunstgegenständen im Sydneyer Museum ist ersichtlich, daß sich australische Soldaten sogar an der „Strafexpedition" gegen den Pekinger Winterpalast beteiligten, zu der Kaiser Wilhelm II. die Völker Europas aufrief, nicht aber die Australiens, ihre heiligsten Güter zu wahren, keine Gefangenen zu machen und Pardon nicht zu geben. Australier wurden gegen die Buren losgeschickt, 1915 opferte man sie dem Versuch, die Halbinsel Gallipoli zu erobern, deren Besitz dem Zaren versprochen worden war; von diesem Nebenzweck der Kampagne erfuhren ihre Teilnehmer selbstverständlich nichts, und die Akten darüber, die nach der russischen Revolution in den Archiven gefunden und von den Sowjets veröffentlicht wurden, sind in Australien nicht nachgedruckt worden.

330 000 Australier, allesamt Freiwillige, kämpften im Weltkrieg tollkühn in Kleinasien und Flandern, aber sie galten als undiszipliniert, weil sie prinzipiell keinen Höheren salutierten, auch einen General nicht, falls sie ihn nicht persönlich kannten, und trotz aller an sie gerichteten Aufrufe gegen die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht in ihrer Heimat stimmten. Aus diesen Gründen wurden sie von den Kommanden in die gefährlichsten Situationen vorgeschickt; 60 000 fanden den Tod. Dafür kann man jetzt an jedem Anzac-Day begeistert das Urteil Ludendorffs zitieren,

die Australier hätten den größten Anteil daran, daß der 8. August 1918 zum schwarzen Tag Deutschlands wurde.

Auf dem Boden Australiens wurde im Laufe seiner hundertfünfzigjährigen Geschichte das Militär nur zu Streifzügen gegen flüchtige Sträflinge, unbotmäßige Eingeborene und gegen streikende Schafscherer eingesetzt. Außerdem gab es zwei „Schlachten". Die eine war die Eroberung des Gasthauses von Glenrowan, darin sich die Bande des Räuberhauptmanns Ned Kelly, des Mannes mit der eisernen Maske, verschanzt hatte. Die andere war 1854 der Überfall auf das Goldgräberlager „Eureka Stockade". Dieser Ausgangspunkt von Australiens Wahlrecht und Verfassung wird in dem dickleibigen Werk „Australia, Humanic and Economic" von Arthur Jose in einem Satz einer kleingedruckten Fußnote abgetan: „Die berüchtigte Eureka Stockade war ein Versuch, die wirklichen Sorgen der Goldgräber zu politischen Zwecken zu mißbrauchen." Der sonst zuverlässige Historiker Australiens, Ernest Scott, setzt die Rebellen herab und spricht der Eureka Stockade jeden Einfluß auf die unmittelbar nach ihr erfolgten Reformen ab, die die Leiter des Aufstandes zu Führern im Staate machten. Ein dritter Historiker nennt die Eureka Stockade „das schmählichste und blutigste Ereignis in der Geschichte Australiens".

Blutig war es, wenn auch nicht 60 000, sondern nur 22 Todesopfer auf dem Felde blieben, sechs Soldaten und sechzehn Rebellen. Aber ein Weltkrieg und eine Auflehnung Unterdrückter lassen sich nicht gut miteinander vergleichen, das hat schon Georg Forster geschrieben, lange nachdem er Kapitän Cooks jüngster Schiffsjunge gewesen war, und noch länger, bevor es zur Eureka Stockade kam:

„... du wirst also wissen, woran du dich zu halten hast, wenn die Zeitungen, wie gewöhnlich, von einem schrecklichen Blutbade schreiben und die politischen Kannegießer von Verwirrung und Anarchie sprudeln werden. Es ist der Mühe wert, die Armseligkeit zu widerlegen, womit einige verworfene Schriftsteller unter uns die wenigen unvermeidlichen Unglücksfälle, die die große Revolution notwendig mit sich bringen mußte, als Enormitäten der ersten Größe und als Schandflecken der Geschichte darzustellen bemühet sind, indes sie den systematischen Mord von Tausenden

durch den Ehrgeiz kriegführender Despoten und die langsame Vergiftung der Freuden von Hunderttausenden durch die Erpressung unerschwinglicher Abgaben für nichts achten oder wohl gar als ruhmvolle Taten mit ihrem feilen Lobe vor dem Fluch der gegenwärtigen und kommenden Generationen zu sichern hoffen."

Bläulich schimmert Botany Bay, dunkelgrün ist der Hintergrund von Kurnell Park, schwarzgrau wie eine Sturmwolke der unaufgeklärte Qualm darüber. Die Sonnenkringel schaukeln auf den Wellen, kein Lebewesen schwimmt im Wasser außer dem verirrten Hai, der, ortsfremd, hier Menschenfleisch zu schnappen hofft. Überallhin, vor allem in die Strandbäder, kommen die Haie, auch sie eine Gefahr, über die zu sprechen verpönt ist.

Die beiden Arbeitslosen schnellen noch immer die Münze hoch, Two-up, wie man es in Vorstadtstraßen und abgelegenen Teilen der Parks spielen sieht. Alles spielt auf alle Art, des kleinen Mannes letzter Penny wandert zum Buchmacher, die größte Binnenindustrie bilden die Pferderennen. Aber Ziffern über die wirtschaftlichen Wirkungen von Spiel und Sport sind leider nicht zu erlangen.

Den Australiern bleibt ihr Kontinent ziemlich unbekannt, weit mehr von ihnen waren in Europa als zum Beispiel am Barrier Riff, dieser von Korallenzäunen und Palmen umränderten Zauberlandschaft von Queensland. Den Australiern ist ihre Heimat liebenswert und angenehm, scheint ihnen aber wenig interessant. Sie tun es dem ersten Vertreter der weißen Rasse gleich, der in Botany Bay landete und nicht um die Ecke schaute, wo es schön und interessant ist.

So, Brise, jetzt kannst du zupfen, soviel du willst, wir gehen.

DIE AHNEN

Der Januar, der heißeste Monat des Hochsommers, strahlt heute besonders freudehell den Glanz des Himmels wider, wir schreiben den 26. dieses Monats, Nationalfeiertag, Anniversary Day.

Die Kinder haben schulfrei, über den öffentlichen Gebäuden wehen Fahnen, im Hyde-Park konzertiert die Militärkapelle, die Brauereien veranstalten für ihre Angestellten Picknicks am Fluß Parramatta, die Buchten und Badeplätze sind noch menschenvoller und lauter als sonst. Verschweigen, daß heute noch mehr als üblich getrunken wird, hieße die Tatsache unterdrücken, welch frohes Verständnis für die Bedeutung des Nationalfestes besteht.

Höhepunkt ist die Regatta, sie beherrscht den Hafen den ganzen Nachmittag hindurch. Jedermann, der am Ufer wohnt, steht am Fenster. Jedermann, der ein Boot sein eigen nennt, und sei es auch nur ein Seelentränker, hat es flottgemacht, um recht nahe an die flüssige Rennbahn heranzukommen. Auf den Fähren, die nach Manly hinüberführen, bleiben die Deckstühle unbesetzt, alles drängt an die Reling.

Die Passagiere der Ozeandampfer, fünf Wochen Meer haben sie hinter sich, fahren endlich den letzten Hafen an, aber sie denken nicht an die Angehörigen, die sie in einer Viertelstunde mit Blumen und Papierschlangen und Küssen und Liebe und guten und schlechten Nachrichten empfangen werden, sie wollen wenigstens im Vorbeifahren einen aufregenden Moment des Wettsegelns miterleben.

In den Strandbädern trägt man heute zur Schwimmhose das Fernglas. Der Mann auf dem Turm des Badeplatzes, vom Lebensretterkorps zum Auslugen nach nahenden Haifischen bestellt, lugt statt dessen nach den windgejagten Kähnen. Zu einer Tribüne hat sich die Hafenbrücke gewandelt, in einer Länge von fast zwei Kilometern reiht sie die Zuschauer auf. Flugzeuge gucken von oben aufs Rennen.

Bewegter als sonst sind auch die Straßen der City, und draußen im Busch ist kein Lagerplatz frei, jung und alt feiert den Anniversary Day, die Wiederkehr des historisch wichtigsten Tages, gedenkt des glorreichen Ereignisses.

Wenn man nur wüßte, welcher Tag sich heute jährt, worin das historisch wichtigste Datum besteht, was das glorreiche Ereignis ist, dessen man gedenkt!

Um das herauszukriegen, haben wir, bevor wir uns zur Regatta aufmachten, die heutigen Zeitungen durchgesehen. Die Leitartikel, auf Festtagston gestimmt, tragen Titel wie „Der Tag unserer Gründung" oder schlankweg „Wir gedenken", und sie gedenken des Kapitäns Cook und rühmen mit Recht, was menschlicher Geist und menschliche Kraft auf dem Erdboden geschaffen, in den Cook seinerzeit die englische Fahne eingepflanzt hat.

Solchen Worten muß der Leser entnehmen, heute sei der Jahrestag dieser Cookschen Fahnenpflanzung. Das stimmt aber nicht, Cook stieg keineswegs im Januar, sondern im April 1770 in Australien ab, wie wir gelesen und uns deshalb gemerkt haben, weil der Tag seiner Landung zufällig mit unserem eigenen Geburtstag zusammenfällt.

Selbstverständlich nimmt die Presse nicht nur im Leitartikel auf das Jubiläum Bezug, sie bringt auch sachliche, dokumentarisch belegte Reminiszenzen. Aus diesen geht hervor, wessen Anniversary am heutigen Anniversary Day gefeiert wird: das der Segelregatta. Am 26. Januar des Jahres 1836 wurde sie zum erstenmal gefahren (oder sagt man „gelaufen" oder „geschwommen" oder „gesegelt"?), sie sei das rangälteste maritime Sportereignis südlich des Äquators. Nächstes Jahr, 1936, werde der Nationalfeiertag nicht nur „Jahrestag", sondern „Hundertjahrestag" heißen.

In der Tat besteht die Teilnahme der Regierung an dem Nationalfest darin, daß Premier und Prime-Minister mit den Kabinettsmitgliedern von einem Ozeandampfer aus dem Verlauf der Regatta folgen und die Preisverteilung vornehmen. (Für neu hinzukommende Leser: „Premier" ist der Ministerpräsident eines Bundesstaates, „Prime-Minister" der Ministerpräsident des Staatenbundes.)

So könnte jeder Globetrotter, heute mit einem weltumsegelnden Luxusdampfer in Sydney eingetroffen, seelen-

ruhig notieren: „Australien ist so sportlich, daß es den Tag, an dem vor neunundneunzig Jahren ein paar Segelboote um die Wette fuhren, als Nationalfest begeht." Punktum, Streusand darauf, Abreise auf den nächsten Kontinent. Schriebe der Globetrotter statt „Australien" die Worte „australischer Raum", könnte er diese und andere Impressionen in einer geopolitischen Revue veröffentlichen.

Ist man aber kein Globetrotter, ist man im „australischen Raum" schon etwas länger festgehalten, dann wird man mit der Niederschrift der Notiz nicht so vorschnell vorgehen. Insbesondere jemand, der dank seines Geburtstags die an Kapitän Cook erinnernden Leitartikel als unzeitgemäß erkannte, fühlt sich zur Skepsis geneigt. Wenn das mit Cook falsch ist, warum sollte nicht auch das mit der Segelregatta falsch sein? Vielleicht hat sie deshalb heute Geburtstag, weil sie bereits das erstemal zu Ehren des Nationalfestes vonstatten ging. Will sagen: nicht wegen des Preissegelns ist der Anniversary Day da, sondern das Preissegeln wegen des Anniversary Day.

Das scheint klar und logisch, aber leider kann man mit Klarheit und Logik allein nicht leicht herausfinden, aus welchem Anlaß ein Jubiläum begangen wird.

„Aus welchem Anlaß wird der Anniversary Day begangen?" fragen wir Mister Barches (lies: Börtschiß). In Tel-Aviv, Palästina, war Barches (lies: Barches) Religionslehrer gewesen, vor drei Jahren wanderte er nach Sydney ab, um hier „Börtschiß" zu heißen, eine psychoanalytische Praxis zu eröffnen und alles besser zu verstehen als andere, vornehmlich über Australien.

„Sie wissen nicht, warum der Anniversary Day begangen wird?" Mister Barches lächelt. „Zusammenschluß der australischen Staaten zum Commonwealth, 1885. Es heißt ja nicht nur Anniversary Day, sondern auch Foundation Day."

Eine gute Auskunft, fraglos. Nur hat sie einen kleinen Haken. Das Commonwealth ist nicht 1885 gegründet worden, es wurde 1901 gegründet. Wenn der eine Teil der Auskunft nicht stimmt, ist auch die Glaubwürdigkeit des anderen Teils in Frage gestellt, das scheint klar und logisch.

Nun, rasch läßt sich Gewißheit schaffen. Mister Pletwichka, unser Nachbar und dem Namen nach unser Lands-

mann, veröffentlicht eben im „Bulletin" einen Essay „Geschichtspolitische Gedanken an unserem Gedenktag". Mag er darin auch philosophische Solidarität mit seinem Landsmann und Mitphilosophen Hitler bekunden – was der Gedenktag ist, muß er schließlich wissen, wenn er sich darüber geschichtspolitische Gedanken gemacht hat. Er wird uns Auskunft geben können.

Kann er auch.

Vorerst aber erklärt er, unsere Behauptung sei lächerlich, daß niemand die Bedeutung des Anniversary Day kenne. „Es gibt überhaupt keinen Australier", sagt Mister Pletwichka, „keinen einzigen, der das nicht weiß."

Der was nicht weiß?

„Der nicht weiß, warum am 26. 1. der Nationalfeiertag gefeiert wird."

Ja, aber warum wird er denn gefeiert?

Mister Pletwichka schüttelt den Kopf, anscheinend indigniert über soviel Begriffsstutzigkeit. Dann greift er hinter sich in den Bücherschrank und holt die Australian Encyclopaedia hervor, zuerst den ersten Band und, nachdem er diesen zu Ende geblättert hat, den zweiten Band. Schon fürchten wir, zu spät zur Regatta zu kommen, aber Mister Pletwichka liest den zweiten Lexikonband nicht zu Ende. Ungefähr nach Seite 200 richtet er das Wort an uns: „Der 26. Januar ist der Tag der Entdeckung Australiens durch ..."

... durch Cook? Die war doch im April.

Ein Blick rügt unsere Voreiligkeit. „... der Entdeckung Australiens durch den Holländer Frans Thyß. Er hat am 26. Januar 1627 die Westküste Australiens gesichtet und dem Kap Leeuwin als ersten Platz unseres Kontinents einen Namen gegeben."

Wir danken und gehen zur Regatta und denken unterwegs: Hm, hm. Die Entdeckung Australiens, erfolgt am 26. Januar 1627, könnte sicherlich ein feiernswertes Ereignis abgeben, das ist klar und logisch und jedes „hm, hm" fehl am Ort. Daß aber ein britisches Dominion seine Entdeckung durch einen Nichtbriten feiern sollte, das ist weder klar noch logisch. Deshalb unser hm, hm.

Versuchen wir einmal, mit kriminalistischen Methoden selbst die Tat herauszufinden, deren Angedenken heute be-

gangen wird, weil sie einmal begangen wurde. Vergegenwärtigen wir uns zunächst den Tatbestand: man feiert eine für das Land grundlegend wichtige Begebenheit. Das könnte erstens die Entdeckung des Erdteils sein, aber die ist es nicht, wie wir festgestellt haben. Zweitens könnte es der Beginn der Besiedlung dieses schwarzen Erdteils durch weiße Männer sein, durch freie Untertanen des freien Britanniens.

Warum aber feiert man sie dann heute nicht, nennt sie nicht, verschweigt sie geradezu? Denken wir weiter nach: wahrscheinlich – das ist die Antwort, die wir uns geben – wahrscheinlich sind diese freien Untertanen des freien Britanniens gar nicht rühmenswert.

Nicht rühmenswert? Unrühmlich? So etwa, daß man sich ihrer gar schämt? Vielleicht nicht einmal freie Untertanen?

Jetzt fällt es uns wie Schuppen von den Haaren: Anniversary Day ist der Tag, an dem erstmalig eine Ladung von Kettensträflingen am australischen Ufer gelöscht wurde.

Ja, so muß es sein. Und so ist es auch. „The first fleet" (Euphemismus für den ersten Sträflingstransport) warf am 26. Januar 1788 in Botany Bay Anker...

In den Vereinigten Staaten von Amerika ist es der größte Stolz eines echten Demokraten oder Republikaners, wenn er seine Ahnentafel bis zu den Passagieren der „Mayflower" hinaufführen kann, zu denen, die durch Massenmord, Sklavenhandel, Ausbeutung, Betrug, Vaterlandsverrat und Denunziation zu Gründern der Milliardärsfamilien wurden. Aber von den australienstolzesten Australiern kennt wohl keiner die Schiffe der Ersten Flotte, die „Sirius", „Alexander", „Supply" und „Scarborough", geschweige denn die Namen der sieben kleineren Kutter, auf denen der englische Kapitän Arthur Phillip, ein Zeitgenosse von Goethe und Maier Amschel Rothschild und, wie sie, Sohn eines Frankfurter Bürgers, seine Fracht von Armesündern in den unbekannten Erdteil expedierte.

Diese „Verletzer der Gesetze" konnten hier Gesetzesverletzungen à la Astor, Morgan und Vanderbilt nicht begehen, sie hatten sie nur zu erleiden. Lange ehe die „Convicts", die Sträflinge, zu ihrer Martyrologie auf dem jungfräulichen Grund zugelassen wurden, nahm die Martyrologie ihren Anfang.

Sie nahm ihren Anfang auf der Überfahrt. Aneinandergefesselt hockten die künftigen Pioniere Australiens acht bis zehn Monate lang in der stickigen Tiefe des umhergeworfenen Schiffsrumpfes; hungernd, durstend, schmutzig boten sie dem Skorbut und der Schwindsucht ein widerstandsloses Objekt dar. Wer eines Murrens, eines empörten Wortes verdächtig war, dem zog oder schlug das Schiffstau die Seele aus dem Leib, je nachdem, ob er an den Top oder an den Fuß des Mastes gebunden ward. Ihrer aller, die infolge Krankheit, Entkräftung, Peinigung, Hinrichtung oder Schiffbruch die Überfahrt nicht überstanden, gedenkt man ebensowenig wie derjenigen, die landen konnten und daher Anlaß zum heutigen Gedenktag gaben.

Die Regatta ist in vollem Gange, der menschenvolle Hafen fiebert ihr zu. Für Minuten windet sich ein amerikanischer Dampfer zwischen Ufer und Wasserrennbahn hindurch, wütende Entrüstung schallt aus zehntausend Kehlen gegen den Störer der Aussicht. Die Passagiere des Amerikaners achten nicht auf das Gebrüll, sie schauen auf das Rennen.

Kleine schmale Boote sausen um die Wette. So klein sie sind, nur sechs Meter lang, so enorm ist der Flächeninhalt ihrer Segel. Das Besansegel ist rund gebläht wie ein Ballon, die anderen stehen in winkligen Konstellationen zueinander, die Hälfte der leinenen Dreiecke steckt im Wasser, tief im Wasser steckt der ganze Rumpf des Boots. Nur das Bugspriet sieht man, es gleicht einem Schwertfisch, wie toll jagt es dahin und scheint den Kahn hinter sich herzuziehen.

Schräg liegen die Boote, schräg die Segel. Die Mannschaften, sechs Männer pro Boot, hängen fast außenbords, sie stemmen sich dem Wind entgegen. Dennoch kann jeden Augenblick ein Fahrzeug umkippen, und jeden Augenblick können zwei der Renner zusammenstoßen, man stelle sich das vor.

Man stelle sich aber auch die Segelschiffe vor, die die Sträflinge nach Australien brachten. Begreiflicherweise gab England für den Abtransport einer solch wertlosen Fracht nicht seine seetüchtigsten Fahrzeuge her und nicht seine erprobtesten Kapitäne, und so erlitten verhältnismäßig viele von den alten Kästen auf der langen, stürmischen Fahrt Schiffbruch.

Das jedoch war niemals ein Schiffbruch, wie es andere sind, denn die Gefängnisvorschriften wurden strenger gehandhabt als die Rettungsvorschriften. Die ersteren besagten zum Beispiel, ein Sträflingsschiff dürfe unter keinen Umständen auf seiner Fahrt einen fremden Hafen anlaufen – man befürchtete Aufstand und Flucht oder gar gewaltsame Befreiung. (Das Verbot war während der Französischen Revolution ergangen.)

Demgemäß handelte der Kapitän des Dreimasters „Amphitrite", der mit einer Ladung von 108 weiblichen Sträflingen von England nach Botany Bay unterwegs war. Hart an der französischen Küste, vor Boulogne, riß der Sturm die Masten fort, und ein Teil des Hecks barst, aber kein Hilfesignal wurde gegeben, und das Angebot von Küstenfischern, das Schiff in den Hafen von Boulogne zu lotsen, wurde abgelehnt. Nach sechs Stunden, das Wrack war voll Wasser, befahl der Kapitän, das große Ruderboot auszusetzen, um alle Frauen, nämlich die Gattin des Schiffsarztes und die 108 Sträflinge, an Land zu bringen. Aber Frau Doktor weigerte sich, in solcher Gesellschaft wegzufahren, und da der Kapitän einerseits Boot und zwölf Ruderer nicht wegen einer einzigen Frau ausschicken, andererseits aber nicht die „Verbrecherinnen" retten und die einzige „Nichtverbrecherin" untergehen lassen wollte, zog er den Befehl zurück. Das Boot blieb an Bord, mit der „Amphitrite" versanken der Kapitän und die Besatzung, die 108 Frauen und die sittenstrenge Gemahlin des Arztes, nur drei Mann wurden gerettet.

Als die „George III." im Kanal d'Entrecasteaux in Brüche ging und zu sinken begann, 21. April 1835, hatte sie 220 Sträflinge an Bord, in Käfige eingesperrt. Darin stieg das Wasser, stieg zu ihren Knien, zu ihren Hüften, es stieg zu ihrer Brust, zu ihren Schultern, es stieg bis zu ihrem Mund. Schmiedeeisern waren die Gitter der Käfige, verwehrten die Flucht aus der würgenden Flut. Die Tobsucht! Das Rütteln am Gestänge! Die Rachedrohungen gegen den Kapitän und die Mannschaft, die das Verlies nicht öffneten! Das Gebrüll überschrie den Sturm. Die an den Pumpen und an der Verdichtung des Lecks arbeitende Bemannung befiel panische Angst, nicht vor dem Tod in den Wellen, sondern vor der Rache der Gefangenen. Schon, so hieß es, biegen sich die

Stäbe, gleich, so hieß es, werden sie brechen. Wirklich war bereits ein Bunker aufgesprengt. Da gab der Kapitän den Befehl, in die Zellen zu schießen, um die Tobenden von den Gittern zu vertreiben. Die Schüsse krachten, während „George III" in die Tiefe glitt. Eine Partie von sechs aneinandergefesselten Sträflingen wurde lebend von dem vorbeifahrenden Schoner „Luise" aufgefischt.

Lang ist die Liste der gesunkenen Sträflingsschiffe, „Newa" mit 315 weiblichen Gefangenen, „Waterloo" mit 300 männlichen, und so fort. Jedes Schiff geriet mehr als einmal in Gefahr, das gleiche Schicksal zu erleiden, selbst die schwerste Schuld der Fahrgäste wider Willen mußte abgebüßt sein, bevor sie in den Hafen einfuhren, der heute von Farben und Fahnen und wetteifernden Segeln funkelt.

Eben hat ein Rennboot bei der Boje von Bradley's Head ein anderes gerammt, die Zuschauermassen schreien auf, Motorboote schwirren heran, die Mannschaften werden aus dem Wasser gezogen, pudelnaß sind sie und werden keinen Preis bekommen. „Arme Jungs", seufzt die Menge, Mädchen und Frauen haben Tränen in den Augen über soviel Unglück.

Der Großdampfer „Sussex" legt auf Circular Quay an, Blumen und Papierschlangen fliegen hinüber, herüber, Hüte werden geschwenkt, Mütter heben ihre Kinder hoch, damit sie den Papa sehen, damit der Papa sie sehe, er kommt aus Europa, alle kommen aus Europa, auch die Sträflinge kamen aus Europa, jedoch niemand begrüßte sie, als sie hier eintrafen.

Was hatte sie hierhergebracht in dieses damals wilde Land, war ihre Schuld so groß, daß man sie selbst am Gedenktag mit schamhaftem Stillschweigen übergeht?

Manche wurden wegen unbezahlter Schulden, wegen Bankrotts oder wegen eines Duells über die stürmischen Meere geschleppt. Viele waren überhaupt nicht gerichtlich verurteilt. Obdachlose, Beschäftigungslose, bei Razzien aufgegriffen oder auf Denunziation hin verhaftet, denen man zwar ihre Schuld nicht nachweisen, die aber auch ihre Unschuld nicht dartun konnten.

Mehr als einer wurde in die Verbannung geschickt, weil er im herrschaftlichen Wald gewildert, vielleicht ein paar Hasen getötet hatte. Heute fressen in Australien 120 Mil-

lionen Kaninchen das Weidegras ab, allen Zäunen, Giften, Fallen und Treibjagden zum Hohn – wer ein paar Millionen davon töten würde, wäre kein Verbrecher, sondern ein Wohltäter des Volkes.

Das Verbrechen anderer bestand in Religionsstörung, verübt durch gotteslästerliches Fluchen; wenn das auch vor australischen Gerichten als Verschickungsgrund gelten würde, säße ganz Australien auf einer anderen Insel, vielleicht auf der englischen. Wieder andere hatten das Delikt begangen, Gewerkschaften zu organisieren von der Art jener, die heute ganz Australien umfassen.

Gewiß, es gab unter den Convicts auch solche, die schwere Verbrechen hinter sich hatten, aber auch sie haben das Menschenmögliche getan, um dem Enkel ein warmes Bett zu bereiten. Convicts haben durch Expeditionen in den mörderischen Urwald und über die Felsenriegel neues Land erschlossen, Convicts haben die Wege geebnet, die Kohle entdeckt, die Wälder gerodet, die Felder urbar gemacht, die Städte gebaut, die Schulen gegründet, das erste Museum, die ersten Bücher und die erste Zeitung (die „Sydney Gazette" des Sträflings Georges Howe) geschaffen, sie waren „die menschliche Kraft und der menschliche Geist", die man heute mit so diskreten Worten feiert.

Einer von ihnen, Simeon Lord mit Namen, setzte sich für die Gründung von Spinnereien und Webereien ein, um den Kontinent der Wolle zum Kontinent des Textilwesens zu machen. Dadurch aber hätte das Mutterland mehr oder minder Australien als Rohstofflieferanten und als Abnehmer von Fertigware verloren, und so wurde dem industriellen Eifer des Ex-Sträflings Simeon Lord energisch Halt geboten. In einer Note des englischen Kolonialministeriums an Gouverneur Macquarie, dem einzigen voraussehenden und humanen unter den Vögten Australiens, werden weitere wirtschaftliche Experimente expressis verbis verboten: „Die Besiedlung von Neu-Holland ist in keiner Weise unternommen worden, um territoriale oder kommerzielle Vorteile zu erzielen, sondern das Gebiet muß als Strafstelle, als Aufnahmeplatz für Gesetzesverletzer angesehen werden." Merken Sie sich das, Gouverneur!

Die Regatta ist zu Ende. Während auf dem Regierungs-

schiff die Preisverteilung vorgenommen wird, streben die Boote der Zuschauer dem Ufer zu, von dort geht es mit Straßenbahn, in Lastautos, in Personenautos und zu Fuß nach Hause. Bei St. James Church müssen wir stoppen, von der Domain her, dem besten Zuschauerplatz für die Regatta, ist eine Kolonne von Zehntausenden auf dem Heimweg. St. James ist die älteste Kirche von Ozeanien, die Wände in ihrem Innern sind mit Gedenktafeln tapeziert wie Westminster Cathedral in London. Aber hier, in der Westminster Cathedral der südlichen Hemisphäre, sind es Grabsteine für Tote, die kein Grab haben, für Männer, die im Meer, im Busch, in der Steinwüste umkamen, für Seefahrer, Entdecker, Offiziere der Besatzungstruppen. Hier ist das Buch der australischen Inseln und Meere aufgeschlagen, auf seinen marmornen Seiten steht, wenn auch beschönigend, geschrieben, wie sich das Vordringen der Weißen vollzog.

St. James ist ein schönes Bauwerk, der schlanke Turm hebt die Massivität auf, und kraft seiner Schlichtheit, nicht kraft des höheren Alters, verdunkelt der anglikanische St. James die katholische St. Mary, die ihm gegenüber als eine millionenteure Kopie europäischer Dome aufgerichtet ward.

Architekt und Baumeister von St. James Church war ein Sträfling namens Francis Greenway, von ihm stammen die besten Bauten Sydneys, und sogar die Hafenbrücke hat er ein Jahrhundert vor ihrer Inangriffnahme kühn projektiert, er wollte sie an der gleichen Stelle errichten, die hundert Jahre später als die geeignetste ermittelt wurde.

Braucht man erst zu sagen, daß unter den zahllosen Erinnerungstafeln im Dom keine dem Dombaumeister gilt? Er war ja Strafgefangener.

Nur langsam geht im Gedränge der heimströmenden, mit ihren Billy-Teekannen klappernden Ausflügler und Regattagäste unser Weg durch die Innenstadt Sydney vorwärts. Es ist nicht leicht, sich den Tag vorzustellen, dessen Jubiläum heute gefeiert wird, die Zeiten, da hier, wo Wolkenkratzer stehen, nur Buschwald stand, die Zeiten, da hier, wo Verkehrsampeln funkeln, das Auge von Wilden aus dem Dunkeln funkelte, die Zeiten, da hier, wo die Autobusse fahren, Känguruhs hüpften, ihre Jungen im Beutel.

So mag es am 26. Januar 1788 ausgesehen haben. Wie

aber schuf man den Dschungel zur Großstadt um, wenn man bei dieser Tätigkeit Fußfesseln trug, Hunger im Bauch und Durst in der Kehle hatte, wie baute man steinerne Häuser, wenn man selbst kein Dach über dem Kopf hatte, sondern am Ufer des Tankstroms schlief, vom Kerkermeister und seinen Hunden umschnüffelt?

Wir haben nach Australien ein ins Französische übersetztes Memoirenbuch mitgebracht, fast so alt wie Australien, die Ausgabe stammt aus dem Jahr VI der Französischen Revolution. Es sind die Erinnerungen des Meisterdiebs George Barrington, der 1790 zur Deportation nach Botany Bay verurteilt wurde. Auf der Überfahrt verrät er den Plan einer angeblichen Sträflingsrevolte, die von ihm angegebenen Schuldigen werden an dem Fockmast der „Scarborough" aufgehängt, und der Verräter wird belohnt, indem man ihn in Freiheit setzt.

Über diese Affäre gleitet er in seinen Memoiren schnell hinweg, mit um so mehr Phantasie verbreitet er sich über eine übernatürliche Erscheinung: beim Kap der Guten Hoffnung schießt eine Fregatte mit prallen Segeln und Gerippen als Bemannung hoch durch die Luft. Vom Bootsmann der „Scarborough" hört Barrington den Namen: „Der fliegende Holländer".

Dieses Schiff hat der englische Kolportageschriftsteller Kapitän Marryat, nachdem er die Barringtonschen Memoiren gelesen hatte, als gute Prise erklärt und als Roman aufgetakelt. Aus Marryats „Gespensterschiff" machten zuerst Foucher und Dietsch eine Oper und nach ihnen Richard Wagner, glücklich darüber, die ersehnte niederdeutsche Sage vom Meer gefunden zu haben, und nicht ahnend, daß er den Stoff zum „Fliegenden Holländer" einem australischen Sträfling verdanke.

Eigentlich wollten wir weder von Barringtons Überfahrt sprechen noch von seiner Phantasie und deren Wirkung auf Richard Wagners Schaffen, sondern von Barringtons Angaben über die Anfänge der Kolonie. Er hat die Vorfälle chronologisch aufgezeichnet, wirtschaftliche und administrative Fortschritte, Fluchtversuche und Menschenjagd im Dickicht, Spielwut und Trunksucht, romantische Abenteuer mit wilden Buschnegern und liebenden Buschnegerinnen.

Auch Thomas Muir tritt in den Memoiren auf, der schottische Menschenrechtler; Muir flüchtete auf einen Schoner, den George Washington eigens zu Muirs Befreiung nach der Sträflingskolonie gesandt hatte; dem amerikanischen Schiff gelang es, mit Thomas Muir die hohe See zu erreichen, aber auf der Weiterfahrt wurde es von Spaniern gekapert, und die spanische Krone bot der englischen an, ihr den Rebellen gegen Rückgabe dreier spanischer Kriegsschiffe auszuliefern.

Die Barringtonschen Memoiren als Baedeker zu verwenden, mit ihrer Hilfe die Genesis Sydneys erkennen zu wollen ist wochentags ein beschwerliches Beginnen. Am Abend des Gedenktages jedoch, da unser Weg auf Schritt und Tritt von heimkehrenden Gruppen blockiert wird, verschwimmt das Straßenbild von heute mit dem von damals. Hinter den flammenden Fassaden scheint sich dunkles Gestrüpp zu ranken, in dem aneinandergeschmiedete Männer aus dem Schlaf stöhnen. Wankt dort nicht eine Gruppe, eben aus der Haft auf sturmgepeitschter See entlassen, in die Haft auf dem Land? Macht sich nicht dort ein trunkener Matrose am Haus eines Siedlers zu schaffen, dessen Frau als Gefangene herüberkam und auf der Überfahrt als Seemannsliebchen dienen mußte? Weht dort nicht ein Gehängter auf dem Giebel des Gerüstes? Von fern her tönen schrille Schreie, ist das nicht Kriegslärm der Buschmänner?

Nein. Das alles ist vorbei. Sydney ist eine Weltstadt geworden, und Parramatta, der spätere Aufenthaltsort Barringtons, immerhin ein modernes Städtchen. Nach Parramatta, also tiefer ins Land hinein, hatte Gouverneur Phillip seinen Amtssitz während der englisch-französischen Kriege verlegt, weil er eine Überrumpelung durch feindliche Schiffe erwartete. Die kamen nicht, sie fürchteten den Widerstand der starken Männer, mit denen die Kolonie besiedelt war.

Diese starken Männer, die Australien vor dem Versuch einer französischen Okkupation bewahrten, waren die Sträflinge. 27 294 Bewohner zählte die Kolonie am Ende der Napoleonischen Kriege; davon waren vierzig Prozent Sträflinge, fünfundzwanzig Prozent Exsträflinge, dreißig Prozent Frauen und Kinder und nur fünf Prozent freie Siedler und Wächter. Von 1788 bis 1840 wurden jährlich dreitausend

englische Strafgefangene an der Küste von Neusüdwales und Queensland ausgebootet, die Transporte nach Tasmanien dauerten bis 1853, nach Westaustralien bis 1868.

Aber die im Weltkrieg nach Europa gezogenen australischen Soldaten nannten sich „Diggers", um darzutun, daß sie nicht von der ersten Art der Einwanderer, sondern von der zweiten abstammten, nämlich von den Männern, die im Goldrausch der fünfziger Jahre nach Australien trampten und, o Schrecken, größtenteils nicht einmal britischen Geblüts waren. Von denen herzurühren dünkte ihnen ehrenvoller als von den „Convicts".

Selbst heute, am 26. Januar, dem Tag, an dem sie landeten und den jahrelangen Kampf gegen alle Unbill aufnahmen, gedenkt der Enkel der Ahnen nicht, die – nicht sterilisiert und nicht kastriert – das Beste geschaffen haben, was Ahnen schaffen können: eine gute Nachkommenschaft.

SCHWARZ-AUSTRALIEN

Du bist begierig, mein Junge, etwas Wildes zu hören von den Wilden in Australien, ob sie's den Indianern in deinen Büchern gleichtun, ob sie fleißig auf den Kriegspfad gehen, kühn den Tomahawk schwingen, einen Winnetou haben oder einen Häuptling Falkenauge.

Du bist begierig, mein Junge, etwas darüber zu hören, ob es in Australien weiße Trapper gibt wie Old Surehand oder Old Shatterhand oder andere Olds, die gegen schurkische Skalpjäger abenteuerlustig zu Felde ziehen und bei den edlen Stämmen den Rang eines Weißen Bruders erwerben.

Du wirst enttäuscht sein, mein Junge, zu hören, wie es wirklich war und wie es wirklich ist.

Schon das erste Zusammentreffen zwischen Bleichgesicht und Schwarzhaut verlief gar nicht heroisch. Lies, was im Logbuch von Old Cook steht, eingetragen unter dem 28. April 1770:

„Nicht weit von uns sahen wir innerhalb der Bucht vier kleine Kanus; jedes enthielt einen nackten Eingeborenen mit einem Speer, den er zum Fischestechen verwendete. Sei es, daß sie zu beschäftigt waren, sei es wegen des Wellenlärms – die Schwarzen nahmen keine Notiz von der ‚Endeavour', die auf kaum eine Viertelmeile an ihnen vorbeikam."

Das europäische Schiff warf Anker in der Bucht, einem Eingeborenendorf gegenüber.

„Kurz nach ein Uhr dreißig trat eine alte, gleichfalls nackte Negerin mit drei Kindern, Brennholz tragend, aus dem Buschwald. Drei andere kleine Kinder liefen ihnen aus den Hütten entgegen. Während die Frau ein Feuer anmachte, schaute sie manchmal zur ‚Endeavour' herüber, ohne aber irgendeine Überraschung oder Befangenheit auszudrücken. Die vier Männer, die in der Bay gefischt hatten, landeten, zogen ihre Kanus auf das Ufer und nahmen gemeinsam mit der

Alten und den Kindern die Mahlzeit ein, allem Anschein nach vollständig unbewegt von der Anwesenheit der ‚Endeavour', deren Segel so nahe knatterten."

Du siehst, mein Junge, die Wilden hielten die Begegnung nicht für wichtig. Aber der Schreiber des Schiffstagebuches ahnte die Dinge wohl, die sich später aus dieser Begegnung ergeben sollten. Hätte er sich sonst mit derartiger Ausführlichkeit über die Ruhe und Interesselosigkeit der Eingeborenen verbreitet? So wie er es tut, wird seit eh und je ein ahnungsloses Opfer vor der Tat geschildert; du hast, mein Junge, zum Beispiel von Ibykus gelernt: mit frommem Schauder tritt er in Poseidons Fichtenhain ein, und munter fördert er die Schritte, da ...

Aus heiterem Himmel kommt das Verhängnis, dort Timotheus und sein Spießgeselle, hier das Schiff der Weißen. Auf hört das Idyll. Zum erstenmal springt Feuer aus einem Stock über die neue Welt, ein Schrotschuß, abgegeben, „um die Schwarzen zu vertreiben, bevor unsere Landungsboote in die Wurfweite ihrer Speere gelangen".

Im Logbuch ist nichts vermerkt, worauf sich der Verdacht gründete, daß die Schwarzen Speere schleudern wollten. Ja, nicht einmal *nach* dem Schuß hoben sie ihre Speere. Nur einen Stein sollen sie in die Richtung der Boote geworfen haben (wenn's wahr ist), weshalb Cook von neuem zielte und einen Eingeborenen ins Bein traf. Naiv, unerfahren in europäischen Errungenschaften, liefen die schwarzen Männer in ihre Hütten und kamen, lach nicht, mein Junge, jeder mit einem Schild aus Binsen zurück.

„Aus Befürchtung, die Speere könnten vergiftet sein" – verstehst du die Ausrede, mein Junge? –, wurde abermals gegen die Eingeborenen gefeuert, die rannten davon und ließen sich nicht mehr sehen. Europa betrat Australien. Den verlassenen Hütten entnahmen Cooks Leute etwa fünfzig Lanzen mit je vier Zacken aus zugespitztem Fischbein, nur zum Fischestechen geeignet, keinesfalls aber zum Angriff auf Menschen.

Mit der Besiedlung des Erdteils durch Weiße, die achtzehn Jahre später begann, hätte auch die Zivilisierung und Kultivierung der Buschneger beginnen können. Was jedoch wirklich geschah, würde ein Buch füllen, und dieses Buch

wäre kein Buch nach deinem Geschmack, mein Junge, kein Buch von heroischen Kämpfen ebenbürtiger Gegner, es wäre nur ein Buch für Erwachsene, die ein Bericht über Massenmorde nicht mehr aufregt.

Nicht aus Blutrünstigkeit wurden die Massenmorde begangen, sondern vor allem deshalb, weil sich der schwarze Mann nicht zum Arbeitssklaven hergab. Du, alter Faulpelz, wirst beifällig darüber schmunzeln, daß er nicht begreifen konnte, warum die Weißhäute schwitzend und stöhnend Steine hackten, Straßen anlegten, den Boden durchpflügten, Schafe schoren oder in Bergwerken gruben, obwohl sich doch so wunderbar ohne all das leben ließ. Mit dem Bumerang kann man Vögel, mit dem Speer Wild und Fische erlegen; um aus der Rinde des Eukalyptusbaumes ein Kanu zu schneiden, genügt der Waggara, das steinerne Beil; eßbare Wurzeln wachsen überall. Wozu also sich abrackern?

Dem weißen Squatter, der mit seiner Herde von Weideplatz zu Weideplatz zog, galten die Urbewohner dieser Gebiete nicht nur als arbeitsscheu und daher wertlos, sie waren ihm lästig. In Unkenntnis des Unterschiedes zwischen wildem und zahmem Getier, ja in Unkenntnis des Eigentumsbegriffes überhaupt, schlachteten sie manchmal eins von den vielen hundert Lämmern für sich.

Um von der Erde, die der Herde ein paar Tage lang Gras geben sollte, die seßhaften Schwarzen zu vertreiben, hatte der weiße Nomade ein einfaches Mittel bei der Hand: das Gewehr. Er schoß nicht blind, er zielte gut und tötete. „Schießt den Schwarzen, wo ihr ihn trefft, trefft den Schwarzen, wenn ihr ihn schießt", war des Sqatters edler Wappenspruch.

Auch andere Gründe gab es für den Abschuß des Schwarzwilds. Höre, mein Junge, zum Beispiel den Vorfall, der in den australischen Geschichtsbüchern das „Frazer Massaker" heißt.

Zwei auf der Frazer Farm in Hornet Station (Queensland) wohnende weiße Gentlemen ritten an einem Herbsttag 1857 in das nahe Kungarridorf ein, als dessen Männer auf die Jagd ausgezogen waren. Mit Reitpeitschen trieben die beiden Gentlemen die „Lubras", die schwarzen Frauen, aus den Hütten, wählten zwei Mädchen aus und zwangen sie, vor

den Pferden her zu einer Schäferhütte zu laufen, wo sie sie schändeten.

Bei ihrer Heimkehr erfuhren die Kungarrimänner, was sich begeben.

Die Gruppenehe der Australnegerstämme, die „aus der Nähe nicht ganz so grauenvoll aussieht, wie die an Bordellwirtschaft gewohnte Philisterphantasie sich das vorstellt" (Friedrich Engels, „Der Ursprung der Familie"), vertrug ebensowenig wie die Einehe solchen Frevel. Er mußte seine Sühne finden, das geboten Ehre und Gesetz.

In der Nacht drangen die Kungarrimänner in Hornet Station ein, töteten einen der Mädchenschänder, Frau Frazer, deren Kinder sowie den Erzieher. Ein Sohn fiel infolge eines Schlages hin und wurde für tot gehalten; nachdem die Schwarzen verschwunden waren, erwachte er aus seiner Ohnmacht, rannte zum Nachbargut und berichtete von dem Geschehnis.

Aus allen Richtungen eilten nun weiße Rächer herbei, Farmer und Squatter, bis an die Zähne bewaffnet. Sie metzelten die Bewohner des Kungarridorfes nieder, überfielen dann andere Negerlager und knallten ab, was sie an Schwarzen aufspürten, gleichgültig ob Mann oder Frau oder Säugling. „Schießt den Schwarzen, wo ihr ihn trefft." Mit dem Idealismus des Kriegers blieben sie mehr als einen Monat lang von ihren Herden und Farmen fort, um das Rachewerk zu vollenden, und brachten an zweitausend Eingeborene zur Strecke.

Das aber war noch nicht genug. William Frazer, der älteste Sohn der Familie, war bei dem Überfall nicht zu Hause gewesen. Nunmehr erhielt er die obrigkeitliche Erlaubnis, jeden Schwarzen zu töten. Jahrelang, jahrzehntelang durchpirschte er die Urwälder von Mittel-Queensland, lag auf dem Anstand, lugte von den Höhen und schoß Menschen. Später gesellte sich sein jüngerer Bruder zu ihm, der in jener Nacht mit dem Leben davongekommen war, und nun schlachteten sie gemeinsam Schwarze, bewundert von den Weißen ob solcher Pietät und Kindesliebe.

Dreißig Jahre nach dem Vorfall auf Hornet Station erlegten sie eine junge Eingeborene, die Lieblingsdienerin eines Farmers. Der ließ sich das nicht gefallen, er beklagte

sich bei den Behörden von Brisbane, des grausamen Spiels endlich genug sein zu lassen.

Das ist das „Frazer Massaker". Es wird so genannt, mein Junge, weil sich schwarze Männer an den Schändern ihrer Frauen gerächt haben. Die daraufhin einsetzende meuchlerische Vernichtung eines Volkes nennt man natürlich nicht Massaker, mein Junge, und auf Seite 448 kannst du im Zitat von Georg Forster nachlesen, was als Massaker gilt und was nicht.

Niemandem wird es einfallen, von einem Massaker in Kilcoy Station zu sprechen, dort kam kein Weißer ums Leben. An der Grenze der meilenweiten Schaffarm Kilcoy Station am Brisbanefluß stand ein Negerdorf; fast täglich kamen dessen Bewohner in die Hütte der zwei weißen Grenzwächter und bettelten um Mehl. Die Weißen wollten einerseits nichts hergeben, andererseits aber fürchteten sie die Feindschaft der schwarzen Nachbarn.

Zur Lösung dieses Dilemmas bedienten sie sich des Arseniks, mit dem die Schaffelle zum Schutz gegen Räude bestreut werden. Sorgfältig mengten die beiden Grenzer das Gift mit Mehl und schenkten den Eingeborenen einen Sack voll. Am Abend des gleichen Tages gellte gräßliches Schreien aus dem Kraal, dann wurde es zum Stöhnen, dann zum Wimmern, und am nächsten Tag lag die ganze Bewohnerschaft in Gestalt von schwarzen verreckten Leichnamen vor den Hütten.

Wenn du begreifst, mein Junge, warum das kein Massaker war, wirst du auch begreifen, wieso bei den Eingeborenenstämmen panische Angst und Abscheu vor dem Europäer bis auf den heutigen Tag nicht ganz verschwunden sind. Um diese unfreundlichen Gefühle auszurotten, versuchte der Europäer, die Träger dieser Gefühle auszurotten.

Du darfst nicht glauben, mein Junge, daß das so leicht war. Der Gouverneur David Arthur ordnete einmal auf der australischen Insel Tasmanien eine Treibjagd gegen die Schwarzen an. Dreitausend Bewaffnete rückten auf sein Geheiß in Schützenketten quer durch das Inselland vor, schossen gegen jedes Geraschel im Gestrüpp, durchsuchten Erdlöcher, brannten Wälder nieder. Dauer der Expedition: volle sieben Wochen. Kostenpunkt der Expedition: 35 000 Pfund.

Und willst du wissen, mein Junge, wieviel Eingeborene in diesen sieben Wochen von den dreitausend Bewaffneten für 35 000 Pfund zur Strecke gebracht wurden? Eine Frau und ein kleiner Junge. So geschickt wußten die Buschmänner sich zu verbergen.

Auf die Dauer half ihnen ihre Schlauheit nicht, nach und nach wurden sie doch erwischt und kaputtgemacht. Alle, hörst du, mein Junge, alle Eingeborenen Tasmaniens wurden vom Erdboden vertilgt. Die Letzten ihres Stammes kannst du, wenn du einmal nach Sydney kommst, sehen. Dort sind sie in einer Familiengruppe lebensgroß plastisch nachgebildet, Vater, Mutter und Kind, ähnlich wie man bei uns vorsintflutliche Ungeheuer rekonstruiert.

Andere Andenken an die Schwarzen oder, wenn du willst, an die Weißen gibt es in den Queensländer Museen, zum Beispiel Messinghalsbänder für gezähmte Wilde, jedes mit dem Namen des Trägers und der Farm versehen, deren Eigentum er war. Da hast du die Antwort, mein Junge, auf deine Frage, ob es unter den Wilden Freunde des weißen Mannes gab. Ja, es gab solche, und sie waren durch ein Hundehalsband kenntlich gemacht.

Das australische Festland ist zu groß (fast so groß wie Europa ohne Spanien), als daß es gelungen wäre, auch hier die Eingeborenen bis zum letzten Mann auszumerzen. Bei Beginn der Zivilisierung Australiens zählte die schwarze Bevölkerung mehr als 500 000 Köpfe. Heute, nach anderthalb Jahrhunderten Kulturherrschaft, sind nur noch 60 000 übrig, zu denen du 20 000 Halbblütige addieren kannst. Sämtliche nach Australien importierten Lebewesen, seien es weiße Männer oder Schafe oder Kaninchen oder Kakteen, haben sich millionenfach vermehrt – das Volk jedoch, das sich von der Urzeit an bis zum achtzehnten Jahrhundert hier fruchtbar fortgepflanzt hatte, ist seit dem Ende des achtzehnten Jahrhunderts dezimiert. Und dieses Wort „dezimiert" bedeutet hier nicht: um ein Zehntel verringert, sondern: *auf* ein Zehntel verringert.

Soweit sie noch in Stammesgemeinschaft leben und der Urwaldbusch sie umschließt, stehen sie deinen Indianern, mein Junge, im Spurenlesen und Fährtenfinden nicht nach. Ihr Auge erzählt ihnen, daß vor drei Tagen jemand seinen

Weg durch das Dickicht nahm, ihr Ohr unterscheidet Mensch von Tier am leisesten, fernsten Tritt, ihre Nase meldet ein längst verglommenes Lagerfeuer. Aber so schlank und edel und schön wie deine Indianer sehen die Australneger nicht aus. Ihre ausladenden Nasenflügel und die Nasenlöcher, die sich nach außen und vorne verbreitern, widersprechen dem europäischen Schönheitsbegriff. Und da ihre Augenbrauen auf hohe Wülste gebettet sind, wirken die tief graubraunen Männer wie Teufel im Bilderbuch.

Die in den Städten wohnen, haben in Konjunkturzeiten als Tagelöhner, Gärtner, Kutscher und auch in Fabriken gearbeitet, bei Anbruch der Krise fielen ihr des Landes erste Bewohner als erste zum Opfer. Die städtischen Schwarzen tragen europäische Kleidung, wenn es auch zumeist mehr Lumpen als Kleider sind; sie sprechen Englisch, wenn es auch kein besonders gutes Englisch ist; sie haben den christlichen Glauben angenommen, wenn sie auch sehen, daß die Christenmenschen nicht als Christenmenschen handeln; sie üben keinen Ahnenkult mehr aus, wenn sie auch ihre Ahnen nicht schlankweg verleugnen, wie gewisse Weißaustralier es tun; sie sind eine reinblütige Urrasse, wenn sie auch davon nichts wissen, geschweige denn sich darauf etwas einbilden.

An den Ausflugsorten, nahe den großen Städten, hausieren Eingeborene mit Bumerangs, mit zugespitzten bunten Muscheln, mit Ansichtskarten, auf denen sie in einer zwecks Photographie angelegten Festbemalung photographiert sind. Auch Bull-roarer verkaufen sie, ein fischförmig geschnitztes, an einer Faser befestigtes Holzstück, das, über dem Kopf geschwungen, einen langen, unheimlich heulenden Ton von sich gibt. Der rief einst die toten Ahnen herbei, warnte die Stammesgenossen weithin vor Gefahr und diente auch dazu, den Vogel aus dem Gestrüpp aufzuscheuchen. Flog er schlaftrunken und entsetzt auf, dann traf ihn der Bumerang wie ein Blitz.

Junge, Junge, was ist doch der Bumerang für ein erstaunliches Instrument! Obwohl um tausend Jahre älter als Schiffsschraube und Flugzeugpropeller oder gar Hubschrauber, kann er ehrenvoll neben ihnen bestehen, wie sie bahnt er sich in unausgesetzter Drehung seinen Weg, trennt dem Vogel oder dem Opossum das Köpfchen vom Hals und

kehrt, als wäre nichts geschehen, in des Schützen Hand zurück.

Als erster hat uns der Eingeborene Hughie Nobel auf den Dünen hinter dem Sydneyer Vorort Laperouse die Fertigkeit gezeigt, die er ererbt von seinen Vätern hat und erworben, um sie wieder zu besitzen. Wir bewunderten ihn, als er den Bumerang warf, und ahnten nicht, welche Künste wir später im Queensländer Busch dem gekrümmten Stück Holz entlockt sehen würden: Dort nimmt der Eingeborene, nachdem er seinen Bumerang geschleudert hat, eine Lanze in die Hand, das Wurfholz kehrt wieder und setzt auf des Speeres Spitze seine Drehung fort, wie ein Teller auf dem Stab eines Jongleurs.

Was aber Hughie Nobel anbelangt, so ist er dem Stamm der Murumbidgi entsprossen und trägt ein verblaßtes grünrot gestreiftes Dreßhemd, denn in seinen besseren Tagen war er Auswahlspieler der allaustralischen Rugby-Liga. Er war einer von den wenigen schwarzaustralischen Soldaten im Weltkrieg und hat sich dort Medaillen erworben. Seit Weißaustralien über die Schwarzaustralier hereingebrochen ist, brachten sie Leistungen von Bedeutung nur dort hervor, wo man sie zuließ.

Heutigentags schämt sich der Weißaustralier der Grausamkeit seiner Ahnen, sofern er davon weiß, und bringt den „Abos" (Abkürzung für „aboriginals", das heißt Eingeborene) Sympathie entgegen, eine zu nichts verpflichtende, sentimentale Sympathie. Nachsichtig lächeln weiße Gentlemen über die Gesten des schwarzen Bettlers oder Baumblatt-Straßenmusikanten, der mit ausgestreckter Hand zuerst auf den Anzubettelnden und dann auf sich zeigt, sie werfen ihrem schwarzen Trockenwohner einen Penny hin, etwa so, wie sie im Zoo den drolligen kleinen Koalabären, den letzten einer gleichfalls fast ausgerotteten Rasse, einige Nüsse hinwerfen.

Du verstehst ja noch nicht viel von Politik, mein Junge, aber immerhin wirst du wissen, daß die Geschicke der Staaten von Interessengruppen gelenkt werden, daß die wirtschaftlich mächtigsten Klassen regieren und daß man in der Staatspolitik auf Dinge wie Logik und Gerechtigkeit keine Rücksicht nimmt. Wenn du das weißt, mein Junge, wirst du

es rührend naiv finden, daß die machtlosen Schwarzen eine Abordnung zum Innenminister geschickt haben mit der Bitte, ihnen eine Vertretung im Parlament zu gewähren.

In ähnlichen Illusionen befangen ist Frau Anna Morgan, trotz ihrer weißen Großmutter eine Eingeborene, die in ihrem sechzigjährigen Leben alle Schrecken des gehetzten Schwarzwilds einschließlich der erniedrigenden Behandlung im Mission-Camp erlebt hat. Frau Morgan tritt vor Angehörigen der großen weißen Mehrheit für die Rechte der kleinen schwarzen Minderheit ein, und überall erweckt sie Wohlwollen – ganz bestimmt würden der Innenminister und das Auditorium von Frau Morgan mit nicht minderer Sympathie zuhören, wenn ihnen die Koalabären ihre Forderungen vortrügen.

Als aber am zweiten Jahrestag des Berliner Reichstagsbrandes Eingeborene im Zuge der weißen Arbeiter Melbournes schritten, um für internationale Solidarität zu manifestieren, fand das keine allgemein freundliche Aufnahme. Im Gegenteil. Ein derart unwürdiger Mißbrauch der armen schwarzen Burschen, schrien die Konservativen aller Schattierungen, dürfe sich nie mehr wiederholen.

So war es denn nicht nur zum erstenmal, daß schwarze Arbeiter an einer politischen Kundgebung teilnahmen, sondern auch zum erstenmal, daß der weiße Bürger aufrief, die armen schwarzen Burschen künftighin vor solchem Mißbrauch zu schützen.

Vor wirklichem Mißbrauch kann nicht einmal das Eingeborenenschutzamt die Eingeborenen schützen. Wohl unterhält es im äußersten Norden Australiens Reservationsgebiete, wo die Stämme ungestört unter sich bleiben sollen. Aber Missionare kommen hin und wollen sie, um Christi willen, von den Urwaldfesten, Stammessitten und Kriegsbemalungen abbringen, und Filmgesellschaften kommen hin, um sie zur Vorführung von Urwaldfesten, Stammessitten und Kriegsbemalungen zu veranlassen. „Bora", die geheime Zeremonie der Beschneidung, und „Korrobori", das heilige Fest der Vollmondnacht, an dem kein Mitglied des Bruderstammes, ja nicht einmal die Frauen des eigenen Stammes teilnehmen dürfen, werden nun bei Tages- oder Jupiterlicht von Weißen gefilmt. Zwecklos und ohne Not erklingen vor

dem Mikrophon die Alarmsignale der Jagd und der Gefahr, der dumpf-heulende Ton des Bull-roarer sowie der mit dem Mund ausgestoßene gellende Hilfeschrei „Kujiii".

Keineswegs läßt man die Stämme in den Camps so ungestört, daß man sie nicht unter weißer Bewachung und unter weißer Gerichtsbarkeit hielte. Stell dir einmal vor, mein Junge, wie Winnetou sich vor einem mit Perücke geschmückten Bleichgesicht von Richter ausnähme – er würde sich immerhin weniger kläglich ausnehmen als die armen Buschneger Australiens. Zwar soll das Gericht ihre Stammesregeln berücksichtigen, aber für den weißen Richter bleibt jede Übertretung der weißen Gesetze ein Verbrechen, und für den schwarzen Angeklagten bedeutet jede Kerkerstrafe den Tod. Der freie Sohn des Buschs geht binnen Jahresfrist in der Haft unweigerlich zugrunde. Versucht er zu flüchten, dann wird seine Strafzeit verlängert, und von allen weißen Moralbegriffen begreift er am allerwenigsten, daß es strafbar sein kann, das Selbstverständliche zu tun und nach dem Schönsten zu streben: nach Freiheit.

Auch die Todesstrafe gegen die Schwarzen steht im Norden Australiens im Schwange, wenngleich Richter Wells in Darwin nach Verhängung eines Todesurteils erklärte: „Es macht uns kein Vergnügen, Eingeborene aufzuhängen, aber wir können ihnen doch auch keinen Freibrief ausstellen. Und Kerkerstrafen überstehen sie nicht..."

Selbstverständlich kann man ihnen keinen solchen Freibrief ausstellen, wie man ihn dem William Frazer gegen sie ausgestellt hat. Aber wollen sie denn einen Freibrief? Sie wollen mit ihren Lubras und ihren Milla-Millas, mit ihren Frauen und Kindern in Frieden leben, doch man läßt sie nicht in Frieden leben.

Gerade als wir in Australien angekommen waren, erregte der Mordprozeß gegen den Abo Tuckiar Aufsehen und Diskussion. Tuckiar aus Woodah Island im Golf von Carpentaria hatte den Konstabler McGoll getötet, der ihm die Frau weggenommen. Solche Entführung oder Verführung berechtigte einst auch in Europa zum Totschlag am Entführer oder Verführer, in Paris pflegen die Geschworenen noch heutzutage die „Rächer ihrer Familienehre" freizusprechen. In Australien bleibt dem Schwarzen kaum ein anderer Weg

als der des Selbstschutzes, weil er ja gar nicht weiß, wie und bei wem er Klage führen könnte.

Richter Wells in Darwin, der gleiche, der Todesurteile verhängt, ohne daß sie ihm Vergnügen machen, sah die Sache anders. Er sah nur einen Schwarzen, der einen Weißen, einen Vertreter der Obrigkeit, getötet hatte. Die Tatsache, daß Tuckiar vom Konstabler McGoll in seiner Ehre getroffen worden war, zog der Richter mildernd in Betracht, fällte aber dennoch das Urteil: Tod durch den Strang. Welches strengere Urteil er gefällt hätte, wenn der mildernde Umstand nicht gewesen wäre, sagte Richter Wells nicht.

Auf Betreiben verschiedener Organisationen, die die Auffassungen des Richters Wells nicht teilen und überhaupt gegen das Hängen von Eingeborenen sind, kam der Fall Tuckiar zur Berufungsverhandlung vor den Obersten Gerichtshof von Australien; dieser erklärte den Milderungsgrund als Grund für einen Freispruch und legte dem Gericht von Darwin auf, Tuckiar nach seiner Heimatinsel im Carpentaria-Golf zurückzubringen.

Der Freispruch erfloß unten im fernen Süden, der in der Negerfrage so tolerant denkt wie in den Vereinigten Staaten von Amerika der Norden. Im Norden aber schäumte die Polizei, das sei geradezu ein Freibrief für die Schwarzen, jeden Weißen umzubringen. (Verschluckter Nachsatz: „... sofern ihnen dieser das Familienleben zerstört.") Noch nach Hause begleiten sollen wir diesen Mörder unseres Kollegen? Uns vor seinem Stamm lächerlich machen? Sollen wir auf diesem gefährlichen Weg unser Leben riskieren?

Um Tuckiar zu verhaften und nach Darwin zu schleppen, war ihnen der Weg nicht so gefährlich erschienen. Hier, mein Junge, hast du eine Meldung des „Sydney Morning Herald", lies selbst, wie der Fall Tuckiar aus der Welt geschafft wurde:

„Aus Darwin wird telegrafiert, daß der wegen Mordes verurteilte und vom Obersten Gericht freigesprochene Eingeborene Tuckiar gestern verschwunden ist. Er hatte seine Freiheit erhalten (sic!), indem man ihn aus dem Fanny-Bay-Gefängnis in das Compound brachte, darin Eingeborene mit ihren Familien konzentriert sind. Er flüchtete während eines tropischen Gewitters, das jedermann in die Hütten trieb.

Der Lageraufseher, Mister Samut, durchsuchte sofort die Hütten und fand die Hose, welche Tuckiar bei seiner Entlassung aus dem Gefängnis erhalten hatte; er ist also nackt entflohen. Wenn er in die Hände der Eingeborenen von Caledon Bay fällt, die mit seinem Stamm auf Kriegsfuß stehen, wird es ihm schlimm ergehen."

Und nun kommen die beiden letzten und wichtigsten Sätze des Berichtes:

„Durch diesen Ausgang ist für die Polizei ein schweres Problem gelöst, denn sie hätte die Aufgabe gehabt, Tuckiar zu seinem Stamm zurückzubringen. Ein Versuch, den Entflohenen zu finden, wird nicht unternommen werden."

Du siehst, mein Junge, die „schweren Probleme" lösen sich manchmal ganz leicht. Allerdings, das schwere Problem der australischen Urbevölkerung wird erst gelöst werden, wenn der Schwarze nicht mehr Entsetzen vor der Gesellschaft der Weißen empfinden muß.

Andererseits muß zugegeben werden, daß das erste, was dem aus Europa Einfahrenden im Hafen von Sydney gezeigt wurde, die Felseninsel Pinchgut war.

Nun sollte freilich einmal, in grauer Vorzeit, die Insel Pinchgut jedem Neuankömmling vor allem anderen auffallen und ihn warnen, heutzutage aber würde es ein richtiger Sydneyer übelnehmen, daß man einem Fremden im Hafen zuerst Pinchgut zeigt. Nur Bill Sumner, der Kustos der Insel, würde in allen Vokalen darüber lachen. Bill Sumner jedoch lacht über alles in dieser komischen Welt, und sein Lachen ist also nicht maßgebend.

Um die Freunde des Einfahrenden nicht dem Vorwurf eines mangelnden Lokalpatriotismus auszusetzen, sei erläuternd hinzugefügt, wieso sie ihm die vermaledeite Insel Pinchgut wiesen statt der gebenedeiten Hafenbrücke.

Tief unten im Schiffsrumpf lag er unbeweglich zu Bett, als sein Schiff in Sydney landete, seine Besucher ankamen. Australia harrte seiner, wie eine Odaliske ihres verbotenen Geliebten harrt, und der, nicht achtend der körperlichen Leiden, die er sich auf dem unerlaubten Wege zu ihr zugezogen, zitterte ihr entgegen in ungeduldiger, sinnlicher Gegenliebe. Doch auch heute standen Haremswächter vor der Pforte und kreischten: „Eintritt verboten! Zurück, woher du gekommen!"

Von Sehnsucht verzehrt, seufzte der Abgewiesene: „Nur einen Blick laßt mich auf sie werfen, auf Australia, nur einen einzigen Blick, bevor ich scheiden muß."

Einen Blick – selbst das war nicht leicht. „Kann man die Hafenbrücke durchs Bullauge sehen, o Freunde?" fragte er.

„Leider nicht", wurde ihm erwidert, „leider läßt sich nur Pinchgut erkennen, eine kleine Insel, die ..."

„Pinchgut Island?" unterbrach er, „das muß ich sehen." Freundeshände hoben ihn aus dem Bett. Die auf dem Kajütengang postierten Polizeimänner gerieten in Bewe-

gung, sie argwöhnten, hier werde eine Entführung in den Serail versucht, und rollten ihr Auge, das Auge der Bullen, obwohl es sich nur um einen Blick aus dem Bullauge handelte.

Der Fremde schaut auf das Meer hinaus, wochenlang hatte er es geschaut und nichts als es, aber nach einigen aussichtslosen Tagen in der Koje ist es wieder eine Abwechslung, um so mehr, wenn es sich als ein Garten vor Häusern und Villen darbietet; Windhauch bewegt den blauen Rasen, die Sonnenstrahlen sind betaute Blumen, die Brandung sieht aus wie eine Fliederhecke.

„Die Insel da rechts, siehst du sie? Das ist Pinchgut."

Rechts, mitten im flüssigen Garten, steht ein steinerner Altan mit einem Turm. Getröstet läßt sich der Fremde ins Bett zurücktragen, etwas vom Sydneyer Hafen ist ihm also doch zu Gesicht gekommen, er hat die kriminal-historische Insel mit seinen Augen geknipst.

Später, als er sich auf dem Festland frei bewegen durfte, ruderte er nach Pinchgut hinüber und wurde an Ort und Stelle von Bill Sumner in Empfang genommen, der als Herr über die sonst unbewohnte Insel eingesetzt ist. Er ist froh, von ihr erzählen zu können, und lacht dabei, daß Felsen und Rundturm dröhnen, lacht in allen Vokalen, manchmal sogar in Umlauten.

„Wenn einer in der Sträflingskolonie ein Verbrechen beging, so wurde er hierhergebracht, was sollte denn ein Verbrecher sonst begehen als Verbrechen, hahaha", erklärt Bill Sumner. „Meist ging es um Rum, hehehe, um Rum rauften sie sich, bestahlen und ermordeten und verrieten sie einander, hihihi. Dann kamen sie nach Pinchgut, und hier gab's keinen Rum, hohoho."

Bill Sumners Angaben decken sich mit der Strafstatistik, Rum war das einzige Genußmittel in der beginnenden Kolonie, Rum war das hauptsächliche Motiv der dort verübten Delikte, und dem Rum galt das Lied der Convicts:

„Cut yer name across my backbone
Stretch me skin across yer drum
Iron me up on Pinchgut Island
From now to Kingdom Come

I'll eat yer Norfolk Dumpling
Like a juicy Spanish plum
Even dance the Newgate Hornpipe
If ye'll only gimme rum!"

In freier deutscher Nachdichtung:

„Peitsch deinen Namen auf mein Steißbein,
Nütz mein Fell zum Trommelschlag,
Mach in Pinchgut aus mir Eisbein,
Laß mich dort zum Jüngsten Tag;
Will mich deines Mehlpapps freuen,
Als ob's Pfirsichkuchen wär,
Will des Seilers Tochter freien,
Gibst du Rum nur, Rum mir her."

Rum war die Valuta; Arbeit, Ehefrauen, Wettgewinne wurden in Rum gerechnet. Für Mitteilungen über unaufgeklärte Verbrechen schrieb die Polizei Prämien in Rum aus, und den Kopflohn auf entflohene Sträflinge ebenso. Um die versprochenen fünf Gallonen Rum zu verdienen, die auf die Einbringung des entsprungenen amerikanischen Negersträflings Cesar ausgesetzt waren, hetzten ihn seine besten Freunde aus dem Sträflingsstand wochenlang (zu diesem Behufe waren sie ihrer Ketten entledigt und mit Gewehren versehen worden) und brachten ihn zur Strecke. Als sie den Ehrensold exzedierend versoffen, wurden sie mit Kerker und Peitsche gestraft.

Die Justiz verstand keinen Spaß mit Alkoholikern, am allerwenigsten Seine Ehren, Oberster Richter Atkins, obwohl er für sich selbst kein Antialkoholiker war. Gouverneur Bligh charakterisierte ihn in seinem Bericht so: „Atkins kann ebensowenig als Richter wie als nüchtern angesprochen werden, er fällt Todesurteile im Zustand von Volltrunkenheit."

Todesstrafe oder Freiheitsstrafe wurden auf Pinchgut Island vollstreckt. Am 11. Februar 1788, also vierzehn Tage nach Ankunft des ersten Gefangenenschubs in Botany Bay, wurden die beiden ersten Gerichtsurteile gefällt: ein Sträfling erhielt wegen Gewalttätigkeit 150 Peitschenhiebe und der zweite – er stand im Verdacht, Schiffszwieback gestohlen zu haben – eine Woche Haft, „auf der kleinen Felsen-

insel gegenüber dem Lagerplatz, bei Wasser und Brot abzubüßen". Daher der Name „Pinchgut", „Magenknurren".

„Hier oben wurde die Fahne gehißt", Bill Sumner deutet auf irgendeine Ecke des Felsenrands, „die Menschenfahne, huhuhu."

Er ist prägnant, der Ausdruck Bill Sumners, „die Menschenfahne, huhuhu". Ein Mensch, geknüpft an einen Pflock, wehte als Hoheitszeichen über der Kolonie. Die Hand- und Fußschellen und die sie verbindende Kette wurden dem Delinquenten bei seiner Hinrichtung nicht abgenommen, auch dann nicht, als er schon blau und tot war, keine Fluchtgefahr mehr bestand. Und wenn das Fleisch verweste und Wogen und Gestade verstänkerte, wurden die Ketten mit Stricken an dem Gerippe festgebunden, auf daß es, bewegt vom Wind, seine Warnung weiterklirre. So lange hing der Armesünder, sich selbst sein Armesünderglöckchen läutend, bis man einen anderen an seine Stelle zog.

Auf die Dauer büßte der permanente Galgenbehang an Wirksamkeit ein. Nur das erste der abschreckenden Beispiele, ein Küfer namens Jeffries Morgan, hier gehißt, weil er wegen einer Pinte Rum jemanden erschlagen hatte, konnte seinen hohen Platz elf Monate lang behaupten; seine Nachfolger wechselten eine Zeitlang so rasch, daß zum Anbinden der Fußschellen an das trockene Gebein keine Notwendigkeit vorlag. Fast jede Woche wurde auf Pinchguts Flaggenstock eine neue Fahne hochgezogen, einmal sogar sechs irische Gefangene gleichzeitig. Dafür wurde einer, ein gewisser Joseph B. Samuels, an drei verschiedenen Septembertagen des Jahres 1803 gehängt, denn jedesmal riß der Strick, und man mußte vom Festland einen neuen holen.

Die vom Galgen Delogierten wurden in das blaue, flüssige Rasenbeet geworfen, darauf die Sonnenstrahlen heute und damals wie betaute Blumen funkelten. In diesem Garten warteten Haifische auf die Fütterung. Gab es kein Menschenfleisch, so fütterte man sie mit Pferdefleisch, um ihnen beizubringen, daß es für sie rings um das Magenknurr-Eiland niemals Magenknurren gäbe; sie sollten immer hier sein.

„Die Haifische waren gute Wächter", erklärt Bill Sumner, „die haben jeden Flüchtling erwischt, und zwar ziemlich unsanft, hohoho."

Das war einmal. Pinchgut Island heißt offiziell Fort Denison und hat Form und Inhalt verändert. In den sechziger Jahren wurde es dazu ausersehen, eine von den fünf Hafenschutzbatterien aufzunehmen, und man machte es um einen Kopf kürzer, damit es den Schiffsgeschützen des Feindes nicht so leicht als Zielscheibe dienen könne. Kaum aber waren die Felsen bis zum Hafenniveau abgesprengt, offenbarte sich, daß man Auslug und Ausschuß und einen die Bucht dominierenden Platz für die Kanonen brauche. Deshalb baute man einen Rundturm, siebzehn Meter hoch, höher, als die Riffe gewesen waren, und womöglich ebenso massiv wie sie.

Geschütze lauern mit aufgesperrtem Rachen in diesem Turm auf ihr Opfer. Die Pinchguter Haie hatten mehr Glück als die Pinchguter Kanonen, denen hat noch niemals ein Opfer gewinkt, kein Feind geriet je nach Sydney.

Das stört die dreizehn Zweiunddreißigpfünder und zwei Vierzigpfünder vom Woolwich Arsenal, England, nicht in ihrer Wachsamkeit. Haarscharf richten sie sich gegen das Felsentor der Hafenbucht, ladebereit hält sich das Geschoßmaterial an ihrer Seite, geduldig warten Waffenfett, Maschinenöl und Ladestöcke auf ihre Stunde. Nur die Festungsartilleristen fehlen, die Zitadelle ist – um Gottes willen, wir verraten doch damit kein Kriegsgeheimnis? – ohne Besatzung.

Der einzige Mann auf der Insel, der in allen Vokalen lachende Bill Sumner, hält das Fort mitsamt der Bestückung instand, und er ist es, der schießt. „Jawohl, ich schieße jeden Tag, hühühü."

Zwar schießt er nicht aus den großen Feuerschlünden, aber immerhin aus einem Mörser. Er schießt die Mittagsstunde, wozu ihm das Observatorium von Millers Point durch Abwerfen eines Balles das optische Signal gibt.

„Das Mikrophon da hat noch weniger Sinn als die Vierzigpfünder und Zweiunddreißigpfünder im Turm, höhöhö", sagt Bill Sumner, „das ist hier vergessen worden."

Vor ein paar Jahren versuchte der Sydneyer Sender seinen Hörern den Mittagsschuß von Pinchgut zu übertragen – mußte der nicht eindringlich, donnernd, schlagkräftig wirken? Fehlgeschossen. Er hörte sich wie ein wackliger Prall

an; manche witzelten, er klinge wie Magenknurren, manche wiederum bezweifelten, daß es der Schuß von Pinchgut sei, und behaupteten, es sei ein einfacher Trommelschlag aus dem Senderaum. Seit diesem Mißerfolg bedient sich der Rundfunk eines im Senderaum abgegebenen einfachen Trommelschlags, und der dröhnt viel kanonenschußhafter als der Kanonenschuß von Pinchgut.

Für Bill Sumner ist das sehr angenehm, denn anstatt die Mittagsstundensekunde per Radio zu senden, kann er sie jetzt per Radio empfangen. Wenn es neblig ist und er befürchten muß, den Ball vom Observatorium nicht fallen zu sehen, schnallt sich seine Frau in der Wohnung den Kopfhörer um; beim Trommelschlag des Radios haut sie mit dem Schöpflöffel auf eine zinnerne Teekanne, und der Gatte an der Festungsmauer feuert. „Das ist zwar um eine Sekunde zu spät, dafür aber kam ich neulich um zwei ganze Minuten zu früh. Meine Frau ist mit dem Teekessel hingefallen, hahaha, ich schoß ab, und ganz Sydney stellte die Uhr danach, hehehe."

Ob es bemerkt wurde, weiß Bill Sumner nicht, aber er lacht sich tot bei dem Gedanken, es könnte sich jemand beschwert haben, daß die Rundfunkstation ihren „Schuß" um zwei Minuten zu spät lieferte, nämlich zwei Minuten nach dem von Pinchgut.

Bill Sumner möchte uns noch seine Seismographen und seine Gezeitenmesser zeigen, sicherlich weiß er auch darüber Heiteres zu erzählen, vielleicht wie er wegen seiner Frau ein Erdbeben in Chile gemeldet habe, wir wollen aber lieber die Andenken an die kriminalistische Vergangenheit seines Inselreiches sehen.

Gewiß, auch damit kann er dienen. „Hier die Zisterne haben die Convicts in den Felsen gehackt, hier an den Wänden der Munitionslager sehen Sie Monogramme der Convicts, dort oben stand der Galgen, hahaha, hier ist die Stelle, wohin man die Convicts aus der ganzen Kolonie schleppte, um sie mit der neunschwänzigen Katze auf den nackten Leib zu schlagen, bis die Haut platzte, hehehe, von dieser Klippe da warf man den Gehenkten ins Meer, wenn man die Schlinge für einen neuen Hals brauchte, hihihi, und deshalb gibt's hier noch heute mehr Haifische als sonstwo im Hafen,

hohoho, aber sie kriegen kein Futter mehr, jetzt knurrt *ihnen* der Magen, huhuhu."

Damit sei's genug. Abschied von der Insel und ihrem Hüter. Bill Sumner steht schmunzelnd am Ufer. „Kommen Sie bald wieder her aus Europa, Pinchgut ist doch ein komisches Plätzchen, nicht wahr, hahaha?"

Ein komisches Plätzchen, wahrhaftig, Bill Sumner, hahaha.

Die Ruder setzen ein, das Boot ist schon im freien Wasser, ein „Auf Wiedersehen" ist noch hörbar, das darauffolgende Lachen verklingt.

Kaum, denkt der Davonfahrende, kaum sehen wir uns wieder. Es ist nichts mehr los auf Pinchgut Island, die Erinnerung an die grausame Zeit ist nicht einmal imstande, dem Kustos die gute Laune zu trüben, die Andenken, die er zeigt, sind keine echten. Als das Eiland militarisiert und kanonisiert wurde, gab es keine Verschickungen aus England mehr, und wenn Sträflinge den Keller in den Basaltgrund und ihre Initialen in die Steinwände hackten, so waren es einheimische, normale Sträflinge und nicht verschleppte Objekte der Willkür und Ausbeutung. Der Felsen, von dessen Gipfel der Galgen den einfahrenden Schiffen winkte, ist längst gesprengt, und die Haie haben im Laufe der letzten achtzig Jahre wohl schon gemerkt, daß bei Pinchgut Island kein Abendbrot mehr serviert wird.

Auch was das Auspeitschen betrifft, ist Bill Sumners Erzählung vom genius loci getrübt, die Prügelstrafe wurde nicht bloß auf Pinchgut praktiziert, sondern auf dem ganzen Festland ringsumher.

Bei der Urbarmachung des Terrains von Toongabble und am Verfassungshügel wurden die Convicts mit Peitschenhieben so angetrieben, daß binnen drei Monaten ihrer dreihundert (nach einer anderen Angabe achthundert) starben. Allabendlich sammelte man die Toten, Schwerverwundete schmiß man lebend mit in die Grube. Auf jeden, der schlapp machte, sauste erbarmungslos die Knute nieder, Schläge gegen Wehrlose, und wieder Schläge, Exzesse der Roheit und des Sadismus – achtzehntes und neunzehntes Jahrhundert kennen keine schlimmeren Greuel, erst im zwanzigsten Jahrhundert brachen die Nazis diesen Rekord.

In der Zeit des Frühkapitalismus sprach man den Sinn

dieser Zwangsarbeit und Marterungen offen aus. Als die australischen Demokraten, Arbeiter und Emancipists, das heißt freigewordene Sträflinge, den Verschickungen nach Australien ein Ende machen wollten und die Anti-Transportation-League ins Leben riefen, protestierten die Unternehmer ohne jede nationale oder soziale Phrase gegen solche Versuche, den Import unentgeltlicher und willenloser Arbeitskräfte einzustellen: „Wir verwahren uns entschieden dagegen, daß man aus Gründen der Humanität unser Einkommen beschränken will."

Zutodeprügeln, Hängen, Hungernlassen waren die substantivisch gebrauchten Zeitwörter, mit denen die Sklavenhalter die Rationalisierung der Arbeit durchführten. Kein Wunder, daß der Sträfling nur an ein einziges substantivisch gebrauchtes Verbum dachte: Flüchten. Für die in Pinchgut Inhaftierten war der sie umzingelnde Haifischschwarm nicht das Schlimmste, mit einem Messer in der Hand hofften sie, sich der Raubfische zu erwehren, bis zu Millers Point schwimmen und von dort den Busch erreichen zu können.

Der Busch, in dem man sich verirren, in dem man verhungern und verdursten oder von wilden Hunden zerfleischt werden konnte – von Pinchgut aus gesehen erschien er als Garten Eden. Wiederholt brachen Gruppen von Sträflingen gemeinsam aus und irrten so lange nahrungslos durch den Urwald, bis sie einen der Ihren töteten, um ihn aufzufressen. Dann kam der nächste dran und wieder der nächste. Jeder belauerte angstbebend die Gefährten, ob nicht er es sei, der heute nacht geschlachtet werden solle, keiner wagte zu schlafen. Ein Sträfling aus Tasmanien, sein Name Gabbet ist überliefert, fand bei einer solchen Massenflucht Geschmack an Menschenfleisch; freiwillig kehrte er in die Haft zurück und bewog weitere Mitgefangene zu einem Ausbruch, um auch sie unterwegs zu verzehren.

Nur wenn ein Flüchtling zu den Eingeborenen stieß, konnte er den Toden des Dschungels entgehen. Die ersten weißen Siedler von Port Phillip, dem heutigen Melbourne, trafen bei ihrer Landung im Jahre 1834 einen weißen Mann, den Ex-Sträfling Buckley, der seit dem Ende des vorhergegangenen Jahrhunderts zufrieden unter den Buschnegern lebte. Auch im Nordosten Australiens fanden die neu-

ankommenden Sträflinge schon einen alten vor. Der, Thomas Pamphlet mit Namen, hatte Queensland allerdings nicht auf der Flucht entdeckt, sondern war als Freigewordener bei einem Zedernholztransport hier gestrandet, und die Schwarzen hatten ihn als Gleichen unter Gleichen aufgenommen, eine Naivität, die Bill Sumner sicherlich ein lautes Hehehe entlocken würde.

DER KONTINENT DER GEWERKSCHAFTEN

1934

Die Melbourner Gewerkschaften besitzen einen Palast mit Atrium und Giebel und Säulen und Freitreppe und Rampe, vergleichbar den Parlamenten in europäischen Hauptstädten. Zu den heraldischen Tieren gehören in Australien auch Känguruh und Emu, und sie fehlen nicht in den Basreliefs des Gebäudes.

So wie dieses Gewerkschaftshaus dasteht, entspricht es durchaus der Vorstellung derjenigen, die Australien das Arbeiterparadies nennen hörten; noch mehr ähnlicher Beinamen führte Australien, es war der „verwirklichte Zukunftsstaat", der „Kontinent der höchsten Arbeitslöhne", das „Land der sozialen Wunder". Generationen von Reformisten wiesen mit erhobenem Zeigefinger auf diesen Erdteil hin: blickt nach Australien, Arbeiter, es geht auch ohne Revolution ...

Empfinden die Kumpels, die da die Freitreppe des Melbourner Palazzos emporsteigen, Besitzerfreude, Besitzerstolz? Sie kommen, um nach Arbeit zu fragen, und kriegen keine.

1888

Weit weniger imposant ist die Trades Hall von Sydney. In Goulburn Street gelegen, ziemlich nah von den Docks und Industriebezirken, stammt sie noch aus alten Zeiten. Aber schon als sie gebaut wurde, standen die Gewerkschaftsführer bei Behörden und Gesellschaft in Ansehen und waren auch stolz darauf.

Wieso wir das wissen? Bevor wir das erstemal das Sydneyer Gewerkschaftshaus betraten, mußten wir, da unsere Achselhöhlen vom Druck der Krücken schmerzten, vor dem Tor ein wenig verschnaufen und lasen bei dieser Gelegen-

heit auf einer Marmorplatte, daß der Grundstein gelegt wurde im Beisein Seiner Exzellenz des Recht Ehrenfesten Barons Carrington, Lord-Gouverneur und K.C. M. G. (?) im Januar 1888.

Auch die Gedenktafeln des Stiegenhauses sind nicht von Pappe; sie rühmen nicht nur jene Gewerkschaftsmitglieder, die im Weltkrieg fielen, sondern alle, die gekämpft hatten, heldenhaft gekämpft, wie wir erfahren.

So rasch wir konnten, strebten wir von diesen Meilensteinen auf dem Weg gewerkschaftlicher Entwicklung hinweg, die Treppe empor.

1934

130 000 Arbeiter von Sydney und Umkreis haben in dieser Trades Hall ihr gewerkschaftliches Zentrum. Oberste Instanz ist der hundertköpfige Gewerkschaftsrat, der Labor Council; die achtundzwanzig Mitglieder seiner Exekutive amtieren im Haus, ferner das Arbitration Department, dessen Funktionäre als Rechtsvertreter der Arbeiter vor dem Schlichtungsgericht erscheinen, die Unfallentschädigungsabteilung und das Untersuchungsbüro, das sich mit Fragen der Hygiene und Unfallverhütung, mit vergleichenden Informationen und mit dem Ablegen eingelangter Zeitungen befaßt.

Außerdem waltet hier die Leitung der Radiostation 2 KY, die täglich von dreiviertel sieben Uhr abends bis elf Uhr nachts fünfmalhunderttausend Arbeiterhörern das sendet, was zu senden sie für ihre Sendung hält: Berichte über Kricket, Pferderennen, Fußball (Tennis weniger) und Schwimmen, Musikstücke, Tagesnachrichten, ernste und heitere Vorträge, Inserate. Gelegentlich auch etwas politische Übersicht.

In der Trades Hall haben die einzelnen Fachverbände ihre Büros, Bauarbeiter, Drucker, Nahrungsmittelarbeiter, Bekleidungsarbeiter, Metallarbeiter, Holzarbeiter, Stadt- und Gemeindearbeiter, Transportarbeiter des Wassers, Transportarbeiter des Festlands, Angestellte, Zuckerbäcker (die seltsamerweise Konfektionäre heißen), „Miscellaneous", meist ungelernte Arbeiter, sowie die Pastoral Workers. Was

die Pastoral Workers, die bei der Schafzucht Beschäftigten, anbelangt, so genießt neben ihrem Büro auch die Redaktion ihrer Zeitschrift „The Bushworker“ im Sydneyer Gewerkschaftshaus Gastfreundschaft, obwohl sie, ebenso wie der mächtige Bergarbeiterverband, kommunistisch orientiert sind; „Pastoral Workers' Union“ erfaßt nur eine kleine Minderheit aus der Masse der Landarbeiterschaft, das Gros der Säer und Mäher, der Hirten und Scherer ist in der A. W. U. organisiert.

A. W. U. bedeutet „Australian Workers' Union“, aber fast jedermann, A. W. U.-Mitglieder nicht ausgeschlossen, beeilt sich zu versichern, die drei Buchstaben bedeuten Australia's Worst Union – Australiens ärgste Gewerkschaft. Sie gehört nicht dem Labor Council an, weil sie sich selbst für einen Bund von Gewerkschaften, eine Gewerkschaftszentrale hält.

Die A. W. U. besitzt eigene Gebäude in allen Städten, sie steht weiter rechts als die anderen Gewerkschaften, ist die älteste Arbeitervereinigung, ihr entstammten die ersten Garnituren der Labor-Regierungen, sie übt heute noch den entscheidenden Einfluß auf die Labor Party aus.

1934/35

Mit Dankbarkeit gedenken wir der australischen Trade Unions. Sie unterstützten die Massenbewegung gegen die behördliche Verfolgung der Antikriegsdelegierten und erlegten wiederholt die gerichtliche Kaution. Wir haben in den Trades Halls, es gibt in jeder Industriestadt eine, vor den Funktionären über den Plan des Generals Schleicher (Gewerkschaften plus Reichswehr) und über die bis in die Hitlerherrschaft hinein, bis zum 1. Mai 1933 gehegten Illusionen der deutschen Gewerkschaftsführer Vorträge gehalten; die Fragen und Diskussionen bewiesen eine antifaschistische Einstellung aller. Dennoch zeigten sie sich immer so „friedfertig und liberal“, wie Lenin schon 1913 die australischen Gewerkschaftsbeamten bezeichnet hatte; teils privat, teils aus „Who's who in Labor“, darin sie alljährlich ihre Lebensläufe veröffentlichen, lernten wir ihre „Hobbies“, ihre

Steckenpferde, kennen: Fußballzuschauen, Briefmarkensammeln, Pferderennenwetten, Radiohören, Fischen oder Gartenbau.

„Wäre eine Labor-Regierung im Commonwealth am Ruder", sagten sie immer wieder, „dann hätte Ihnen das alles nicht geschehen können."

Und wenn es doch geschehen wäre?

„Dann hätte eben die Regierung ihre Gründe gehabt."

Als der Termin der Abgeordnetenwahlen heranrückte und die Labor Party von der Bewegung gegen Krieg und Faschismus einen Stimmenzuwachs für die Kommunisten befürchtete, gründete sie eilig ein eigenes antifaschistisches Komitee.

1935

Eines Tages trafen wir in der Sydneyer Trades Hall eine Anzahl von Funktionären lachend beisammen; sie gaben einem Reporter des konservativen „Sydney Morning Herald" Details zu einer satirischen Notiz.

J. B. King, ein Australier, war in Moskau Stoßbrigadler geworden. „Dieser J. B. King", erklärten sie uns, „hat während des Krieges mit einer Gruppe der I. W. W. hier die passive Resistenz propagiert, das Langsamarbeiten, Wenigerarbeiten in den Betrieben empfohlen. Und jetzt ist er Stoßbrigadler! Man muß der Sache möglichst viel Publizität geben. Unsere Leute sollen sehen, wie man in Rußland die Arbeitszeit verlängert. Sogar dem Apostel des Langsamarbeitens haben sie das Schnellarbeiten beigebracht. Gibt's etwas Komischeres?"

Es gab etwas Komischeres, nämlich uns, die wir die Sache überhaupt nicht komisch fanden. Unseren Argumenten wurde mit dem Gegenargument begegnet: „Auch jeder Privatunternehmer arbeitet für die Gemeinschaft, für Australien, für die Arbeiter. Je mehr Waren erzeugt werden, desto billiger sind sie doch."

Im Verlauf der Debatte trat allerdings zutage, daß australischer Zucker in London um die Hälfte billiger ist als in Australien, daß ein Pfund australischer Butter in London nur zehn Pence, in Australien aber achtzehn Pence kostet,

daß Brot aus australischem Weizen, Anzüge aus australischer Wolle in Australien teurer sind als in England.

Aber daran sei nur die verdammte Zollpolitik dieser verdammten Regierung schuld. Und an der Arbeitslosigkeit und daran, daß der Arbeiter, auch wenn er noch Arbeit hat, auf keinen grünen Zweig komme, sei auch nur die verdammte Regierung schuld. „Sie dürfen nicht europäische Verhältnisse mit australischen vergleichen", sagten die, die die russischen Verhältnisse den australischen gleichgesetzt hatten.

Unsere Anworten schienen bloß bei einem einzigen auf Verständnis zu stoßen, bei dem Reporter der konservativen Zeitung. Wenigstens brachte er am nächsten Tag eine ziemlich objektive Notiz über J. B. Kings „Wandlung".

Mit solchen Eindrücken über Gewerkschaftsbeamte ist aber noch keineswegs erklärt, wieso Australien seinen Ruf als Arbeiterparadies erwarb, wieso es wirklich jahrelang einen Lohnrekord hielt, und wieso es schließlich auf dem Kontinent der Gewerkschaften zum gleichen Lohnsturz und zur gleichen Arbeitslosigkeit kam wie in Europa.

1835

Unter den Männern, die England in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts dem Bagno Australiens preisgab, befanden sich die sechs Tolpuddle-Märtyrer. Sie hatten 1833 in Dorset (England) nach den Prinzipien Robert Owens die erste Gewerkschaft gegründet und eine Erhöhung der Landarbeiterlöhne von sieben auf zehn Schilling per Woche gefordert und wurden deshalb deportiert.

In Australien hielt man sie getrennt voneinander und von den anderen Gefangenen. Einer der Tolpuddler, Hammet, wurde an einen Farmer im Busch, 400 Meilen von Sydney entfernt, als Sklave verkauft, ein anderer, George Lovelles, an ein Gestüt. Der lungenkranke James Lovelles arbeitete in Ketten auf einem Bau. Vater und Sohn Standfield lagen wegen eines Verstoßes gegen die Sträflingsvorschriften monatelang in einem feuchten Verlies bei Brot und Wasser, in Finsternis und ohne Decke; krank, frierend und halbverhungert wurden sie schließlich, gefesselt an eine Gruppe

anderer schwindsüchtiger Gefangener, nach dem australischen Kohlenbecken Newcastle transportiert. Dem sechsten, James Brine, waren Kleider und Geld gestohlen worden, und ein halbes Jahr lang mußte er halbnackt und barfuß Pfosten in harten Grund einrammen; um bei der Arbeit besser stehen zu können, band er sich zwei rostige Hufeisen an die nackten Fersen.

Aufklärungs- und Propagandaarbeit konnten die sechs Tolpuddle-Märtyrer unter diesen Umständen nicht leisten, aber als sie bereits nach drei Jahren freigelassen wurden und sich zur Rückkehr einschifften, begriff jedermann in der Kolonie, daß sich etwas noch nicht Dagewesenes begeben hatte: die Machthaber Englands waren zurückgewichen vor der englischen Arbeiterschaft, die Londoner Demonstrationen von 50 000, die Protesterklärungen von 500 000 hatten ihren Klassengenossen die Freiheit erfochten.

In der jungen isolierten Kolonie wirkte sich dieser Sieg der Arbeitersolidarität noch stärker aus als im Mutterland, wo den sozialen Bewegungen eine in der Unterwerfung von „Meutereien“ erfahrene Regierung und ein mächtiges Unternehmertum gegenüberstanden. Der Organisationsgedanke ward geboren.

Der australische Arbeiter, ob freigewordener Sträfling oder freiwillig Eingewanderter, kannte nur einen Konkurrenten: den noch nicht freigewordenen Sträfling. Um diese unfreiwillig lohndrückerische Konkurrenz zu beseitigen, schlossen sich die australischen Arbeiter der Liga gegen die Sträflingsverschickung an, und nach jahrzehntelangen Kämpfen hörte das barbarische Zuchthaus Australien auf, ein Zuchthaus zu sein – ein Beweis mehr für die Tatsache, daß die Interessen der arbeitenden Klasse mit denen der Menschheit identisch sind.

Noch war der Sträflingsinvasion nicht Halt geboten, als von England aus ein neuer Anschlag gegen die australische Arbeiterschaft versucht wurde, ein System der Kolonisierung nach dem Plan von Edward Gibbon Wakefield; die Bodenpreise in Australien und Neuseeland sollten von Staats wegen willkürlich und bedeutend hinaufgeschraubt werden, damit der Arbeiter seine Lohnstelle nicht verlassen, sich nicht allzuschnell auf freiem Grund ansiedeln könne, wie es

bisher viele getan. Vom Erlös der verteuerten Grundstücke sollten „Habenichtse aus Europa" in die Kolonien geschickt und dadurch ein stetiges Reservoir von „hinreichender relativer Arbeiterübervölkerung" unterhalten werden.

Mit zynischer Offenheit sprach Wakefield aus, was die bürgerlichen Nationalökonomen bisher verbissen geleugnet hatten: daß ein an seinen Arbeitsplatz gefesseltes, ausbeutungsfähiges Proletariat für den Kapitalismus notwendig ist und daß dort, wo es nicht vorhanden, durch Gesetzesmaßnahmen ein im Wortsinn bodenloses Elend künstlich geschaffen werden müsse im Interesse des Nationalreichtums.

„Sein (des Kapitals) apologetischer Panzer zerbröckelt hier Stück für Stück, wie mürber Zunder", schreibt Karl Marx im „Kapital", wo er mit dieser Theorie der systematischen Kolonisation und mit Wakefield, ihrem Schöpfer, abrechnet.

Die Ideen Wakefields zur Expropriation von Volksmassen erlangten Gesetzeskraft, unbeschadet der Tatsache, daß ihr Autor seinen kriminellen Charakter auch im privaten Leben dargetan hatte und deshalb ins Zuchthaus gekommen war. Aber keineswegs zählte Wakefield zu den Unglücklichen, die man nach Australien verschickte, er war überhaupt nicht in Australien gewesen und war auch nicht von bemitleidenswerter Art. Er hatte im Londoner Kerker Newgate gesessen, weil er nächtliche Überfälle und Entführungen reicher Erbinnen zu seinem Beruf zu machen versucht hatte – schade, daß Marx diese Vorstufe der Wakefieldschen Bereicherungstheorie nicht kannte, dieses Detail über den Retter des Kapitalismus, über den Gesetzgeber und Staatengründer.

Die Festredner, die in Adelaide bei der Jahrhundertfeier des Staates Südaustralien E. G. Wakefield als Pater Patriae verherrlichen werden, würden gut tun, sich vorher eine vergilbte Broschüre zu verschaffen des Titels: „The Trial of Edward Gibbon Wakefield, William Wakefield and Frances Wakefield, London 1827." Oder eigentlich würden sie nicht gut daran tun, sich diese Broschüre zu verschaffen.

Wakefield, ein Meisterschelm der Propaganda, hat sogar den Herzog von Wellington, den Bezwinger Napoleons, bezwungen. Wakefield versprach dem alt und tattrig gewor-

denen Waterloo-Sieger, die Hauptstadt einer neuen Kolonie nach ihm zu nennen, falls er die Projekte der Wakefieldschen Schiebergesellschaft „South Australian Company" vor dem britischen Oberhaus unterstützen werde. Der Eiserne Herzog unterstützte eisern, Wakefield bekam die Konzession, und Neuseelands Hauptstadt wurde Wellington getauft.

In den bereits besiedelten Teilen Australiens wirkte sich die Wakefieldsche Theorie so aus, daß London die australischen Gouverneure anwies, die Grundstückspreise hochzuschrauben, an Kapitalisten aber den Grund billiger oder unentgeltlich abzugeben. Nur des Arbeiters Freizügigkeit sollte aufgehoben sein und sein Lohn überdies durch Menschenzuschub aus England gedrückt werden.

Kein Protest der damals noch unorganisierten Arbeiterschaft hätte etwas genützt, wenn ihr nicht zwei Momente zu Hilfe gekommen wären. Erstens fiel es den Squattern, den nomadisierenden Schafherdenbesitzern, gar nicht ein, irgendwelchen Käufern von Grundstücken den Platz zu räumen. Das zweite Moment war die um die Jahrhundertmitte erfolgte Entdeckung der Goldfelder. Wollte der Arbeiter die Fabrik oder die Farm seines Herrn verlassen, brauchte er kein Grundstück mehr sein eigen zu nennen. Er hatte es näher zum Gold von Bendigo und Ballarat als die Scharen der Goldsucher aus Übersee.

Niemand kaufte jetzt Ackergrund, geschweige denn den verteuerten. Sang- und klanglos wurde die Wakefieldsche Kolonisationstheorie begraben. In kürzerer Zeit, als die Periode der Sträflingsarbeit, die Periode der Sklaverei beendet war, war die Periode der Leibeigenschaft beendet.

1850

Fahren wir hinauf nach Ballarat! Dieses Wegs kamen in den fünfziger Jahren zweimalhunderttausend Menschen, aus allen Heimaten ausgestoßen durch graue Not, hierhergezogen durch goldene Hoffnung.

Wohl keiner dachte unterwegs daran, dort oben auf dem Bakery Hill von Ballarat eine Rebellenfahne zu hissen, sich mit Arbeitskameraden dem Militär zu einer Schlacht zu

stellen. Dennoch geschah es. Die Rebellenfahne wurde hernach zur Fahne Allaustraliens: aus dem Schlachtfeld erhob sich Allaustraliens Demokratie, und nur der Anlaß ist verwischt, verlästert, verkleinert, totgeschwiegen, vergessen. Fahren wir hinauf nach Ballarat, zu suchen, ob sich nicht ein Andenken an die Kämpfe findet.

Eine australische Provinzstadt wie viele, hügelig ansteigend. Häuser mit Veranden. Parks und Gärten sind eingesäumt von Quarzstücken, die Gartenwege auch; im Quarz schimmern goldene Strähnen. „New Chum's Gold", ein Pyrit, den die neuankommenden Goldgräber für Gold hielten. Dem größten im Bezirk gefundenen Goldklumpen ist ein Denkmal aufgerichtet zur Nacheiferung für andere Goldklumpen: wachset wie dieser und lasset euch finden.

In der breiten Sturt Street, mehr Platz als Straße, gilt ein Monument einem Mann in Kniehosen, Perücke und Talar; auf dem Sockel steht zu lesen, daß er „Sprecher des Gesetzgebenden Rats" war und Peter Lalor hieß. Peter Lalor wurde in der Tat Sprecher des Gesetzgebenden Rats; in der Tat, das heißt, während der Tat hatte er anders ausgesehen, er trug Schaftstiefel, ein rotes Hemd und eine Flinte, mit der er seine Genossen und sich gegen den uniformierten Feind verteidigte.

Unmittelbar nach der Tat lag er mit zerschossenem Arm im Heuschober, an jeder Mauerwand klebte der Steckbrief gegen ihn, zweihundert Pfund Belohnung für tot oder lebendig, jedoch niemand wollte sich den Kopflohn verdienen. Als bald darauf die Forderungen der Werktätigen erkämpft waren, wurde Peter Lalor ihr Repräsentant, auch in Kniehosen, Perücke und Talar ein ganzer Mann.

Wir fahren durch Main Street, eine weiße staubige Straße mit Zahnlücken, armselig und still. Lang, lang ist's her, seit sie die Main Street des Geldausgebens war, Singspielhallen, konzessionierte Spielklubs, konzessionierte Bordelle, Pfandleihen und Wirtshäuser Platz gefunden hatten in der Main Street von Ballarat, lang, lang ist's her.

Fahren wir hinauf auf den Bakery-Hügel. Der Goldgräber, dem hier das erste Digging gehörte, hatte wohl gehofft, eines Tages den Jubelruf des Archimedes auszustoßen: „Heureka – ich hab's gefunden!", und hatte es „Eureka" ge-

nannt. Jetzt ist es ein Kinderspielplatz mit einem Obelisk: „Zum ehrenvollen Gedenken an die heldenhaften Pioniere, die auf dieser heiligen Stelle für die Sache der Freiheit gefallen sind, und an die Soldaten, die starben, weil sie dem Ruf der Pflicht gehorchten ..."

Helden und Schergen, Kämpfer und Henker sind auf die gleiche Stufe gestellt.

Ebendieselbe Gerechtigkeit für beide Parteien der Eureka Stockade waltet in der Kunstgalerie von Ballarat. Neben der St.-Andreas-Fahne der Rebellen ist der Säbel des Kapitäns Wise placiert, der den Angriff auf die Aufständischen befehligt hat. Ein Bild der Schlacht ist solchermaßen in das Dunkel unter der Treppe gehängt, daß sich von der Malerei auch dann nichts erkennen ließe, wenn ihre Farben weniger verblaßt wären.

„Gibt es sonst keine Andenken an die Eureka Stockade?"

Der Museumsdiener hat läuten gehört, ein Lehrer Spailfodschl habe einiges darüber gesammelt. Wo aber der Lehrer Spailfodschl wohnt, weiß der Diener nicht, wir müssen an anderen Stellen forschen, bevor wir herauskriegen, daß er sich Spielvogel schreibt und in North Ballarat wohnt, 10 Exeter Street, und als wir endlich in Exeter Street anlangen, ist der Spielvogel ausgeflogen. Wir warten, er kommt schließlich, läßt das Abendbrot stehen und seine Frau schimpfen, fährt mit uns nach East Ballarat zurück und sperrt im verlassenen Gemeindehaus ein Zimmer auf, darin eine Sammlung ist, ein noch nicht eröffnetes Museum.

Da haben wir alles. Die Goldgräberlizenzen. Die Aufrufe. Die Steckbriefe. Berichte und Bilder aus der Zeit. Statistiken. 23 334 263 Unzen Gold im Wert von 82 Millionen Pfund Sterling waren von 1851 bis 1860 gefunden worden. Der größte Teil am Anfang, als bloß eine Handvoll Diggers da war. Das war das fette Jahr. Dann kamen die lärmenden Jahre, Main Streets große Zeit. Und dann ging's bergab. Immer weniger Gold und immer mehr Menschen.

Die Obrigkeit heischte ihren Anteil von jedem, von dem Steinreichen genausoviel wie von dem, dessen Aug aus hungerhohler Wange vergeblich nach einem Stäubchen Gold Ausschau hielt. 800 000 Pfund Sterling wurden auf diese Weise jährlich an direkter Steuer aus den Diggers heraus-

gepreßt, während die übrige Bevölkerung des neuen Staates Victoria, einschließlich der Merino- und Weizenfürsten, der Grundstücksspekulanten und Bankiers, nur 20 000 Pfund zahlte. Wer von den Goldgräbern mit der Lizenzgebühr im Rückstand war, wurde eingekerkert und ausgepeitscht; wer vor solcher Strafe flüchtete, dem brannten Gendarmen die Hütte nieder, sofern er eine besaß.

1854

Rundum im Bezirk schlossen sich Goldgräber zur Abwehr zusammen. Gewerkschaftliche und politische Forderungen wurden besprochen, die Ballarat Reform League gegründet.

Im Gesetzgebenden Rat der Kolonie Victoria thronten zehn vom Gouverneur ernannte Mitglieder und zehn Latifundienbesitzer, gewählt von ihresgleichen, deren Stimmenzahl sich nach der Steuerklasse richtete. Die Ballarat Reform League forderte allgemeines Wahlrecht, „ein Mann, eine Stimme" – „one bloody man, one bloody vote", wie es bald auf gut australisch in ganz Australien hieß. Statt der starren Monatsabgabe von je dreißig Schilling verlangten die Goldgräber eine Besteuerung nach der Menge des geförderten Goldes, sie verbrannten korporativ ihre Lizenzen, schworen in großen Meetings einen Eid des kämpferischen Zusammenhalts und hißten eine republikanische Fahne, fünf Silbersterne auf firmamentblauem Grund, das Kreuz des Südens.

Mit allen Mitteln versuchte der Gouverneur diese Bewegung einzudämmen, und seine Helfer waren die Kneipenbesitzer, meist tasmanische Exsträflinge. (Nach Tasmanien waren Sträflinge verschickt worden, wenn sie auf dem australischen Festland neue Verbrechen begangen hatten.) In Ballarat betätigten sie sich als Spitzel und Provokateure. 1854, im Oktober, schoß einer von ihnen, der Wirt Bently, den Goldgräber Scobie meuchlings nieder; prompt sprach das Gericht den Mörder frei. Die Erregung der Goldgräber entlud sich in einem Exzeß, bei dem das Haus Bentlys in Flammen aufging.

Gegrüßter Anlaß zum Einschreiten der Obrigkeit. Sie verbot alle Versammlungen, ordnete eine Sperrstunde an, kein Licht durfte abends brennen, wahre Treibjagden und Massenverhaftungen wurden unternommen. Half alles nichts. Am 1. Dezember, dem Monatsersten, an dem jeder seine Lizenzgebühr abführen sollte, führte sie fast keiner ab.

Gouverneur Sir Charles Hotham in Melbourne beschloß, mit dem Aufruhr in den Diggings Schluß zu machen, und zwar so, daß den Australiern ein für allemal die Lust vergehen sollte, von Wahlrecht und Demokratie und sozialen Forderungen zu schwätzen. 1200 Soldaten vom 12. und 40. Regiment, vier Feldgeschütze, zehn Munitionswagen wurden nach Ballarat abgefertigt.

Die Diggers organisierten gemeinsame Gegenwehr. Auf dem Claim „Eureka" traten sie zusammen. Waffen wurden ausgegeben, Kugeln gegossen; Peter Lalor, ein Ire, Fritz Vern, ein Deutscher aus Hannover, Black, ein Engländer, und Carboni Raffaelo, ein Italiener, unterwiesen im Gebrauch von Pulver und Blei. Um nicht von einer Kavallerieattacke niedergeritten zu werden, umzäunten die Diggers ihren Lagerplatz mit einer Hürde aus Latten, einer „Stockade".

In der Nacht auf Sonntag, den 3. Dezember 1854, stürmte das Militär die Eureka Stockade, aus der verzweifelter Widerstand geleistet wurde. Bis zum Morgen währte die Schlacht. Sterbende und Tote auf beiden Seiten der Hürde, Sieg auf der Seite der militärischen Übermacht. Gefangene wurden abgeführt, Steckbriefe gegen die Flüchtigen erlassen, offizielle Berichte über „Greuel" und Brandstiftungspläne der Goldgräber veröffentlicht, und ein Prozeß mit exemplarischen Strafen sollte folgen.

Der Prozeß folgte, aber mit den exemplarischen Strafen wurde es nichts, es kam zu Freisprüchen. Denn wie ein Mann standen die Werktätigen zu den Angeklagten, die Reform League hörte auf, ein Lokalverband vom Ballarater Goldfeld zu sein, sie wurde eine allaustralische Organisation. Das allgemeine Wahlrecht wurde erkämpft, die Steckbriefe dienten als Wahlplakate, und die Führer der Eureka Stockade zogen als Abgeordnete ins neue Parlament ein.

Bis 1860

Ein Jahrzehnt lang war Goldstaub die Währung. Die Nachfrage nach Gewerbeprodukten konnte durch die englische Einfuhr allein nicht befriedigt werden, überall erstanden Werkstätten, Transportwege, Magazine. Die Unternehmer mußten anständige Löhne zahlen, sonst wäre die Belegschaft in den Golddistrikt abgewandert, aber gleichzeitig zogen sie Bataillone von Arbeitern und Angestellten aus Übersee heran, um einen Lohnabbau durchführen zu können.

Zur Abwehr gegen Verdrängung und Lohndrückerei gründeten die Arbeiter die ersten Gewerkschaften: 1850 Zusammenschluß der Steinmetzen, 1852 Gründung eines Mechanikerfachvereins, 1854 Zimmerleute, 1861 Kohlenarbeiter. In Sydney setzten die Bauarbeiter mehrerer Betriebe schon 1855 den Achtstundentag durch.

Nach 1860

Plötzlich versiegte der Goldstrom, die Kaufkraft fiel, und nur die industrielle Reservearmee vermehrte sich. Sie vermehrte sich um die Diggers, die mit leeren Händen in die Städte strömten, um die Neuankömmlinge, die Klumpen puren Goldes vom Wege aufklauben wollten und nun erfuhren, daß schon alles aufgeklaubt sei, und um die Chinesen, die von Agenten ins neue Gelobte Land geschleppt und von Schafzüchtern und Werkstättenbesitzern, hauptsächlich Großtischlereien, partienweise gekauft wurden. Ein erbitterter Ansturm auf jeden Arbeitsplatz setzte ein, die Löhne sausten zur Tiefstgrenze hinab, und die Arbeitszeit schnellte zur Höchstgrenze empor, auch für Frauen und Kinder.

Anstatt für eine allgemein gültige Festsetzung von Löhnen und Arbeitsbedingungen zu kämpfen, griffen die ersten australischen Gewerkschaftsführer am Punkt des geringsten Widerstandes an. Punkt des geringsten Widerstandes waren die Chinesen. Das Vorspiel zur Weißaustralienpolitik begann. Sie besteht in der Fernhaltung gelber Arbeiter, aber beileibe nicht etwa derjenigen, die man im politischen Sinn

Gelbe nennt, sondern der physisch Gelben. Infolge der Weißaustralienpolitik zählt Australien zu sechsundneunzig Prozent weißhäutige, britisch geborene Einwohner, und darauf sind die Labor-Leader ebenso stolz wie die bürgerlichen Nationalisten. Als wäre nicht zum Beispiel Nordamerika unbestrittenes Herrschaftsgebiet der Weißen, obwohl sich die vor zweihundert Jahren massenhaft importierten Neger weit stärker vermehrt haben als die Weißen.

Die Chinesen, die schon im Lande waren, eröffneten Wäschereien und wandten sich der Gemüsezucht zu, viele zogen über den Wendekreis des Steinbocks nordwärts, in heiße Landesteile, in die sich der Europäer aus Angst vor Einöde, vor Muskelerschlaffung, Kindersterblichkeit und Tropenkoller nicht gern vorwagte. Hätte man die Einwanderung der Chinesen nicht abgebunden, dann wären in Australiens Tropen Baumwolle, mehr Zuckerrohr und Reis angebaut und der unterbevölkerte Erdteil bevölkert worden mit Menschen, die nicht den anderen die Nahrung wegessen, sondern Nahrung und Waren schaffen.

Die ausgesperrten Chinesen wurden von den Besitzern der Queensländer Zuckerrohrplantagen durch Kanaken von den Südseeinseln ersetzt. Auch das wurde ihnen verboten, aber zur Entschädigung bekamen sie eine staatliche Subvention von sechs Schilling je Tonne Zuckerrohr. Zu zahlen hatte sie der Konsument, der weiße Arbeiter, der mit dieser Politik geschützt werden sollte, geschützt werden sollte durch nationale statt durch soziale Maßnahmen, durch Rassenpolitik statt durch Klassenpolitik.

Australien kann füglich als „Raum ohne Volk" bezeichnet werden. Es ist fast ebenso groß wie Europa (8 Millionen Quadratkilometer, Europa 9½ Millionen Quadratkilometer), aber während Europa 462 Millionen Einwohner zählt, zählt Australien nur 6½ Millionen, die Bevölkerungsziffer von Bayern. Ohne grundlegende Änderung der heutigen Verhältnisse könnte Australien nach Berechnung bürgerlicher Gelehrter die vierfache Menschenzahl beherbergen. Für wie viele Lebensraum und Lebensmöglichkeit geschaffen werden könnte, wenn man die Ordnung grundlegend ändern, Kollektivwirtschaft und Planwirtschaft ohne privaten Profit, Irrigation, Kanalbau, Mechanisierung des Ackerbaus,

Zentralisierung der Schafzucht und Industrialisierung des Erdteils durchführen würde, läßt sich kaum abschätzen. Alle Arbeitslosen der Welt fänden in Australien Platz einschließlich sämtlicher abzubauenden Armeen.

1870 bis 1890

Trotz Fernhaltung und Abschiebung der Chinesen besserten sich die Arbeitsverhältnisse für die Weißen nicht. 1874 durfte die Arbeitsdauer für Kinder und Frauen achtundvierzig Stunden pro Woche nicht überschreiten, das war Gesetz. Für die Arbeitszeit der Männer gab es kein Gesetz. Nur in den größeren Betrieben, deren Belegschaften gewerkschaftlich zusammengeschlossen waren, wurde der Achtstundentag eingehalten. Unorganisierte arbeiteten bis zu achtzehn Stunden am Tag, zu Hungerlöhnen, in unhygienischen Werkstätten und an lebensgefährdenden Maschinen; häufig genug bestand die Belegschaft aus unbezahlten oder gar zahlenden Lehrlingen, Kaufläden waren Tag und Nacht geöffnet, Pauperismus und Prostitution schossen empor.

Auf dem flachen Land ging es nicht anders zu. Die Scherer, oft aus einer Entfernung von mehreren hundert Meilen auf der Schafstation ankommend, mußten bekleidet auf Brettern schlafen, die schmal und für den großgewachsenen australischen Menschenschlag viel zu kurz waren; kein Stroh, keine Matratze. Tagsüber diente der Schlafraum als „shed", das heißt, es wurde darin geschoren. Bei der Arbeit atmeten die Männer unter dem Blechdach den Gestank der vor Angst schwitzenden, urinierenden und exkrementierenden Lämmer und den Staub der Vliese ein. Die Mahlzeiten mußten die Scherer vom Eigentümer der Station beziehen, der dabei nicht schlecht profitierte.

Und immer mehr englische Arbeiter wurden ins Land zu locken versucht von australischen Unternehmern, die in den Londoner Zeitungen Lobpreisungen über die Verhältnisse in Australien veröffentlichten. Als Antwort darauf erschienen Schilderungen der Wahrheit, und es war keine schöne Wahrheit, die da geschildert wurde.

Unserem Sydneyer Freund Lloyd Ross, der in den Ge-

werkschaftsarchiven gestöbert und Auszüge aus den Protokollen gemacht hat, verdanken wir die Kenntnis, daß die „Acht-Stunden-Ausbau-Liga" jene Mitteilungen über die Überfüllung auf dem australischen Arbeitsmarkt und das dort herrschende Elend an die englische Presse geschickt hat – die Mitteilungen, mit denen der erste Band des Marxschen „Kapital" abschließt.

1890

Hauptgrundsatz der australischen Gewerkschaftsbewegung war und ist in vielen Belangen noch heute: Zuzug fernzuhalten. Auf dem ersten allaustralischen Gewerkschaftskongreß, Sydney 1879, lautete Punkt 1 der Tagesordnung: „Immigration". Erst Punkt 2 war der Achtstundentag.

Einen richtigen Sinn trug die Losung, „Zuzug fernzuhalten", wenn es sich um Streikbrechertransporte handelte, mit denen um 1890 die Arbeiterbewegung gebrochen werden sollte.

Die Gewerkschaften waren gewachsen, gewachsen der Begriff der Solidarität; eine Sammlung für die streikenden Londoner Docker ergab 30 000 Pfund Sterling, mit denen ihnen zum Sieg verholfen wurde; immer stärker wurde der Einfluß der Organisierten in den Betrieben. Da holten die Unternehmer zum Schlage aus, als erste die großen Schafzüchter. Sie lehnten die Einstellung von Scherern ab, die der Amalgamated Shearers' Union angehörten, und versandten schwarze Listen mit den Namen von Gewerkschaftsmitgliedern an die Besitzer der Schafstationen.

Anfang der neunziger Jahre kam es zu Streiks, die organisierten Hafenarbeiter und Seeleute solidarisierten sich mit den Scherern, indem sie erklärten, „Non-Union-Wool", das heißt Wolle von solchen Schafstationen nicht zu laden, die prinzipiell keine Gewerkschaftler beschäftigen.

Die beiden historischen Lohnkämpfe brachen aus: der Ausstand der Seeleute, der sich über alle Häfen und Küstengewässer Australiens erstreckte, wohl die größte je dagewesene Streikbasis, und der allgemeine Ausstand der Scherer.

50 000 Pfund Sterling beschlossen die Besitzer der Schafzüchtereien zur Niederwerfung des Streiks auszuwerfen. Kaum ein Zehntel dieses Betrages besaßen die Scherer im Streikfonds.

Die Lohnbewegungen breiteten sich über Stadt und Land aus, in den Industriebezirken sangen die Arbeiter:

„Eight hours work, eight hours play,
Eight hours for rest and eight bob a day."

Auf deutsch: „Acht Stunden Spiel, acht Stunden Plag, acht Stunden Ruh und acht Mark pro Tag", wobei der Übersetzer statt „Arbeit" das Wort „Plag" verwendet hat, das raffinierte Tier tat's um des Reimes willen.

Fürwahr, die Arbeitnehmer waren öde Materialisten. Die Arbeitgeber hingegen, die kämpften für ideelle Güter. „Für Freiheit und Würde" prangte als Motto auf allen ihren Aufrufen. „Wir haben", erklärte ihr Sprecher, „nicht deshalb das Risiko einer Reise aus Europa auf uns genommen, um uns von unseren Knechten vorschreiben zu lassen, wie wir sie behandeln und entlohnen sollen. Wem's nicht paßt, kann ja gehn." Die Knechte bestätigten dem Sprecher, daß er wirklich nicht deshalb das Risiko einer Reise aus Europa auf sich genommen hatte, denn er war als Kettensträfling hierhergebracht worden.

Nichtsdestoweniger schickten der Sprecher und seine Kollegen Werbekolonnen über das ganze Land und nach Neuseeland, die mit Waggonladungen und Schiffsladungen von Streikbrechern zurückkehrten. Truppenaufgebote begleiteten sie zum Arbeitsplatz. Überall kam es zu Zusammenstößen. Hunderte der Streiker und die Gewerkschaftsführer wurden verhaftet, viele verurteilt, einige nach St. Helena verbannt. In Queensland, wo die Bewegung den Charakter offenen Bürgerkriegs angenommen hatte, konnte sie erst durch Militär niedergeworfen werden.

1900

Wie vierzig Jahre vorher aus der Asche der Eureka Stockade der Parlamentarismus emporstieg, so erhob sich aus den verlorenen Streiks der Entschluß der Gewerk-

schaften zur direkten Teilnahme am politischen Leben; die Labor Party war gegründet worden, und ihre Abgeordneten besaßen Einfluß im Parlament.

Die Regierung war gezwungen, sich mit der kommissionellen Untersuchung der Arbeitsbedingungen zu befassen, die insbesondere im Bekleidungsgewerbe, in den Tischlereien, Bäckereien und Fleischereien unerträglich waren. Zwei Einrichtungen entstanden: die Special Wages Boards, besondere Lohnämter, und die Arbitration Courts, die Schlichtungsgerichtshöfe.

Gegen die Zwangsschlichtung machte sich unter den Arbeitern Widerstand geltend, sie sahen in ihr ein Mittel, dem Standpunkt der Unternehmer durch Gerichtsurteil Gewicht zu geben und die Abwehrwaffe des Streiks als ungesetzlich zu erklären.

Dem Neusüdwaliser Gewerkschaftskongreß lag folgende Entschließung vor:

„Allen Gewerkschaften im Staate wird angeraten, das Gewerbestreitgesetz zu ignorieren und sich an der Bildung von Lohnämtern nicht zu beteiligen. Das Mittel des Streiks soll aufrechterhalten werden als einziges Mittel zur Herbeiführung jener korrekten und vernünftigen Verhältnisse, die das Parlament den Arbeitern verweigert hat."

Aber einige der Kongreßteilnehmer waren der Ansicht, die Gewerkschaften könnten sich ihren Widerstand gegen das Schlichtungsgesetz zu gutem Preise abkaufen lassen, und sie brachten einen Zusatzantrag ein:

„Der Kongreß betont die Notwendigkeit, das Gewerbestreitgesetz in der Richtung zu ergänzen, daß eine vollere Anerkennung der Prinzipien und Rechte des Gewerkschaftswesens ausgesprochen wird."

Dieses Angebot wurde von der Regierung angenommen, indem sie die Gewerkschaften als einzige Arbeitnehmervertretung vor dem Schlichtungsgerichtshof anerkannte.

Der Gewerkschaftsrat wahrte sein Gesicht. Er erklärte, prinzipieller Gegner des Arbitrationssystems zu bleiben und es zu betrachten „als gegen die Arbeiterklasse gerichtet, um diese davon auszuschließen, bei steigenden Markttendenzen Verbesserungen ihrer Lohnsätze und Werkbedingungen zu erzielen, und ebenso dazu bestimmt, die allgemeine Herab-

setzung der Löhne zu erleichtern, wenn der Markt eine fallende Tendenz zeigt".

So der Labor Council. Wogegen die einzelnen Gewerkschaften, deren Dachorganisation er war, in der Praxis das Schlichtungswesen unterstützten. Sie taten das, obwohl der Arbitration Court immer wieder betonte, nur zur Aufrechterhaltung des Gewerbefriedens, zur Verhinderung von Streiks und Unruhen dazusein, nicht aber um Recht zu finden. Ganz offen wurde von der Richterbank ausgesprochen, diese oder jene Entscheidung (Lohnerhöhung für gefährliche Arbeit, Unfallprämie usw.) könne nicht gefällt werden, weil andere Arbeitergruppen eine gleiche Entscheidung für sich beanspruchen würden.

Der Grundlohn müsse „den normalen Bedürfnissen eines durchschnittlichen Arbeitnehmers entsprechen, der als menschliches Wesen in einer zivilisierten Gemeinschaft lebt". Mit diesen Worten hatte der Erste Bundesschlichter, Richter Hoggins, den Grundlohn definiert, jedoch die Arbeiter bestritten, daß das vom Gericht festgesetzte Existenzminimum wirklich eine Existenz gewährleiste, und verlangten – vergeblich – die Spezifikation der einzelnen Posten, die als Grundlage für die Berechnung angenommen worden waren. In den meisten Fällen wurde dieser umstrittene Grundlohn als Normallohn festzusetzen versucht.

Nach gefällter Entscheidung durch das Gericht ist ein Streik ungesetzlich. Jede Gewerkschaft, die sich an einem solchen Streik beteiligt, kann die „Deregistration" erleiden, von der Liste der zum Gericht zugelassenen Vertretungskörper gestrichen werden.

Da sich die Belegschaften und selbst einzelne Arbeiter oder Angestellte vor Gericht durch die registrierten Gewerkschaften vertreten lassen mußten, wuchs die Zahl der Gewerkschaftsmitglieder enorm. 124 Trade Unions gab es nach den großen Streiks der neunziger Jahre, nach dem Inkrafttreten des Schlichtungsgesetzes wurden 362 Fachverbände mit 860 000 Mitgliedern, das ist ein Siebentel der gesamten australischen Bevölkerung, bei den Schlichtungsgerichten registriert.

In den großen Industrien sind bis zu hundert Prozent der Angestellten und Arbeiter, Monatslohn- und Wochenlohn-

empfänger gewerkschaftlich zusammengeschlossen. Solche Weltrekorde wurden durch die Urbanisierung Australiens erleichtert: mehr als die Hälfte der Gesamtbevölkerung ist in sechs Städten zusammengepreßt.

Der in europäischen und amerikanischen Ländern für die Mehrheit der Bevölkerung, insbesondere für die Arbeiterschaft des flachen Landes, verhängnisvolle Zustand der Abgelegenheit und des Abgetrenntseins von den Kulturzentren, die Beinahe-Unmöglichkeit für sie, etwas anderes aus der Welt zu erfahren als Kanzelreden und reaktionäre Propaganda, und die Schwierigkeit, sich zu organisieren, besteht in Australien infolge der Verstädterung nicht.

Nicht nur die Belegschaften der Großbetriebe ließen sich erfassen, sondern auch die der kleineren Werkstätten, Geschäftsläden und Privatbüros. Die riesigen Gewerkschaftshäuser à la Melbourne entstanden. Wählermassen und bedeutende Geldsummen für die Wahlkassen flossen der Labor Party zu, sie wurde Parlamentsmehrheit und übernahm die Regierung.

Hier aber geriet sie in ein Dilemma: einerseits hatte sie ihren Aufschwung der Bevölkerungskonzentration in den Städten zu danken, andererseits kam die Deckung des Staatshaushalts von den Weizenfarmen und den Schafzüchtereien. Wenn sie die Städte bevorzugte, war die Gründung einer Konkurrenzpartei zu fürchten. Deshalb betrieben die Labor-Regierungen eine agrarische, gegen die Städter gerichtete Preis- und Zollpolitik, jener entgegengesetzt, die die Gewerkschaften machten.

Dennoch stiegen im Jahrzehnt vor dem Weltkrieg die Lohnsätze, und die Arbeiter Australiens konnten sich in ihren „Cottages" als die bestsituierten des Erdballs betrachten.

Widerlegt schienen die Einwände gegen das Schlichtungswesen, durchgeführt schien der ewige Wirtschaftsfrieden, genau auf die Weise, die Lujo Brentano und andere Nationalökonomen in Europa verfochten hatten: durch die heilige Dreifaltigkeit von gesetzlich festgelegtem Minimallohn, Schlichtungswesen und Tarifverträgen. Damals erscholl das begeisterte „Seht hin nach Australien!" der Vorkriegsreformisten.

1914

Nur eine kleine Tatsache wurde nicht in Betracht gezogen, die nämlich, daß sich Australien in einer Konjunkturperiode befand, der Wollbedarf am Weltmarkt, die Preise für Weizen, die Exporte von Gefrierfleisch und Schafhäuten Höhen erreicht hatten wie nie vorher und daß diese Prosperity nicht ewig dauern könne.

Als sie während des Krieges abzubröckeln begann und nach dem Krieg nicht wiederkehrte, half es bei Lohnkonflikten nichts mehr, daß sich die Gewerkschaftsbeamten zu glänzenden Schlichtungsjuristen entwickelt hatten, die mehr vom Arbeiterrecht verstanden als die Richter.

An allen Ecken und Enden brachen Lohnstreiks aus, 1917 sogar ein Generalstreik, und die Gewerkschaftsführer vermochten sich vor der Unzufriedenheit der Mitglieder nur durch den Hinweis auf die Gefahr der Deregistration zu schützen: „Wenn unsere Gewerkschaft vom Schlichtungsgericht ausgeschlossen wird, werden gelbe Gewerkschaften entstehen, und es kommt noch schlimmer."

Die Antwort der Arbeiter war und ist der fast einstimmige Wunsch nach Abschaffung des Schlichtungswesens überhaupt.

1918

Gewerkschaftler durch und durch, konnten sich die australischen Arbeiter einen Ausweg aus ihrer verschlimmerten Lage nur durch Gewerkschaften vorstellen. So fand in den ersten fünf Jahren nach dem Krieg das anarcho-syndikalistische Projekt starken Widerhall, Australien in einen Gewerkschaftsstaat zu verwandeln. Will sagen: keinen Staat, denn die Befürworter lehnten jede Staatsform, selbst eine proletarische, ab. Es waren die I. W. W., die Industrial Workers of the World, verwegene Burschen; sie hatten während des Krieges Kriegssabotage getrieben und schwere Verfolgungen erlitten. Und 1918, da alle ihre Voraussagen über die Wirkungen eines Sieges sich bewahrheiteten, stieg ihr Einfluß.

„Alle Macht den Gewerkschaften", schwebte ihnen als

politisches Endziel vor, „One Big Union", die Schaffung einer allumfassenden Gewerkschaft, war ihr Weg dazu. Diese Gewerkschaftseinheit sollte die Löhne zentral festsetzen, alle Behörden und Gesetze ausschalten und schließlich die Betriebe selbst übernehmen.

Die Doktrin gewann Anhang, um so mehr, als die Branchenverbände wiederholt in Lohnkämpfen geschlagen worden waren und Unzufriedenheit gegen die bisherigen Trade-Union-Bürokraten herrschte. Diese trugen der Massenstimmung Rechnung, um sich ihre Posten auch für den Fall einer Organisationsänderung zu sichern, sie vereinigten die Vorarbeiten für „One Big Union" in ihren Händen, vertraten in öffentlichen Reden die Idee der „Einen Großen Gewerkschaft" und arbeiteten deren Programm aus. Sogar die A. W. U., „Australiens ärgste Gewerkschaft", unterstützte in der Hoffnung, selbst die One Big Union zu werden, den Plan; als ihr aber bedeutet wurde, an ihre Führung sei nicht zu denken, zog sie mit ihren Abgeordneten gegen die Bewegung zu Felde, die „unaustralisch" und ein „Anschlag gegen das Gewerkschaftswesen" sei.

Das Projekt fiel. Es hatte, utopisch wie es war, den Keim zu diesem Schicksal von Anbeginn an in sich getragen.

1930

Der Zuzug der Krise war nicht fernzuhalten, sie zog ins Arbeiterparadies, auf den Kontinent der Gewerkschaften genauso ungehindert und mit der gleichen Wirkung ein wie in weniger glückliche Länder. Schnell fanden die Kapitalisten heraus, was schuld sei: zu hohe Löhne, zu hohe Löhne! Und die europäischen Kathedersozialisten, die ihre chiliastischen Hoffnungen in Australien zusammenbrechen sahen, bestätigten diese Diagnose: zu hohe Löhne, zu hohe Löhne!

Ein deutscher Sklave, Schmidt geheißen, schrieb ein Buch, um den deutschen Arbeitern vor Augen zu führen, wie ungesund hohe Löhne seien. („Die Wirtschaftskrise in Australien", von Dr. Hans Schmidt, Frankfurt.)

Wahr hingegen ist, daß die allgemeinen Ursachen der australischen Krise sich von denen der Erdteile mit niedrige-

ren Löhnen nicht unterschieden. 1929 stellte die Londoner City ihre Kredite in Australien ein, weil sie selbst kein abwanderungsbereites Kapital besaß; die Wollpreise fielen, weil die Kaufkraft des Weltmarktes fiel; infolge der rückgängigen Exportwerte verringerten sich die Einnahmen; die Goldreserven mußten verschifft werden, die australische Währung sank (100 Pfund Sterling = 125 australische Pfund), und Bankrotte machten Hunderttausende brotlos.

Zur Rettung Australiens schlägt jener Dr. Schmidt, ein kapitalistischer Maschinenstürmer, den Abbau der Industrie vor. „Ein hoher Lebensstandard mit hohen Löhnen, Arbeiterschutzgesetzen und sozialen Einrichtungen aller Art ist sehr wünschenswert und erfreulich, aber auf die Dauer nur aufrechtzuerhalten, wenn er der Produktivität des Landes entspricht."

Also noch mehr Elend, noch mehr Arbeitslose im Interesse der „Produktivität des Landes". Bei Wakefield hatte das, wofür Menschen hingeopfert werden sollten, noch „Nationalreichtum" geheißen.

Fiat oeconomia, pereat mundus.

1934

Im ganzen Commonwealth wurden die Löhne um zehn Prozent gekürzt, in manchen Betrieben um fünfzehn bis zu fünfunddreißig Prozent, bei gleichzeitiger Erhöhung der Arbeitszeit um vier Wochenstunden. Nun wurde auch jener Teil der Arbeiterschaft, der nicht arbeitslos war, von Erregung ergriffen. Unter dem Druck der Massen drohte Jack Garden, der Führer des Labor Council, mit Generalstreik, und Charlie Crofts, der Generalsekretär des Allaustralischen Gewerkschaftsrats, drohte sogar mit der Revolution. In der Praxis gingen die Gewerkschaftsbeamten ihren alten Weg, den zum Schlichtungsgericht. Wie entschied das Schlichtungsgericht? Es verwarf den Einspruch gegen die allgemeine zehnprozentige Lohnreduktion.

Schon die One-Big-Union-Bewegung hatte die Radikalisierung der Gewerkschaftsmitglieder angezeigt. Die Idee, politische und radikale „Rote Gewerkschaften" zu gründen,

war angesichts der machtvollen Trade Unions ein aussichtsloses Beginnen. Man mußte versuchen, sie von innen heraus umzugestalten. „Rank and File Committees" entstanden, aus den Massen der Belegschaften gewählte Ausschüsse, die auf Erfüllung ihrer Forderungen dringen, ohne daß die bestellten Gewerkschaftsführer dagegen wirksam aufzutreten vermögen.

Als die dreißigtausend Mann starke Kohlenarbeiter-Föderation kommunistische Funktionäre wählte, erschien Jack Lang, Ex-Ministerpräsident, Führer der „linken" Staats-Labor Party von Neusüdwales, persönlich im Kohlenland, um, zum erstenmal in der Geschichte des Gewerkschaftswesens, gegen die von einer Fachgruppe vorgenommenen Wahlen Sturm zu laufen. Ohne Erfolg.

1935

Es ist ein seltsames Wesen, das Gewerkschaftswesen von Australien. Wenn es sich auf die Hinterbeine stellt, vermag es Furcht einzuflößen. Bei näherer Betrachtung erweist sich, daß diese Hinterbeine, Verstädterung und Schlichtungssystem, zwar sehr groß sind und das Hüpfen ermöglichen, aber dennoch keine allzu feste Basis bilden. Was die Vorderbeine anlangt, so sind sie kurz und nicht sehr muskulös. Mit dem linken Vorderbein, dem Gewerkschaftsrat, boxt es gegen die Schlichtungsgerichte, mit dem rechten, der Labor Party, gegen die Verstädterung.

Ein Känguruh!

Das Känguruh trägt Junge in seinem Beutel, und bei diesen hört der Vergleich auf; sie sind keine Känguruhs und wollen keine werden. Sie nennen sich M. M., was sowohl „Marxistische Minderheit" bedeuten kann wie „Militante Mitgliedschaft" oder „Minority Movement", und sie sind entschlossen, sich zu einer höheren Art zu entwickeln, gewerkschaftlich und politisch.

VON PFERDERENNEN UND RENNPFERDEN

Es gibt in Melbourne ein Grundstück, für das die Eigentümer jährlich einen Pachtzins von drei Pfefferkörnern zu zahlen haben, „falls diese Bezahlung eingefordert werden sollte". Diese Parzelle ist die Rennbahn.

Sie war es schon zu Beginn des Altertums – ja, auch die Geschichte des Staates Victoria ist zwecks besserer Übersicht in Altertum, Mittelalter und Neuzeit eingeteilt, wenngleich natürlich in einem just hundertjährigen Lande jedes dieser drei Zeitalter nur mit dreiunddreißig Jahren bemessen sein kann.

Von 1840 an ritten regelmäßig hier auf dem Grundstück, das damals wirklich nicht viel mehr als drei Pfefferkörner wert war, die ersten Siedler eine Strecke von drei Meilen um die Wette, und die Boundary-Rider, die australischen Brüder der amerikanischen Cowboys, sonst damit befaßt, die endlosen Grenzen der Schaffarmen abzureiten, machten mit, angefeuert von Berufskollegen, einem sachverständigen Publikum.

Ein Sportberichterstatter von 1848 behauptet, fünfhundert Zuschauer auf dem Turf gezählt zu haben. Das war eine enorme Menge für Zeitläufte, in denen es keine anderen Verkehrsmittel als Ochsenkarren gab und Giftschlangengezücht jeden ansprang, der die Unverletzlichkeit des Dschungels zu verletzen wagte.

Doch diese Zuschauerzahl wuchs, sie schoß empor in den brüllenden fünfziger Jahren. Wer auf den neu entdeckten Goldfeldern Glück gehabt hatte, kam nach Melbourne zum Rennen, um das Glück von neuem auf die Probe zu stellen. Zum Unterschied von den anderen Australiern verstanden die Diggers nichts vom Pferd, sie verstanden nichts vom Reiten, sie interessierten sich weder für Pferd noch für Jockei, sie setzten nur, um zu gewinnen, und sie setzten hoch. In jener Zeit hörten die Pferderennen auf, Bravour und Sport

zu sein, und wurden, was sie noch heute sind: eine Lotterie mit vierbeinigen Losen.

In Ballarat, unter vergilbten Porträts und Akten aus der Goldgräberzeit, fanden wir die Papiere von William Cross Yuille, dem ersten Farmer und lange Zeit dem einzigen von Ballarat. Friedlich hatten seine Herden geweidet und seine Felder gereift, ehe der Goldstrom das Volk der Goldsucher und Glücksucher heranschwemmte, die ihn vertrieben. Erging es nicht ebenso dem General Sutter, vor dessen gebrandschatztem Schloß wir vor einigen Jahren im Lande Kalifornien, in der Stadt Sacramento standen? General Sutter war wie William Cross Yuille Alleinherrscher über unermeßliche Ländereien gewesen, dann fand sich Gold, Menschen kamen, schlachteten die Herden, zerwühlten die Felder, verbrannten die Forsten und verjagten den General Sutter aus Sacramento, wie sie Yuille aus Ballarat verjagten.

Von hier an hört die Analogie auf. Sutter starb in Elend und Wahnsinn. Yuille hingegen gründete nach seiner Vertreibung ein Wettbüro in Melbourne und später einen Rennstall und nahm den Diggers alles Gold ab, das sie auf seinem ehemaligen Gebiet gefunden hatten.

Lola Montez, die Geliebte des Königs Ludwig I. von Bayern, die schönste Frau der Welt, kam nach Victoria, weil dort die reichsten Männer der Welt waren, und war fest entschlossen, sich für das größte Nugget der Welt zu verkaufen. Keiner der Goldgräber durfte sich ihrer rühmen. Rühmen durfte sich ihrer nur der eine, der im Goldsucherbezirk nicht nach Gold suchte und es im Rennbetrieb fand. William Cross Yuille.

Wie viele Besucher das Derby damals hatte, ist unbekannt. Die achtzigtausend von heute können es auch nicht annähernd gewesen sein, aber die Zahl fünfhundert vom Beginn des australischen Altertums war längst überschritten; vorbei die Zeiten, da man um Sechser wettete, vorbei der Siegeslohn von 25 Pfund, die Stakes gingen in die Tausende.

Ohne Zweifel besaß der Staat das Eigentumsrecht an dem einträglichen Grundstück, aber die Rennveranstalter weigerten sich, einen Kaufpreis oder eine Pacht zu zahlen. Konnte man gegen ein so populäres Unternehmen mit einer eviction vorgehen, einer Zwangsausmietung, wie sie gegen Klein-

bauern und Arbeiter und Kriegsinvaliden im Schwange ist? Das ging nicht an. Deshalb bestand die Regierung nur auf einem Anerkennungspreis. Sie erließ den „Victoria Racing Club Act", laut welchem dem jeweiligen Vorsitzenden dieses Rennklubs die Parzelle im Stadtteil Flemington für einen Betrag von sage und schreibe drei Pfefferkörnern jährlich vermietet wird.

Mehr als tausend Menschen stehen heute im ständigen Dienst des Victoria Racing Club, auf dem Dreipfefferkörnerplatz, den einst fünfhundert Sportbeflissene an den spärlichen Renntagen umstanden. In ganz Australien sind etwa zwanzigtausend im Pferderennbetrieb tätig: Jockeis, Trainer, Züchter, Stallpersonal, Tierärzte, Hufschmiede, Rennbahnarbeiter, Platzanweiser und vor allem konzessionierte Buchmacher. Wenn man aber die Zahl der unkonzessionierten Buchmacher angeben wollte, einschließlich jener, die diesen Beruf vor dem Melbourne Cup in ihrem Freundeskreis ausüben, müßte man beinahe die halbe Bevölkerungszahl Australiens hinschreiben.

Gastwirte, Kellner, Friseure, Gemüseladenbesitzer, Sportberichterstatter, Tabakhändler und Frauen „machen ein kleines Buch" und werden von der Polizei dafür mit drakonischer Strenge verfolgt, erstens, weil diese ungesetzliche Beschäftigung den gesetzlich zugelassenen Buchmachern vorbehalten bleiben muß, und zweitens, weil bei solchen unmoralischen Wetten die moralische Wettsteuer verlorengeht. Viele der Unbefugten betreiben S. P., und S. P. bedeutet Starting Price Betting, und dieses wiederum bedeutet Wetten, die mündlich oder telefonisch abgeschlossen werden, auch wenn der Start bereits vollzogen, ein Teil der Rennbahn durchlaufen ist.

Wieso aber erfahren die Wettlustigen fern vom Turfplatz, daß der Start bereits vollzogen ist, und wie er vollzogen ist? Antwort: das Radio gibt vom Verlauf jeder Sekunde in jedem Rennen und auf jeder Rennbahn nach jeder Wohnung und jeder Hütte Australiens genaue Kunde.

Funktion des Funks scheint vor allem: dem Rennsport zu dienen. Wir bitten den Leser, sich einen Mann in einem australischen Hospital vorzustellen, der noch keinen Schritt auf australischem Boden gemacht hat, nichts vom australi-

schen Leben gesehen hat, etwa jemanden, der von einem einlaufenden Schiff zur Polizei gefahren und aus einer Einzelzelle direkt ins Krankenhaus gebracht wurde. Neben ihm liegen Arbeiter, denen ein Kranhaken auf die Beine fiel oder die in einen Schacht stürzten, Motorradfahrer, die sich überschlugen, Lastträger, die sich eine Wirbelsäulenverletzung zugezogen haben. Über allen Betten hängen Schnüre, Scharniere und Schlingen, die Besuchsstunde ist vorbei, die Kranken sind unbeweglich und still, zuweilen wimmert einer leise.

Plötzlich fangen alle an zu sprechen, zu rufen, aber keiner spricht zu einem Mitpatienten, und keiner ruft einem Mitpatienten etwas zu, und keiner auch spricht mit sich selbst, sondern sie sprechen, rufen, schreien, feuern an, irgendwohin in ein fernes Weltall der Fieberphantasie. Ist es möglich, daß Menschen mit gebrochenen Armen gleichzeitig genau die gleiche Fieberphantasie vor sich gegaukelt sehen wie Menschen mit gebrochenen Hüften oder mit gebrochenen Rippen? Doch muß es das gleiche Traumland sein, bevölkert von den gleichen Märchengestalten und dem gleichen Spiel, denn alle Betten stoßen gleichzeitig die gleichen Rufe aus und nennen die gleichen Namen. – Nach und nach beginnt der australienfremde Patient das seltsame Gebaren seiner Mit-Knochenbrüche zu begreifen: sie machen, den Kopfhörer umgeschnallt, ein Pferderennen mit.

Als er aus dem Krankenhaus entlassen wurde, war er weit weniger darüber im klaren, welcher Art die Unfälle waren, denen die Knochen seiner Nachbarn zum Opfer fielen, oder wie die Chancen der Heilung stehen, als darüber, wieviel jeder beim Melbourne Cup verlor und wer die unfehlbaren favorites der nächsten Renntage sein werden.

Um übrigens die Wahrheit zu sagen: ganz unvorbereitet war der Krankenhausinsasse nicht gewesen; schon ehe er Australien betrat, bekam er einen Vorgeschmack vom Rennfanatismus der Australier. Das war auf dem Schiff.

Eines Nachts trat in der Schiffsbar einer der australischen Pferdemänner, die der indischen Militärverwaltung Ponys für Polospiel und Geschützbespannung abgeliefert hatten, etwas angeheitert und mit zwei Gläsern Stout in der Hand auf uns zu. „Wollen Sie nicht ein verdammtes Glas mit mir

trinken? Ich höre nämlich, daß Sie ein verdammter Schriftsteller sind ... da müssen Sie also verdammt etwas über die verdammte Sache mit Phar Lap schreiben."

Wir fragten, verdammt, wer denn das sei, dieser verdammte Phar Lap, und erfuhren es allmählich und seine ganze verdammte Geschichte.

Und jetzt, in Melbourne, sehen wir ihn sogar persönlich. Schön, edel und schlank ist er wie bald kein zweiter, wir werden nicht müde, ihn zu betrachten. Aufrecht steht er da, sein Auge glänzt, es ist, als wollte er, als könnte er aufbrechen zu neuen Ruhmestaten.

„... als wollte er ...", „... als könnte er ...", nur Konjunktive ... Er will nicht und er kann nicht, denn er ist tot. Ein gläsernes Mausoleum umgibt ihn, und das Auge, das glänzt, ach, auch dieses Auge ist nur ein Glas. Sein Körper aber, der schöne, edle und schlanke Körper, ist der echte Körper Phar Laps.

Keinem anderen Pferd – oder haben wir zu sagen vergessen, daß Phar Lap ein Pferd war? –, keinem anderen Pferd ist es vergönnt, nach seinem Umstehen aufzuerstehen und sich in öffentlicher Halle, im Melbourner Museum, emporzurecken, Monument seiner selbst, ein Reiterstandbild ohne Reiter sozusagen.

Zwar hat in einem gläsernen Schrein gegenüber das Pferd Carbine Aufstellung genommen, das hat jedoch keine glänzenden Augen, sondern überhaupt keine Augen, es hat keine goldstrahlende Haut, sondern überhaupt keine Haut, es hat keine samtgleiche Mähne, sondern überhaupt keine Mähne, es ist nicht gebügelt und gestriegelt und gibt nicht die Illusion, als sei es bereit, auf neue Ruhmestaten auszureiten: das Pferd Carbine ist nur als Skelett aufbewahrt.

Vielleicht tat man dem Pferd Carbine unrecht, es nicht in ebensolcher Weise einzubalsamieren wie Phar Lap. Denn das Pferd Carbine, Gott hab es selig, war gleichfalls groß, als es lebte, sonst hätte es nicht einmal als Skelett in der Melbourner Walhalla Aufnahme gefunden, und Carbines Porträt hinge nicht in allen Kunstgalerien von Australien.

Auch Carbine hat Großes geleistet in langer Laufbahn – nein, das Wort „Laufbahn" ist zu schwach für einen Champion seines Tempos, man muß da wohl schon „Rennbahn"

sagen. Siebenundzwanzigmal Sieg und fünfmal Platz, allen ihm auferlegten Handikaps zum Hohn.

Beim Melbourne Cup von 1890 wurde ihm ein Ballast von 10 Stone 5 Pfund angehängt, ist gleich: 65 Kilogramm, größtes Handikapgewicht, das je ein Rennpferd südlich des Äquators zu schleppen hatte. Neununddreißig andere Vollblüter erschienen am Start, tänzelnd und wiehernd vor Ungeduld, dem gefesselten Titanen um eine Nasenlänge den Sieg vor der Nase wegzuschnappen. Carbine legte vor, Carbine machte die drei Meilen in drei Minuten achtundzwanzigeinviertel Sekunden, Carbine siegte mit zweieinhalb Pferdelängen vor Highborn, der nur mit der Hälfte der Gewichte belastet war, und Carbine trug die 10 000 Pfund in Geld ebenso leicht heim wie die 10 Stone 5 Pfund in Gewichten.

So siegte Carbine Jahr um Jahr und starb hochbetagt in den Sielen, soweit man von solch proletarischer Todesart bei einem Pferd des königlichen Sports sprechen darf.

Phar Lap dagegen starb nicht in den Sielen, er starb nicht, weil seine Zeit um war, er starb, kaum sechs Jahre alt, als Märtyrer.

Bewegt und bewundernd stehen wir vor ihm, schauen ihm ins gläserne Auge und streicheln ihm im Geiste das goldgelbe Fell. Er war in Timaru, Neuseeland, geboren, am 4. Oktober 1926, sein Vater hieß Night Raid und seine Mutter Entreaty, und er wurde auf den Namen Phar Lap getauft, was aus singalesisch „Blitz" bedeutet.

Ein goldenes Grabtäfelchen nennt das Ergebnis seines Lebens: „Total Stakes: 66 783 Pound Sterling". Phar Lap hat diese sechsundsechzigtausend Pfund Sterling seinen Herren eingebracht, die ihn als Jährling von Mister F. Frankville, Seadown Studio, Timaru, für 160 Guineas gekauft haben. Mister F. Frankville, der Züchter, war ein reicher Mann, und durch den bald einsetzenden Ruhm seines Züchtlings hat sich auch der Ruhm seines Gestüts bedeutend vermehrt.

Hat also Mister F. Frankville stolz und zufrieden die australischen Rennberichte verfolgt? Nein. Was ein rechter Kapitalist ist, freut sich nicht nur über das, was er verdient hat, sondern kränkt sich noch mehr über das, was er hätte

mehr verdienen können. Mister F. Frankville wurde immer trübsinniger, je siegreicher sein zu billig verkauftes Füllen Phar Lap wurde, und just an dem Sonnabend des November 1930, als in Timaru das Resultat des Melbourne Cup eintraf, hat sich Mister F. Frankville entleibt.

Er schien nicht der einzige zu sein, der damals den Lauf des hippischen Blitzes feindselig verfolgte. Am Mittwoch vor dem Melbourne Cup von 1930 wurde Phar Lap nach seiner Morgenarbeit nächst dem Rennplatz Caulfield aus einem Wagen mit Schrotgewehren beschossen. Phar Lap sprang erschreckt hinter einen Zaun, und dadurch, sowie durch die Tatsache, daß ein Pony in die Schußrichtung rannte, wurde er gerettet.

Die Attentäter verschwanden. Ebenso Phar Lap. Dieser wurde in ein Versteck gebracht, „in smoke", in Rauch, wie man in Australien sagt, obwohl man das Wort im allgemeinen nicht auf Pferde anwendet, die selten, ja vielleicht nur dieses eine Mal in smoke waren, sondern auf Menschen, die sich vor der Polizei unsichtbar machen. Die Besucher Phar Laps bekamen Phar Lap nicht zu sehen, bloß das arme Pony, das tatsächlich Schußwunden aufwies, wurde photographiert und interviewt. Über Phar Lap, den aus Mörderhand Geretteten, wurden ganze Spalten von Vermutungen geschrieben. Ist er wirklich ohne Wunde? Ist er verstört von dem Mordversuch? Hat nicht, selbst wenn er unverletzt geblieben ist, sein Nervensystem durch Schüsse und Schrecken so gelitten, daß ihm am Sonnabend der Sieg versagt bleiben muß?

Ist die Zeit wieder angebrochen, fragte man besorgt, da die Rennstallbesitzer zu siegen fürchteten, weil die Buschklepper die Siegerpferde raubten? Ned Kelly, der sagenumwobene Räuberhauptmann, stahl den Cup-Sieger Charlie, und dieses Tieres große Schnelligkeit schützte den Reiter vor Gefangennahme durch Verfolger, wie ihn ein Eisenpanzer und eine Eisenmaske vor ihren Schüssen sicherten. Ein anderer Wegelagerer, Ben Hall, raubte den Troubadour, der ihm wieder abgejagt und bald darauf in seiner friedlichen Box von sieben Kugeln gemeuchelt wurde. Steve Hart, ein dritter der großen „Bushranger", ritt die auf der Rennbahn preisgekrönte Sappho.

Soll Phar Lap, der heilige Phar Lap, unwürdigen Nach-

tretern des heiligen Ned Kelly zur Beute fallen? Fragen und Gerüchte durchschwirrten die Kreise, die sich in unendlicher Zahl um die Rennbahn legen, Kreis um Kreis bis zu den Küsten des Kontinents.

Am Sonnabend erlebte der Turfplatz von Flemington seinen Rekord an Rennbesuch. 92 000 zahlende Gäste harrten atemlos, ob und wie Phar Lap erscheinen werde. Sie wurden nicht enttäuscht. Niemals zuvor hatte ein Sterblicher aus dem Pferdereich einen ähnlichen Einzug gehalten. Berittene Polizei geleitete ihn zur Waage, umringt von dieser Gardekavallerie begab er sich zum Start. Nur Führer zeigen sich solchermaßen geschützt dem geliebten Volk.

Vier Tage vorher war Phar Lap der Favorit der Favoriten gewesen, alle anderen Pferde klägliche Outsider. Inzwischen hatte sich das geändert, jeder glaubte, der Falbe habe mehr oder weniger gelitten, und seine Odds lagen vier zu eins.

Um eine lange Strecke kurz zu machen, sei einfach gesagt, daß Phar Lap siegte, wie er wollte. Jene, die bis vor vier Tagen all ihr Vertrauen auf ihn gesetzt hatten und auch all ihr Geld auf ihn setzen wollten, jedoch letztere Absicht wegen des Überfalls aufgegeben hatten, gerieten in Zorn. Sie vertraten wohl als erste die Auffassung, das Attentat sei fingiert gewesen.

Cui bono – zu wessen Gunsten? Viele hatten Vorteil daraus gezogen. Da war die Rennleitung, die die wirksamste und billigste Reklame und infolgedessen das Monsterentree geerntet hatte. Da waren Leute, die den sicheren Glauben an den sicheren Sieg Phar Laps beim Publikum erschüttern wollten, um eine höhere Quote einzuheimsen. Da waren die Besitzer Phar Laps, die ihren bevorstehenden Gewinn von zehntausend Pfund keinem Risiko aussetzen und die Polizei zwingen wollten, das Pferd zu bewachen. Da war ... Wozu alle Gründe aufzählen, die bemüht wurden, um ein wirkliches Attentat gegen ein Pferd als unlogisch und sinnlos zu erweisen, die Nachricht von einem Attentat jedoch als logisch und sinnvoll. Nein, niemand auf der Welt wird ein Pferd morden wollen. Diese Ansicht war allgemein. Sie sollte nicht lange dauern.

Im Jahre 1932 ging Phar Lap nach Amerika. Der Mann, der Phar Lap hinberief, war Baron Wintrigham. „Baron" ist

hier keine Standesbezeichnung, sondern ein Vorname, ähnlich wie „King" Taufname vieler Bürger in der amerikanischen Republik ist. Baron Wintrigham, also kein richtiger Baron, war ein richtiger King, er herrschte über Agua Caliente, eine Bootlegger-, Kidnapper-, Racketeer-, Gangster- und Gamblerstadt an der mexikanischen Grenze, die während der alkoholverbotenen Ära Amerikas in ihrer Maienblüte stand.

König Wintrigham hatte in seiner Residenzstadt eine Rennbahn nach eigenen sportlichen Prinzipien eingerichtet, zum Beispiel standen fünf Bars von je dreißig Meter Länge dem drinklustigen Publikum zur Verfügung, und an einer sollte nur Whisky ausgeschenkt werden, allerdings zwölf verschiedene Sorten. Fünfundsiebzig Schankmädchen waren engagiert worden, je eines per zwei Meter Bar.

Eigentlich hätte sich ein so großzügiges Unternehmen an der Grenze der trockenen Vereinigten Staaten glänzend rentieren müssen, aber weiß der Teufel, warum, es rentierte sich nicht. Wenn an den Renntagen Baron Wintrigham von seines Daches Zinnen über die glatte Rennbahn, die nickelglänzenden Bars, die öffnungsbereiten schlanken Whiskyflaschen, die ebensolchen Barmädchen und die majestätischen Tribünen schaute, war er von ähnlichen Gefühlen beseelt wie ein indischer Elefantenzüchter, dem in seiner grauen Herde ein weißes Exemplar geboren wird. Ein weißer Elefant ist wunderschön und genießt göttliche Ehren, aber man darf das heilige Tier nicht verkaufen, darf seine Elfenbeinhauer nicht absägen, darf es nicht arbeiten lassen.

„Da hab ich einen weißen Elefanten", seufzte Baron Wintrigham, „was mache ich nur, um Publikum heranzubringen?"

Frucht dieses Grübelns war eine ausgefallene Idee: den Sportplatz mit besserem Sport zu retten, mit Pferdekräften zu vollbringen, was Menschenkräfte nicht vollbracht. Das schnellste und berühmteste Pferd der Welt sollte hier gastieren, der Star des Südens.

So kam es, daß Phar Lap kam und das Mexiko-Handikap gewann, dem andere Rennen in Agua Caliente folgen sollten, dazwischen ein Gastspiel in Menlo Park (Kalifornien). Dorthin begleitete den Heros eine Reihe von Enthusiasten,

von denen einige sich Zutritt in das Gestüt von Edward Perry verschafften, dem Absteigequartier Phar Laps.

In Menlo Park geschah's. Am Morgen des 5. April 1932 wachte der Trainer Tommy Woodcock, der weder auf der Überfahrt noch seit der Ankunft in Amerika seinen Pflegebefohlenen Phar Lap aus dem Augapfel verloren hatte, von seinem Lager auf und merkte, daß das Tier fröstelnd in der Box lag.

Tommy Woodcock rief den aus Australien mitgekommenen Leibarzt von Phar Lap, Doktor W. Neilsen, der diagnostizierte, Patient sei von der Grippe mit Kolik befallen. Einige andere Pferdespezialisten wurden mit den schnellsten Autos herbeigeholt, vereint flößten sie Medikamente ein und gaben Injektionen. Nichts half.

Zwanzig Minuten nach zwei Uhr nachmittags wieherte Phar Lap ein ganz dünnes Wiehern und streckte die Beine von sich.

Der Tierleibarzt legte sein Ohr auf Phar Laps Leib, die Umstehenden schauten gespannt-angstvoll-hoffnungsvoll auf Doktor Neilsens Gesicht, auf seinen Mund. Doktor Neilsen hörte keine Herztöne, keine Atemzüge, und statt etwas zu sagen, beugte er das Haupt. Alle anderen taten desgleichen.

Diese Manifestation der Trauer, ein Nichts war sie gegen diejenige Tommy Woodcocks. Der schlang seine Arme um den Hals des Toten und schluchzte gottserbärmlich und war nicht wegzubringen und verweigerte Speise und trank. (Kleiner Anfangsbuchstabe.) Uns ist von alten Mähren Wunders viel geseit, von Leibrossen, die nach dem Tode ihres Herrn ihr Leben durch Hungerstreik beendeten; Tommy Woodcock wäre der erste Held gewesen, der das Umgekehrte getan. Zum Unglück für die zukünftigen alten Epen nahm er nach einigen Tagen Vernunft und Speise an. Und trank, natürlich.

Australien war ein einziger Tommy Woodcock, man wehklagte und klagte an: „Die Yankees haben Phar Lap umgebracht!" Australien schnaubte Rache gegen die Mörder, so sicher schien es allen, daß ein Mord vorliege.

Die Obduktion Phar Laps ergab eine Entzündung der Magenwände, und die übereinstimmende Ansicht der Ärzte lautete, der Tod sei durch Nahrung verursacht. Durch welche

Nahrung? Um das teure Tier nicht der Fatalität eines Nahrungswechsels im Ausland auszusetzen, hatten es zwanzig Säcke mit australischen Haferflocken begleitet, daraus es seine Rationen erhielt, und Trinkwasser kredenzte man ihm niemals unfiltriert.

Hatte Phar Lap sonst etwas gegessen? Tommy Woodcock, kaum vernehmungsfähig, schluchzte hervor, bei der Morgenarbeit habe Phar Lap vom Rasen geknabbert, Klee, auf dem möglicherweise ein paar Tautropfen hafteten. Das aber kann doch keinen Menschen umbringen, geschweige denn eine Roßnatur.

In den Stall konnte kein Unberufener eindringen, am allerwenigsten in das dem Hohen Pferd eingeräumte Fürstenzimmer. Das Fenster war hoch und abseitig, nur durch den Ventilatorschacht hätte Gift in die Futterkrippe geschnellt werden können. Tatsächlich soll an der Außenwand des Stalles, unterhalb der Ventilatormündung, eine Spur am Boden darauf hingedeutet haben, daß eine Leiter angelegt worden war.

Für ein Attentat lagen noch mehr Gründe vor als seinerzeit für die Fingierung eines solchen: Konkurrenzneid der amerikanischen und mexikanischen Rennstallbesitzer und Jockeis, Feindschaften der Unterwelt von Agua Caliente gegen Baron Wintrigham. Auch die puritanischen Kirchengemeinden, die „Wowsers", die Duckmäuser, wurden von Australien verdächtigt. Schon vor der Ankunft Phar Laps war in den Kirchen und Betstuben Westamerikas gegen die Sünde des Rennbahnbesuchs und des Wettens gepredigt worden und verkündet: Phar Lap sei niemand anderer als der Antichrist, der diesmal Pferdegestalt angenommen habe.

Die Presse sprach nur von einem natürlichen Tod Phar Laps, nicht davon, wovon die Leser sprachen, nicht von dem, was die Leser lesen wollten: von Meuchelmord. Bis eines Tages die größte Melbourner Abendzeitung mit der Schlagzeile erschien: „Who killed Phar Lap?"

Vor einigen Jahren war in einem Kreis von Journalisten zu Berlin die Frage aufgeworfen worden, welches wohl der aufsehenerregendste Nachrichtentitel wäre. Der Preis wurde diesem zuerkannt: „Thronfolger Franz Ferdinand lebt! Der Weltkrieg war überflüssig." Aber dieser Titel ist geradezu

unwirksam gegen: „Wer tötete Phar Lap?" Drei Worte nur (Phar Lap als ein Wort gerechnet) und jedes ein Schlager. Phar Lap ist getötet worden, da stand es im zweiten Wort endlich ausgesprochen, getötet, getötet, und das erste Wort verlangte und versprach Antwort auf die Frage, wer die grause Untat verübte. Wer tötete Phar Lap? Man riß sich das Blatt aus den zitternden Händen und erfuhr ...

– und erfuhr nichts weiter, als daß am Morgen bei Ankunft des amerikanischen Luxusdampfers „Monterrey" die auf Port Melbourne Pier stehenden Werftarbeiter den Schiffspassagieren zugerufen hatten: „Who killed Phar Lap?"

Immerhin, niemals war die Zeitung soviel gekauft worden. Daher gab der Chefredakteur dem Reporter eine Gehaltszulage von einem Pfund wöchentlich. Ein mißgünstiger Kollege denunzierte, der Reporter habe einigen Werftarbeitern eine Runde Bier versprochen, wenn sie die drei Worte rufen würden, die er als „scoop", das heißt eine Nachricht im Alleinbesitz, brauche. Daraufhin erhöhte der Chef die Gehaltszulage auf zwei Pfund wöchentlich.

Wer aber Phar Lap gekillt hat, weiß man noch immer nicht. Der Film „Das Leben Phar Laps" gibt keine Auskunft. Wir haben ihn uns vorführen lassen, Aufnahmen im Stall, auf der Waage, beim Start, auf der Strecke und am Ziel, die Einschiffung zur Eroberung eines neuen Kontinents und schließlich die Heimkehr als Toter. Charlie Lawrence, Australiens Radioconférencier, hat den Tonfilmstreifen mit begleitenden Worten besprochen, noch drei Jahre nach Phar Laps Tod zittert Charlie Lawrences gefilmte Stimme vor Rührung, und wir glauben gern, daß das Publikum bei den Aufführungen laut schluchzte.

Am meisten haben wohl Phar Laps Besitzer geweint, und unter ihnen wiederum am meisten Mister D. J. Davies, der die Majorität der Anteile an Phar Lap besaß. Mister Davies schätzte den Verlust auf volle 100 000 Pfund. Auf 8000 Pfund war Phar Lap versichert gewesen, aber selbst diesen Betrag erhielten seine Leibeserben nicht ausbezahlt, denn die Police galt nur für das Leben Phar Laps innerhalb Australiens, und der von Mister Davies vor Antritt der Amerikafahrt gestellte Antrag, sie auf diese Reise auszudehnen, war von der Versicherungsgesellschaft abgelehnt worden. Kurzum: allge-

mein und uneingeschränkt war die Trauer, und bis zum heutigen Tag sind Schmerz und Verdacht nicht verstummt.

Jenem Australier, der uns schon auf der Überfahrt in der Schiffsbar beschwor, die Wahrheit über den Tod Phar Laps ans Tageslicht zu bringen, sind auf dem Festland viele andere gefolgt.

Wir möchten gerne. Wir stehen hier vor Phar Lap und schauen ihm forschend ins Auge, weil sich in der Pupille eines Ermordeten das Spiegelbild des Mörders erkennen lassen soll. Aber für gläserne Augen trifft das offenbar nicht zu, denn nur unser eigenes Spiegelbild erwidert unseren Blick.

Und wir, wir haben ihn nicht ermordet, Ehrenwort!

KOHLE UNTER DEM MEER

Im Süden von Wales, England, und in Neusüdwales, Australien, liegen die Fördertürme der Bergwerke hart am Meeresrand, die Stollen tief unter dem Meeresgrund. Nicht deshalb aber hat Cook Neusüdwales nach Südwales benannt, weder er noch seine Naturforscher hatten eine Ahnung vom Vorhandensein der Kohle. Erst die Männer, die, wohl oder übel, hinterherkamen, entdeckten die Kohle; bevor auch das Gold entdeckt wurde, verging noch ein halbes Jahrhundert.

Von denen, die das goldgelbe Gold zutage förderten, wurden manche in wenigen Stunden reich, von denen, die den schwarzen Diamanten zutage förderten, keiner, und mochte er sein Leben lang graben. Der Goldrausch verpuffte, die Goldgräber zogen von dannen. Der Kohlenbau erhielt sich, die Kohlenkumpels blieben, sie leben am Meer und hacken unter dem Meer.

Wenn sie nach getaner Schicht aus den dumpfen, schwarzen, engen und starren Maulwurfsgängen emporgewunden werden und der Förderschale entsteigen, könnten sie ihr Auge schweifen lassen über die freie, blitzendhelle, unendlich weite und bewegte Fläche des Ozeans, diesen Kontrast zu ihrem Arbeitsplatz. Sie lassen ihr Auge nicht schweifen; ihr Auge ist müde wie sie selbst.

Wonthaggi. – Ein Ort an der Küste von Victoria. Wäre hier nicht Kohle gefunden worden – kein Zweifel, daß sich Wonthaggi zu einem Strandbad entwickelt hätte mit Kabinenhallen, Sonnendächern, schwimmenden Trampolinen, Booten, sandburgenbauenden und muschelsammelnden Kindern, Tanzdielen, Flirt und vielem anderen mehr unter freiem Himmel. Du lieber Himmel, Wonthaggi ist ein Bergmannsdorf, etwas weniger verrußt als die Dörfer im Borinage oder im Ruhrgebiet, sonst aber von ihnen kaum unterschieden. Hier, wo das Weltmeer persönlich Planschwiesen, Spielsandplätze und Strampelbäder eingerichtet hat, wo frischgebadete Salzluft durch die Gassen weht, sind die

Kinder genauso blaß und mager und haben genauso rachitische Beinchen wie ihre Altersgenossen in den Kohlendistrikten irgendeines Binnenlands. Es scheint, daß es nicht nur die Landschaft ist, die ein Land schafft.

Wonthaggi hat eben einen Streik hinter sich, zwanzig Wochen lang standen die fünf dem Staat gehörenden Gruben still, zwanzig Wochen lang mußten die Arbeiter feiern an dieser sonnigen Küste, die ein Seebad sein könnte. Aber sie sehen hungrig und so müde aus, als hätten sie zwanzig Wochen lang doppelte Schicht gemacht.

Es ist fünf Uhr nachmittags, Schichtwechsel, eine Kolonne bewegt sich aus der Kohle ins Pub, ins Wirtshaus. Um sechs Uhr, so verlangt's das Gesetz, müssen die Kneipen schließen. Für den Kumpel, der mit verstaubter Lunge und bestaubter Zunge de profundis auftaucht, bedeutet die zeitige Sperrstunde, daß er eilen muß, wenn er Kohlenstaub und Durst mit Bier wegspülen will.

Einer fragt uns, ob wir für seine beiden Kinder etwas nach Melbourne mitnehmen möchten, sie seien dort in einer Lungenheilstätte. Hat man je gehört, daß lungenkranke Kinder von der See zur Erholung in die Großstadt gebracht werden? „Es geht ihnen gut", sagt ihr Vater, „sie haben dort Pflege und genug zu essen. Aber seit vier Monaten habe ich sie nicht gesehen, die Rangen ... Wozu lebt man hier in diesem Scheißnest Wonthaggi? Eine Stunde Gasthaus und alle vierzehn Tage einmal Kino, das ist alles, was wir hier haben. In einer großen Stadt zu arbeiten wäre mein Traum. Mitten in Sydney ist ein Kohlenpütt, dort können die Kumpels nach Feierabend die Großstadt genießen, die Welt."

Sydney ob der *Kohle.* – Unter den Hunderten von Schiffen, die sich im Sydneyer Hafen stauen, wohnt die Kohle, 915 Meter tief. Die Kohlenlager von Neusüdwales hängen in der Form einer Saucenschüssel zusammen, deren Boden unter dem Pazifik liegt.

In Birchgrove, einer in den Hafen vorspringenden Halbinsel des Stadtteils Balmain, sitzen von frühmorgens bis spätabends Angler in langer Reihe und schauen sehnsüchtig ins Wasser; sie sehnen sich nach den Gefilden unterhalb der Nixenwelt, wo man Kohle hacken könnte.

Diese Angler sind nämlich abgebaute Kumpels aus den

nicht abgebauten und dennoch geschlossenen Kohlenflözen und keineswegs mit Leib und Seele dem Angelsport hingegeben. Wir fragen einen nach dem Bergwerk, er rollt die Angelschnur ein und steht auf, um uns zu erzählen, die anderen treten hinzu.

Ja, der Pütt da unten, das ist ein sehr großer Pütt. Sieben Meilen lang verläuft er unter dem Hafen, von hier nach Nordosten unter der Hafenbrücke weg bis nach Mosman. Mosman war ein Walfischfänger, der hat dort sein Bootshaus gehabt, aber das ist schon lange her. Jetzt wohnen dort reiche Leute in Villen mit großen Gärten. Auch der Taronga Zoo Park gehört zu Mosman und die Golf Links und Clifton Gardens mit dem Mast der „Sydney", das ist das Schiff, das die deutsche „Emden" versenkt hat. Verdammt feine Gegend, dieses Mosman, und gerade dorthin führen unsere Flöze.

Hier rechts ist der Zugang zur Zeche. Vom Schacht bis vor Ort mußten wir mehr als zwei Stunden laufen – sogar oben, mit dem Autobus, fährt man ja fast eine halbe Stunde von hier nach Mosman. Gibt's das sonst noch irgendwo, daß man vom Fabriktor zum Arbeitsplatz zwei Stunden laufen muß, täglich vier Arbeitsstunden für Hin- und Rückweg verliert? Deshalb sollte in Mosman ein neuer Förderschacht gegraben werden. Gegen ein so proletarisches Bauwerk protestierten aber die Villenbesitzer, der Schacht wurde nicht gebaut und unser Betrieb „mangels Rentabilität" geschlossen.

Jetzt protestierten wir, und die Gewerkschaften und die Labor Party stellten sich hinter uns. Wir verhandelten mit der Grubenverwaltung, und die erklärte: „Ihr könnt die Grube selbst bewirtschaften. Was ihr fördern werdet, übernimmt und bezahlt unsere Kohleneinkaufsgesellschaft ab Schacht. Einverstanden?"

Einverstanden. Wir übernahmen den Pütt, das war vor drei Jahren. Die Fördereinrichtungen waren am Rande ihrer Kraft und klappten bald zusammen. Natürlich hatten die Zechenbesitzer das gewußt. Das war mit ein Grund für sie gewesen, die Grube zu schließen, sie wollten kein Geld für neue Maschinen ausgeben. Wir hatten also das Kapital für die Fördermaschine selbst aufzubringen. Auch die Transportverhältnisse waren schlecht, die Käufer mußten die Kohle viermal umladen. Eigentlich ging uns das nichts an, aber die

Abnehmer verlangten eine entsprechende Herabsetzung der Preise.

Wochenlang konnten nur halbe Löhne ausgezahlt werden, Streit und Streik entstanden. Kaum waren die Schwierigkeiten behoben, kaum ging's etwas vorwärts, da brachte die B. H. P., das ist die Broken Hill Proprietary Ltd., ihre Kohle billiger auf den Sydneyer Markt, als wir sie in Sydney fördern konnten. Trotz aller unserer Opfer konnten wir nicht weitermachen, wir gaben den Pütt auf. In der gleichen Stunde schraubte die B. H. P. die Kohlenpreise wieder in die Höhe.

So erzählt der arbeitslose Arbeiter, wie's unten ist, so wohlig auf dem Grund, er stieg' hinunter wie er ist, wenn man ihn bloß ließe. Aber er hofft nicht mehr, Arbeit zu finden, er hofft nur darauf, daß der „linke Flügelmann" der Labor Party, Jack Lang, früher oder später wieder an die Regierung kommen und den „dole", die Arbeitslosenunterstützung, um einen Schilling pro Woche erhöhen werde.

Zum Unterschied von den Belegschaften der arbeitenden Gruben wollen die Arbeitslosen von Balmain nichts von den Kommunisten wissen. „Die sind gegen die Kirche, wie in Rußland, unsere Religion geht aber doch die Organisation nichts an."

Glaubt ihr, daß in der Sowjetunion eine Grube geschlossen wird, bevor die Kohle abgebaut ist?

Vielleicht nicht. Aber bei uns arbeiten ja auch noch Gruben, dazu ist der Kommunismus nicht nötig. Hier bei unserem Pütt war eben zuviel Konkurrenz im Spiel und auch Korruption. In Newcastle zum Beispiel, da wird noch sehr viel Kohle unter dem Meer gehackt.

Newcastle. – Bei Newcastle, 75 Meilen nördlich von Sydney, an der Mündung des Hunter River, setzt der Henkel der mit Kohle gefüllten Saucenschüssel an.

1796 fanden die Sträflinge hier Kohle, dafür durften sie sie auch fördern, achtzehn Stunden pro Tag, und ein vom dankbaren Land aufgerichtetes Monument erinnert an sie: „... an sie" heißt natürlich nicht an die Sträflinge, sondern an die Kohle. Auf hohem Sockel erhebt sich mitten auf Parnell Place, aus Basalt gemeißelt, in Lebensgröße und zum Sprechen ähnlich ein Block Anthrazit.

Ein Jahrhundert lang war Newcastle der einzige Kohlenhafen auf dieser Seite des Globus, in der Zeit von Dampfmaschine und Dampfschiffahrt. Umwege bis zu fünfhundert Meilen machten Schiffe, englische, niederländische, südamerikanische, um in Newcastle Kohle zu nehmen, teils für den eigenen Magen, teils für die neuentstehenden Industrien auf den pazifischen Inseln. Mit Flaggen und Lichtern grüßten einander die Schiffe auf hoher See und fuhren aneinander vorbei. Die Bemannung eines Schiffes kannte die der anderen meist von Begegnungen in Newcastle, der Freund traf den Freund nur dann, wenn ihre Schiffe zu gleicher Zeit Nobbys rundeten, um Port Hunter anzulaufen.

Nobbys ist der Leuchtturm, Port Hunter der Hafen von Newcastle. Hinter Nobbys warteten Segler auf günstige Winde zur Abfahrt, in Port Hunter bunkerten Dampfer, und in Scott Street saßen die Seeleute weiter Fahrt, tranken steifen Grog und spannen mächtige Seemannsgarne von Winds- und anderen Bräuten. Und wenn vom Leuchtturm aus die Ankunft eines Bootes avisiert wurde, „sighted off Nobbys", so bedeutete das neue Trinkkumpane, neue Gesichter und neue Hörer. Freilich, auch Konkurrenten konnten es sein, Kauffahrteischiffe mit der gleichen Ware an Bord und dem gleichen Markt als Ziel. Das war für den Kapitän im Hafen, der oft zugleich der Handelsherr, zumindest aber am Gewinn beteiligt war, ein Signal, das Laden der Kohle zu beschleunigen und flugs die Anker zu lichten. „Sighted off Nobbys" wurde eine internationale Redensart der Seeleute und besagt: „Es steht bevor."

In der letzten Märznacht von 1874 sichtete Nobbys einen Schoner, einen kleinen englischen Schoner, der zu diplomatischen Interventionen Anlaß geben sollte. Henri Rochefort und sechs andere Teilnehmer an der Pariser Kommune waren an Bord, auf der Flucht aus ihrer lebenslänglich gedachten Haft in Neukaledonien. Von Paris aus forderte das Ministerium de Broglie drohend die Herausgabe seiner ihm entlaufenen Opfer, aber die Behörden in der Stadt der Kohlenkumpels und Hafenarbeiter scherten sich nicht darum, ja, sie unterzogen die entschieden unbefugt Eingereisten nicht einmal einer Prüfung in Gälisch.

Sonst kamen wohl wenig Schiffe nach Newcastle, deren

Passagiere die Freiheit suchten, die meisten Schiffe suchten Kohle und bekamen sie. Kohle war und ist im Überfluß da, genug, um den Schiffspark der Welt zu füttern; Australien schätzt den Inhalt seiner Saucenschüssel auf 180 Milliarden Tonnen.

Newcastle trug alle Voraussetzungen in sich, eine Millionenstadt zu werden, die Metropole der südlichen Hemisphäre, Schiffsbauzentrum und Welthafen. Warum es nicht diesen Aufstieg nahm, hat mehrere Gründe, der eine war die australische Einwanderungspolitik: die Arbeitskräfte reichten nicht aus.

Vor allem aber wollte Mutter England ihre Kunden selbst behalten, und die ältere Tochter, Sydney, wollte ihre bewundernden Besucher behalten, und deshalb sollte die jüngere Tochter schön abseits auf ihrer Kohlenkiste sitzenbleiben. In Salander Bay, etwas nördlich von Newcastle, war eine Flottenbasis errichtet worden; obwohl die Konstruktion ihrer Anlagen schon kolossale Summen verschlungen hatte, wurde sie eines Tages ohne Angabe von Gründen aufgelassen.

Nichtsdestoweniger fand Aschenbrödel einen Freier. Er wurde nicht ab Nobbys gesichtet, denn er kam vom Lande her und war ein australischer Prinz, der dickste im ganzen Lande, und er nannte zwei Schatzkammern sein eigen, die eine voll mit Kupfer und die andere voll mit Silber, für die ihm ein ganzes Gebirge, Broken Hill, immer neues Silber lieferte. Von diesem Gebirge stieg der dicke Prinz herab, nahm Aschenbrödel in seine Arme und legte zwei neue Schatzkammern an, eine mit Kohle und eine mit Eisen.

Noch ein zweiter Freier nahte, der war in seiner fernen Heimat und in der Welt noch mächtiger als der Prinz von Broken Hill, daheim hieß er Vickers-Armstrong, aber im fremden Lande trat er inkognito auf unter dem Namen „Vickers Commonwealth Steel Products Ltd.". Als er eintraf, war Kohlenbrödel schon mit Broken Hill vermählt. Vickers baute seine Burg dennoch hierher. Keine Angst, die Zeiten, in denen die Raubritter sich bekriegten, sind längst vorbei, sie schließen sich lieber zu einem Trust zusammen.

Gemeinsam regieren die beiden den Hafen, und ihre Kronen haben Schlote an Stelle der Zacken, und die Wachtürme

ihrer Burgen sind flammende Hochöfen, und auf den Burghöfen erheben sich Walzwerke, Martinsöfen, Kokereien und Elektrokrane, und im Verlies unter dem Meer liegt die Kohle, geschützt durch Kanonen. Nahe dem Kohlendenkmal auf Parnell Place steht eine Festung, Fort Scratchley, und eine Artilleriekaserne. Ihre Bestückung ist gegen den Hafeneingang gerichtet.

Im Kriegsfall wird der ganze Meeresrayon für den ausländischen Verkehr geschlossen, keineswegs bloß für Kriegsschiffe, denn auch ein kanonenloses und scheinbar unmilitärisches Boot kann eine Bombe ins Meer fallen lassen, wie eine Henne ein Ei legt, und diese Bombe könnte den Unterseepütt zerstören, gerade dann, wenn man ihn besonders braucht, wenn Eisenwerk und Bergwerk Hochkonjunktur haben.

Die 5500 Arbeiter, die Broken Hill Proprietary Ltd. heute obertags und untertags beschäftigt, sind bei weitem nicht die größtmögliche Belegschaft, und die 18 000 Tonnen Kohle, die jetzt wöchentlich aus dem Kohlenkeller heraufgeholt werden, genügen nicht, um eine Waffenschmiede in Kriegszeiten warm zu halten. In solchen Zeitläuften werden die Kargos mit Eisenerz, die von Whyalla via Iron Knob zur B. H. P. rollen, und die Kargos mit Stahlwaren, die die B. H. P. verlassen, Nobbys nicht mehr einzeln runden, sondern in ganzen Flottillen mit gepanzertem Konvoi.

Jetzt aber haben wir sonnigsten Frieden, und so sind von den 12 000 Bergarbeitern in Newcastle 2000 partiell arbeitslos und 5000 voll arbeitslos und sehnen sich genauso nach der Arbeit unter der Meerestiefe wie ihre Kollegen von der anderen Seite der Saucenschüssel, die von den Kumpels in Wonthaggi beneideten Kumpels in Sydney-Balmain.

Im abendlichen Gespräch mit den Newcastler Freunden gestanden wir, noch nie eine Unterwassergrube gesehen zu haben, schade. Nicht gern hören es Gastfreunde, daß ihr Gast etwas entbehrt. Wie aber soll man es anstellen, die Grube jemandem zu zeigen, der im Gipsverband steckt und auf Krücken geht, sie also unmöglich durchwandern kann?

Nein, das ging nicht, schade, und wir mußten uns begnügen, das nächtliche Newcastle zu durchfahren. Keine andere Kohlen- und Industriestadt kann sich mit ihr vergleichen.

Fünf Küsten, viele Meilen lang, mit Strand und Felsen und Grotten laden zum Bade. Die Wellen tragen weiße Phosphorlichter, und wenn sie branden, so fällt ihr Schein auf das Küstengestein, und man sieht auch nachts, daß die Felsen blau sind.

Längs der Küste stehen in Frühlingsblüte Shortland Park, Fletcher Park, King Edward Park. Auf dem Macquarie-See, der nur durch einen dünnen Küstenstreif vom Meer getrennt ist, lassen sich einige Segelboote von der Brise umherkutschieren.

Hinter dem See liegen die Kohlenzechen des Festlands, Cessnock, Kurri-Kurri und Maitland, der weitgeschwungene Henkel der Sauciere. In Maitland wurde die Kohle hundert Jahre später gefunden als in Newcastle; der Mann, der sie entdeckte, Edgeworth David, entdeckte 1909 auf der Shackleton-Südpol-Expedition in der Antarktis den magnetischen Nordpol.

Entlang des Großen Ozeans kehren wir nach Newcastle zurück, das Signallicht von Nobbys weist uns den Weg, und die Lohe der Hochöfen schwingt sich zum Sternenhimmel. Rechts rollen die phosphoreszierenden Wellen dem blauen Ufer zu, nichts verrät, daß tief unter ihnen ein vielstöckiges, verzweigtes Labyrinth denen ein hartes Schicksal bereitet, die darin arbeiten, und ein noch härteres denen, die nicht darin arbeiten dürfen.

Newcastles Häuser haben dunkel gemacht, auch Scott Street, wo einst die Seebären zechten, ist still, die 120 000 Newcastler scheinen zu schlafen.

Am Nachmittag des nächsten Tages besucht uns eine Gruppe Jungarbeiter. „Es hat uns nicht schlafen lassen, daß Sie noch nie einen Pütt unter See gesehen haben. Wir wollen Ihnen einen zeigen." – „Mit den Krücken?" – „Unten tragen wir Sie, wir haben alles vorbereitet." So fuhren wir gegen Dudley, an aufgelassenen Zechen vorbei und an einem Hunderennplatz. „Hier war das Hamilton Disaster." Wir erfahren, daß die Katastrophe sich vor 47 Jahren ereignet hat. Zehn Tage nach dem Einsturz wand man sechs Grubenpferde ans Tageslicht, ein Impresario bemächtigte sich dieser Attraktion und zeigte sie gegen Eintrittsgeld; die Pferde wurden vom sentimentalen Publikum mit Leckerbissen so

verwöhnt, daß alle sechs binnen kurzem umstanden. Nun zog der Impresario mit anderen Pferden, die er für die alten ausgab, von Stadt zu Stadt, aber die Unterschiebung kam heraus, und er wurde verhaftet, nur mit echten Arbeitsgäulen darf man Geschäfte machen.

Von den verschütteten Menschen wurden wenige geborgen, viele Tote liegen unter dem Oval, auf dem lebende Greyhounds hinter einem elektrischen Hasen herlaufen zu dem Ende, daß Kohlen- und Metallkumpels ihre Lohntüte verspielen.

Dudley. – Auf dem Zechenhof von Dudley sind Ochsenkarren aufgefahren, jeder mit Riesenbaumstämmen beladen. Zersägt, werden sie unten senkrecht stehen und die Decke tragen als Verstrebungen und Verspreizungen, hierzulande „props" genannt. Ohne Kesselhaus, frei und unbedeckt stehen die Kessel, frei und unbedeckt laufen die Röhren ins Maschinenhaus.

Wir fahren ein, 672 Fuß tief, dreigeteilt ist diese Distanz. Ihr erster Teil erstreckt sich von der Höhe des Förderturms bis zur Oberfläche des Stillen Ozeans, ihr zweiter Teil von der Oberfläche bis zur Bodenfläche des Meeres und ihr dritter Teil vom Meeresgrund hinab in das Land der Verkohlung. Der Schacht führt nicht durchs Wasser, von der Küste aus dringt er durch Felsen in die Tiefe. Neben uns im Förderkorb lehnt eine Bahre, sie soll wohl zum erstenmal jemanden nach innen statt nach außen befördern. Die Jungarbeiter, die sie tragen werden, klopfen uns fröhlich auf den Bauch, stellen fest, wir seien keine leichte Last, und spucken in die Hände.

Im waagerechten Stollen verläuft der Weg anfangs zwischen Kohlenwänden. Nach kaum dreihundert Schritten ist die Wand wieder aus Basalt, wie die Stöße waren, die Wände des Förderschachts. Über uns, mitten im Meer, ragt ein Fels, sinnbildlich wie ein Fels im Meer, aber tief unten, wo's keiner sieht, ist sein Fuß gebrochen.

Ein grauhaariger Hauer erzählt, welche Verwirrung es gab, damals vor dreißig Jahren, als plötzlich diese Steinwand den Weg versperrte. „Wir hackten fünf Tage lang und stießen noch immer auf Stein. Dann wechselten wir die Richtung und haben sie wieder erwischt, die Kohle."

Wir fragen, ob Wassereinbrüche vorkommen.

„Früher muß es wohl häufig geschehen sein, denn es gibt alte Vorschriften, an die wir uns noch heute halten sollen. Wenn der Stollen zwanzig Fuß vorwärts getrieben ist, sollen wir uns vergewissern, ob der nächste Schritt nicht schon ins Meer hineinführt. Wir sollen ein Loch von zwei Zoll ins Hangende bohren und ein ebenso langes nach vorne."

„Warum sagen Sie immer ‚sollen'?"

„Na ja ... man verliert seine Zeit und kriegt das nicht bezahlt. Außerdem wissen wir ja immer, wie tief wir sind und wie weit vom Meer entfernt, das wird ja ausgelotet. Da ist keine Gefahr."

„Keine Gefahr?" sagt einer. „In Stockton haben sie auch geglaubt, daß keine Gefahr ist ... Kannst den Bastard fragen, der war dabei." Der Bastard ist der Obersteiger, hier keine Beschimpfung, nur eine Rangbezeichnung. „Wir haben dort die Sicherheitsprobe gebohrt, auf einmal bricht ein Strahl herein, ein ganz dünner Strahl, aber so stark, daß er einen von uns in die Brust getroffen hat, und der ist umgefallen wie von einer Keule hingehaut ... Zuerst wollten wir wegrennen, aber dann haben wir den Befehl bekommen, das Loch zu verstopfen. Von oben regnete es Muscheln und Fischlaich und Tang und Schleim, weiß der Teufel, was da für Zeug mit aller Gewalt zu uns herunterwollte ... Werg und Lehm stopften wir ins Loch, das hat nicht ausgereicht, wir mußten den Stollen mit Sandsäcken und Ziegeln abdichten, schließlich die ganze Strecke mit Zement zumauern. Bis zum Bauch standen wir im Wasser, und keinen Cent haben wir dafür gekriegt."

„Stockton liegt nicht so tief unter dem Meer wie wir hier", sagt der Alte. „In Stockton hört man den ganzen Tag die Schaufelräder der Fähren und die Maschinen der großen Schiffe. Wir in Dudley können nur nachts, wenn gerade nicht gehackt wird, die Ankerketten klirren hören. Dann saust der Anker herunter und beißt sich in unseren Plafond."

„Gefahr ist nicht. Nur Neulinge hören Rauschen und Krachen im Hangenden. Dann markieren wir Alten besorgte Gesichter und brummen, es würde uns nicht überraschen, wenn plötzlich der ganze Pazifik auf uns herunterfiele."

„Das ist nur das Vorspiel. Bevor so ein Neuer am nächsten

Morgen einfährt, legen wir ihm Muscheln und Algen und tote Fische vor Ort, einen ganzen Haufen, und schütten ein paar Eimer Wasser darüber. Wird der blaß, wenn er die Bescherung sieht! Das Meer schon da!"

Alle lachen. „Siehst du, Genosse, das gibt's nicht in den Gruben unter der Erde, das gibt's nur unter Wasser. Solche Späße machen wir mit jedem Neuen ..."

Nach einer Pause: „... allerdings, jetzt wird niemand eingestellt, nur abgebaut wird man. Und die Löhne fallen überall. Nur in Wonthaggi geht's gut, dort haben die Kumpels eben einen großen Streik gewonnen."

MERKWÜRDIGES ÜBER HAIFISCHE SOWIE ANDERES, ZUM TEIL VORSINTFLUTLICHES GETIER

Frag nicht viel nach Haifischen, Fremdling.

Merk dir, Fremdling, es gibt Haifisch-Wachtürme, es gibt Badeplätze mit haifischsicheren Netzen, es gibt Haifisch-Alarmglocken, es gibt Berichte über Haifisch-Überfälle in den Zeitungen, es gibt das Lebensretterkorps mit dem Rettungsseil an der Winde, all das gibt es, und dessen rühmt man sich sogar. (Mit Ausnahme der Haifisch-Überfälle.)

Aber Haifische selbst? Haifische gibt es nicht, Fremdling, und wenn es sie gibt, so sind sie nicht der Rede wert. Sogar das Shark Menace Advisory Committee von Sydney hat in seinem Jahresbericht sich selbst die Bedeutung abgesprochen, indem es erklärte, durch Autounfälle kämen unvergleichlich mehr Leute um als durch Haifische, ohne daß man darüber Zeter und Mordio schreie und von Gott und der Welt ein Einschreiten verlange; in Anbetracht der Hunderttausende von Badenden sei die Zahl der Haifischopfer geradezu lächerlich gering.

In dem gleichen Communiqué, in dem der Haifischgefahr-Beratungsausschuß die Haifischgefahr so kategorisch in Abrede stellt, macht er umfassende und kostspielige Vorschläge, um diese Gefahr zu bannen. Erstens: Flugzeugpatrouillen, mit Radio ausgerüstet, sollen die Strandbäder und den vorgelagerten Bezirk des Ozeans beäugen, damit bei ihrem Funktelegramm ein in Bereitschaft liegendes Motorboot unverzüglich gegen den nahenden Feind ausrücke. Zweitens: Ausschreibung hoher Fangprämien für jeden im Hafen erlegten Hai. Drittens: eine permanente haifischsichere Abschließung der zwanzig wichtigsten Badeplätze; solche metallenen Netze würden zwar über eine Million Pfund Sterling kosten, jedoch bei Erhebung eines Pennys per Badegast wäre die Ausgabe bald zu decken.

Aus den Debatten, die sich über die Vorschläge entspan-

nen, ging deutlich die Unzufriedenheit der Bevölkerung mit den bestehenden Sicherungsmaßnahmen und mit dem Zustand hervor, daß Raubfische im Stadtgebiet auftauchen und sich von den Steuerzahlern abbeißen, was ihnen paßt.

Bislang haben nur einige bevorzugte Badeplätze ein Sicherheitsnetz. Auf den übrigen steht das Korps der Lebensretter, ein philanthropischer Sportklub, als Leibwache da. Wegen dieser freiwillig übernommenen Aufgabe und mehr noch, weil sie sonnengebräunte, gutgebaute, halbnackte Jünglinge sind, erfreuen sich die Lebensretter großer Beliebtheit und werden beim Strandkarneval und bei ihren Paraden von allen bejubelt, insonderheit von den Frauen.

Wenn die gelbsandigen Küstenstriche und das blaunasse Gebiet davor meilenweit punktiert sind von Badenden, bezieht einer der Lebensretter seinen Posten auf dem Wachturm und lugt über den Pazifik; erspäht er die graue Gefahr, so läßt er die Turmglocke, die Sturmglocke dröhnen.

Was nun folgt, ist für den, der es zum erstenmal erlebt, eine erstaunliche Massenszene. Viele Tausende, Männer, Frauen, Kinder, laufen aus dem Wasser uferwärts, nicht gerade panikartig, eher angenehm erregt, denn sie wissen, daß sich der Hai nicht gegen dieses Heer von spritzenden, prustenden und lärmenden Menschen wagen wird, das von der Phalanx der Brandung zurückgeworfen und gespalten wird und endlich, wieder vereinigt, ans Land purzelt.

Hernach geben sich alle neuerlich und unbesorgt dem Surfing hin, dem Sport, sich auf den Rücken der Wellen zu schwingen und von ihnen aufs Festland schleudern zu lassen. Die Bereitschaftsmänner aber hocken am Strand im Sand neben ihrer Kanone, die eine Winde ist. Ein vierhundert Meter langes Seil ist um sie gerollt, sein Ende an einem Korkengürtel befestigt.

Jemand im Wasser stößt Hilfeschreie aus, weil ihn die Wogen abdrängen und ihm die Rückkehr verwehren, weil ihn ein Krampf oder ein Haifisch befiel. Im Nu ist einer der Lebensretter in den Korkgürtel gesprungen und rennt in die See, durch Lauf und Schwimmen das Seil von der Winde abrollend. Er nimmt den Bedrohten oder Verletzten in die Arme, ums Zurückschwimmen braucht sich der Retter nicht zu sorgen, der Kork hält ihn über Wasser, und ans Land

ziehen ihn mit schnellen, regelmäßigen Griffen die anderen Bereitschaftsmänner.

Allerdings, vor dem Biß des Haifisches können auch die flinkesten und kühnsten Retter kein Opfer bewahren. Bevor ein Retter an der Mordstelle anlangt, ist sie ein roter See in blauer See, ein See von Meersalz und Menschenblut. Den Torso des Unglücklichen vermag man manchmal zu bergen, den Hai erwischt man niemals auf frischer Tat; so plump und träge er scheint, so schnell weiß er zu enteilen; nur ein kleiner Leichenfledderer, der Saugfisch, treibt sich am Tatort umher. Tagelang ließ er sich, am Haifischleib festgesaugt, durch die Wasser tragen, um in dem Augenblick, da seines Wirtes Gebiß irgend etwas krachend zerknackt, ins Wasser zu gleiten und an dem Rest des Mahls schmatzend zu schmarotzen.

Einer der Fälle, deren Zeitgenosse wir in Sydney waren, war der des dreizehnjährigen Mädchens Elsie Morrin. Die Kleine hatte an der Mündung des St. George River Schwimmübungen gemacht, als ein Hai frontal auf sie zukam und ihr mit einem Biß beide Arme abriß. Elsie Morrin wurde geborgen, eine Zeitung sammelte 3000 Pfund Sterling zu ihren Gunsten.

Von einem vierzehn Tage später, nahe der Sydneyer Vorstadt Bankstown, ins Netz gegangenen Hai wurde behauptet, es sei jener, der das Mädchen verstümmelte. Vielleicht hat die Zeitung diese Identität des Täters mit dem Verhafteten nur erfunden, um die von ihr veranstaltete Kollekte zu beleben, vielleicht hat Warren Digby das ausgeheckt. Warren Digby hatte den Hai gefangen, und wir wollten ihn darüber ausfragen und über sein Gewerbe im allgemeinen. Wir läuteten und klopften am Tor seiner Haifischfängerei in Rushcutter's Bay, niemand öffnete, so öffneten wir selbst und stolperten allein über den Hof, der zugleich Landungsbrücke ist.

Alte Netze aus Messingdraht lagen auf einem Haufen, Angelhaken aus Nickelstahl, schon mehr Ankerhaken als Angelhaken, lagen auf einem anderen Haufen. Angelstöcke lehnten an der Wand, schwere Stangen, die kann ein Angler nicht einfach mit den Händen festhalten, die muß er in der Düse des Ledergürtels aufstützen wie einen Fahnenstock.

Auf jeder Angel ist eine Messingwinde, mittels der der gefangene Hai emporgerollt wird.

„High and dry", das heißt ans Land gezogen, lagen einige Boote. Auch Haifischflossen und Haifischzähne sahen wir und Haifischhäute, Skalps der Gegner, die Warren Digby vom Kriegspfad heimgebracht hat. Sonst aber kriegten wir in der Haifischerei Warren Digbys kein Aas zu Gesicht, der Meister war wohl mit seiner Bemannung auf der Jagd, und so konnten wir niemanden fragen, wodurch die Identität des Hais von Bankstown mit jenem festgestellt wurde, der das Mädchen Elsie Morrin überfallen und beraubt hat.

Trösten wir uns, die letzten Dinge über Haifischfang hätte Warren Digby uns kaum verraten können. Ist er doch mehr oder weniger Amateur, übt sein Gewerbe nur im Umkreis von Sydney aus, hauptsächlich im Interesse der Badenden und neugieriger Jagdgäste, die er auf seine Fahrten mitnimmt.

Die, die dem Haifisch als Rohstofflieferanten auf den Leib rücken, das sind die großen Fänger, und sie kommen von weit her nach Australien, wo sie keine Abgaben bezahlen müssen. Das wäre ja noch schöner, die Vertilgung eines Scheusals zu besteuern, das nicht nur Menschen frißt, sondern auch teure Fische, per Tag so viele, wie sein eigenes Gewicht beträgt, oft bis zu 500 Kilogramm. Selbiges Quantum schnappt der Hai zumeist an den Flußmündungen, an denen es von zarten Lachsen wimmelt, den fleißigen Anglern vor der Nase weg. Er ist somit das widerlichste und schädlichste aller Wassertiere, darüber kann wohl kein Zweifel obwalten.

Andererseits kann kein Zweifel darüber obwalten, daß der Hai das sympathischste und das nützlichste aller Wassertiere ist, man muß die Sache nur vom einzig richtigen Standpunkt aus ansehen, vom Standpunkt der Ausbeutung nämlich. So restlos und so profitabel, wie der tote Haifisch sich ausbeuten läßt, so restlos und profitabel läßt sich nicht sobald jemand ausbeuten.

Da ist vor allem und jedem die Haut, groß wie mehrere Kuhhäute zusammen, weit widerstandsfähiger und demgemäß teurer, zur Transfiguration in Treibriemen, Seile, chagrinlederne Reisetaschen, Aktentaschen, Damenhand-

taschen und Damenschuhe vorbestimmt. Da sind die Haifischflossen, kein chinesisches Gastmahl ohne sie. Eine Leber von 40 Kilogramm hat sich der brave Haifisch angemästet, damit nach seinem Tod eine genügende Menge von Lebertran den schwachen Kindern Kräfte bringe, und Zuckerkranke bedient er aus seiner Bauchspeicheldrüse mit Insulin. Sein Fett wird zu Margarine oder Seife, sein Fleisch zu Fischkonserven und Fischkarbonaden, sein Darminhalt zu Dung, seine Gräten – welch niedliches Wort für solchen Knochenbau – zu Futtermehl.

Nichts geht verloren, und die Fiskalpolitiker, die die Abgabenfreiheit der Haifischjagd als Unrecht empfinden, sind sie im Unrecht? Sind sie im Unrecht, wenn sie erklären, man müsse von den Haifischflotten Jagd- und Gewerbesteuer verlangen, auch auf die Gefahr hin, daß sie abwandern und dann einige Menschen mehr im Haifischmagen ihr Grab finden?

Besagten Magen umschließen Wände, die nicht von Spinnweb sind. Schwerlich kann der sprichwörtliche Straußenmagen vertragen, was ein Haifischmagen nachweislich verträgt: volle Konservenbüchsen, Schiffstaue, Stacheldraht, echte und falsche Gebisse, Menschenköpfe und Menschenleiber mit Haut und Haar. Nicht nur lebende Menschen, auch Leichname, verweste und unverweste, sind ihm willkommen, weshalb „Der Taucher" von Schiller den gräßlichen Hai des Meeres Hyäne nennt.

Bei dieser Gelegenheit sei ein Vorfall erzählt, weil er alle Schillerschen Balladen in den Schatten stellt, den Fisch des Polykrates zum Beispiel, der nur einen Ring im Bauche trägt, nicht aber ... Nicht aber wollen wir vorgreifen.

James Smith, Besitzer eines Billardsalons in Sydney, vorbestraft, sagte am 8. April zu seiner Frau: „Ich gehe mit einem Freund angeln." Dann verließ er die Wohnung und kehrte nicht mehr zurück.

Zehn Tage später wurde bei Coogee Beach ein viereinhalb Meter langer Tigerhai gefangen und ins Aquarium gebracht. Dort lehnte er eine Woche lang jede Nahrung ab, was bei Haien in der Gefangenschaft üblich ist. Hernach aber tat er etwas, was bei Haien in der Gefangenschaft nicht üblich ist, etwas, was in Widerspruch zu seinem eben gerühmten

guten Magen steht, etwas, was künftige Verwerter des Balladenstoffes als ekstatische Erfüllung einer übernommenen Rachepflicht hinstellen können.

Unser Tigerhai schien urplötzlich vom Veitstanz befallen zu sein, er schoß durch das Bassin in unvorstellbarem Tempo, peitschte das Wasser wütend mit seinem Schwanz, warf sich hoch. Bestürzt und geängstigt sahen solches die Wächter und das Publikum. Auf einmal hielt der tollgewordene Hai inne, wie die Musik im Zirkus innehält, damit die Menge den Atem klemme vor dem großen Coup. Eine Sekunde, zwei Sekunden. Dann bäumte sich der Tigerhai auf und spie eine unheimliche Sache aus, einen Menschenarm, mit einem tief ins Fleisch einschneidenden Strick um das Handgelenk.

Auf dem Arm waren zwei einander gegenüberstehende Boxer tätowiert, das aber gab keinen Hinweis auf seinen Besitzer. Erst als die Polizei die Haut des Armes spannte und die Fingerabdrücke abnahm, stellte sie fest: der Arm gehört dem abgängigen Billardsalonbesitzer James Smith.

Acht Detektive wurden auf die Spur gesetzt, und sie ermittelten, ein Bootsbauer namens Reginald Holmes habe jemandem anvertraut, James Smith sei von Patrick Brady ermordet worden. Die Polizei kannte Patrick Brady, einen zweiundvierzig Jahre alten Wollscherer, und sie kannte zufälligerweise auch den Bootsbauer Reginald Holmes. Holmes war nämlich ein paar Tage vorher von der Wasserpolizei angehalten worden, weil er wie von Erinnyen gehetzt, demnach mit vorschriftswidriger Geschwindigkeit, auf seinem Motorboot durch den Hafen raste. Er blutete aus einer offenbar von einem Streifschuß herrührenden Stirnwunde, doch da er angab, sich selbst verletzt zu haben, forschte man nicht weiter nach, belegte ihn nur mit einer Geldstrafe wegen Schnellfahrens.

Als die Polizei nun erfuhr, Holmes beschuldige den Brady des Mordes an Smith, wurde Brady verhaftet. Dem Holmes, den die Detektive nicht zu Hause antrafen, hinterließen sie eine Vorladung. Holmes konnte ihr nicht Folge leisten, man fand ihn am selben Abend unter der Rampe der Hafenbrücke, tot, von drei Revolverschüssen durchbohrt.

So war das also! Nicht aus Mutwillen hatte Holmes vor einigen Tagen die Verkehrsvorschriften und seine Stirn ver-

letzt; ohne Zweifel hatten ihn schon damals die Mörder von James Smith als einen gefährlichen Mitwisser umlegen wollen, und Holmes war auf der Flucht vor ihnen, als die Wasserpolizei ihn anhielt. Mit der Verhaftung Bradys wurde die Beseitigung von Holmes noch dringlicher, jemand lockte ihn unter irgendeinem Vorwand auf die Brückenrampe und erschoß ihn, während ein Eisenbahnzug über die Brücke ratterte und jeden Lärm verschlang.

Wann aber, wie, wo und warum war James Smith ermordet worden? Hatte Smith, da er gefesselt dem Grund des Meeres entgegensank, einen Hai erblickt und an ihn seines Mordes Klag erhoben?... Wenn dem so war, kann man dem Hai nicht absprechen, die Klage ordnungsgemäß weitergeleitet zu haben. Seltsamerweise jedoch wurde sie nicht zu Gericht zugelassen, und das Beweisstück, das er produzierte, ebensowenig.

Nein, unsere Ballade schließt, zum Unterschied von der Schillerschen, nicht mit dem Sieg der Gerechtigkeit. Sie schließt vielmehr mit einem englischen Strafgesetzparagraphen, demzufolge kein Mordprozeß stattfinden darf, solange der Leichnam des Ermordeten nicht aufgefunden ist. Und, wie man's auch dreht und wendet, ein Arm ist kein Leichnam. Vergeblich hat der Tigerhai so dramatisch die Aufmerksamkeit auf sich gelenkt. Der zu rächende Arm rief den rächenden Arm nicht herbei.

Das ist der „Shark Murder Case", der die Sydneyer Öffentlichkeit monatelang in Atem hielt. Er und ähnliche Vorfälle machen es begreiflich, daß für das Sydneyer Aquarium jede Neuerwerbung eines Haifisches eine Attraktion bedeutet, obwohl der Haifisch sozusagen ein Haustier ist.

Auf den Plakaten nennt das Aquarium seine Haie mit Namen, als ob sie auf einen Namen hören, auf einen Namen reagieren würden, als ob je ein Hai persönliche Beliebtheit beim Publikum erworben hätte oder erwerben könnte, als ob ein Hai ein Individuum mit individuellen Eigenschaften wäre und nicht ein anonymer Teil einer anonymen Gewalt. Lächerlich die Genugtuung darüber, daß das von Warren Digby in Bankstown gefangene Exemplar jenes sein soll, das die Bluttat an dem Mädchen Elsie Morrin verübte.

Dennoch drängt sich die Menge im Aquarium von Taronga

Zoo Park, um die Haie zu sehen, vor denen sie draußen flüchtet. Zweistöckig und zylindrisch umgibt eine Tribüne das Raubfischbecken, Stühle und Bänke bilden einen Kreis um das Geländer, aber niemand setzt sich, alles lehnt an der Brüstung, Mütter heben ihre Kinder hoch, uns schwindelt bei dem Gedanken, ein Baby könnte hinunterfallen.

Hinter einer Säule, dem Bassin abgewandt, sitzt eine Frau mit gestärktem weißem Häubchen, möglicherweise ein Kindermädchen, sie interessiert sich nicht für Haifische und überläßt es wohl ihren Pflegebefohlenen, sich unvorsichtig über den Abgrund zu beugen.

Schulbuben, elterlicherseits täglich ermahnt, sich nicht zu weit vom Strand und von den anderen Badegästen zu entfernen, auf daß der Hai sie nicht schlucke, genießen es hier, den vielberufenen, den einheimischen Feind zu beobachten; sie schlagen Krach, wollen ihn aufscheuchen aus seiner Apathie. Ihre Altersgenossen aus Übersee, die zum Welttreffen gekommenen Pfadfinder, hegen ein exotisches Interesse an den Haien; zurückgekehrt nach Europa oder Amerika, werden sie am Lagerfeuer von Kämpfen mit diesen Bestien erzählen. Ein kleines Mädchen im Cape, blaß, das kastanienbraune Haar in der Mitte gescheitelt und gegen die Ohren zu gekämmt, neigt das Stirndreieck über das Reich der bösen Riesen und starrt ihnen mit großen Augen nach. Äußerlich sind die Haie nicht furchteinflößend und nicht romantisch. Grau und fettig glänzend gleichen sie eisernen Walzen, an denen die Rückenflosse wie ein Steuer oder wie der Propeller eines Torpedos sitzt. Unbeweglich bewegen sich die Eisenkörper im Kreis, als lägen sie auf einem langsam laufenden Band.

Vier solcher Stücke rollen im Aquarium von Taronga Zoo Park, ein Tigerhai wie der, der den Arm von James Smith ans Tageslicht beförderte, und zwei graue Nurse-Sharks, von denen der eine das Mädchen Elsie Morrin um beide Arme gebracht haben soll. Ein Teppichhai hält sich auf dem Grund des Beckens.

Kleine silbergraue Fische schwimmen unbekümmert und regelmäßig über die Kolosse hin, unter ihnen weg, neben ihnen und vor ihnen, in Rachenweite. Der Hai tut ihnen nichts zuleide, lebt von seiner Substanz, träumt, wie die

Großmächte, von der Freiheit der Meere. Die Wärter schieben ihm mit Stangen Leckerbissen geradewegs ans Maul, tote Fische, Pferdefleisch. Pferdefleisch ist weiß, also müßte er es sehen, selbst wenn er unfähig ist, dunkle Gegenstände zu erblicken, wie die Eingeborenen behaupten und deshalb vor dem Schwimmen ihre helleren Handflächen und Sohlen schwärzen. Bescheidene Anregung an den Haifischgefahr-Beratungsausschuß: Sollten die Weißen nicht im schwarzen Trikot baden, das sie von den Zehen bis zum Scheitel bedeckt?

So weiß das Fleisch auch sein mag, mit dem man den Hai füttern will, er beachtet es nicht, weicht aus, setzt sein Ringelspiel fort. Nach einigen Wochen wird er eingehen, und ein neuer tritt an seine Stelle, der wird statt „Skipper II" – die Namen sind angeschrieben – „Skipper III" heißen oder „Jackie" statt „Bob".

Pinguine nisten possierlich am Rand des Beckens und tauchen von Zeit zu Zeit ins Raubtierwasser. Da zur Fütterungsstunde Brotkrumen für die kleinen Fische ins Wasser geworfen werden, flattern vom benachbarten Zoo Vögel herbei, stoßen kreischend auf den Wasserspiegel nieder, picken auch vom Haifischrücken Brosamen auf, unbeirrt gleitet der Hai weiter, immer im Kreis, immer im Kreis, es ist schon langweilig, wir suchen andere Bezirke des Aquariums auf.

Groß hängt ein Photo an der Wand wie ein Relief, das Photo eines Delphins, und darunter seine Lebensbeschreibung wie eine Gedenktafel. Dieser Delphin hatte einen Namen wie nebenan die gefangenen Haifische, aber er hat sich diesen Namen gemacht, ohne in Gefangenschaft geraten zu sein. Er ist als einziges Individuum von allen Wassertieren mit seinem Eigennamen in der Legislatur eines Landes verankert.

Pelorous Jack hieß er, wohnte zwischen den beiden Inseln, aus denen Neuseeland besteht, und war von der Leidenschaft beseelt, den Schiffen in der gefährlichen Meerenge als Pilot zu dienen. Wann immer ein Dampfer von Wellington oder einem anderen Hafen gegen die Stadt Nelson fuhr, tauchte Pelorous Jack auf und schwamm so lange, alle Klippen und Untiefen vermeidend, vor dem Bug, bis das Schiff den French Pass passiert hatte. Dann kehrte Pelorous Jack zurück, um die Führung des nächsten Schiffes zu übernehmen. Sommer und Winter, Tag und Nacht, bei friedlicher See und in hohem

Sturm tat er solches dreißig Jahre lang, und darum erklärte ihn die Regierung von Neuseeland durch ein Gesetz für unverletzlich und bedrohte jeden mit hoher Strafe, der dem Pelorous Jack ein Leid zufügen sollte.

Im November 1916 ward der alte Lotse zum letztenmal gesehen. Sicherlich ist er – aber das steht nicht in der Biographie – mutterseelenallein gestorben, von allen Bewohnern des Meeres geächtet, weil er den Menschen, den Massenmördern am Meeresgetier, gedient, sie sichere Wege geleitet hat, statt sie an den Klippen zerschellen zu lassen.

Wir setzen unseren Rundgang durchs Aquarium fort. In unserem Auge ist noch das Rattengrau der Haifische, während uns bereits ein grelles Treiben von vielen Bühnen entgegenfunkelt. Gläserne Bühnen, nebeneinander, übereinander. An den Soffitten perlt strahlendes Wasser, auf dem Boden leuchtet goldener Sand, und sie sind erfüllt von türkisblauem Glast. Darin tummelt es sich edelsteinfarben und halbedelsteinfarben, Fische aus Onyx, aus Beryll und aus Saphir, etliche wiederum sind durchsichtiges Perlmutter, Platin, Purpur oder orangerotes Metall. Lurche lauern unter Miniaturgebirgen, Tintenfische lassen langsam und heimtückisch aus ihrem Leib Gliedmaßen hervorwachsen, an deren Ende der Sauger wie ein starres böses Auge ist. Eine Aufschrift an jedem Glastheaterchen besagt, welches Stück vom Leben im Ozean hier gespielt wird, welche Prominenten auftreten.

Manch andere australische Prominenz würde hierhergehören, ebenso wie sie in die Menagerie oder ins Terrarium gehören würde, denn hierzulande ist noch die Fauna einer Zeit erhalten, da es in der Tierwelt die heute herrschenden Klassen nicht gab. Säugetiere tragen Gefieder und legen Eier; Darmkanal und Harnröhre münden gemeinsam; sie brüten Eier aus und nehmen dann den Nachwuchs an die Mutterbrust, als schriebe die Naturgeschichte nicht ausdrücklich vor, daß Säugetiere nur lebendige Junge zur Welt zu bringen haben.

Auf der Veranda des Brisbaner Museums lebt in einem gläsernen Wasserbehälter der Lungenfisch Barramanunda. Er atmet mit Kiemen im Wasser und mit der Lunge in der Luft, er brauchte nicht zu erschrecken, wenn der Fluß, in

dem er wohnte, austrocknete, für ihn und seinesgleichen wohnt sich's ebenso gut im Schlamm.

Von einem ihrer Urtiere sprechen die Australier, die sich ihrer Haifische schämen, mit dem ganzen Stolz des Alleinbesitzers. Sie nennen es Platypus. Gemeint ist das Schnabeltier, Ornithorhynchus, ein Säugetier mit richtigem Entenschnabel, zu Wasser und zu Land zu Hause, das auf dem Wasserspiegel laufen kann wie ein schwerer Seevogel und sich mit Gift und Krallen verteidigt. Ebenso viele Bücher wie über Napoleon sind über das Schnabeltier geschrieben worden, doch seinem Ruhm und seiner Vielseitigkeit zum Trotz ist es in die niedrigste Kategorie der Säugetiere verwiesen, nur weil es seine Notdurft nicht sub ultraque verrichtet, sondern in einerlei Gestalt.

Der Ameisenigel (Echidea), ihm verwandt durch Stamm und Sinn, hat einstens auch Europa bewohnt, wie Skelettfunde aus der Juraformation beweisen; in Australien lebt er noch, Australien ist das Land, wo die Sintflut die vorsintflutlichen Tiere nicht ertränkt hat, wo die Fossilien atmen.

Da gerade dieser, der geologisch älteste Kontinent, der jüngste ist, den der weiße Mensch entdeckte, hat sich die Fauna der Urzeit ein paar Jahrhunderttausende lang an die Freiheit gewöhnt, sie mag, altvorzeitisch wie sie ist, die Gefangenschaft nicht leiden und schickt sich an, auszusterben. Nahe vom Carpentaria Golf halten sich die Letzten aus dem Geschlecht der Ameisenigel und Schnabeltiere versteckt, in Sydney stehen sie nur ausgestopft und nichtssagend im Museum; im Aquarium finden wir sie nicht und kehren zu den Haifischen zurück.

Die machen noch immer ihren monotonen Rundgang im Gefängnishof. Auch sie ein altes Geschlecht, auch sie durchschwammen heil die Sintflut und hatten damals mehr Fraß als je zuvor und je nachher; auch sie wollen lieber sterben als in der Gefangenschaft als Schauobjekt dienen. Sie stehen im Hungerstreik, die Fütterungsstunde ist resultatlos verlaufen, und die Zuschauermenge verläuft sich ebenfalls.

Die Pfadfinder sind zum Zoo hinaufgestiegen, wo es für Bubenaugen abenteuerliche Tiere zu sehen gibt. Dingos zum Beispiel, wilde Hunde, die die verwahrlosten Nachkommen entlaufener Haushunde sind. (Sicher ist das übrigens nicht.)

Auf den Bäumen sitzt der Koala, mit dem die Natur die Erfindung des Teddybären vorweggenommen hat. Lachvogel und Leierschwanz zeigen in der Voliere ihre Künste, der eine akustische, der andere optische. Riesenkänguruhs und Zwergkänguruhs hüpfen umher, und manches europäische Säugetier hat in Australien ein Beuteltier zum Vetter, der Dachs, der Maulwurf, der Wolf, der Fuchs, der Bär, das Eichhörnchen.

Vor solcher Konkurrenz können die Haie nicht bestehen, mögen sich auch graus-grausige Geschichten an sie knüpfen. Nur das blasse junge Mädchen, dessen braunes Haar ein weißes Stirndreieck frei läßt, ist noch da. Ihre großen Augen starren in das Bassin, so wie sie vor einer Stunde hinabgestarrt haben, sie folgen unausgesetzt einem trägen Hai, an dem nichts Besonderes zu sehen ist, dem, der dem Mädchen Elsie Morrin ...

Und plötzlich fällt uns ein: das ist Elsie Morrin. Ihr Cape verhüllt ihre Arme, denn sie hat keine. Die Frau mit der weißgestärkten Haube, die noch immer geduldig-gelangweilt hinter der Säule sitzt, ist ihre Krankenschwester.

Vor drei oder vier Monaten hatte Elsie Morrin den runden Kopf dieses Haies hart vor sich gesehen, war sie Aug in Aug diesem Monstrum gegenüber. Dann klaffte ein Schlund auf und schloß sich wieder, während mit einem gräßlichen Krachen ihre Knochen barsten, ihr Fleisch zerriß. Verschwunden waren ihre Arme in dem Schlund.

Eigentlich sollten wir auf das Mädchen zutreten und sie fragen, ob sie Elsie Morrin ist, ob sie zum erstenmal im Aquarium ist oder ob sie täglich hierherkommt und warum sie den Hai so unverwandt ansieht. Wir unterlassen es, haben wir doch nicht einmal bei dem Fänger Warren Digby festgestellt, ob dieser Hai wirklich dieser Hai ist, und wir bringen nun auch nicht in Erfahrung, was das Mädchen denkt, dieweil ihr weißes Stirndreieck über das Bassin gesenkt ist und ihre großen Augen den quermäuligen, rattengrauen Unhold verfolgen.

Brütet sie Rache oder glaubt sie, er werde sich unversehens in einen Ritter mit goldenem Schuppenpanzer verwandeln, vor ihr liebend niederknien und ihr als Brautgeschenk ihre beiden weißen Arme mit allen zehn Mädchenfingern daran überreichen?

DIE ANBETUNG DES HEILIGEN LAMMES

Also ward es offenbart Johannes, dem Theologen: „Das Lamm ist würdig, zu nehmen Kraft und Reichtum und Weisheit und Ehre und Lob."

Weil dieses geschrieben steht in der Offenbarung Johannis, Kap. V, Vers 12, und (wie nicht verhehlt sei) auch aus anderen Gründen, ward dem mystischen Lamm ein Tempel aufgerichtet in Sydney, der großen Stadt am Saume der südlichen Meere.

Und um dem Lamm zu geben Kraft und Reichtum und Weisheit und Ehre und Lob, prangt sein Bildnis auf den Fenstern dieses Tempels, einmal in ganzer Figur an himmlisch blauem Bande hängend, oder besser gesagt: schwebend, ein andermal als Brustbild en face, idealisiert und mit einer Aureole, von üblichen glasgemalten Schafsköpfen unterschieden durch die Pracht lieblicher Locken um und um.

Auch die Briefmarken des Landes Australien befolgen das Wort Johannis, des Theologen, sie geben Preis und Lob dem Lamme und seinem ersten Apostel. Und diesem ersten Apostel des Lammes sind all seine Sünden vergeben, so wenig er sie auch jemals bereut hat. Sie waren ihm schon vergeben, alldieweil er noch auf Erden wandelte, und nach seinem Tode wurden sie ausgelöscht aus dem Buche der Schuld, und er ward heiliggesprochen am hundertsten Jahrestag seines Todes, um der Kraft und des Reichtums und der Weisheit und der Ehre und des Lobes willen, welche er empfahen durch das Lamm.

Es lebet noch dieses Apostels Samen und seines Samens Samen, und es leben noch die Herden, die er gezüchtet hat, und sie beide stehen in Ansehen als die ersten Familien im Lande; noch stehet sein Kastell im Tale von Camden, und wenn ein Fürst kommt von jenseits des Meeres, so kehret er daselbst ein, und es gibt der Festlichkeiten viel. Und in dem Kastell ist auf die Gitter geschmiedet und über den

Portalen gemeißelt des Apostels Leitspruch: Fide et opera, durch Treue und Arbeit.

Aber die opera waren nicht von ihm getan, sondern von armen Schächern in Ketten, und durch fides hat er sich nicht ausgezeichnet, der Apostel des Lammes. Johannes hieß er, wie der Theologe des Neuen Testaments, dem er sonst nimmermehr glich, und sein Nachname war Macarthur.

Und er war über das große Wasser gekommen im Jahre 1790 nach der Geburt Christi, mit einem Regiment von Söldnern, die der König von England ausgesandt hatte, auf daß sie die aus seinem Reiche verbannten Schächer überwachen mögen im Lande der Verbannung.

Die Hauptleute dieser Truppe von Häschern, Bütteln und Ordnungshütern lösten ihre Aufgabe, indem sie die Gefangenen entweder für sich arbeiten ließen oder zu eigenem Nutzen an Farmer vermieteten, weibliche Sträflinge schändeten, einlangende Waren mit Beschlag belegten und zu Wucherpreisen verkauften, Getreide zu Rohspiritus brannten und diesen als „Rum" bezeichneten, weshalb sie ihrerseits vom Volke als das „Korps des Rumausschanks" bezeichnet wurden.

Zahlmeister dieser Wuchergesellschaft in Uniform war Kapitän John Macarthur, und der wucherischste, geldgierigste und skrupelloseste von allen, und als er die Uniform ablegte, wurde er erst recht Beherrscher der ganzen Kolonie.

Selbst während einer Hungersnot spekulierte Macarthur in Nahrungsmitteln. Von einem endlich in den Hafen einlaufenden Hilfsschiff mit Lebensmitteln befürchtete er den Preissturz seiner aufgespeicherten Waren und denunzierte deshalb der Behörde, das Schiff habe Tee an Bord. (Außer der Flotte der Ostindischen Kompanie durfte kein Fahrzeug, das Tee mit sich führte, in einem britischen Hafen Ladung löschen.) Die Zollbeamten durchsuchten Kajüten und Luken. Vergeblich. Da zeigte ihnen der Vertreter von Macarthur in einer Kabine ein winziges Päckchen Tee. Woher hatte er davon gewußt? Hatte er selbst die Mitnahme veranlaßt, das Päckchen eingeschmuggelt? Gleichwohl, das Schiff mußte Anker lichten, ohne Rettung bringen zu können und ohne dem Warenlager Macarthurs Konkurrenz zu machen.

Die Gouverneure Seiner Britischen Majestät, einer nach dem anderen, mühten sich, die Tyrannei Macarthurs zu brechen; einen nach dem andern, fünfe im ganzen, brachte Macarthur zu Fall. Sogar dem Gouverneur Bligh, der einige Jahre vorher als Kapitän der „Bounty" durch seine Brutalität eine Meuterei seiner Matrosen hervorgerufen hatte, waren die Methoden Macarthurs zu brutal, und er versuchte, ihn vor Gericht zu ziehen. Daraufhin ließ ihn Macarthur auf ein Schiff verschleppen und setzte einen militärischen Geschäftsfreund in das Amt des Gouverneurs ein.

Solche Zwischenfälle hinderten Macarthur nicht daran, das Lämmlein zu hüten; auf seinem unentgeltlich gekauften Grund bei Parramatta weideten Bengalschafe, nicht viele für ein so großes Gebiet. Zu dieser Zeit brachten zwei Offiziere, Kapitän Waterhouse und Leutnant Kent (die sind die wahren Stifter des australischen Exportartikels) vom Kap der Guten Hoffnung eine Herde Gordon-Merinos mit (die sind die wahren Ureltern des australischen Exportartikels).

Macarthur wollte den ganzen Posten Schafe an sich bringen, wie er es mit jeder Fracht tat, um die Konkurrenz auszuschalten. Aber die beiden Offiziere lehnten es ab, Macarthurs Monopol auch auf Schafe ausgedehnt zu sehen, und verteilten sie an sechs Farmer. Aus unaufgeklärten Gründen gingen alle jene Tiere ein, die nicht in den Besitz Macarthurs gekommen waren – auf dem gleichen Grund und im gleichen Klima, wo fürderhin Millionen und aber Millionen ihrer Rassegenossen wuchsen, blühten und gediehen.

Jedoch auf der einzigen Schafweide Australiens, die heute als Schafweide aufgelassen ist, weil hier die Tiere vom harten Erdboden fußkrank werden, auf der Weide von Elizabeth Garden und Camden, starben die Merinos nicht. Just hier haben sie sich zugunsten Macarthurs vermehrt, und Macarthur vermehrte sie noch durch Ankäufe.

Unter anderem ersteigerte er bei einer Auktion aus den königlich englischen Ställen in Kew einige Widder und Mutterschafe, gleichfalls Merinos von spanischem Geblüt. In den englischen Parlamentsakten war festgelegt, daß der Versuch, auch nur ein einziges Schaf von der Insel England auszuführen, dem Verbrechen des Hochverrats gleichzu-

setzen, mit Zuchthaus und Einbrennen des Sträflingsmals auf den Handrücken zu strafen sei.

Dadurch ließ sich Macarthur nicht schrecken, denn er war ein kapitalkräftiger Kapitän, und er brachte trotz einiger Schwierigkeiten seinen Kauf nach Australien, wo er nach wie vor Männer und Frauen züchtigte, die einst ein Gesetz übertreten hatten.

Vor allem empörte sich John Macarthurs rechtlicher Sinn dagegen, daß gerichtlich Verurteilte jemals wieder frei werden durften, jemals aufhören sollten, ihm und seinesgleichen als Sklaven zu dienen. Wer von den Sträflingen die Freilassung anstrebte, wurde vermittels der neunschwänzigen Katze oder des Galgens von solchen Wünschen geheilt. Wer bedingt frei war, ein „ticket o'leave-man", den brachten Macarthur und seine Getreuen mit Denunziation und Verleumdung hurtig in den alten Stand zurück. Gegen die frei ins Land gekommenen Siedler aber, die die Emanzipationsbestrebungen der Sträflinge unterstützten und sich für die Einstellung der Sträflingstransporte aus England einsetzten, organisierte er Boykott und Überfälle.

Ihm stand der Sinn nach weiteren unentgeltlichen Ländereien und Arbeitsheeren, er wollte den ganzen Kontinent sein eigen nennen, die Knute als Zepter schwingen und unter einem Thronhimmel aus Galgen unumschränkt regieren über Untertanen in Ketten.

In seiner Bewerbungsschrift um dieses Reich, gerichtet an den britischen Staatssekretär Hobart, erklärte er, daß die drei Widder und fünf Schafe, die er 1797 von Captain Waterhouse gekauft, binnen sechs Jahren sich auf viele hundert vermehrten, das Gewicht der Schur von zweieinhalb Pfund per Schaf auf fünf Pfund gestiegen und die Qualität der Wolle besser sei als die der spanischen. So könne er sich denn erbötig machen, binnen zwanzig Jahren hinreichend Wolle zu produzieren, um die bisherige, jährlich zwei Millionen Pfund Sterling kostende Einfuhr aus Spanien und anderen Ländern nach England überflüssig zu machen. Als Gegenleistung verlangte er „nur", so viel Land in Besitz nehmen und so viele Sträflinge verwenden zu dürfen, wie ihm beliebe.

Der Boden frei und die Arbeiter unfrei, das waren ideale

Voraussetzungen für eine rentable Produktion, aber das Mutterland zögerte, einen einzigen Untertan mit ganz Australien zu belehnen. Macarthur mußte sich damit begnügen, riesige, aber begrenzte Territorien und viele, aber zählbare Sträflinge zugemessen zu erhalten.

Wie John Macarthur der Apostel der Lämmerzucht ist, so ist Thomas Sutcliffe Mort der Apostel des Wollhandels, und sein Standbild erhebt sich groß auf Macquarie Place. Von ihm, Thomas Sutcliffe Mort, sind keine Gewalttaten und Niederträchtigkeiten überliefert, er war ein tüchtiger Geschäftsmann, und er würde staunen angesichts seiner Heiligenstatue: „Nie im Leben habe ich daran gedacht, dem öffentlichen Wohl zu dienen oder gar der Menschheit. Ich habe mich als Wollauktionator etabliert, weil ich rascher zu meinem Geld kommen wollte, sonst nichts."

Ob so oder so, das von Mort begonnene Geschäft hat merkantile Weltbedeutung gewonnen, er ist der Ahnherr der Sydneyer Wollbörse. Sein Gewölbe in George Street, in dem er bei seiner ersten Auktion am 15. September 1843 sage und schreibe zwei Ballen Wolle anbot, war klein und hatte keine bunten Kirchenfenster, aber es war ein organisatorischer Fortschritt. Bisher hatte ein Teil der Züchter die Schur nach London verschifft und mußte warten, bis sie dort losgeschlagen wurde und die Bezahlung rund um Südafrika nach Australien kroch. (Die Nabelschnur des Kabels und den Kaiserschnitt des Suezkanals gab es noch nicht.) Der andere Teil der Züchter fuhr die flockige Ernte mit sechzehn vorgespannten Ochsen zur nächsten Stadt, wo der Einkäufer dem Verkäufer das angebotene Fell über die Ohren zog.

An ihren Arbeitern konnten sich die Züchter schadlos halten. Das taten sie denn auch gründlich, und die Ausbeutung wurde nicht geringer, als die regelmäßigen Auktionen des Meisters Mort rasche Profite sicherten und technische Neuerungen diese Profite vervielfachten. Der Schere folgte die Hand-Haarschneidemaschine, dieser die elektrische, die erste australische Textilfabrik erstand (selbstverständlich im Zuchthaus von Parramatta), die Dichte und Länge der Wolle wuchs, das Gewicht eines Vlieses stieg von zweieinhalb Pfund auf nahezu das Dreifache, die Zahl der Schafe auf das

Zehnfache, und die Arbeitszeit dementsprechend. Nur die Löhne stiegen nicht, und noch an der Verpflegung der Scherer, die diese selbst bezahlen mußten, verdienten die Besitzer der Schafstationen bis zu hundertfünfzig Prozent.

Da brach in den neunziger Jahren der Schererstreik aus, ein allumfassender Ausstand und Aufstand mit Zusammenstößen zwischen Polizei und Streikern und zwischen Streikern und Streikbrechern, mit Feuersbrünsten und Todesopfern. Schiffsladungen „Arbeitswilliger" von den Inseln Australiens, Gesetz und Gericht, Polizei und Presse wurden gegen die Scherer aufgeboten, die das Recht auf Koalition und Normierung der Arbeitszeit verlangten und höhere Löhne dafür, daß sie während eines relativ kurzen Aufenthalts auf der Schafstation eine übermenschlich schwere Arbeit bei Tag und Nacht leisteten.

Vor und nach der Schur gibt das Schaf wenig zu tun. Wahrlich, schon seiner Bescheidenheit wegen würde es verdienen, als Fensterheiliger geehrt zu werden. Mit wahrer Lammsgeduld weidet es, begnügt sich mit den kargen Grasnarben der Steppe oder Halbwüste, läßt seine Locken wachsen und folgt dem Leithammel überallhin, in den Stall, auf neue Weiden oder zum Haarschneider.

Kein Wolf bedroht in Australien die Herde, kein Frost wird ihr gefährlich. Um die Schafe mit Arsenik vor Wollwurm und Krätze zu schützen, genügen ein paar Hirten, und die achten auch darauf, daß der fliegende Dornbusch, Bindi-eye, seine Stacheln nicht in die Lämmerbeine treibe. (Die Schäferhunde tragen Schuhe, wenn der Bindi-eye zu wandern beginnt.)

Sind die Wolleballen stadtwärts abgegangen, dann gibt es ein halbes Jahr lang keine Schererei mehr, und der Eigentümer der Schafstation kann ruhig einen Urlaub antreten. Ohne viel menschliches Zutun rammeln die Widder, lämmern die Schafe, sprießen die Vliese. Wenn alles gut geht, kann sich die Herde inzwischen um ein Drittel vermehren und der nächste Ernteerlös um ein paar tausend Pfund Sterling.

In Konjunkturzeiten trug ein Schaf seinem Herrn jährlich dreizehn Schilling zu. Das scheint nicht viel zu sein, aber es läppert sich zusammen, denn ein mittlerer Züchter besitzt

bis zu fünfzigtausend Schafe, der reiche hat eine Million Schäflein ins trockene gebracht.

Die Krise hat auch die Schafkönige nicht verschont. Sie verdienen längst nicht mehr dreizehn Schilling pro Schaf und Jahr, viele haben pro Schaf und Jahr fast den gleichen Betrag für Kredite an die Bank abzuzahlen; deshalb erstreben sie mehr denn je die Wiederkehr der Macarthurschen Zeiten, sind Anhänger der „Douglas Credit Reform" (einer Bewegung, der eine dilettantische Währungsreform vorschwebt) oder Mitglieder der agrarischen Landpartei oder Geldgeber faschistischer Gruppen oder alles gleichzeitig.

Vor der Krise exportierte Australien Wolle für 61 Millionen Pfund Sterling jährlich; während der Krise fielen die Preise so, daß 1930 nur für 28 Millionen Pfund Sterling Wolle losgeschlagen wurde. Im gesegneten Jahr 1924 hatte ein Ballen 33 Pfund Sterling 13 Schilling 10 Pence gebracht, im verfluchten Jahr 1931 brachte er nicht mehr als 10 Pfund Sterling 6 Schilling 4 Pence oder 8,04 Pence per Pfund. (Ein Ballen wiegt 313 Pfund.) 1933 wurden nur zweieinhalb Millionen Ballen (gegen drei Millionen des Vorjahrs) verkauft, aber der Preis war nicht schlecht: 19 Pfund Sterling 7 Schilling 8 Pence pro Ballen oder 15,03 Pence pro Pfund.

Der Schafbestand Australiens ist im letzten Jahr um mehr als anderthalb Millionen Köpfe zurückgegangen. Noch immer aber grasen 111 738 000 Schafe in Australien, ein Siebentel aller Schafe der Welt, und dieses Siebentel liefert ein Viertel aller Wolle der Welt, da die australischen Schafe „auf Wolle" gezüchtet sind und schwerer wiegende Vliese haben als ihre auch „auf Fleisch" gezüchteten Kollegen in anderen Ländern.

Dank dem Schaf beherrscht Australien den Wollmarkt der Welt, und das Schaf beherrscht Australien, es hat mit seiner Entwicklung die des Kontinents bestimmt.

Dem Schaf zuliebe, ihm neue Weideplätze zu suchen, wurde der Riegel gesprengt, den die Blauen Berge dem Küstengebiet vorgeschoben hatten.

Dem Schaf zuliebe folgte man dem Lauf der Flüsse und erschloß das Landesinnere.

Dem Schaf zuliebe nahm man den Weizenbauern Land.

Dem Schaf zuliebe vernichtete man ganze Waldungen durch Feuer oder Gurgelschnitte in den Baumstamm.

Dem Schaf zuliebe glaubte man, die Eingeborenen ausrotten zu müssen.

Dem Schaf zuliebe schuf man die Wege für Ochsengespanne und später für Lastautos, auf denen die Wolle hafenwärts rollt. Dem Schaf zuliebe baute man Eisenbahnstrecken in Gebiete, in die kein Passagier fährt. Dem Schaf zuliebe beschleunigte man den Verkehr der Frachtschiffe, während die Passagierdampfer die Schnelligkeit ihrer von Europa nach Amerika fahrenden Kollegen nicht mitmachen und so langsam fahren wie vor dreißig Jahren.

Dem Schaf zuliebe (und in diesem Falle auch dem Weizen zuliebe) richtete man gegen die unermeßlichen Heere des wilden Kaninchens Schutzwälle auf, darunter einen Drahtzaun von zweitausend Meilen Länge und für 200 000 Pfund Sterling Kosten.

Das Schaf ermöglichte es, kraft des Geldes, das es einbrachte, alle Fertigwaren aus dem Ausland zu kaufen, und hemmte solchermaßen die Entwicklung der australischen Industrie.

Das Schaf trieb die Landarbeiter zu gewerkschaftlichem Zusammenschluß.

Das Schaf bestimmte die Zollpolitik.

Das Schaf wiegte die Regierungen in den Wahn, daß der Reichtum Australiens unerschöpflich sei, daß das Schaf auch weiterhin immer alles bezahlen werde, wie es geweissagt ist in der Offenbarung Johannis: „Denn das Lamm wird sie weiden und leiten zu den lebendigen Wasserbrunnen, und Gott wird abwischen alle Tränen von ihren Augen."

Dieses biblische Vertrauen hat dem Schaf jenen Tempel aufgerichtet, von dessen bunten Scheiben es in himmlischer Milde herablächelt, als wolle es der Gemeinde zu seinen Füßen die Gnade hundertprozentiger Gewinne und dauernder Hausse gewähren. Glaubet an mich! Seid voll Zuversicht! Hängt doch von der Börsenstimmung, von den Aufträgen der Wollmakler fast alles für Australien ab; der Verlauf eines Börsentages der Sydneyer Wollbörse ist weit wichtiger als der Verlauf einer Regierungssitzung.

Nach streng wirtschaftswissenschaftlicher Terminologie ist

die Sydneyer Wollbörse keine Börse, sondern eine Auktion, weil die Ware als Ganzes vorhanden ist, wenn auch nicht im sakral gefensterten Börsensaal. Die Dauerwellen aller Schafe von Neusüdwales und vieler Schafe aus den Nachbarstaaten und aus Neuseeland rollen, von Jute umhüllt, in den Hafen von Sydney und branden hier in die Speicher von Millers Point und Pyrmont.

Sägeförmig ist das Glasdach jedes Speichers gezackt, wie das der Diamantenbörse in Amsterdam, dort wie da, damit das Tageslicht gerecht und gleichmäßig über die Ware flute, kein Schatten auf sie husche und über ihre wahre Qualität hinwegtäusche, obwohl die Einkäufer sicherlich Männer sind, denen kein Lichtreflex ein X für ein U vormachen könnte.

In weißleinene Ordensmäntel gehüllt, durchschreiten Ritter des Goldenen Vlieses die sonnenhellen Straßen zwischen den Ballen und greifen hinein in die klaffenden Pakete ungewaschener, unentschweißter und daher aneinanderpickender Schafhaare, prüfen mit freiem Auge Farbe und Glanz, mit der Lupe die Kräuselung und den Schweißgehalt und mit den Fingerspitzen die Zartheit, stellen auf diese Weise haargenau fest, mit welcher von den 848 registrierten Wollsorten von Merino oder Crossbred sie es zu tun haben (im Jahre 1800 unterschied man nur acht Sorten), und kritzeln in ihr Exemplar des Verkaufskatalogs kabbalistische Zeichen.

Von allen Küsten kamen sie, aus Yorkshire in England vor allem, aus Japan, Belgien, Frankreich, Deutschland, Holland, Amerika und Italien, um am Nachmittag des Tages, an dem sie, in Leinenmäntel gehüllt, die Musterung der Ballen vorgenommen haben, in Hemdsärmeln unter den glasgemalten Lämmern zu sitzen. Amphitheatralisch steigt das Schiff der Kathedrale an, auf jedem Kirchenstuhl steht der Name des Besitzers in großen Lettern und dem Altar zugekehrt, so zwar, daß dem Hohenpriester kein Irrtum unterlaufe, er nicht dem Lohmann zuschanze, was Karematsu rechtens ersteigerte oder Gaullier oder Haughton.

Unten in einer Ecke ducken sich die Züchter, meist solche mit kleinerem Schafbestand. Bäuerliche Typen. Mißtrauisch schielen sie auf die Herren, die zu ihren Häupten walten. Sie haben ihre Wolle selbst in die Speicher gefahren und

wollen dabeisein, wenn sich ihr Schicksal entscheidet. Es entscheidet sich gewöhnlich innerhalb einer, höchstens dreier Sekunden.

Der Priester auf der Kanzel hält den Katalog wie eine Bibel in der Hand, sein Kruzifix ist der Holzhammer. Im Katalog ist allerhand gedruckt, Rubriken mit Buchstaben und Formeln, geheimnisrauschend und unverständlich dem Mann ohne Schafverstand. D 9 steht zum Beispiel in der ersten, EJM IONA Mudgee in der zweiten und Bku E 4 Bku W 1 in der dritten Rubrik; nur die Zahl der Ballen (Rubrik 4) ist auch dem Laien verständlich, mindestens fünf Ballen werden als ein Posten versteigert.

Die Neunmalweisen in den Rängen verstehen die gedruckten Zauberformeln, wie sie auch verstehen, was sie im Speicher zu jeder Katalognummer hinzugekritzelt haben; nun warten sie, bis die Ware ihrer Wahl drankommen wird.

Von der Kanzel her wird die erste Nummer ausgerufen und der Ausrufpreis dazu. Ein Sturm bricht los, daß auf den Scheiben die goldenen Lämmer zu beben beginnen, als fühlten sie atavistisch die Angst ihrer europäischen Ahnen vor dem Geheul der Wölfe.

Gesetzte Männer springen auf, toben wie Berserker, falls Berserker so toben; solide Finger, und zwischen den Fingern Bleistifte, zielen und schießen wie Revolver.

„Sechzehn, sechzehn", schreien sie, den Ausrufpreis wiederholend. Sie haben diesen Schrei in der gleichen Sekunde begonnen. Alle, die sich in der Schauhalle zum Kauf entschlossen, hatten diesen Willen vormittags in ihrem Exemplar des Katalogs verzeichnet und nachmittags nur auf ihr Stichwort gelauert. Prompter konnte fürwahr kein Einsatz erfolgen; die Männer sind emporgeschnellt, vier in der ersten Bank, hart an des Altares Stufen, zehn in der dritten, fünf in der neunten Reihe, acht im rechten Halbkreis, fünf im linken Halbkreis, „sechzehn, sechzehn", brüllen ihre Lungen, ihre Arme, ihre Hände, ihre Finger, alle gleichzeitig.

Und doch muß einer der erste gewesen sein, es gibt keine Gleichzeitigkeit in mathematischem und börsenmäßigem Sinne, einer muß der erste gewesen sein, und er, der erste Bieter, gilt als der Käufer, solange kein höheres Angebot erfolgt. So wäre mit einem einmaligen „sechzehn" die Auf-

gabe getan, aber jeder schreit „sechzehn" und immer wieder „sechzehn", um zu beteuern, daß er und nur er mit seinem „sechzehn" allen anderen weit voraus war.

Da dringt ein Ruf in den Orkan: „eins", und ab ebbt der Orkan. Was für sechzehn Pence per Pfund so vielen eines Kampfes auf Leben und Tod wert schien, für sechzehn Pence plus einen Farthing, also erhöht um das Viertel eines Pennys, ist es den meisten keinen Farthing wert. Manche sind bereit, noch einen Farthing zu opfern, und sinken erst auf ihren Sitz zurück, wenn der Hammer fällt, ihre Felle weggeschwommen sind.

Während ein Kleinzüchter, der mit Beben dem Wolfsgeheul um seine Schafe gelauscht hat, die Ecke im Saal, die Wollbörse, die Stadt, vielleicht das Leben verläßt, wird die nächste Nummer verhandelt. Lärm wie vorhin, „fünfzehn, fünfzehn", „eins, eins", Hammerschlag.

Die Einkäufer aus Bradford in England, der Hauptstadt der Tuchverarbeitung, sind die ganz Großen des Markts, sie kaufen am meisten, die Wolle, die im Jahr durch ihre Zentralstelle, das „Bradford Conditioning House" geht, würde ausreichen, dreißig Millionen Männer mit Anzug, Mantel und Strümpfen zu bekleiden.

Gleich nach den Engländern kommen die Japaner Mitsui, Mitsui-Bishi und die kleineren Großkapitalisten: sie überbieten und unterbieten einander nicht, ein Kontrollbeamter, von ihrer Regierung entsandt, achtet darauf.

Japan, seiner Wichtigkeit für Australien bewußt, fordert für die Teilnahme an den Sydneyer Wollkäufen Vorzugszölle und will nur mit Waren bezahlen – Bedingungen, deren Annahme beinahe den Boykott Englands durch Australien bedeutet –, andernfalls aber seinen Bedarf aus Südafrika decken und die eigene Wollproduktion forcieren. Vor einigen Jahren hat Japan aus Australien Corriedaleschafe zu Züchtungszwecken eingeführt (der Sowjetunion wurde der Abtransport bereits bezahlter Zuchtschafe von der australischen Bundesregierung verboten), und schon die bisherigen Ergebnisse der japanischen Wollproduktion beunruhigen das australische Geschäft.

Eine zweite Gefahr droht aus Deutschland. Keineswegs die einer Konkurrenz auf dem Schafwollmarkt. Das ist lange

vorbei; ein Jahrhundert ist vergangen, seit Deutschland jährlich 90 000 Ballen seiner sächsischen Flocke nach England verkaufen konnte und Australien nur 14 000 verschiffte. Das Wachstum der Schafherden auf deutscher Weide hielt mit dem Wachstum des Textilwesens nicht gleichen Schritt, die dreieinhalb Millionen Schafe konnten und können kaum ein Zehntel des deutschen Wollbedarfs decken, und so war Deutschland lange Zeit hindurch die zweitgrößte Kundschaft Australiens. Nach dem Kriege rückte es an die vierte Stelle, und nach Hitlers Machtantritt, mit Devisenschwund und Zwangsautarkie im Gefolge, geriet Deutschland noch weiter nach hinten. Durch Nachrichten über Wollstra und andere künstliche Spinnfasern versucht es, Preise und Stimmung zu drücken.

In der Tat, wenn Schafwolle ohne Schafwolle erzeugt werden könnte, müßte Australiens Haupteinnahmequelle versiegen. Aber die Propheten der Sydneyer Börse halten fest an der Bibel und am Glauben, daß alle Widersacher unterliegen werden, wie es geschrieben steht in der Offenbarung Johannis, des Theologen, Kap. XVII, Vers 14:

„Diese werden streiten mit dem Lamm, und das Lamm wird sie überwinden, denn es ist ein Herr aller Herren und ein König aller Könige, und mit ihm sind die Berufenen und die Auserwählten und die Gläubigen. Amen."

WIR FAHREN ZUM ÖLSCHIEFER

Über Newnes wird viel diskutiert, hinter Newnes steht ein großes Fragezeichen. So viele Schätze Australien auch besitzt, gerade den wichtigsten Treibstoff, Petroleum, ist es genötigt einzuführen, im Jahr 335 Millionen Gallonen (1 Gallone = 4,54 Liter), und 11 Millionen Pfund Sterling dafür zu bezahlen.

Um wenigstens Benzin nicht aus der Ferne beziehen zu müssen, sollte für 10 Millionen Pfund Sterling eine hydrogenetische Anlage errichtet werden, die jährlich aus 300 000 Tonnen Kohle 50 bis 60 Millionen Gallonen Leichtöl liefern sollte; aber ausländische Ratgeber meldeten sich, man möge zunächst abwarten, welche Ergebnisse die Fabrik der Imperial Chemical Industry Ltd. in Billingham-on-Tees (England) mit dem Bergiusverfahren erzielen werde, und das Projekt rückte in neblichte Fernen. Australien braucht jedoch seine Öle per sofort und bringt nur schwer das Geld auf, sie im Ausland zu kaufen; wo also sie hernehmen?

Es gibt Öl im Inland. Hauptlager ist Newnes, und deshalb wird viel über Newnes diskutiert; verhältnismäßig leicht erfahren wir, wo es liegt: 140 Kilometer nordwestlich von Sydney. Laut Fahrplan zweigt von der Strecke Sydney–Broken Hill in Newnes Junction eine Pendellinie nach Newnes ab; dorthin fahren dreimal in der Woche Züge: Montag, Mittwoch und Freitag. Im Besitz dieser Auskunft, gehen wir eines Freitags zum Schalter, verlangen eine Fahrkarte nach Newnes und hören, daß die Teilstrecke aufgehoben ist.

Von da an wird die Recherche verzwickt, doch machen wir endlich einen Kenner der Verhältnisse ausfindig, und der sagt uns, was wir ohnehin schon wissen: die Züge der Hauptstrecke halten nicht mehr in Newnes Junction, weil die Zweigbahn eingestellt ist. In Newnes gäbe es nichts mehr zu besuchen, seit das Werk stillsteht.

„Und wenn man dennoch hinfahren will, wie kommt man hin?"

„Bis Lithgow fährt man mit der Bahn, und von dort sind es noch achtzig Kilometer.“

„Wie macht man diese achtzig Kilometer? Im Auto?“

„Im Auto? Erstens können Sie kein Auto ins Abteil mitnehmen, zweitens ist zwischen Lithgow und Newnes nur Urwald und Felsengebiet, und drittens ist das Betreten des Werks verboten. Also kann man nicht nach Newnes fahren.“

So fuhren wir denn nach Newnes. Wir fuhren im Auto, zunächst westwärts über die Blauen Berge. Die sind einst der Wall gewesen, der die an der Ostküste Australiens Angesiedelten an der Ostküste festhielt; ein Vierteljahrhundert lang glückte es keinem, den Gebirgszug zu erklimmen, keinem flüchtigen Sträfling und keiner der Expeditionen, die es versuchten. Den letzteren galt der Befehl des Gouverneurs King, „die ebenso nutzlosen wie schimärischen Versuche, die unbesteigbaren Blue Mountains zu besteigen, unbedingt zu unterlassen“. Als aber das Agrarkapital neue Viehweiden brauchte, trat das Verbot des Gouverneurs automatisch außer Kraft, die alpinistischen Versuche erschienen nun ebensowenig schimärisch wie nutzlos, im Gegenteil, sie erschienen real und versprachen Nutzen.

Den einzigen Widerstand bot die Natur. Intakte Jungfrau, kalt wie Felsen, wild und widerborstig, wehrte sie sich gegen alle, die sich an sie heranmachten; sie preßte die Schenkel zusammen, hielt die Hände vor, biß, kratzte und stieß. Gegen ökonomische Gelüste konnte solche Abwehr nichts ausrichten. 1813 wurde die keusche Bergschöne von drei jungen Draufgängern, Wentworth, Blaxland und Lawson, bezwungen, und seither läßt sie jeden drüber.

Den Verkehr bringt die Autostraße heran, eine breite, makadamisierte, ansteigende Rampe. An ihren Kämmen, das heißt an der Stelle, zu der jeweils der Blick des Fahrers reicht, glitzert silbern eine Pfütze; kommt aber das Auto näher, so ist der Silbersumpf wieder weit vorne. Eine Luftspiegelung.

In schnittigen Autos sitzen je ein Herr mit Chefgesicht und ein Mädchen, wohl seine Angestellte; in Medlow Bath, Hotel Hydro Majestic, von dessen eingebauten Betten sich die jungen Mädchen lüsterne Sagen zuflüstern, werden die ungleichen Paare Weekend verbringen.

Alpinistisch ausgerüstet marschiert eine Gruppe junger Leute den Kurrajong Heights entgegen, eine andere, bescheidener, wandert den Jenolan-Grotten zu, diesem Atelier eines Rodin aus Titanengeschlecht, eine dritte, noch bescheidener, will am Warragamba-Fluß picknicken, und wieder andere, noch bescheidener, sind Liebespaare, und ihnen ist jedes Plätzchen recht.

Mai 1813. Während in Europa die Truppenmassen Napoleons und die seiner Gegner jeden Feldweg in eine Heerstraße verwandelten, war es rings um Sydney, der aufschießenden Hauptstadt eines Weltteils, so einsam, daß Todesmut dazu gehörte, in die nächste Umgebung vorzudringen. Jene drei Passanten, Wentworth, Blaxland und Lawson, streckten sich, wenn des Tages mühevolle Wanderung und Kletterung zu Ende war – Gedenksteine bezeichnen die Stellen –, im unheimlichen Dickicht hin, der Nachtruhe zu pflegen, wie man so sagt.

Nachtruhe! Opossums streiften ihre Köpfe, Wallabies und Wombats stolperten über ihre Köpfe, Dingos durchheulten drohend die Schwärze, aus dem Gestrüpp flackerte ein grünes Doppellicht und dort wieder eines und dort wieder eines. Menschenaugen? Raubtieraugen? Kaum eingenickt, sprangen die drei erschrocken wieder auf, ein jäher Schmerz hatte sie geweckt, sie glaubten, von einer Pythonschlange gebissen oder von einem Skorpion gestochen zu sein. Es waren Ameisen. Freilich, die australischen Ameisen verstehen das Beißen, sie bohren Löcher in Steine, zersägen Holzpfähle, auf denen Häuser stehen, und die Soldatenameise, ein Insekt mit Gardemaß, ein Zentimeter lang, rückt in Reih und Glied gegen den Feind vor.

Wentworth, Blaxland und Lawson vermochten in der ersten Woche ihrer Expedition trotz übermenschlicher Energie nur siebenundzwanzig Kilometer hinter sich zu bringen – alle drei Minuten flitzt eines ihrer Nachtquartiere an unserem Auto vorüber.

Vom Plateau hinter Katoomba fällt eine Felsenwand tief in eine bizarre Welt hinab. Unter uns recken sich riesenhaft Menschengestalten aus Stein, einige stehen einander auf Kopf und Schultern wie Akrobaten, balancieren Kugeln und Keulen. Eine steinerne Bierflasche, das entsprechende Glas

neben sich, beherrscht das Gelände, auf das die Natur Architekturen gewürfelt hat, Kathedralen, Burgen, einen Hafen mit Kränen und Schiffen und eine schnurrige Menagerie.

Weit höher als im böhmisch-sächsischen Elbsandsteingebirge sind hier die Prebischtore und Basteien, und anders als dort bietet sich von der Logenbrüstung das ganze Ensemble aus rotem Stein auf einmal dar; zwischen den Dekorationen „Grüner Wald" und vor dem Hintergrund „Blaue Berge" überwölbt ein Kuppelhorizont aus blauzitterndem Äther die bewegte Szenerie.

Auf annehmbarer Chaussee fährt unser Auto weiter, beim Dorf Blackheath bezeichnet ein kleiner Obelisk das letzte Nachtlager von Wentworth, Blaxland und Lawson, dann kommt Lithgow, eine Stadt der Bergwerke und einer Waffenfabrik. Hier nehmen wir Benzin, Abschied vom Wegebau und Richtung nach Nord. Buschwerk und Boden müssen Anno Wentworth, Blaxland und Lawson genauso ausgesehen haben wie heute, die drei aber kamen gar nicht bis hierher, sonst wären sie, so waghalsig sie waren, entmutigt umgekehrt.

Etwas wie einen Pfad gibt es, das läßt sich nicht leugnen, er führt durch eine Wüste aus schwarzem, schwerem Kot, ein Pfad, in dessen Mitte sich Eukalyptusbäume aufgepflanzt haben. An einigen Stämmen hängen Starhäuschen, aber niedriger, als Starhäuschen gewöhnlich hängen. Es sind nur vier Brettchen, keine Vorderwand, ein Star müßte darin erfrieren. Wir halten an, das ist kein Zeitverlust; auch wenn der Wagen fährt, ist hier sein Tempo nicht größer, als wenn er steht.

„Blue Gum House" hat eine ungelenke Hand auf eines der Starhäuschen gekritzelt, auf einem anderen klebt ein Zettel mit den Worten „Kevin Fitzgerald". Wir fragen unsere Begleiter nach dem Zweck dieser Brettchen. Zu unseren Häupten fängt jemand zu kichern an; verlegen und beleidigt schauen wir aufwärts. „Das ist Kookaburra, der Lachvogel, und das sind Briefkästen für die Farmen im Busch", wird uns Bescheid, „der Postbote kann nicht zu jeder abgelegenen Farm laufen."

Warum sind die Kästen nicht abgesperrt?

Im Gezweig prustet es höhnisch los, es klingt, als ersticke da oben jemand vor Lachen.

„Abgesperrt? Und wer soll den Schlüssel haben?"

Der Adressat selbstverständlich, der Mister Kevin Fitzgerald oder das Blue Gum House. Damit kommt er einfach hierher oder gibt den Schlüssel dem, den er schickt.

Lebhafte Heiterkeit auf der Galerie. „Der Adressat kann doch nicht aufs Geratewohl hierherreiten, fünf Meilen, acht Meilen vielleicht, und hinterher fünf oder acht Meilen zurück. Das würde sich selbst dann kaum lohnen, wenn er wüßte, daß hier ein Brief für ihn liegt."

Wie kommt der Adressat unter solchen Umständen zu seiner Post? Wieder schallt es von der Höh, jetzt lachen drei oder vier, Kookaburra Nummer eins hat wohl Freunde herbeigerufen, weil es so komische Fragen zu hören gibt. Mit Mühe vernehmen wir die Auskunft: „Wenn jemand mal zu Besuch auf die Farm geht, so nimmt er den Brief mit."

Weiter dringt unser Wagen durch den Urwald vor, der uns unwegsam dünkt, den Inhabern der Briefkästen aber wohl eine Poststraße mit brausendem Verkehr bedeutet.

Ein Felsenberg spreizt sich vor uns, laut Landkarte Mount Bald, 3848 Fuß hoch; werden wir durch ihn hindurchfahren müssen? Zum Glück oder Unglück schlingt sich ein Gürtel um seine Hüfte, er trennt den Oberkörper vom Unterleib und ermöglicht unserem Auto, an der Taille von Mount Bald entlangzurutschen.

Schmal und quatschweich ist der Pfad, er windet sich wie eine von Magenkrämpfen befallene Schlange, daher der Name Serpentine. Keine Barriere grenzt ihn ein, Steinbrocken, losgerissen von der Wand zu unserer Linken, verengen die Fahrrinne. Nur zwei Möglichkeiten scheinen vorhanden, entweder stürzt die linke Felswand auf uns, oder wir stürzen die rechte Felswand hinab. Kookaburra ist auch hier, er lacht, und schon sehen wir eine dritte Möglichkeit vor uns. Diese: hier ewig steckenzubleiben.

An einer scharfen Kurve sitzt nämlich ein Auto, gramgebeugt vorgeneigt. Wann mag es gewesen sein, vor Tagen, vor Wochen, vor Monaten, daß der Wagen die Lehmschicht unter sich nahm und flugs weiterzurollen gedachte? Aber sie erwies sich als zäh, und mochte er auch knirschen und

rütteln, sie hielt ihn fest umfangen, ließ ihn nicht mehr los, die Liaison war zur Ehe geworden. Und vor uns steht das Problem, auf einem Schlingpfad, der ungefähr ebenso breit ist wie unser Auto, an einem anderen Auto vorbeizukommen.

Wir umschiffen dieses und andere Fährnisse; wie aber wird sich unser Rückweg gestalten in Dämmerung und Dunkel? Hoffentlich gibt es in Newnes einen Gasthof, wo wir übernachten können. Kookaburra lacht sich einen Ast.

Endlich sind wir in Newnes. Nicht nötig, sich nach einem Hotel zu erkundigen, wir sehen selbst, daß es keines gibt. Die Läden sind geschlossen, verschalt. Wirtshäuser haben keine Tür mehr, durch die klaffende Maueröffnung tritt niemand ein, denn er bekäme nichts, auch wenn er bezahlen könnte. Über einem Hauseingang baumelt eine Tafel „Zu verkaufen", auf einigen Lokalen ist mit Kalk gemalt „Zu vermieten", die Mehrheit der leerstehenden Häuser und Wellblechhütten bietet sich nicht einmal an. Wer soll denn mieten, wer soll denn kaufen? Das Dorf ist wüst verfallen.

Jedoch nicht unbevölkert. Am Straßenrand sitzen Männer, ein Stückchen Holz statt einer Zigarette zwischen den Lippen, sie schauen mißtrauisch auf das einfahrende Auto; auch die Fensterrahmen füllen sich mit Augen. Kommen wieder Herren an, um das Werk zu untersuchen und zu erklären, daß es nichts tauge?

Niemand lebt in Newnes von etwas anderem als von der Arbeitslosenunterstützung; ein einziger Kaufmann hat einen Laden. Kein Warenweg führt aus der Welt hierher, wie kein Menschenweg von hier in die Welt hinausführt. Eingestellt ist der Bahnverkehr, und es lohnt sich keiner Firma, Lieferwagen kaputt zu machen auf der unbeschreiblichen Strecke, die wir eben beschrieben haben. Am allerwenigsten können Arbeitslose mit ihren Familien und ihren Habseligkeiten fort; selbst wenn die Bahn noch führe, der Weg gangbar wäre, wo fänden sie eine Bleibe? Sie, die man einst als Lohnarbeiter hierherzog, als man ihrer bedurfte, müssen bleiben, obwohl man ihrer nicht mehr bedarf.

Die Werkanlage ist mit der Welt verbunden, ihr Telefon funktioniert nach wie vor. Rechts und links vom Eingang zum Werk ist der Buschwald mit Stacheldraht abgesperrt.

Das Haus des Pförtners liegt erhöht, das gutgepflegte Gärtchen senkt sich sanft zur Straße hinab. Von seiner Warte aus sieht der Pförtner jeden Ankömmling von weitem. Wie ein Prellbock stellt er sich uns entgegen, fragt nicht, wer wir seien, sagt einfach, daß wir nicht weiterfahren dürfen.

Wenn das Bundesministerium die Besichtigung des Werks bewilligt, wird dem Pförtner der Besucher telefonisch angekündigt. Wir sind nicht angekündigt, und der Pförtner ist durch nichts zu bewegen, ein Auge zuzudrücken. Er kann seine Stellung nicht aufs Spiel setzen, er steht als einziger Bewohner von Newnes in Lohn und Brot.

Gegenüber ragt das Werk, sehen können wir es sehr gut, nähern dürfen wir uns nicht. Dreißig Rundtürme steigen unregelmäßig einen Hügel empor, einige in Gruppen, Schulterfühlung haltend, einige einzeln. Sie sind aus Walzeisen und fußen auf Ziegelfundamenten. Dreimal so hoch wie die Destillationstanks sind die Schornsteine und dreimal so hoch wie die Schornsteine die Felsenmauern des Mount Wolgan, die das Werk in einem Halbkreis umschließen. Die Front des Retortenhauses verschwindet hinter einem Gewirr von Röhren, senkrechten, schrägen, waagerechten Röhren. Eine Schütte für Wachsgewinnung, Schienen und Karren einer Schmalspurbahn, geborstene Röhren, zerbrochene Maschinenteile, Latten – auf allem wächst Rost, Moos oder Gras.

Nirgends ein Bohrturm, geschweige denn die Pinienhaine von Bohrtürmen, die Baku und Mossul umsäumen. Der Boden hier schimmert nicht von opalenen Pfützen, und im Erdinnern liegt nicht wie in Baku oder Mossul ein See aus Öl oder ein Strom aus Öl, den man bloß ans Tageslicht zu pumpen braucht.

Das Öl von Newnes ist kein Erdöl, obwohl es gleichfalls aus der Erde geholt wird, und ebensowenig kann es als Pflanzenöl oder Tierfett im Sinne der Warenbörse gelten, obwohl es von Pflanzen und Tieren stammt, von Pflanzen und Tieren einer vergangenen geologischen Ära. Generationen und aber Generationen von ihnen haben unter uns ihr Massengrab, der schiefrige Mergel, der ihre Grabplatte ist, war wohl auch ihr Mörder, er hat sie erdrückt, erstickt, wie in einer Presse lagen die Toten, sie hatten kaum Raum

zu verwesen, ihr Leichenfett durchtränkte die Wände der Gruft.

Millonen von Jahre ist das her. Sechzig Jahre ist es her, seit ein paar Tramps beim Anzünden des Lagerfeuers staunend merkten, daß der Stein schneller Feuer fing als das Holz. Bald machte man sich daran, den Ölschiefer wieder in Öl und Schiefer zu teilen.

Ähnlich dem Zinnober, den man zur Quecksilbergewinnung aus dem Bergwerk hackt, werden die Schieferplatten losgebrochen und geschwelt und destilliert. Bei verschiedenen Temperaturen scheiden verschiedene der flüssigen, flüchtigen Kohlenwasserstoffe aus, in jeder der Retorten eine andere Art von Öl.

An allen Stellen, wo sich Ölschiefer fand, nahm man dieses Verfahren auf, und es wurde, lange bevor das Auto, die Benzinmotoren und die Ölfeuerung die essentielle Bedeutung von heute hatten, ein einträglicher Gewerbezweig. Paraffin für Kerzenfabrikation, Naphtha für Linoleum, Firnis und Lack, schwere Maschinenöle wurden hergestellt, Fabriken, Schiffe, Gasanstalten beliefert, innerhalb eines halben Jahrhunderts 153 Millionen Gallonen Öl aus dem heimischen Schiefer gewonnen.

Auf hundert Millionen Tonnen wird der Ölschieferbestand von Neusüdwales geschätzt, jede Tonne ergibt 80 bis 120 Gallonen Rohöl. Um das reichste der Lager, Newnes-Capertee mit 20 Millionen Tonnen, industriell auszubeuten, wurde 1905 in London die Commonwealth Oil Company gegründet. Sie hat das Werk erbaut, vor dem wir stehen, zwei Millionen Pfund Sterling investiert, Kerosin und andere Öle erzeugt, Dividenden gezahlt und auf dem internationalen Petroleummarkt mitgesprochen. Bis 1922 der internationale Petroleummarkt mitsprach und der Betrieb von Newnes eingestellt wurde.

Zehn Jahre lang stand nun das Werk still. Dann begann sich die Labor Party für die Wiedereröffnung einzusetzen. Die Schwierigkeit, den Ölimport zu bezahlen, trieb dazu und die Notwendigkeit, Arbeitsmöglichkeiten zu beschaffen. Ein Entwicklungs- und ein Untersuchungskomitee, ein Staats- und ein Bundeskomitee traten auf den Plan, aber nur eine provisorische Inbetriebsetzung kam zustande, und

binnen Jahresfrist sah Newnes wieder aus wie im Jahrzehnt vorher. Die Commonwealth-Ölraffinerie und die großen privaten Bankinstitute lehnten eine Beteiligung ab, teils wegen der hohen Investitionskosten, teils mit dem Hinweis, die ausländischen Trusts würden immer in der Lage sein, Öl zu billigeren Preisen und mit besserem Verteilungsapparat auf dem australischen Markt zu placieren.

Viel wird in Australien darüber gestritten, warum das Werk lahmgelegt wurde, viel wird darüber erzählt, daß Gas und andere Nebenprodukte systematisch vernichtet worden seien, um die Rentabilität des Werkes herabzusetzen, allgemein wird behauptet, daß die Hauptlieferantin Australiens, die Anglo-Persian Oil Company, und ihr Präsident Sir John Cadman die Inbetriebsetzung von Newnes verhindern. Um diesen mißtrauischen Erörterungen ein Ende zu machen, wurde ein Fachmann eingeladen, das Werk einer Prüfung zu unterziehen und darüber zu befinden, ob sich die Wiederbelebung empfehle. Wer aber aus der weltumspannenden Ölbranche würde und könnte es wagen, dem Willen des weltumspannenden Sir John Cadman mit einem entgegengesetzten Gutachten zu widersprechen? Wer wäre andererseits, wenn er das Verdikt von Sir John Cadman bestätigt, vor dem Verdacht gefeit, er tue solches nur auf Befehl von Sir John Cadman?

Ihr würdet nicht erraten, wer der Experte ist. Kein Geringerer als Sir John Cadman. Und sein Revisionsurteil über das Urteil, das gefällt zu haben man ihm zur Last legt, bestätigt sein erstrichterliches Urteil, das Todesurteil über Newnes. Er tut es natürlich nicht allein, weil anglo-persisches Erdöl die Konkurrenz des Schieferöls fürchtet, sondern weil jede neue Rohstofferschließung, wo immer in der Welt sie auch erfolgt, die Aktien der alten Gesellschaft zum Sinken bringt. Zu einer Zeit, da nationalökonomische Weisheit aufgeboten wird, um Maßnahmen zur Einschränkung der Produktion auszuhecken, können verantwortungsvolle Wirtschaftskapitäne nichts anderes tun, als sich der Erschließung neuer Quellen widersetzen.

Im australischen Bundesparlament berichtete Minister Dr. Page über den hohen Besuch in Newnes: „Am 22. Oktober hat Sir John Cadman die Anlage in Newnes besichtigt

und am 25. Oktober dem Ministerpräsidenten Lyons und den Ministern Vincent und McLachlan mitgeteilt, er könne sich nicht für die Inbetriebnahme des Werkes aussprechen."
(Gelächter bei den Labor-Abgeordneten.)

Minister Dr. Page (fortfahrend): „Nach Sir John Cadmans Ansicht ist die vom Newnes Investigation Committee aufgestellte Schätzung der Produktionskosten zu niedrig; außerdem erachtet er die Retortenanlage nicht als ausreichend für die Behandlung des geförderten Öls. Von seiten der Minister wurde Sir John Cadman darauf aufmerksam gemacht, daß die von ihm angezweifelte Kostenaufstellung von maßgebenden Autoritäten errechnet worden sei und daß die Retortenanlagen beträchtliche Zeit in Betrieb standen und sich als vollkommen geeignet erwiesen. Daraufhin erklärte Sir John Cadman, er werde, obwohl er keinen sehr günstigen Eindruck von der Nutzbarmachung der Anlage in Newnes gewonnen habe, zwei Fachleute aus seinen Betrieben nach Australien entsenden, damit sie eine neuerliche Überprüfung vornehmen."

Abgeordneter James (Labor): „Das ist eine Komödie! Sir John Cadman ist nur hier, um die Interessen der großen Petroleumkompanien zu vertreten."

Abgeordneter Beasley: „Und die treiben Schindluder mit uns."

ILLUSTRATIONEN ZU EINEM LENIN-ZITAT

„Was ist das doch für ein originelles (‚originalnaja') kapitalistisches Land", sagt Lenin, da er Australien anläßlich der Parlamentswahlen 1913 einer Analyse unterzieht, „wo die Arbeiter das Oberhaus beherrschen und vor kurzer Zeit auch das Unterhaus beherrscht haben, ohne daß dadurch das kapitalistische System in irgendeiner Weise gefährdet war."

Das Problem war auch für Europa wichtig. Vom deutschen Kaiserthron herab war wenige Jahre vorher das Volk aufgerufen worden, zwischen sich und den Sozialisten, diesen vaterlandslosen Gesellen, das Tischtuch zu zerschneiden. In Rußland wurden Sozialisten verfolgt und verbannt, in anderen Ländern wurde die Unmöglichkeit eines sozialistischen „Zukunftsstaats" zu beweisen versucht, völliger Zusammenbruch der Wirtschaft und offene Anarchie beschwörend prophezeit.

Inzwischen aber rückte in Australien die Arbeiterpartei zur Parlamentsmehrheit auf und übernahm sogar die Regierung. Und was geschah? Nichts, keine der düsteren Voraussagen erfüllte sich. „Seht hin, die sind anders als unsere Sozialisten", riefen die europäischen Regierungen und ihre Parteien, „die sind staatserhaltend und national."

„Jawohl", antworteten die reformistischen Arbeiterführer, „in Australien ist gezeigt, daß wir Sozialisten zu regieren verstehen, ohne den Staatsapparat und das Eigentum anzutasten."

Diese Auffassungen wehrt Lenin mit der Feststellung ab, daß die australische Labor Party keine sozialistische Partei sei, nicht einmal nominell. „Sie ist in Wirklichkeit eine liberal-bürgerliche Partei, während die sogenannten australischen Liberalen Konservative sind."

Lenin weist darauf hin, daß eine solche Verschleierung von Parteizielen durch sonderbare und unrichtige Parteinamen nicht vereinzelt dasteht: in Amerika nennen die

Sklavenhalter von gestern ihre Partei „demokratisch", und in Frankreich seien die kleinbürgerlichen Feinde des Sozialismus als „Radikal-Sozialisten" zusammengeschlossen. Nicht nach ihrem Aushängeschild also sei die wahre Bedeutung einer Partei zu beurteilen, sondern man müsse ihren Klassencharakter und die historischen Bedingungen ihres Landes untersuchen. Er tut das selbst und schreibt in seinem (deutsch bisher nicht erschienenem) Artikel in der „Prawda" vom 26. Juni 1913:

„Der Kapitalismus in Australien ist noch immer sehr jugendlich. Das Land beginnt erst, sich zu einem selbständigen Staat zu entwickeln. Die Arbeiter sind meist Einwanderer aus England. Sie haben England zu einer Zeit verlassen, als die liberale Arbeiterpolitik in diesem Lande fast uneingeschränkt herrschte und die Masse der englischen Arbeiter aus Liberalen bestand. In England besteht noch heute die Mehrheit der qualifizierten, geschulten Fabrikarbeiter aus Liberalen und Halbliberalen, was ein Ergebnis der außergewöhnlich vorteilhaften Monopolstellung ist, die England in der zweiten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts besaß. Erst jetzt beginnen die Arbeitermassen Englands (wenn auch langsam), sich dem Sozialismus zuzuwenden.

Und wenn in England die sogenannte ‚Arbeiterpartei' ein *Bündnis* zwischen den nichtsozialistischen Gewerkschaften und der äußerst opportunistischen ‚Unabhängigen Arbeiterpartei' darstellt, so stellt in Australien die Arbeiterpartei eine *reine* Vertretung der *nicht*sozialistischen Gewerkschaften dar.

Die Führer der australischen Arbeiterpartei sind Gewerkschaftsbeamte, also ein Element, das allenthalben ein äußerst gemäßigtes, dem Kapital gehorsames (‚kapitaloposlushnij') ist, aber in Australien ganz friedlich und rein liberal.

Die Verbindung der einzelnen Staaten Australiens zu einem einheitlichen Australien ist noch sehr lose. Der Arbeiterpartei kam es zu, auf Festigung dieser Verbindung, auf Schaffung einer Zentralregierung hinzuwirken.

Die Arbeiterpartei in Australien hat das durchgeführt, was in anderen Ländern die Liberalen durchführten: einen gemeinsamen Zolltarif für das ganze Land, ein gemein-

sames Schulgesetz, eine gemeinsame Grundsteuer und eine gemeinsame Fabrikgesetzgebung.

Selbstverständlich wird sich mit der schließlichen Entwicklung und Konsolidierung Australiens zu einem selbständigen kapitalistischen Staat die Lage der Arbeiter verändern, und ändern wird sich die *liberale* ‚Arbeiterpartei', indem sie einer *sozialistischen* Arbeiterpartei Platz machen wird. Das Beispiel von Australien bildet bloß eine Illustration zu den Bedingungen, unter denen *Ausnahmen* von der Regel möglich sind. Die Regel ist eine sozialistische Arbeiterpartei in einem kapitalistischen Land. Die Ausnahme ist eine liberale Arbeiterpartei, und sie kann sich, dank besonderer, für den Kapitalismus im allgemeinen nicht normaler Bedingungen, nur eine Zeitlang entwickeln.

Jene Liberalen in Europa und Rußland, welche versuchen, das Volk die Überflüssigkeit des Klassenkampfes zu ‚lehren', indem sie auf das Beispiel Australiens hinweisen, betrügen nur sich selbst und die anderen. Es ist lächerlich zu glauben, man könne die australischen Bedingungen (die einer unentwickelten jungen Kolonie, besiedelt von liberalen britischen Arbeitern) verpflanzen in Länder mit längst gegründeter Staatsmacht und entwickeltem Kapitalismus."

Noch heute besteht in Australien der von Lenin betonte Einfluß der eingewanderten englischen Arbeiter – die verschiedenen ökonomischen Epochen, in denen die Arbeiter das Mutterland verließen, sind im Tochterland wie Schichtenlinien erkennbar. Schon vor der manchesterliberalen Periode, schon in der Zeit, da die ursprüngliche Akkumulation des Kapitals abschloß und die industrielle Revolution, der Übergang von der Manufaktur zur Industrie sich vollzog, hatte England den zwei Menschenalter währenden Sträflingstransport nach Australien begonnen.

In dieser Kategorie der ersten weißen Bewohner Australiens fanden sich unfreiwillige Abgesandte der vielfach schattierten englischen Arbeiterbewegungen, Mitglieder von Thomas Hardys Londoner Korrespondierenden Gesellschaft, die schottischen Menschenrechtler Muir, Gerard und Margarot, Anhänger der französischen Girondisten und Anhänger der Jakobiner, ludditische Maschinenstürmer, Kämpfer für die irische Unabhängigkeit, die Bristoler Chartisten

Frost, Jones und Williams, und Männer der 1838-Charte aus anderen Industriebezirken, Pioniere des Trade-Unionismus und Kommunisten.

Sie brachten ihre Lehren in das weltenfern entlegene Inselexil mit, wo sie sich tiefer verankerten als, um die Formulierung Lenins anzuwenden, „in den Ländern mit längst gegründeter Staatsmacht und entwickeltem Kapitalismus".

Die freiwillige Einwanderung, die der Lohnarbeiter, „die England zu einer Zeit verlassen hatten, als die liberale Arbeiterpolitik in diesem Lande fast uneingeschränkt herrschte", senkte neue Saaten in den australischen Boden. So sproß und wuchs es auf den jungfräulichen Fluren, aber nicht von einheitlicher Frucht, sondern Kraut und Rüben durcheinander, und selbst die waren Kreuzungen.

Die Labor Party, die einander oft widersprechenden Ideen in sich vereinigend, war schon bei ihrer Gründung liberal und ist es geblieben. Sie läßt jedes ihrer Mitglieder nach seiner Fasson selig werden und jedes Nichtmitglied auch, und wenn die Seligkeit ausbleibt, dann ist es eben keineswegs Schuld der Partei. Von einer theoretischen Schulung ihrer Mitglieder entdeckt man auch nicht die leiseste Spur, und wie sollte auch eine theoretische Ausbildung vorgenommen werden, wo keine Theorie vorhanden, die Partei eine Partei ohne Doktrin ist? Wohl interessiert sich mancher Labor-Mann für Gesellschaftskunde, fast jeder aber hängt einem anderen System an. Bei manchen Diskussionen glaubt man, im Chaos des Frühsozialismus zu Gaste zu sein, und kaum ist dieser Gedanke aufgetaucht, da holt auch schon ein verspäteter Frühsozialist vergilbte Blätter hervor, eine Broschüre, aus der er seine Weisheit schöpft, ein Familienerbstück.

Die Labor Party hat schon vor dem Kriege ihr Glück errungen, das den europäischen Sozialdemokraten erst nach dem Krieg beschieden war: das Glück, die Regierung bilden zu dürfen. Aber der Zeitunterschied ist nicht der einzige Unterschied.

In Europa erteilte der Kapitalismus den Sozialdemokraten die Prokura, wenn er seine Existenz durch revolutionäre Wellen bedroht sah; in diesem Falle suchte er sich Prokuristen aus, die ebensolche Feinde der Revolution waren wie

er selbst und die sich nach beendigter Gefahr verabschieden ließen.

Anders in Australien. Die 1890 in Stadt und Land und auf dem Meer (den Wollschiffen und Küstendampfern) einsetzenden großen Lohnbewegungen und die Erregung darüber, daß die Regierung alle Machtmittel zugunsten der Unternehmer anwandte, gebaren den Wunsch der Arbeiter nach einer eigenen politischen Vertretung.

Vorher schon waren drei Arbeiterführer als Vorpatrouille der Labor Party am politischen Horizont erschienen: Dr. Marloney wurde 1889 in Melbourne gewählt, Frank Cotton und Arthur Rae kandidierten in Sydney.

Gegen diese Arbeiterkandidaten läutete insbesondere der Klerus der „Orange", der protestantischen Nordirländer, die Sturmglocke und zeterte von den Kanzeln gegen die Hetzer, die sich an Gesetz und Obrigkeit versündigen, die sparsamen Bürger zwingen wollen, ihr durch Fleiß erworbenes Vermögen mit müßiggängerischen Habenichtsen zu teilen.

Ein Priester nur stellte sich an die Seite der drei Vorkämpfer. Er blieb auch in den weiteren Kämpfen ihr Freund, und wir sahen sie, Frank Cotton, Dr. Maloney und Arthur Rae, schmerzerfüllt dabeistehen, als fünfundvierzig Jahre später er, der Friedenspriester Arthur Rivett, auf der Rednertribüne in Sydney Domain starb.

Für die nächsten Wahlen gründeten die Gewerkschaften eigene Wählerligen, und beim ersten Wahlgang fielen ihren Kandidaten 36 Sitze im neusüdwalisischen Parlament, 10 im victorianischen und 16 im queenslandischen zu.

Nach diesen Siegen erklärte sich die Wählerliga jedes Bezirks unter dem Namen „Labor Party" in Permanenz, ohne sich mit den Labor Parties der anderen Bezirke zu vereinigen, und bis zum heutigen Tage gibt es nur selbständige Ortsgruppen der Labor Party, aber keine zentrale Labor Party.

Einige Jahre lang unterstützten die Labor-Abgeordneten als „reine Vertretung der nichtsozialistischen Gewerkschaften" die bürgerlichen Regierungen, wofür sie Konzessionen auf gewerkschaftlichem Gebiet erhielten. Um die Jahrhundertwende erlangten sie in den Staatsparlamenten die Mehrheit, bildeten Regierungen und 1904 zum erstenmal die Bundesregierung.

Die Wahlsiege der Labor Party waren nicht Siege über eine andere Massenpartei, es gab keine. Bislang hatten sich Einzelpersonen zur Wahl gestellt, teils Anhänger von Schutzzöllen, teils Anhänger des Freihandels, im Parlament in zwei einander scharf bekämpfende Gruppen geschieden. Auf beiden Seiten gab es Konservative und Liberale, die Liberalen waren in der Mehrheit, denn liberal war die Mehrheit der Wähler, Kleinfarmer und Arbeiter.

Im Augenblick, da die Labor Party ins Parlament einzog, waren freilich die mörderischen Gegensätze zwischen Freihändlern und Schutzzöllnern keine mörderischen Gegensätze, überhaupt keine Gegensätze mehr, Konservative und Liberale reichten einander die Bruderhand, handelten konservativ und nannten sich liberal. Gemeinsam ging es gegen die neuen Liberalen, die sich Labor Party nannten.

Mit besonderer Heftigkeit wurde das „Caucus"-System der Labor-Abgeordneten angegriffen. Auch der Bundesministerpräsident Australiens, Deakin, den die Labor-Abgeordneten mit ihrem „Caucus" so oft unterstützt hatten, machte ihnen diesen Caucus zum Vorwurf, allerdings erst, nachdem er seinen Platz einem Labor-Mann geräumt hatte und in Opposition stand.

Die Angriffe gegen den „Caucus" spielen noch heute eine Rolle in den Parlamentsdebatten, die Konservativen verlangen sein Verbot, weil er die freie Meinung der Abgeordneten vergewaltige; die parlamentarische Rede werde überflüssig und sinnlos, denn der durch den Caucus gebundene Abgeordnete dürfe sich nicht von ihr überzeugen lassen.

Wer aber, zum Teufel, ist das, dieser Wauwau, der verfluchte Caucus? Er ist nichts anderes als der Fraktionsbeschluß. In der Klubsitzung der Labor Party wird das Programm der bevorstehenden Parlamentstagung durchgesprochen und über die Stellungnahme abgestimmt. Hernach hat jedes Mitglied Fraktionsdisziplin zu halten, das heißt im Abgeordnetenhaus so aufzutreten, wie es die Mehrheit seiner Parteigenossen beschlossen hat, auch wenn er im Klub zur Minderheit gehörte.

Für die australische Labor Party bedeutet der Fraktionsbeschluß allerdings mehr als für die Parlamentsgruppen in Europa. Er ist ihr Ersatz für das nicht vorhandene Programm

und die nicht vorhandene Theorie. Ohne diesen einzigen, wenig liberalen und wenig individualistischen Zwang würde der Liberalismus und Individualismus der Labor-Abgeordneten so weit gehen, daß im offenen Hause jeder eine andere Stellung einnähme, je nachdem, welches Weltanschauungssystem er sich konstruiert oder vom Urgroßvater her ererbt hat.

Labor, im Parlament die Mehrheit bildend und dort durch den Caucus zu taktisch fester Einheit zusammengeschlossen, im Lande auf einer starken, der stärksten Massenbasis fußend, auf den Gewerkschaften, schien den Regierungsapparat dieses reichen, von keiner kriegerischen Invasion bedrohten Landes für alle Zeiten in den Händen zu halten und sich zu ungeahnter Blüte entfalten zu wollen.

Die Labor-Führer hätten Lenins Urteil überlegen belächelt, das ihrer Partei nur eine kurze Spanne der Entwicklung zugestand. Sie waren überzeugt, ein ewiges Arbeiterparadies zu schaffen, aus dem die Arbeiter niemals vertrieben werden können.

Dieweil sie es schufen, lockte die Schlange: Iß diesen Apfel, und du wirst sein wie Gott Kapital und anerkannt von allen Bürgern um deiner Weisheit und Milde willen. Die Labor-Regierung erlag der Lockung, sie führte genau das durch, „was in anderen Ländern die Liberalen durchführten: einen gemeinsamen Zolltarif für das ganze Land, ein gemeinsames Schulgesetz, eine gemeinsame Grundsteuer und eine gemeinsame Fabrikgesetzgebung".

Ähnliche Regierungsbeschlüsse folgten. Nur eine Miniatur in ihrer Galerie ist der Baby-Bonus, jedoch diese Miniatur illustriert vielleicht besser als ein Kolossalgemälde die Staatskunst und den Liberalismus der Labor Party.

Der Baby-Bonus ist 1912 von der Labor-Regierung Andrew Fisher zwecks Förderung der Kinderzeugung erlassen worden und bestand in einem Staatsgeschenk von 5 Pfund Sterling bei der Geburt eines Kindes. Mit Ausnahme der schwarzen Eingeborenenfrauen hatte jede zur Mutter gewordene Australierin darauf ein Anrecht, ob Millionärin oder Bettelfrau, denn die Arbeiterregierung lehnte es ab, einen Klassenunterschied zu machen, sie huldigte dem von Anatole France formulierten Grundsatz: „Das Gesetz in

seiner erhabenen Majestät verbietet es gleichermaßen den Armen wie den Reichen, unter Brückenbögen zu schlafen und im Bäckerladen ein Brot zu stehlen..."

Nicht die Werktätigen verwahrten sich dagegen, daß die Wohlhabenden den gleichen Betrag erhielten wie sie, sondern es protestierten die Wohlhabenden. In Zuschriften an die Zeitungen und in Beschlüssen ihrer Vereine erklärten sie, eine solche Prämie sei beleidigend, keine Frau von Ehre werde sich ihr höchstes Glück, das der Mutterwerdung, durch eine Vergütung, eine Entschädigung, eine milde Gabe, ein Trinkgeld entwerten lassen.

Das Labor-Ministerium war sehr betroffen. Es hatte eigens darauf verzichtet, den Baby-Bonus als Anspruch jeder werktätigen Frau oder jeder Frau eines Werktätigen, jedes Steuerzahlers niedrigerer Kategorie im Gesetz zu verankern, es hatte den kostspieligen und ungerechten Weg der Gleichheit gewählt, nur um jeden Hauch von Voreingenommenheit für eine Klasse zu vermeiden. Und nun schrien die Begüterten, der Baby-Bonus sei ein Almosen und entwürdigend, und proklamierten geschlossen, ihn nicht anzunehmen.

Auf den Sturmwellen des Boykotts steuerte die Kriegsflotte der bürgerlichen Opposition im Bundesparlament gegen die Fisher-Männer. Deren Boot drohte zu kentern. Es kenterte nicht. Denn Andrew Fisher vermochte eine Statistik vorzulegen, derzufolge der Baby-Bonus bei allen Neugeburten abgehoben worden war, zu hundert Prozent, also einschließlich der Boykotteure.

Zwanzig Jahre lang wurde der Scheck an jeden Säugling ausgegeben; erst die Regierung des Anti-Labor-Mannes Lyons schränkte die Prämie auf Familien mit einem Jahreseinkommen von weniger als 260 Pfund Sterling ein, und auch diese bekamen statt fünf Pfund nur vier. Nun protestierte die Labor Party. Aber sie protestierte nicht gegen den Abzug von einem Pfund, sie protestierte dagegen, daß man den Bonus den Reichen wegnahm, wodurch „the maternity allowance is now in the nature of charity", die Mutterschaftsbegünstigung jetzt den Charakter von Wohltätigkeit trägt. (Labor Year Book, 1934/35.)

Wenn die Labor Party über das, „was in anderen Ländern die Liberalen durchführten", hinauszugehen versuchte, wie

zum Beispiel in Queensland, wo sie einen Teil der Nahrungsmittelindustrie und des Nahrungsmittelhandels verstaatlichte, geschah es, ohne die privatkapitalistische Konkurrenz anzutasten. Binnen wenigen Monaten gelang es den Privatunternehmern, die neuen Betriebe zu korrumpieren, die Angestellten der staatlichen Fleischerläden und Bäckereien tauschten ihre Ware gegen die schlechtere des privaten Händlers um, der ihnen dafür eine Provision zahlte, die Produkte der staatlichen Konservenfabrik wurden von den Privatfabriken unterboten, und die staatliche Lebensmittelversorgung endete mit einem Kladderadatsch.

Auf der Linie der Arbeiterpolitik setzte die Labor Party die alten Einwanderungsbeschränkungen gegen ausländische Arbeiter (die zünftlerische Forderung der Trade Unions), vor allem gegen farbige, energisch und mit der patriotischen Begründung fort: Reinhaltung des britischen Charakters von Australien.

In der Tat wurden während der Konjunktur die Löhne hochgehalten und so „den Liberalen in Europa und Rußland, welche versuchen, das Volk die Überflüssigkeit des Klassenkampfes zu ‚lehren', indem sie auf das Beispiel Australiens hinweisen", die Handhabe dazu gegeben, sich selbst und die anderen zu betrügen.

Was aber war das endgültige Ergebnis dieser Schutzzölle gegen die Einfuhr von Arbeitskraft? Der größte Teil Australiens, insbesondere die heißeren Gebiete, blieb unbesiedelt, das Fabrikwesen entwickelte sich nicht, und die industrielle Reservearmee wuchs stärker, als sie durch eine vollkommen freigegebene Einwanderung je hätte wachsen können.

Daß die Labor-Führer den Weltkrieg nicht als einen imperialistischen erkannten und daß sie sich für die Entsendung australischer Truppen auf den Kriegsschauplatz einsetzten, war selbstverständlich; wie hätten sie, Nichtsozialisten, anders entscheiden sollen, wenn selbst die europäischen Sozialdemokraten nicht anders entschieden? Ministerpräsident Andrew Fisher verkündete bei Kriegsausbruch, Australien sei bereit, „den letzten Mann und den letzten Schilling" für die Unterstützung des Empires herzugeben, und am 4. August wurde der deutsche Dampfer „Pfalz", als er den Melbourner Hafen verlassen wollte, durch

einen Kanonenschuß gestoppt: der erste Schuß des Weltkrieges wurde also in Labor-Australien abgegeben.*

Bereits vor 1914 hatte die Labor-Regierung obligatorische Waffenübungen eingeführt, aber in dem Defense Act war nur vom Heimatschutz innerhalb Australiens die Rede. Teils um dem Gesetz nicht zuwiderzuhandeln, teils in der Auffassung, eine Freiwilligenarmee kämpfe besser als eine Zwangsarmee, wurden so wie in England, nur Freiwillige angeworben, allerdings mit allen Mitteln.

Zu Zehntausenden fuhren Australier davon, beordert, den im Weltkrieg vereinzelt gebliebenen Versuch einer Landung auf feindlichem Boden zu machen; viertausend türkische Kanonen, ausnahmslos Fabrikat von Vickers-Armstrong (England), mähten die Freiwilligen auf Gallipoli nieder.

Ende 1915 trat der Labor-Mann William H. Hughes das Amt des Bundespremiers an. Auf einer Reise nach England war er von Lloyd George und den „Times" mit dem Lob bedacht worden, er verdiene, Premierminister des ganzen Empires zu werden. Ob es wegen dieser Schmeichelei war, oder ob man ihm schon damals das Geschenk von 25 000 Pfund Sterling versprochen hatte, das er nach dem Krieg bekam, wie dem auch sei, Billy Hughes kehrte heim, fest entschlossen, die allgemeine Dienstpflicht (Conscription) in Australien durchzusetzen.

England und Neuseeland führten sie 1916 ein, in Australien ging das nicht so leicht. Eine Gegenagitation von mächtigem Ausmaß begann. An ihrer Spitze stand Percy Brookfield, Labor-Mitglied des Parlaments in Neusüdwales, ein Schüler des englischen Arbeiterführers Tom Man, der zu Anfang des Jahrhunderts in Australien gewirkt hatte. Brookfield entfaltete in den Silberbergwerken von Broken Hill und in der Sydney Domain eine große Anti-Conscription-

* Bei dieser Gelegenheit seien zwei andere Vorfälle aus dem Weltkrieg erwähnt. Der Mann, der in der New Yorker Hochbahn die Aktentasche Franz von Papens mit einer anderen vertauschte und auf Grund des so erbeuteten Materials die Kriegserklärung Amerikas an Deutschland mit veranlaßte, war ein Australier, Guy Gaunt aus Ballarat, jetzt Vizeadmiral. – Ferner wurde der erfolgreichste deutsche Kampfflieger Richthofen abgeschossen, während er über den australischen Schützengräben mit dem Leutnant W. R. May aus Melbourne und dem Kanadier Roy Brown in einem Luftgefecht begriffen war. Als die Australier unter dem zertrümmerten roten Fokker die Leiche erkannten, stammelten sie: „Christ, we got the bloody baron – Herrgott, wir haben den roten Baron erwischt."

Bewegung und entlarvte den Plan von Billy Hughes, jeden Streik durch Einberufung der Führer zu den Waffen unmöglich zu machen und durch Einführung der Dienstpflicht den Gewerkschaften das Rückgrat zu brechen. (Kurz nach dem Krieg fand Percy Brookfield einen plötzlichen Tod: ein Geisteskranker fuchtelte auf einem Bahnhof mit einem Revolver herum und erschoß Brookfield, der ihm die Waffe entreißen wollte. Gleichzeitig erschien in den Zeitungen die Nachricht, daß Hughes von patriotischen Bürgern die Ehrengabe von 25 000 Pfund Sterling erhalten hatte.)

Eine andere Gruppe, die Industrial Workers of the World, störte die Dienstpflichtagitation durch unbeanstandbare „Werbungs"-Plakate: „Zu den Waffen! Kapitalisten, Geistliche, Politiker, Redakteure und andere Hinterlandspatrioten, euer Land braucht euch in den Schützengräben; Arbeiter, tut das, was eure Herren tun!"

Unter den Iren Australiens, den Sinnfeiners, bestand gleichfalls keine Neigung, England durch allgemeine Dienstpflicht zu unterstützen; ihr Sprecher war kein Geringerer als der Erzbischof von Melbourne, Dr. Mannix, dem man schwer zu Leibe rücken konnte.

Eklatanter als je zuvor tat sich beim Gros der Labor-Abgeordneten ihr Liberalismus kund. Krieg? Ja. Massentransporte auf die Schlachtfelder? Ja. Aber Dienstpflicht? Zwang? Nein und abermals nein!!

Von zweiundsiebzig seiner Parteigenossen im Bundesparlament konnte Billy Hughes nur sechs für die Einführung der Dienstpflicht durch Parlamentsbeschluß gewinnen. Selbst in seinem Ministerrat (der war allerdings nicht von ihm, sondern durch den Caucus zusammengestellt) fand Hughes keine Mehrheit. Er entschloß sich, seinen Willen im Wege eines Plebiszits durchzusetzen, und dabei fiel ihm – wohl zum erstenmal – ein, sich der internationalen Arbeiterorganisationen zu bedienen. Billy Hughes erbat von den französischen und belgischen Führern der Zweiten Internationale Beschlüsse und Botschaften an die australischen Genossen: „Stimmt für die allgemeine Dienstpflicht!"

Überdies wandte sich Hughes, ohne daß seine Partei davon wußte, an den englischen General Birdwood, in dessen Armeeverband die australischen Truppen kämpften, er möge

diese beeinflussen, den Volksentscheid mit einem einmütigen Ja zu beantworten. General Birdwood verfaßte einen flammenden Aufruf. Es nützte nichts. Die australischen Soldaten stimmten mit überwältigender Mehrheit gegen die Dienstpflicht; die Ziffern wurden offiziell nie veröffentlicht, doch sollen 106 000 Nein- und nur 40 000 Ja-Stimmen gezählt worden sein. Die in Australien vorgenommene Abstimmung unter der Zivilbevölkerung ergab 1 160 033 Nein gegen 1 087 557 Ja.

Auf Geheiß von Hughes war in den australischen Abstimmungslokalen jeder Mann einem Kreuzverhör darüber unterworfen worden, warum er sich bisher nicht zum Militärdienst gemeldet habe.

Ermutigt durch das Mißtrauensvotum des Volkes gegen Hughes, schloß ihn die Labor Party wegen undemokratischer Beeinflussung der Abstimmung aus ihren Reihen aus. Weder aber übernahm die Labor Party die neue Regierung, noch hinderte sie Hughes daran, ein anderes Ministerium, das einer Nationalen Koalition, zu bilden; mit Billy Hughes traten einige Labor-Abgeordnete aus der Labor Party aus und vereinigten sich, ohne mit einer Wimper zu zucken, mit den Konservativen zu einer bürgerlichen Partei.

Hughes ordnete abermals einen Volksentscheid an, 7. November 1917. Diesmal wurde Australien nicht offen gefragt, ob Dienstpflicht eingeführt werden solle, sondern nur, ob es mit den Regierungsvorschlägen zur militärischen Verstärkung einverstanden sei. „Nein", antworteten die Soldaten. „Nein", antwortete die Mehrheit der Bevölkerung.

So lieferte Australien dem Weltkrieg nur Freiwillige und hat nicht seinen letzten Mann hergeben müssen. Der andere Teil des Versprechens von Andrew Fisher aber wurde wahrgemacht: den letzten Schilling hat Australien hergegeben. Die Regierung hatte seinerzeit mit großmannssüchtiger Geste erklärt, alle Kosten zurückzuzahlen, die England für die australischen Truppen und Schiffe im Krieg auslegen würde, und diese Schuldensumme ist bis zum heutigen Tag auf 794 Millionen Pfund Sterling angelaufen.

Dennoch wirtschaftete Australien weiter, als ob es aus dem vollen zu schöpfen hätte. 1927 ward Canberra geboren, ein „Weißer Elefant", eine überflüssige, defizitäre Einrich-

tung. Canberra ist eine Hauptstadt ohne Bevölkerung und mit ungeheuren Verwaltungskosten. Da weder Sydney seiner Rivalin Melbourne, noch Melbourne seiner Rivalin Sydney gönnen wollte, die allaustralische Kapitale zu sein, wurde auf neutralem Urwaldgebiet Canberra errichtet, nach dem Muster von Washington. Allerdings werden von Washington aus 48 Staaten mit hundertzwanzig Millionen Menschen regiert, während das britische Dominion Australien aus sechs Staaten mit kaum sieben Millionen Bewohnern besteht und nur wenige Ressorts zentralistisch verwaltet werden.

Zwar war es keine Labor-Regierung, die diese unzeitgemäße Stadt gründete, aber Labor saß in allen Parlamenten, ohne die Rivalität zwischen den Staaten zu schlichten, ohne die kostspielige und reaktionäre Lösung des Problems zu verhindern. Der reaktionäre Grundgedanke bei der Erbauung von Canberra war: die Hauptstadt sollte weder in einem Industriegebiet noch an einem Seehafen liegen, um dem Einfluß der Straße nicht ausgesetzt zu sein. Aus der gleichen Erwägung hatte Ludwig XVI. die Stände nicht nach Paris, sondern nach Versailles einberufen, 1789 ...

Mit diesem Register von Schuld und Schulden konnte Australien der Krise nicht begegnen, und als nach zwölfjähriger Opposition wieder eine Labor-Regierung (Scullin 1929) ans Ruder des Commonwealth gelassen wurde, geschah es, damit sie zu einer von den Ministerpräsidenten der Bundesstaaten beschlossenen allgemeinen Lohnreduktion und zur Einschränkung sozialer Einrichtungen ihre Mitwirkung leihe und dann demissioniere.

Die von Lenin vorausgesagte Änderung in der Struktur der Labor Party vollzieht sich vor allem in der Form innerer Opposition. Von der Labor Party spaltete sich die etwas radikalere, aber nicht marxistische State Labor Party ab, deren Führer Jack Lang (äußerlich dem deutschen Abgeordneten Gustav Noske zum Verwechseln ähnlich) 1930 die Premierministerschaft von Neusüdwales erlangte.

Anderthalb Jahre darauf wurde er vom britischen Gouverneur abgesetzt. Langs Gegner beschuldigen ihn, seine Abberufung selbst eingefädelt zu haben; Langs Anhänger hingegen erklären, er habe seine Politik konsequent ver-

folgt, obwohl er voraussah, wegen dieser Politik abgesetzt zu werden. Jedenfalls hat der zur Vertretung der Arbeiterinteressen gewählte Lang freundlich grüßend sein Amt verlassen, als ihm ein Beamter der Krone per sofort kündigte.

Auch durch die Existenz der Kommunistischen Partei wird die Struktur der Labor Party beeinflußt. Bei den letzten Wahlen gab es achtzigtausend kommunistische Wähler, einige Gewerkschaften stehen unter kommunistischer Führung; das Verbot, ihre Presse mit der Post zu befördern und ihre Literatur auf den „Plätzen der freien Rede" zu verschleißen, eine hohe Kaution, die für jede Wahlliste verlangt wird, die Wahlgeometrie und viele Verfolgungen erschwerten den Kommunisten die Erlangung eines Mandats.

In der wirtschaftlichen Lage der arbeitenden Klasse Australiens läßt sich, obwohl das Land von der Natur begünstigt ist wie wenige, kaum eine Spur vom Arbeiterparadies entdecken.

Lange bevor die Labor Party in Erscheinung trat, hatte Marx festgestellt, wie der Kapitalismus seine Eroberung der Welt durch die Eroberung Australiens beendet habe, „so daß fast jedes Postdampfschiff die Hiobspost einer Überfüllung des australischen Arbeitsmarktes – ‚glut of the Australian labour-market' – bringt und die Prostitution dort stellenweise so üppig gedeiht wie auf dem Haymarket in London".

Selbst während der Herrschaftsperiode der hohen Löhne gab es Arbeitslosigkeit; zu der von Marx als eine ihrer Ursachen gebrandmarkten „Konkurrenz, welche der Import englischer Waren selbst dem kleinsten Handwerker macht", ist heute die Konkurrenz der japanischen Waren getreten, und die Arbeitslosigkeit ist seither ins Ungemessene gewachsen. Die Elendsbezirke, einst nur Lumpenproletariat beherbergend, schließen nun die Arbeitervorstädte ein; wenn auch der lokalpatriotische Bürger nichts davon wissen will, es sieht in den Stadtteilen Wooloomooloo, Pyrmont, Surry Hills, Ultimo, Redfern und Paddington schlimmer aus als in Whitechapel zu Marxens Zeiten.

Und die Prostitution? So respektgebietend sich in London der Hurenauftrieb bei Haymarket und Piccadilly Circus in den letzten zwei Menschenaltern vergrößert hat, das nächt-

liche Angebot bei Little Lon (liebevoller Diminutiv für Little Lonsdale Street) in Melbourne und zwischen Palmer Street und King's Cross in Sydney kann sich vor London in Ehren sehen lassen.

Durch die Herrschaft der liberalen Arbeiterpartei, die sich, wie Lenin es ihr vorhergesagt, „dank besonderer, für den Kapitalismus im allgemeinen nicht normaler Bedingungen nur eine Zeitlang entwickeln" konnte, wurde also das kapitalistische System in keiner Weise gefährdet. Sogar seine ärgsten Schwären bestehen in Australien im gleichen erschreckenden Ausmaß wie in anderen Ländern.

DIE GEFAHREN DER BODYLINE

Die Sache mit der Bodyline ist eine Sportsache, aber sie spielt tief in die Politik hinein. Über Australien schreiben und die Sache mit der Bodyline weglassen, hieße den Vatikan schildern und des Papstes nicht Erwähnung tun, oder – doch wir können uns nicht mit Vergleichen aufhalten, wenn wir die Bedeutung von Kricket für Australien und von Bodyline für die internationale Politik darlegen wollen.

Zum Unterschied von den Pferderennen, dem allgemeinen Glücksspiel, ist Kricket der nationale Sport. Kricket hat Australien „auf die Landkarte gesetzt". Diese Redewendung, in Australien gang und gäbe, charakterisiert die Ehrgeize dieses Kontinents. Ist er ja erst vor kurzem in die Landkarten der Welt eingezeichnet worden, zunächst nur als Kontur, so wie ihn die Umsegler vom Umsegelschiff aus sahen, und am Ende des 18. Jahrhunderts kam zu dem Umriß noch ein Ringelchen, die Siedlung Botany Bay, später Sydney genannt.

Was sonst auf dem Kontinent vorhanden war, wußten nicht einmal die Inwohner des Ringelchens, denn keine andere Ortschaft, kein Flußlauf, kein See war noch „auf die Landkarte gesetzt". Da machten sich Entdecker auf, nahmen die Gefahren des Urwalddurchdringens, die Anstrengungen des Stromdurchschwimmens, die Beschwerden des Felsenerklimmens, nahmen Tod durch Hunger, Durst und Entkräftung auf sich, um neue Gebiete „auf die Landkarte zu setzen".

Und als das Land schon ziemlich erschlossen war, war noch lange nicht jede Siedlung auf der Landkarte eingezeichnet, obzwar jede Siedlung sich darum bemühte und sich beizeiten ringelte. Wer durch eine große Schafherde oder einen Mineralfund oder sonstwie einem Ort zur Ehre des Eingezeichnetwerdens verhalf, von dem sagte man anerkennend: Er hat uns auf die Landkarte gesetzt. Heute, nachdem die Kartographie auch innerhalb Australiens ihr Werk voll-

endet hat, ist die Wendung metaphorisch und ironisch und wird zumeist im Sinne von „bloßstellen" gebraucht.

So war es aber nicht gemeint, als wir sagten, das Kricketspiel habe Australien auf die Landkarte gesetzt. Dank dem Kricket steht Australien in regelmäßigerem und engerem Besucherverhältnis zum Mutterland als Kanada und Indien, die weit mehr Bewohner haben und England näher liegen.

Mitte der siebziger Jahre fuhr eine australische Kricketmannschaft über See, um bei Lord's, dem Londoner Kricketplatz, ihr Können zu zeigen. London betrachtete das nicht einmal als exotische Sensation, geschweige denn als eine sportliche. Kricket war englisches Monopol auf englischem Boden, schon im 15. Jahrhundert war es unter anderem Namen gespielt worden, seit dem Jahre 1550 hieß es Kricket. Cromwell war ein Kricketer gewesen, Frederick Louis Prinz von Wales war 1751 beim Kricketspiel durch einen Ballwurf getötet worden, seit 1744 galten die gleichen Regeln, und seit 1787 trainierte der Marylebone Cricket Club regelmäßig bei Lord's und siegte anderthalb Jahrhunderte lang turmhoch über alle anderen Mannschaften in England.

Wenn sich also ein paar Kolonisten damit vergnügt haben, zwischen Buschnegern und Känguruhs die Künste des Mutterlands nachzuahmen, und sich jetzt in London zeigen wollten – was kann dabei herauskommen?

Allerhand kam dabei heraus. Das Wicket, die Dreieinigkeit der Holzpfosten, die vom Ball des Gegners unberührt zu erhalten Aufgabe jeder Mannschaft ist, die drei Pfosten des englischen Wickets, die noch niemals von Nichtengländern getroffen worden waren, sie purzelten wie Kegel.

Der Mann, der sie vor allem schützen sollte, war kein Geringerer als W. G. Grace, Kricketkönig der Vereinigten Königreiche von Großbritannien und Irland. Großmächtig, mit einem Bart wie ein Schild, das Bat, den Schläger, schwungbereit, abwehrbereit, schlagbereit in den Händen, erhob er sich überlegen neben dem ihm anvertrauten Wicket – er konnte es trotz Bart und Bat nicht vor den heransausenden Bällen Australiens bewahren.

Binnen wenigen Stunden hatten die Hinterwäldler von der unteren Erdhälfte die englischen Kricketer besiegt und Australien auf die Landkarte gesetzt.

Die wirtschaftlichen Gründe der Tatsache, daß Old England in seinem alten Nationalsport auf eigenem Boden von Grünschnäbeln aus neuem Land geschlagen wurde, waren die Aufhebung der Sträflingsverschickung nach Australien und die Entdeckung der Goldfelder dortselbst. Dadurch wurde es dem australischen Unternehmer schwer, seine Arbeitskräfte bei der Stange zu halten, zu verhindern, daß sie sich als Goldgräber, Schafzüchter, Farmer oder Kaufleute etablierten. Er mußte sie durch höhere Löhne und bessere Behandlung an sich fesseln, und so willigte er schließlich sogar ein, die bis dahin unbeschränkte Arbeitszeit der Betriebe einzuschränken und den Arbeitern und Angestellten wöchentlich einen Nachmittag freizugeben. Wo Platz ist, sind auch Spielplätze, und es gab viel Platz in Australien, man hatte nicht weit zu laufen, wenn man spielen wollte. Sogar im Winter konnte man trainieren, Australiens Städte kennen keinen Schnee. (Auf das bißchen Schnee am Gipfel des Kosziusko-Berges sind die Australier sehr stolz.)

Seit jenem Zusammentreffen in London fährt die Ländermannschaft, in deren Land der Winter kommt, zu den Antipoden, bei denen eben Sommer ist; einmal die Engländer nach Australien, das andere Mal die Australier nach England.

Alljährlich sind die Briten beider Hemisphären aufgewühlt von der bangen Frage: Wer wird diesmal die Asche heimholen? Aus Furcht und Hoffnung ward die Sache mit der Bodyline geboren – bevor jedoch einem in die Geheimnisse des Kricketspiels nicht eingeweihten Lesepublikum die Sache mit der Bodyline erklärt wird, muß noch anderes erklärt werden.

Zum Beispiel das Heimholen der Asche. In Australien und in England weiß jeder genau, daß damit der Sieg im jährlichen Kricketkampf gemeint ist. Was das mit Asche zu tun hat, weiß man allerdings nicht genau. Einige Historiker behaupten, die „Sporting Times" haben nach dem ersten Sieg der Australier eine satirische Todesanzeige veröffentlicht, das englische Kricket sei gestorben, sein Leichnam verbrannt und die Urne nach Australien gebracht worden; auf diesen Hohn sollen die Engländer mit dem feierlichen Gelübde geantwortet haben, die Asche wieder zurückzuholen. Einer

anderen Überlieferung zufolge hat der australische Spielleiter nach dem Sieg über England die drei ruhmreich verteidigten Pfosten in Flammen aufgehen lassen, damit auch fürderhin kein Engländer sie treffe. Ob so oder so – fest steht, daß die Asche nicht existiert, um die alljährlich auf Leben und Tod gefochten wird.

Dabei wird kein Kampfmittel verschmäht: die Sache mit der Bodyline, von der wir später sprechen wollen, ist nur das letzte in der langen Reihe von Kampfmitteln, mit denen der Gegner aus dem Feld geschlagen werden soll.

Die englischen Mannschaften bestehen aus Amateuren und Professionals. Man darf sich das nicht etwa so vorstellen, daß Gentlemen und Berufsspieler ebenbürtige Klubkameraden sind. Im Gegenteil. Damit niemand im Publikum glaube, alle Spieler der gleichen Sportklasse gehörten auch zur gleichen Gesellschaftsklasse, wird der Rangunterschied besonders betont. Es gibt eigene Ankleidekabinen für Gentlemen und eigene Ankleidekabinen für Berufsspieler, und die Gentlemen betreten den Platz durch einen Eingang, der „nur für Herrschaften" bestimmt ist, während die Profis durch einen anderen, sozusagen durch den „für Dienstboten und Lieferanten" kommen.

Der erste Engländer, der diese strenge Trennung aufzuheben wagte, war Mister Percy Fender, Kapitän des Kricketklubs von Surrey. Er zog mit seiner gesamten gemischten Mannschaft durch die gleiche Pforte auf dem „Pitch", dem Spielfeld, ein. Diese rebellische Tat büßte Mister Percy Fender bitter: niemals wurde er Kapitän der Ländermannschaft Englands, obwohl ihm diese Würde unzweifelhaft jahrelang und jahrzehntelang gebührt hätte.

„Jahrzehntelang?" Ist das nicht ein bißchen übertrieben? Keineswegs. Kricket kennt keine Altersgrenze, man kann jung sein wie ein Boxer oder alt wie ein Golfspieler. Kricket kann man von Kindesbeinen an spielen bis zum Lebensabend. Um dies zu illustrieren, sei, bevor wir auf die Sache mit der Bodyline zu sprechen kommen, von Phil Mead berichtet, dem Batsman von Hampshire, der mit den Engländern Anno 1912 nach Australien kam. Er hütete das Wicket schlecht, und so sahen ihn die Australier vor dem Krieg nicht mehr. Erst 1928 erschien er wieder unter den

Auserwählten und erzielte beim Wettspiel in Brisbane 72 Punkte.

„Bravo, Phil Mead", belobte ihn der Obmann vor Brisbane nach dem Match, „Sie sind ein großer Kricketer. Sie können es mir glauben, ich bin ein alter Veteran, ich habe 1912 noch gegen Ihren Vater gespielt." Wir alten Fußballer vernehmen diese Episode mit Neid, denn wenn wir heute zu einem Wettspiel antreten würden, hielte man uns nicht für unsere Söhne, sondern für unsere Väter, bestenfalls.

Kricketer halten länger durch, obwohl ihnen die Dienstjahre nicht immer zum Aufstieg in den Rang des Länderkapitäns verhelfen. Nehmen wir die drei englischen Heroen, die an der Sache mit der Bodyline entscheidend beteiligt sind: Larwood, Mister Jardine und Voce. Nicht zufällig haben wir dem Namen Jardine ein „Mister" vorangesetzt und solches bei Larwood und Voce unterlassen. Mister Jardine betreibt den Beruf eines Kricketers als Sport, während die beiden anderen den Sport als Beruf betreiben. Deshalb spricht Jardine den Voce niemals als „Mister Voce" an, und Voce sagt zu Jardine nicht einfach Jardine, sondern Mister Jardine. Zeitungen und Rundfunk Englands machen die gleiche Unterscheidung zwischen dem Spieler und dem Herrn Spieler.

Verstandesfrage: Wer von den drei englischen Heroen ist der Länderkapitän, Larwood, Mister Jardine oder Voce? – Ganz richtig! Es ist Mister Jardine.

Die Wirtschaftskrise macht allerdings auch vor dem Kricketplatz nicht halt, sie tritt ein durch Herrschaftstore und Domestikenpforten. Heutzutage kommt es vor, daß ein Gentleman zum Berufsspieler wird oder daß ein Klub seinen Profi nicht mehr bezahlen kann, und dann hört über Nacht der eine auf, ein Herr zu sein, wogegen der andere als Herr aufwacht, vergleichbar jenem Neuvermählten, der erfährt, daß keine Mitgift vorhanden ist und er demnach eine Liebesheirat geschlossen hat.

Das sind natürlich nur Grenzfälle, zwischen ihnen liegt der Normalfall: die Amateure ziehen mehr Geld aus der Klubkasse als die Profis, und darum nimmt man es in England mit den Eingangstor-heiten und Herr-lichkeiten heute

nicht mehr allzu genau. In Australien hat man sie nie ernst genommen, ganz jedoch – das sei offen ausgesprochen, bevor wir auf die Sache mit der Bodyline kommen –, ganz hat sich Australien von dem englischen Vorbild nicht freizuhalten vermocht.

So war zum Beispiel Jack Ryder nicht Kapitän der Australier auf ihrer 1930-Reise nach England, weil sie befürchteten, Ryders rauhe Manieren könnten von dem feinen Publikum bei Lord's als shocking empfunden werden. Aus dem gleichen Grund wurde Ironmonger, der beste slow-bowler (Langsamschleuderer) unter dem Kreuz des Südens, niemals zu einem Spiel unter dem nördlichen Sternenhimmel entsandt. Ironmonger rühmt man nach, er „lasse den Ball sprechen", das heißt, er könne mit ihm machen, was er wolle. Eines kann er jedoch mit dem Ball nicht: ihn bei Lord's gegen die englischen Pfosten schleudern. Denn Ironmonger war Müllkutscher, ehe er Kricketamateur wurde. (In Australien sind alle Kricketspieler Amateure, was man vielleicht auch so ausdrücken könnte, daß alle Professionals sind.) Außerdem rutscht dem Ironmonger das große australische Adjektiv „bloody" und das große australische Substantiv „bastard" auch beim Wettspiel durch die Zähne, während sich die anderen Spieler (mit Ausnahme von Jack Ryder) dieser Ausdrücke nur bei Trainingsspielen bedienen.

Offiziös wird die Nichtentsendung Ironmongers damit begründet, daß er den Ball werfe; er werfe ihn mit gebogenem Arm, statt ihn vorschriftsmäßig aus der Schwingung des gestreckten Arms zu schnellen. Warum läßt man ihn dann bei innerstaatlichen Wettspielen antreten, he?

Gegen Eddie Gilbert wird der gleiche Einwand erhoben, und hier ist die Ursache noch klarer. Eddie Gilbert ist Australneger, und daß ein Schwarzer im Namen Australiens gegen England antritt, kommt nicht in Frage. Einige Neunmalweise behaupten mit hochgezogenen Augenbrauen, der Knochenbau der Eingeborenen, insbesondere der des Ellenbogens, verwehre diesen, den Ball nach den Regeln des Marylebone Cricket Clubs zu schleudern.

Vor uns liegt ein Filmstreifen, Eddie Gilbert beim Schleudern, keine Spur von Armbeugung. Und sprächen nicht andere Gründe dagegen, die Lüge von seiner Armkrümmung

hätte den armen Eddie nicht davor geschützt, in die Sache mit der Bodyline verwickelt zu werden.

Nun soll es aber mit den Einleitungen und Anspielungen ein Ende haben, wir wollen rundheraus sagen, was die Sache mit der Bodyline ist.

„Bodyline" bedeutet, daß der Ball nicht gegen das aus den drei Pfosten bestehende Wicket geschleudert wird, sondern in der Richtung auf den Körper (body) des Mannes, der das Wicket zu verteidigen hat. Diese Taktik wendet England gegen Australien an, gebraucht aber das Wort „Bodyline" niemals, ja es erklärt sogar, jedermann, der diesen Ausdruck verwende, sollte gefedert und gerädert, geteert und entehrt werden. Spielen dagegen dürfe man Bodyline, wenn man es nur mit dem richtigen Namen nenne: „Leg Theory Bowling." Ob der Batsman dabei getroffen werde, mache nichts aus.

Was liegt wirklich daran, denkt auch ihr, was liegt wirklich daran, wenn der Ball einen Spieler trifft?

Ihr denkt eben in Tennisbällen oder in Fußbällen, und das ist ein Denken im hohlen Raum. Der Kricketball ist kein hohler Raum. Wohl ist sein Kern nur Kork, seine Hülle jedoch ist Leder und Vulkanfiber, und er wiegt nicht weniger als sechs Unzen. Stellt euch mal vor, daß er aus zwanzig Schritt Entfernung mit einer Stundengeschwindigkeit von neunzig Meilen gegen den Unterleib, gegen das Herz oder gar gegen den Kopf eines Menschen saust.

Aber, wendet ihr ein, der Mann, gegen den die massive Kugel saust, kann doch ausweichen.

Nein, ausweichen kann er nicht, denn dann würde der Ball, dem der Schleuderer eine ganz bestimmte Fälsche gegeben hat, auf den Boden aufschlagen und, seitlich springend, das Wicket umwerfen. Der Batsman steht nämlich nicht unmittelbar vor dem Wicket, sondern seitlich davor, so daß der Ball, der den Batsman verfehlt oder vom Batsman verfehlt wird, das Wicket trifft.

Schlägt der Batsman den Ball nur ab, um sich zu schützen, so kann er ihn nicht dirigieren, wohin er will, der Ball fliegt infolge seiner Fälsche in die linke Hälfte des Spielfelds, dem Gegner geradewegs in die Hände.

Beim normalen Kricket sind die Spieler auf das ganze

Feld verteilt. Ist Bodyline im Spiel, dann postiert der Kapitän der Bodyliner seine Mannschaft auf die linke Seite, das „Legfield". Also nicht zufällig gefährdet oder verletzt der Wurf den Körper, Absicht liegt vor, die Helfershelfer des Täters haben schon vorher ihre Stellung bezogen und lauern auf die Beute.

Der ärgste Bodyliner heißt Harold Larwood. Er hat den englischen Journalisten, die ihm bei seiner Rückreise nach Suez entgegenkamen, erklärt, sein australischer Aufenthalt sei ein Spießrutenlaufen gewesen, die Zuschauer hätten ihn beschimpft, im Kino sein Bild ausgepfiffen, ihm Drohbriefe geschrieben, und er habe sein Hotel nicht ohne Polizeibedeckung verlassen können. Das mag wahr sein. Wir hörten australische Sportfanatiker von Larwood sprechen, sie waren blaß vor Empörung. Gleichzeitig aber funkelte in ihren Augen Verzückung. Keiner, der nicht von den poetischen Bewegungen des ehemaligen Kohlenkumpels Larwood schwärmte, vom Rhythmus seines Schwungs und sogar davon, daß seine verletzenden Bälle auf einen Millimeter genau treffen, wie Projektile eines Meisterschützen.

Sie zollen dem gehaßten Feind fast die gleiche Bewunderung wie ihrem geliebten Freund Don Bradman. Dieser Don ist kein spanischer Don, sondern ein australischer Donald, zärtlich abgekürzt. Nie gab es einen herrlicheren Batsman als Don Bradman. Betritt man in einem Kleinbürgerhaus das Zimmer der Söhne und Töchter, so findet man die Wand mit Photos von Don Bradman tapeziert. Von Don Bradmans Ruhm leben Zeitungen, Zeitschriften und Filme. Selbst England hat ihm die höchste Ehrung zuteil werden lassen, die England einem Ausländer zuteil werden läßt: Don Bradmans wächsernes Konterfei steht zu London in Madame Tussauds Panoptikum. (Katalognummer 264.)

Diese Anerkennung ehrt England ebenso, wie es Australien ehrt, daß es bei aller Wut gegen Larwood ihm Anerkennung nicht versagt. Jedoch für Mister Jardine, den Kapitän der Engländer, den Auftraggeber der Bodyliner, lassen die Australier keine mildernden Umstände gelten, und wenn sie ihn „bastard" nennen, schwingt der übliche freundliche Unterton nicht mit. Nach dem letzten Wettspiel höhnten sie, Jardines Eltern seien auf die australischen

Erfolge ihre Sohnes so stolz, daß sie beschlossen hätten zu heiraten.

Die Australier haben Grund zum Haß gegen die Bodyliner. Fielen doch diesen Kopfjägern die Spielleiter Australiens Bill Woodfull und Bert Oldfield zum Opfer, welch letzterer in der Liebe des Volkes nicht weit hinter Don Bradman rangiert.

Schlimm ist es, Sportlieblinge des Lieblingssports verletzt vom Pitch wegtragen zu sehen. Schlimmer aber ist es fürwahr, daß man, um die eigenen Schädeldecken zu retten, dem Engländer den seit fast zwei Menschenaltern umkämpften Sieg in die Hände spielen muß. Sollen wir uns durch Bodyliner von der Landkarte jagen lassen?

Die Sache mit der Bodyline sprang aus den Sportrubriken in die Leitartikel, die drohende Sprache der Presse war diesmal nicht Ursache, sondern Wirkung der Volkserregung.

„Auge um Auge, Zahn um Zahn", riefen die ganz Ungestümen und verlangten, Eddie Gilbert solle auch Bodyline spielen und dem Harold Larwood mal zeigen, was eine Harke ist.

Weil aber das Zeigen einer Harke eine in Australien unbekannte Wendung ist und weil die australischen Sportbeherrscher lieber Körperverletzung und Niederlage dulden als mit einem Schwarzen bei Lord's einziehen wollten, verzichteten sie auf Eddie Gilberts rächenden Arm und lehnten den radikalen Vorschlag ab.

Der Board of Control, jene Sportbehörde, die das australische Kricket in der internationalen Sphäre beaufsichtigt, mußte der Volksstimmung in anderer Weise Rechnung tragen. Diese in Australien höchst unbeliebte Instanz schickte an die in Australien noch unbeliebtere englische Instanz, den Marylebone Cricket Club, einen Protest, Protest gegen Bodyline, Protest gegen absichtliche Körperverletzung, Protest gegen „unsportsmanlike action".

Noch nie hatte jemand gewagt, den Engländern so etwas vorzuwerfen, ihnen vorzuschreiben, was fair, was sportsmanlike ist.

Vorsitzender des Marylebone Cricket Club ist Viscount Hailsham, durch seine Tätigkeit als Aktionär des Rüstungskonzerns Vickers-Armstrong nicht an friedlichen Beilegun-

gen interessiert. Von oben herab wurde den australischen Meuterern geantwortet, Bodyline sei weder erlaubt noch verboten, denn es stehe nicht in den Spielregeln. Ebensowenig gäbe es eine Vorschrift, wohin der Bowler zu zielen habe und wo die Fieldsmen aufzustellen seien. With kind regards, und so weiter.

Australien verwandelte sich in einen Vulkan, als diese Antwort bekannt wurde. Wie Feuer und Lava schlug die Empörung hoch, die australische Erde bebte, und das Band, das sie mit dem Mutterland verknüpfte, bebte mit. Die Herren in England gehen mit Körperverletzungen gegen uns vor, und nachher wird vom grünen Tisch aus noch erklärt, das sei vollkommen in Ordnung, jeder Engländer dürfe mit uns umspringen, wie es ihm beliebe!

Möge England seine Kricketpartner und seine Schafwolle aus Südafrika beziehen, das ist uns immer noch lieber, als daß das Leben unseres Don Bradman und unserer anderen Helden länger gefährdet wird und Marylebone das mit seinem Hohn begleitet.

Eines Morgens fand man in Sydney die Statue von Albert dem Gütigen, Gatten der Königin Victoria, beschädigt. Auf den Sockel hatten die Täter das Wort „Bodyline" gemalt und gegen den Kopf des Prinzgemahls einen Stein geschleudert; sie waren keine Larwoods gewesen, denn sie hatten nur das Ohr abzubrechen vermocht. Das Attentat kam nicht in die Zeitung, aber ein Photo des Denkmals hält das Ergebnis der Tat fest. Vor dem Palast des Gouverneurs zogen doppelte Wachposten auf. Der Abfall der Tochterlande schien unvermeidlich.

Im Australia-House in London ist ein Thron für abgesägte australische Ministerpräsidenten aufgerichtet, auf ihm sitzt der High Commissioner, sozusagen Gesandter des australischen Commonwealth beim englischen Hof. Nie noch war einem High Commissioner Australiens in London, nie einem britischen Kolonialminister die Hölle so heiß gemacht worden wie in den Tagen der Bodyline-Debatte. Das englische Kabinett trat zusammen, um in der Sache mit der Bodyline eine Entscheidung zu fällen, eine schwere Sache. Nach den Kricketregeln hatte Marylebone recht, und selbst wenn Marylebone unrecht gehabt hätte, konnte man diese er-

lauchte Kricketbehörde nicht desavouieren, England als höchste Sportinstanz der Welt nicht bloßstellen. Aber man mußte auch den Australiern entgegenkommen, ihre Absage der nächsten Wettspiele hätte die Kette zerrissen, mit der seit sechzig Jahren diese beiden Teile des Empire aneinandergeschmiedet sind.

Erfahren in der Behandlung von Rebellionen, fand das British Empire einen Ausweg. Zwar wurde Bodyline nicht durch einen Kabinettsbeschluß verboten, jedoch dem Marylebone Cricket Club nahegelegt, für das Länderspiel keinen Bodylinespieler aufzustellen. Larwood, Voce und die anderen „erkrankten".

Damit aber Australien sich nicht einbilde, es habe auch den Kapitän Englands, einen englischen Gentleman, gezwungen, strafweise im Winkel zu stehen und neidisch dem Spiel zuzusehen, wurde die Nichtteilnahme Jardines anders motiviert. Reuters Office verlautbarte, Mister Douglas Jardine sei zu einer Tigerjagd in Indien eingeladen worden und habe im Hinblick darauf gebeten, ihn vom Match gegen Australien zu dispensieren; der Marylebone Cricket Club habe nach längerer Beratung beschlossen, dem verdienstvollen Capt'n ausnahmsweise diesen Urlaub zu bewilligen.

Die Australier empfanden das immerhin als Sieg und erzählten lachend, die Eltern Jardines hätten sich wieder entlobt.

Vorläufig hat die Sache mit der Bodyline die Landkarte der Welt nicht verändert.



NACHBEMERKUNG

Der vierte Band der Gesammelten Werke Egon Erwin Kischs vereinigt „Paradies Amerika" und „Landung in Australien". „Paradies Amerika" erschien zuerst 1930 im Erich Reiß Verlag, Berlin; außerdem wurde der Band, ebenfalls 1930, im Verlag Universum-Bücherei veröffentlicht. Unser Neudruck geht auf die Erstausgabe des Erich Reiß Verlages zurück. „Landung in Australien" kam zuerst 1937 im Verlag Allert de Lange, Amsterdam, heraus. Auch hier folgen wir der Erstausgabe.

Orthographie und Interpunktion des Textes wurden behutsam dem heutigen Gebrauch angepaßt.

Fremdsprachliche Textstellen und wenig bekannte Personen oder Fakten sind im Anhang erläutert.

Die Textbearbeitung besorgten Edelgarde Oehlandt und Elga Abramowitz, die auch die Anmerkungen verfaßten.



ANMERKUNGEN

Paradies Amerika

9 *Kaspar Hauser* – Berühmter Findling rätselhafter Herkunft, tauchte 1828 als etwa Sechzehnjähriger in Nürnberg auf.
Sacco und Vanzetti – Zwei Streikführer italienischer Abkunft in den USA, 1921 angeklagt, gemeinsam einen Mord begangen zu haben, zum Tode verurteilt und nach sechsjähriger Haft trotz erwiesener Unschuld hingerichtet.
14 *Loungeroom* – (engl.) Gesellschaftsraum.
What did you expect from Chicago? – (engl.) Was haben Sie von Chicago erwartet?
New York vaut bien une messe – (franz.) New York ist eine Messe wert; Anspielung auf den Ausspruch Heinrichs IV. von Frankreich: „Paris ist eine Messe wert."
15 *Wrigley's here, Wrigley's there, Wrigley's everywhere* – (engl.) Wrigley hier, Wrigley dort, Wrigley überall.
17 *not at all* – (engl.) überhaupt nicht.
18 *vitaphoniert* – auf Tonband aufgenommen.
19 *New York Suburban* – die New Yorker Vororte.
20 *Speak-easies* – (engl.) Flüsterkneipen, Lokale, in denen während der Prohibition heimlich Alkohol ausgeschenkt wurde.
23 *He kept us out of the war* – (engl.) Er hat uns aus dem Krieg herausgehalten.
24 *General Court* – (engl.) Gericht.
28 *Visitors' Entrance* – (engl.) Eingang für Besucher.
31 *Treasury* – (engl.) Schatzamt.
Hall of Fame – (engl.) Halle des Ruhms.
34 *Whistler* – James A. MacNeill Whistler (1834–1903), amerikanischer Maler und Radierer, lebte in England.
Smithsonian Institution for the increase and diffusion of knowledge among men – (engl.) Smithson-Institut zur Verbreitung und Vermehrung des Wissens unter den Menschen: gegründet 1846 von dem englischen Chemiker und Mineralogen James Smithson.
ad majorem dei prosperitatem – (lat.) zur höheren Prosperität Gottes; Anspielung auf „ad majorem dei gloriam", zur höheren Ehre Gottes.
39 *Las señoras invitadas* – (span.) Damen sind eingeladen.

41 *das Väterlein-leih-mir-die-Scher-Spiel* – Vergleichbar mit dem Kinderspiel „Verwechselt, verwechselt das Bäumelein".

42 *Steamfitting* – (engl.) Installierungen und Reparaturen von Dampfpfeifen.
Xmas – Abkürzung für Christmas, Weihnachten.

44 *was denn the matter mit uns sei* – was denn mit uns los sei.
Department of Commerce – (engl.) Handelsministerium.

45 *Ehre, wem perennius gebührt* – Wortspiel mit Horaz' Ausspruch über die Beständigkeit seines Werkes: „aere perennius", „dauernder als Erz".

46 *Bowery* – Große Straße in New York mit vielen Kneipen und heruntergekommenen Hotels.

47 *evening quarters are attractive* – (engl.) Quartiere sind gut.
The U.S.Army builds men – (engl.) Die Armee der Vereinigten Staaten macht Männer.

48 *Travel – learn – earn!* – (engl.) Reise, lerne, verdiene!

50 *coon* – (engl.) Verächtliche Bezeichnung für Neger.

53 *Ugandaprojekt* – 1902 bot die britische Regierung dem Zionistenführer Theodor Herzl das britische Schutzgebiet Uganda in Ostafrika als Siedlungsgebiet für die Juden an, da die Türkei die Genehmigung zur Besiedlung Palästinas verweigerte. Der Zionistenkongreß von 1903 lehnte das Ugandaprojekt mit großer Mehrheit ab.

55 *Upton Sinclair* – Upton Sinclair (1878–1968) schrieb bis in die dreißiger Jahre antikapitalistische, sozialkritische Romane („Der Sumpf" 1906, „König Kohle" 1917, „Jimmie Higgins" 1919, „Petroleum" 1927 usw.), distanzierte sich Ende der vierziger Jahre von seiner sozialistischen Vergangenheit.

56 *„Pageant of the Patterson Strike"* – (engl.) „Das Schauspiel vom Patterson-Streik".
„Money Writes" – „Das Geld schreibt" (1927), eine soziologische Studie Upton Sinclairs über amerikanische Literatur.

57 *van Eeden* – Frederic van Eeden (1860–1932), niederländischer Dichter.
Südekum – Albert Südekum (1871–1944), rechter Sozialdemokrat, Mitglied des Reichstages, preußischer Finanzminister.
Müller-Franken – Hermann Müller-Franken (1876–1931), 1920 und 1928 bis 1930 deutscher Reichskanzler; rechter Sozialdemokrat.

60 *Bootleggers* – (engl.) Alkoholschmuggler.

62 *Department of Correction* – (engl.) Justizverwaltung.
Indeterminate sentence – (engl.) unbestimmtes Urteil.

65 *Oatmeal* – (engl.) Haferflocken.

72 *Poopdeck* – (engl.) Achterdeck.
76 *Digger* – (engl.) Goldgräber.
Nuggets – (engl.) Goldklumpen.
77 *der Reißer „Regen"* – Dramatisierung der gleichnamigen Novelle von Somerset Maugham.
the most talked-of play of the century – (engl.) das meistdiskutierte Stück des Jahrhunderts.
78 *Young Men's Christian Association* – (engl.) Verein Christlicher Junger Männer.
80 *able-bodied seamen* – (engl.) Vollmatrosen.
81 *daywork* – (engl.) Tagschicht.
82 *homeward bound* – (engl.) auf der Heimfahrt.
83 *Go to hell, damned fool* – (engl.) Geh zur Hölle, verdammter Idiot.
Dry up, you son of a bitch – (engl.) Hau ab, du Hundesohn.
84 *I don't give a shit* – (engl.) Ich sch... drauf.
Morgan – Henry Morgan (1635–1688), englischer Piratenführer, brandschatzte die Küsten der spanischen Kolonien in Mittel- und Südamerika, brannte 1671 die Stadt Panama nieder; wurde 1674 zum englischen Statthalter auf Jamaika ernannt und geadelt.
Kaaba – Würfelförmiges Gebäude in Mekka mit dem Schwarzen Stein, einem der Hauptheiligtümer des Islams. Mohammeds Sarg befindet sich nicht in der Kaaba, sondern in der Moschee von Medina.
86 *SS Dannedaiki sinking ...* – (engl.) SS Dannedaiki sinkt 37°56' nördl. Breite, 59°37' westl. Länge. Brauchen sofortige Hilfe. Schiffe in der Nähe bitte melden.
Our position ... – (engl.) Befinden uns etwa 75 westlich von euch. Wir kommen euch sofort zu Hilfe. Bitte informiert uns weiter über eure ... Wetter. Gezeichnet Kapitän SS President Harrison.
Lat. 38, 05 north ... – (engl.) 38°05' nördl. Breite, 60°12' westl. Länge. SS Florida ... Ruder verloren ... Westwind Stärke 10, Hohe See ... bitte ... brauchen Hilfe.
north ... 4 west ... – (engl.) nördl. ... 4° westl. ... änderten Kurs in Richtung eurer Position ... Gezeichnet Kapitän SS America.
87 *Mount Hope* – (engl.) Berg der Hoffnung.
88 *Lesseps* – Ferdinand Lesseps (1805–1895), franz. Diplomat; führte 1859/60 den Bau des Suezkanals durch und gründete 1879 die Panama-Gesellschaft, die 1889 bankrott machte.
89 *When do we move?* – (engl.) Wann geht's weiter?
I will find out – (engl.) Ich werde nachsehen.

90 *French Channel* – (engl.) Französischer Kanal.
92 *Hallo, guys . . .* – (engl.) Hallo, Jungs, seid ihr Soldaten? – Klar, wir sind vom Camp Clayton. – Seid ihr schon lange hier? – Zwei Monate. Wir wären lieber im Gefängnis.
in concreto – (lat.) in der Wirklichkeit.
93 *Ne sais-tu pas répondre?* – (franz.) Kannst du nicht antworten?
Ah, Madame est française? . . . – (franz.) Ah, Sie sind Französin, meine Dame? – Nein, mein Herr, ich bin aus der Schweiz. – Aus welcher Stadt? – Aus Bern.
94 *Farrère* – Claude Farrère (1876–1957), französischer Schriftsteller, schrieb Abenteuerromane.
95 *steel scraper* – (engl.) Stahlkratzer.
98 *Gopher Prairie* – Fiktive Stadt, in der Sinclair Lewis' Roman „Main Street" („Die Hauptstraße") spielt. Sie wurde zum Inbegriff der spießigen amerikanischen Provinzstadt.
99 *Excluded classes* – (engl.) Ausgeschlossene Gruppen.
102 *crazy* – (engl.) verrückt.
Kellogg-Pakt – Nach dem US-Außenminister Frank B. Kellogg benannter, 1928 abgeschlossener internationaler Vertrag, in dem Kriege als Mittel der Politik geächtet wurden.
Cruiser-Bill – (engl.) Panzerkreuzer-Gesetz.
103 *Society news* – (engl.) Gesellschaftsnachrichten.
leg chows – (engl.) Bein-Shows.
104 *Hallowe'en* – Abend des 31. Oktober, des Tages vor Allerheiligen.
Thanksgiving Day – (engl.) Tag des amerikanischen Erntedankfestes, der letzte Donnerstag im November.
106 *Polikuschka* – Titelheld einer Erzählung L. N. Tolstois.
109 *Certificate of Discharge* – (engl.) Entlassungsbescheinigung.
. . . yourself, ye son of a bitch – (engl.) . . . dich, du Hundesohn.
113 *stock shots* – (engl.) Archivaufnahmen.
115 *enlargement* – (engl.) Vergrößerung.
double exposure – (engl.) doppelte Belichtung.
116 *double print* – (engl.) doppelt kopierte Aufnahme.
119 *this popular picture . . .* – (engl.) dieses beliebte Bild ist immer noch der Bestseller, geschätzt wegen seiner Einfachheit und der Kraft seiner Farben.
122 *county* – In den USA gliedern sich die Bundesstaaten in Counties.
Mayor – (engl.) Bürgermeister.
Take a chance! – (engl.) Nimm die günstige Gelegenheit wahr!
126 *Department of Water and Power* – (engl.) Ministerium für Wasser und Elektrizität.

127 *Central Casting Corporation* – (engl.) etwa: Zentrale Rollenverteilungsstelle.
128 *Association of Motion Pictures Producers* – (engl.) Vereinigung der Filmproduzenten.
132 *Independent Producers* – (engl.) Unabhängige Hersteller.
Nothing in – (engl.) Nichts da.
140 *Big Game* – (engl.) Großes Spiel.
The contingent . . . – (engl.) Die Summe wird zu dem Zweck benötigt, das Außenministerium in den Stand zu setzen, Vorgänge in anderen Nationen genau zu überwachen, so daß die Vereinigten Staaten jederzeit über alle Entwicklungen unterrichtet sind, die ihre Interessen berühren könnten.
143 *Volstead Act* – (engl.) Durch dieses Gesetz wurde 1919 der Ausschank und Verkauf aller Getränke mit einem Alkoholgehalt von über einem halben Prozent verboten. Ausführungsgesetz zum 18. Verfassungszusatz, durch den am 16. Januar 1919 die Prohibition in den USA eingeführt wurde.
144 *I hope this puts an end to you* – (engl.) Ich hoffe, das wird dein Ende sein.
145 *Tschitschikow* – Gestalt aus Nikolai Gogols Roman „Die toten Seelen".
147 *Subway* – (engl.) Untergrundbahn.
152 *guilty, not guilty* – (engl.) schuldig, nicht schuldig.
153 *up town* – (engl.) in der oberen Stadt.
Inferior Criminal court – (engl.) Untergericht.
155 *The Drs. La Grange & Jordan . . .* – (engl.) Dr. La Grange und Dr. Jordan, Europäisches Museum; errichtet in Philadelphia 1858, täglich außer Sonntag geöffnet. Nur für Herren.
156 *Independence Hall* – (engl.) Unabhängigkeitshalle.
157 *Tschainaja* – (russ.) Teestube.
158 *Arnold* – General Benedikt Arnold (1741–1801) trat während des amerikanischen Unabhängigkeitskrieges auf die Seite der Engländer über.
167 *Local Union of Greek Fur Workers* – (engl.) Gewerkschaft der griechischen Pelzarbeiter.
172 *The visitation problem . . .* – (engl.) Das Besucher-Problem ist bei dieser Institution so schwierig geworden, daß es notwendig wurde, ein allgemeines Besuchsverbot zu erlassen. Man kann sich vorstellen, daß wir Hunderte von Anträgen erhalten haben, doch mußte natürlich das Verbot streng eingehalten werden. Ich konnte nicht gut dem einen ein Privileg einräumen und es anderen verweigern. Ich habe jedoch einen Präzedenzfall geschaffen, indem ich solchen Personen eine Sonderbesuchserlaubnis erteilt habe, die auf kriminolo-

gischem und auf verwandtem soziologischem Gebiet tätig sind, und ich bin der Ansicht, daß Herr Kisch mit Recht dieser Gruppe zugezählt werden kann, und unter diesem Gesichtspunkt gewähre ich ihm gern die Sonderbesuchserlaubnis ...

174 *Beloved Pico, beautiful, intelligent, heroic* – (engl.) Geliebter Pico, schön, intelligent, heldenhaft.
Proud, sunny, loving – (engl.) Stolz, sonnig, liebevoll.

177 *Slave market* – (engl.) Sklavenmarkt.
cut rate laundry – (engl.) besonders billige Waschanstalt.
Autochthonen – Ureinwohner.

180 *die Capuletti und die Montecchi* – Die beiden feindlichen Veroneser Familien aus Shakespeares „Romeo und Julia".

183 *the Lager Beer Riot* – (engl.) der Lagerbier-Aufruhr.

190 *City Editor* – (engl.) Lokalredakteur.
Admit – (engl.) Genehmigung.
to witness ... – (engl.) der Hinrichtung von David Shanks im Landesgefängnis um 12.05 Uhr nachts beizuwohnen.

191 *Guard* – (engl.) Wache.
Warden – (engl.) Wärter.

197 *It's tested* – (engl.) Das ist erwiesen.

201 *Firstday* – (engl.) Ersttag.

203 *deranged mind* – (engl.) Sinnesverwirrung.
cum infamia chassiert – mit Schimpf und Schande ausgestoßen.
long, long ago – (engl.) vor langer, langer Zeit.

206 *Mr. Kisch, meet Mr. Mautner* – (engl.) Mr. Kisch, machen Sie sich mit Mr. Mautner bekannt.
You have a brother ... – (engl.) Sie haben einen Bruder in Prag, der Rechtsanwalt ist, nicht wahr?

209 *Mezzofanti* – Giuseppe Mezzofanti (1774–1849), Professor in Bologna, dann Kustos der Vatikan-Bibliothek, soll 57 Sprachen verstanden haben.

215 *some hundred* – (engl.) einige hundert.
der Roman „Jungle" – Nach dem Erscheinen von Upton Sinclairs Roman „Der Sumpf" (1906), der die jeder Hygiene hohnsprechenden Verarbeitungsmethoden in den Chicagoer Schlachthäusern anprangerte, sahen sich die Unternehmer wegen des Rückgangs des Fleischverkaufs zu Reformen gezwungen.

220 *I act, I move, I push* – (engl.) Ich handle, ich bewege, ich treibe an.

223 *Chispas* – (engl.) Goldkörner.

224 *Gold Mine found ...* – (engl.) Goldmine gefunden. – In der neu gebauten Wasserzufuhr der Sägemühle, die kürzlich von

Captain Sutter bei der American Fork errichtet wurde, ist Gold in erheblichen Mengen gefunden worden. Jemand brachte Gold im Wert von 30 Dollar, das in kurzer Zeit dort gesammelt worden war, nach New Helvetia.

240 *„Shoulder the Arms"* – (engl.) „Das Gewehr über!"

242 *stowaways, boardjumpers, and steamship-deserters* – (engl.) blinde Passagiere, Überbordspringer und Schiffsdeserteure.

243 *Hobos* – (engl.) Landstreicher.

252 *I sell five...* – (engl.) Verkaufe fünf Maiweizen zu einsdreißig ein Achtel.

258 *Fanny Farmer's Candies* – (engl.) Fanny Farmers Zuckerwaren.

259 *Received from Penitentiary* – Aus dem Gefängnis zugestellt.

263 *Advertizing* – (engl.) Reklame.

272 *Sightseeing* – (engl.) Besichtigung von Sehenswürdigkeiten.

274 *Arnold Winkelried* – Legendärer Schweizer Nationalheld, soll in der Schlacht bei Sempach 1386 eine große Zahl feindlicher Speere ergriffen und dadurch seinen Kampfgefährten eine Bresche geschlagen haben, die den Sieg der Eidgenossen über Leopold III. von Österreich entschied.

289 *Business as usual* – (engl.) Geschäft ist Geschäft.

290 *Barnum* – Phineas Taylor (1810–1891), amerikanischer Schausteller und Zirkusunternehmer.
Danbury Hatter Case – (engl.) Der Fall der Hutmacher von Danbury.

292 *Astor* – John Jakob Astor (1763–1848), aus Deutschland eingewanderter Instrumentenbauer, wurde durch Pelzhandel und Grundstücksspekulation zum zwanzigfachen Millionär. Begründer der Dollardynastie Astor.

295 *Panazee* – Allheilmittel.

299 *evening rush* – (engl.) Abendansturm.
Shine them up? Polish? – (engl.) Stiefelputzen? Polieren?

305 *No thoroughfare* – (engl.) Keine Durchfahrt.

Landung in Australien

312 *Electric Liner* – (engl.) Überseedampfer.

317 *Centenary* – (engl.) Jahrhundertfeier.

318 *British Passport Control...* – (engl.) Britische Paßkontrolle... Gültig für beliebig viele Reisen innerhalb von zwölf Monaten vom heutigen Datum an. Zeitweiliger Besucher.

320 *Poincaré* – Raymond Poincaré (1860–1934), 1912 bis 1913, 1922 bis 1924 und 1926 bis 1929 französischer Ministerpräsident, 1913 bis 1920 Staatspräsident.

320 *Reichsbischof Müller* – Hitler plante in den ersten Jahren des Dritten Reiches, eine evangelische Reichskirche unter dem Reichsbischof L. Müller zu errichten. Der Plan wurde 1935 aufgegeben.

327 *Poeta laureatus* – (lat.) lorbeergekrönter Dichter. Seit dem 15. Jahrhundert Ehrentitel für den Hofdichter des englischen Königshauses.

British Defense Committee – (engl.) Britischer Verteidigungsausschuß.

338 *pro ecclesia et pontifice* – (lat.) für Kirche und Papst.

339 *„Das Neue Tage-Buch"* – Von 1933 bis 1940 erschienene, von Leopold Schwarzschild herausgegebene Zeitschrift der deutschen Emigration.

340 *Marcuse* – Ludwig Marcuse (1894–1971), bürgerlicher Literatur- und Theaterkritiker, emigrierte 1933 nach Frankreich, 1939 in die USA, wurde Professor für Philosophie an der Universität von Kalifornien.

Mensendieck – Die holländisch-amerikanische Gymnastikreformerin Bess Mensendieck (1884–1958) entwickelte eine spezielle Frauengymnastik.

342 *Parlate l'italiano?... Fate attenzione, I miei amici vogliono attaccarvi... Non so* – (ital.) Sprechen Sie italienisch?... Geben Sie acht. Meine Freunde wollen Sie überfallen... Ich weiß nicht.

Outer Harbor – (engl.) Außenhafen.

Vicki Baum – Vicki Baum (1888–1960), Autorin vielgelesener, z. T. verfilmter Unterhaltungsromane, lebte seit 1931 in Hollywood.

Headline – (engl.) Schlagzeile.

Theodor Lessing – Theodor Lessing (1872–1933), idealistischer Geschichts- und Kulturphilosoph, von Faschisten ermordet.

Erich Baron – In der Weimarer Republik Herausgeber einer für die Verständigung mit der Sowjetunion wirkenden Zeitschrift „Das neue Rußland". 1933 im Gefängnis ermordet.

Franz Braun – Antifaschistischer Publizist, 1933 im Gefängnis ermordet.

343 *Mierendorff* – Carlo Mierendorff (1897–1943), sozialdemokratischer Reichstagsabgeordneter, von 1933 bis 1938 im KZ.

Neubauer – Theodor Neubauer (1890–1945), kommunistischer Reichstagsabgeordneter, von 1933 bis 1939 im Zuchthaus und KZ, danach illegal tätig, im Juli 1944 erneut verhaftet. 1945 hingerichtet.

358 *Trebitsch-Lincoln* – Internationaler politischer Agent, 1920

Pressechef bei Kapp-Lüttwitz, ging 1925 nach China, wurde dort politischer Berater der Kuomintang. Vgl. „China geheim", Bd. III unserer Ausgabe, S. 492.

360 *c'est entendu* – (franz.) einverstanden.

362 *Albert Londres auf der „Georges Philippar"* – Der französische Journalist Albert Londres kam im Sommer 1932 beim Brand des Ozeandampfers „Georges Philippar" im Golf von Aden um.

366 *Max Hölz* – Max Hölz (1889–1933) organisierte 1920 den bewaffneten Kampf der Arbeiter im Vogtland gegen den Kapp-Putsch, war 1921 einer der Führer des mitteldeutschen Aufstands, hatte anarchistische Tendenzen, wurde 1921 von einem Sondergericht auf Grund einer fingierten Mordanklage zu lebenslänglichem Zuchthaus verurteilt. Kisch setzte sich für seine Freilassung ein und gab 1927 Hölz' „Briefe aus dem Zuchthaus" heraus. Hölz wurde 1928 auf Grund einer allgemeinen Amnestie freigelassen.

381 *St. Vincent de Paul* – Vincent de Paul (1576–1660), Almosenverwalter des französischen Königs und Leiter der Caritas in ganz Frankreich, Stifter des Ordens der Lazaristen und des Ordens der Barmherzigen Schwestern.

390 *Ceterum censeo* – (lat.) Mit dem Satz „Ceterum censeo Charthaginem esse delendam", „im übrigen meine ich, daß Karthago zerstört werden muß", schloß der ältere Cato (234 bis 149 v. u. Z.) jede seiner Reden vor dem römischen Senat.

395 *prohibited immigrant* – (engl.) Person, der die Einwanderung untersagt ist.

405 *Supreme Court* – (engl.) Oberstes Gericht eines australischen Bundesstaates.

411 *Cäsar super grammaticam* – (lat.) Cäsar (steht) über der Grammatik.

415 *K. C.* – (engl.) King's Counsel; Anwalt der Krone.

423 *apologia pro sua vita* – (lat.) Selbstverteidigung.

Lang – Dr. John Dunmore Lang (1799–1878), Geistlicher, Politiker und Autor vieler Bücher über Australien; setzte sich für die Einstellung der Deportationen nach Australien und für die freie Einwanderung ein. Verteidigte die Rechte Australiens gegenüber Großbritannien.

425 *Piano, piano* – (ital.) Langsam, langsam.

428 *Political Squad* – (engl.) Politische Abteilung.

434 *Wobblies* – Slangbezeichnung für die Mitglieder der I. W. W.

437 *Liberté, Fraternité, Egalité ou la mort* – (franz.) Freiheit, Brüderlichkeit, Gleichheit oder Tod.

der (bis dahin) „blutigste aller Adolfe" – Adolphe Thiers

(1797–1877), 1871 bis 1873 erster Präsident der Dritten Republik, schlug den Aufstand der Pariser Kommune 1871 nieder.

440 *Captatio benevolentiae* – (lat.) Haschen nach Wohlwollen; Werbung um die Gunst des Lesers oder Zuhörers.

443 *Austrialia del Espiritu Santo* – (span.) Austrialia vom Heiligen Geist.

458 *expressis verbis* – (lat.) ausdrücklich.

485 *K. C. M. G.* – (engl.) Knight Commander of St. Michael and St. George; Ritter des Michaels- und Georgsordens. Dieser britische Orden wird für bürgerliche und militärische Verdienste verliehen.

486 *„Who's who in Labor?"* – (engl.) „Wer ist wer in der Arbeiterbewegung?" Titel eines Handbuches.

490 *Pater Patriae* – (lat.) Vater des Vaterlandes.

Trial – (engl.) Prozeß.

506 *Fiat oeconomia, pereat mundus* – (lat.) Es blühe die Wirtschaft, wenn auch die Welt untergeht!

507 *Minority Movement* – (engl.) Minderheitsbewegung.

511 *Stout* – (engl.) starkes Porterbier.

515 *Odds* – (engl.) Wettchancen.

516 *Racketeer* – Erpresser, auch Schieber.

Gambler – (engl.) Glücksspieler.

522 *de profundis* – (lat.) aus der Tiefe.

529 *Greyhounds* – (engl.) Windhunde.

538 *Shark Murder Case* – (engl.) Haifisch-Mordfall.

568 *Thomas Hardys Londoner korrespondierende Gesellschaft* – Erste politische Organisation englischer Arbeiter Anfang der neunziger Jahre des 18. Jahrhunderts. Ihre Hauptforderung war das allgemeine Wahlrecht. Nachdem ihren Führern Thomas Hardy und Horn Took 1794 ein Prozeß wegen Hochverrats gemacht worden war, bei dem beide freigesprochen werden mußten, wurde sie 1794 zerschlagen.

ludditische Maschinenstürmer – Als Ludditen (nach ihrem Anführer Ludd) wurden die englischen Arbeiter bezeichnet, die zu Beginn des 19. Jahrhunderts die Textilmaschinen zerstörten, in denen sie die Ursache der zunehmenden Arbeitslosigkeit und Verelendung des Proletariats sahen.

569 *die 1838-Charte* – Programm der Chartisten, der ersten revolutionären Massenbewegung des englischen Proletariats. Die Hauptforderung der Charte war die Ausdehnung des Wahlrechts auf alle Engländer. Das Unterhaus lehnte die Charte ab, der Aufstand der Chartisten 1839 wurde niedergeschlagen.

575 *Defense Act* – (engl.) Gesetz über die Landesverteidigung.

590 *with kind regards* – (engl.) mit freundlichen Grüßen.

INHALT

Paradies Amerika